Deutsche Dichtung

Karl Emil Franzos





Deutsche Dichtung.



Deutsche Dichtung.

Herausgegeben

von

Karl Emil Franzos.

Elfter Band.

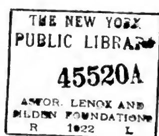
Oktober 1891 bis März 1892.



Berlin.

Verlag von A. Haack.

1892.



Druck von A. Haack in Berlin NW.

Mitarbeiter-Verzeichnis des XI. Bandes.

Inhalt des XI. Bandes.

Parabeln, Sprüche und Aphorismen.

Epische Dichtungen.

Dramatische Dichtungen.

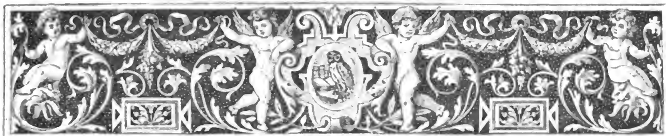
Essays.

Litterarische Notizen.

Verzeichnis der besprochenen Bücher.

Porträts.





Der rote Schirm.

Novelle

von

Wilhelm Jensen.

„Mein Lieber.

Als wir zum Nachteil Deines Portemonnaies die Abschieds-Sectflasche auswürfelten, suchtest Du von mir zu erfahren, wofür Du Dich eigentlich in die Unkosten stürztest, d. h. warum ich all' meine Liebenswürdigkeit aufgeboten, unseren grämlichen Oberst eine Befürwortung meines Urlaubsgesuches um diese Jahreszeit abzuringen. Darüber eine Aufklärung zu wünschen, war in gewisser Weise Dein Recht, erstens um unsrer Befreundung und zweitens um Deiner Kasse willen. Aber das Recht des Einen widerstreitet im Leben oftmals dem des Andern, und so beharrte ich bei dem, das auch ich ebenso besaß, Deine Wißbegier unbefriedigt zu lassen.

Ich kann nicht sagen, daß ich dies Verfahren gegenwärtig bereue, doch fraglos ist, daß ich mich augenblicklich hingesetzt habe, um mich schriftlich anders zu verhalten, als mündlich. Weshalb? Muß der Mensch denn immer einen Grund für sein Thun haben? Sonst thäte er's wohl nicht, wird Deine Verständigkeit mir antworten. Nun, so schreibe ich vermutlich an Dich, weil ich grade nichts Besseres anzufangen weiß.

Wenn Du Dir das übersetzst: Ich langweile mich, so kann ich nichts dagegen einwenden, als die Rückfrage, ob etwa Du meinen hiesigen Aufenthalt im Großen und Ganzen amüsant finden würdest? Um mich herum Berge mit und Berge ohne Wald; auf einem, halb sichtbar, eine, wie es scheint, ziemlich beträchtliche Burgruine. In der Thalsohle ein Bach, da und dort das Rad einer Sägmühle drehend. Pflanzen aller möglichen Art, wie sie im Mai immer wieder aus dem Boden kommen. Das Dorf lang gestreckt, mit breiten Wiesenlücken zwischen den Häusern. Ab und zu ein Bauernhof droben auf dem Gelände; um die Kirche herum eine kleine Ansammlung von reputierlicheren Gebäuden, darunter mein „Gasthof zum Waldhorn". Nicht schlecht für die ländlichen Verhältnisse, sowohl was Wohnräume, als Küche angeht. An der fast elegant zu nennenden Einrichtung eines großen, jetzt unbenutzten Speisesaals merkt man, daß in besserer Jahreszeit ein Zufluß von zahlreichen gutsituierten Gästen stattfinden muß. Dafür sprechen auch mehrere neugebaute schickliche Villen, von Gartenanlagen mit Springfontänen und geschmackvoll ausgewählten seltnen Coniferen umgeben. Leider besagen aber ebenfalls die hermetisch mit Läden geschlossenen Fenster beinah überall, daß es nicht Saisonzeit, sondern die unfashionabelste des ganzen Jahres ist, um sie auf dem Lande zu verbringen. Ich kenne keinen Monat, den man so rasch vorüberwünscht, wie den Mai. Entweder er ist regnerisch und läßt in nicht mehr geheizten Zimmern vor Kälte mit den Zähnen klappern, oder die Sonne brennt unerträglich von immer blauem Himmel herunter und blendet überall auf den dichten Massen von gelben Ranunkeln und weißen Sternblumen die Augen. In der Großstadt und im Garnisonleben kommt man zum Glück unvermerkt darüber weg und hat Anregung genug, sich das Ennuyante dieser Zwischenperiode zwischen Winter- und Sommersaison nicht aufdrängen zu lassen. Aber nun stelle Dir mich in dieser Umgebung vor! Ich befinde mich zum erstenmal seit sieben Jahren, glaube ich, wieder um diese Zeit auf dem Lande; damals war ich noch ein halber Knabe, eben vom Gymnasium abgegangen und wollte Geschichte oder Litteraturgeschichte, ich weiß nicht mehr was, studieren. In den Jahren lebt man noch so gedankenlos hin, ohne Bedürfnisse und Anforderung an das,

was um Einen ist. Unbegreiflich jetzt, wie man freiwillig dazu im Stande sein konnte. Kein Straßengetriebe, kein Theater, Konzert, Kaffee. Keine Gesellschaften, Kameraden, Billard- und Kegelspiel. Selbst der Dienst und das Räsonnieren-Können über ihn fehlt. Man verödet geistig unter diesen immer gleichen toten Sträuchern und Kräutern, und bei den Menschen verbauert man. Keine, oder wenigstens drei Viertel des Tages hindurch keine andere Unterhaltung, als die man mit sich selbst führt, sich nach dem Bärenvorbild aus den eignen Fingern saugen muß. Das ist eine klägliche Ressource, wirst Du mir zugeben, wenn man an ein großstädtisches Offiziersleben gewöhnt ist.

Aber was, zum Teufel, fragst Du wieder, bringt mich denn dazu?

Das Urlaubsattest des Oberstabsarztes, mein Lieber, der mir dringend einen sechswöchentlichen Landaufenthalt zur Kräftigung meiner Gesundheit anempfiehlt.

Du lachst. Ich krank? Ja, ich lache mit.

Aber die Sache hat auch eine andere Seite, nach der ich mich in der That zu den an der großen Jahrhundertskrankheit Mitleidenden rechnen darf. Wenigstens scheint mir ein Sekondelieutenant von siebenundzwanzig Jahren dazu nicht ganz unberechtigt, wenn er kein erhebliches Vermögen besitzt und über den aller Mutmaßung nach vor ihm liegenden weiteren Lebensweg ohne Phantasie-Aufwand voraussieht.

Hamlet meint einmal: „Es fehlt mir an Beförderung.“ Das ist's; er hat die Situation richtig aufgefaßt. Zumal, wenn ich bedachtsamer Weise hinzusetzen muß: Es wird mir mit hoher Wahrscheinlichkeit mein Lebenlang daran fehlen, falls ich mich nicht ein wenig mit dem „corriger la fortune“ verständige.

Da wirst Du abermals fragen, warum ich denn eigentlich mit solchen Aus- und Ansichten Offizier und nicht das Andere — Gott weiß, was — geworden sei. Die Frage habe ich mir auch schon ein paarmal gestellt, und da ich mir keine Antwort darauf geben gekonnt, so wirst Du mich entschuldigen, wenn ich Dir gegenüber in der gleichen Weise verfahre.

Darum handelt es sich auch garnicht, vielmehr möchte ich von Dir eine Antwort auf eine Frage erhalten.

Stelle Dir vor, Du wärest, was Du bist, oder was ich bin; ziemlich kommt das ja auf das Nämliche heraus. Und nun denke Dir weiter, Du seiest schon seit einiger Zeit mit einer jungen Dame von außerordentlicher Schönheit, sehr feinem Benehmen und klugem Urteil bekannt. Füge Dir hinzu, daß ihr Vater sich in einer hohen, höchst einflußreichen Stellung befinde, Dir jedoch sehr wohlwolle und Dich gern in seinem Hause sehe, obgleich ihm schwerlich entgangen sei, daß Dein häufiges Kommen im Wesentlichen dem Zusammensein und der Unterhaltung mit seiner Tochter gelte. Und zum Schluß nimm an, es entspringe keiner Eitelkeits-Täuschung, sondern unterliege nicht der Anzweiflung, daß auch die junge Dame die Unterhaltung mit Dir derjenigen mit Anderen vorziehe.

Ja so — welche Frage ich an Dich richten wollte? Eine kurze und einfache: Würdest Du es unter solchen Umständen als unehrenhaft — das ist wohl zu viel, aber wie soll ich's nennen? — als des richtigen Gefühls entbehrend ansehen, Dir einen Urlaub zu verschaffen, um Dich einige Wochen auf dem Lande an demselben Ort aufhalten zu können, wo die Eltern jenes liebenswürdigen jungen Mädchens den Mai und Juni zubringen? Und ich bitte Dich, dabei zu berücksichtigen, daß von ihnen allen Dein Urlaub aus Gesundheitsgründen nicht ernsthaft, sondern nur als ein schicklicher Vorwand für eine etwaige Außenwelt aufgefaßt wurde.

Ich denke, Du wirst meine Frage ebenso verneinen, wie ich selbst, und im Grunde hat sie etwas von einer rhetorischen, die keine Antwort erwartet. Aber man fühlt manchmal den Antrieb, derartiges laut für das Ohr eines Andern auszusprechen, um sich nicht nur mit der eignen Empfindung, sondern gewissermaßen auch mit seiner Stimme darauf zu erwidern.

So lebe ich hier seit acht Tagen in meiner Eremitenstube im „Waldhorn“ als einziger Gast. Etwa fünf Minuten entfernt bewohnen die Genannten oder nicht Genannten eine der erwähnten Villen, auch die einzige, deren Fenster zur Zeit nicht mit Läden verschlossen blind in die Welt heraussehen. Die Mutter kränkelt etwas, befindet sich wirklich auf ärztliche Vorschrift hin hier und deshalb auch die ganze Familie, die außerdem noch aus einem jüngeren Sohn mit seinem Hofmeister besteht. Der Zuschnitt des Lebens im Hause ist, ihren Verhältnissen und Gewöhnungen entsprechend, ein reicher, weit über sonstigen Landaufenthaltsbrauch hinausgehender; sie führen selbst

verständlich eigen Wirtschaft, und ich bin meistens am Abend bei ihnen zu Gast geladen. Auch am Nachmittag spiele ich öfter im Garten Croquet oder beteilige mich an einem Spaziergang, bei dem der Vater, zuweilen indes nur der zehnjährige Bruder und sein Lehrer uns begleiten. Man trifft nie jemand anders als die Thalbewohner auf den Wald- und Bergwegen an und auch die nur da und dort einmal.

Den langen Morgen und Vormittag hindurch dagegen muß ich versuchen, mich mit meiner eignen Gesellschaft abzufinden, und das fällt, wie ich schrieb, bei dem Mangel an allen Unterhaltungs- und Anregungsmitteln nicht leicht. Das beschäftigungslose Sitzen auf dem Zimmer wird unerträglich, und um die öden Stunden hinzubringen, habe ich mich, das geringere Übel vorziehend, an ein Herumsteigen in den Bergen gewöhnt. So lerne ich die Wege kennen, um als Führer dienen zu können, man braucht während der Kletterthätigkeit der Füße nichts zu denken und soll sich als Nebenverdienst Appetit für die gute Mittagsküche eintragen.

Diese nicht mit Dir und den andern Kameraden zu teilen, bleibt allerdings eine täglich wiederkehrende harte Prüfung, und es will mir vorkommen, als habe mein einsames Umherwandern in den letzten Tagen jene Wirkung nicht so recht mehr erzielt, sondern meine Lust, mich zum Essen an den Tisch zu setzen, eher verringert. Aber das ist wohl bei Leuten, deren Herzschlag sich zum erstenmal an ihrem Tagesverlauf mitbeteiligt, herkömmlich der Fall und nur befremdlich, weil es mir zuvor nicht bekannt geworden. Und ich bin überzeugt, wenn Du meine Stelle verträtest, würdest Du finden, es sei Grund genug dafür vorhanden.

So lebe wohl, und bringt ein Tag Dir ein Theilchen der vielen überflüssigen Zeit, die jeder Morgen hier für mich wieder im Vorrat hält, so benütze sie, durch einen Gegengruß als Wohlthäter zu dienen

dem Deinigen

Wolfgang Altfeld.

* * *

Der diesen Brief geschrieben, versah den Umschlag desselben mit dem Namen eines adligen Lieutenants und dem einer deutschen Großstadt. Sein Äußeres besaß gleichfalls einen aristokratischen Überhauch, gestattete kaum Zweifel, daß er bei seiner Unterschrift ein ihm gehörendes „von“ oder „zu“ fortgelassen habe. Er trug Civilkleidung und regte die Vorstellung an, die Uniform müsse seinem hohen Wuchs vortrefflich stehen. Auch ohne sie ließ seine Erscheinung einen Offizier in ihm vermuten; das Gesicht mochte eigenartig sein, doch die Haartracht, der Schnurrbart und ein gewisser Gewöhnungs-Ausdruck in den Zügen gaben ihm das typische Gepräge, welches das auch unbewußte Bestreben nach Übereinstimmung mit dem allgemeinen Brauch einer Korporation, der tägliche Verkehr unter ihren Mitgliedern verleiht.

Er hatte sich mit dem Schreiben über eine Morgenstunde hinweggebracht, nun lag der noch lange Vormittag wiederum wie immer ohne eine Thätigkeits-Ausfüllung vor ihm. Doch der Brief konnte ihm auch darin noch weiter nützlich sein; der Landpostbote kam nur einmal täglich in erster Frühe, war heute bereits davongegangen, und wenn er selbst den Brief zum nächsten, zwei Stunden entfernten Städtchen hinuntertrug, so gewann jener die Beschleunigung eines Tages. Das war ein Zweck, der doppelten Vorteil einbrachte; Wolfgang Altfeld stand auf diese raschere Beförderung selbst zu übernehmen. Sie mochte an sich sehr gleichgültig sein, aber die von ihr in Anspruch genommene Zeit machte sie wünschenswert.

Er ging das in Windungen sich niedersenkende hier verengte, dort weiter ausgedehnte Thal hinab. Der Grundzug desselben war tiefe Stille, nur von Finkengeschmetter aus vereinzelten, in Blüte prangenden Apfelbäumen an der Straße oder von einem fernen Hahnschrei unterbrochen. Hoch standen zur Rechten und Linken die Wiesen mit goldgelben Ranunkeln und großen Sternblumen dicht überdeckt oder zogen sich blütenbunt an den Berghängen hinauf. Hier und da blitzte noch an einem Halm ein Tautropfen in der Sonne; wie ein vom Schlaf lächelnd aufwachender göttlicher Knabe lag der Frühling in jedem Winkel der Erde hingestreckt.

Eine nelkenartig gefiederte rote Blume am Wegrand ließ den Wandrer einmal halten, um sie flüchtig näher anzusehn. Er sprach vor sich hin: „Wie heißt sie doch noch?“ Die laute Frage war ihm mechanisch über die Lippen gekommen, doch er wußte keine Antwort darauf und ging weiter. Neben ihm fiel sein Schatten noch morgenlich lang über das weite Blumenmeer, das manchmal wie mit leisem Wellenschlag hin und her ging.

Nach einer Weile kam noch ein andrer Vogelton

hoch aus der blauen Luft herab, über die Waldhöhe her, ein Kukuksruf. Nun öfter wiederholt; Altfeld hob den Kopf, sah in die Richtung des Schalls und dann unwillkürlich über die Straße zurück. Er nickte dazu und sagte: „Ein sonderbares Ding, das Menschengehör. Der Ton weckt das Gedächtnis und knüpft Fäden in ihm aneinander. Lychnis flos cuculi heißt sie."

Das Städtchen ward sichtbar, freundlich am Ausgang des Thals zwischen den letzten Ausläufern der beiden Bergketten belegen. Es war ein kleines Landnest, von der noch stundenweit entfernt vorüberführenden Eisenbahn keiner Schienenabzweigung gewürdigt; unter dem goldenen Turmknauf, der patriarchalisch auf die um ihn gescharten Dächer herabsah, blickten Gassen und Häuser freundlich weltvergessen an. Altfeld steckte seinen Brief am Marktplatz in die altväterische Postlade; nach dem hellen Klang, mit dem das Konvert hineinfiel, fand es keine Genossen drin vor. Die Kirchenuhr schlug erst die zehnte Stunde, langsam-bedächtig, wie Alles, was sich in dem kleinen Häuserhaufen regte; für den Rückweg, um erst zum Mittagsessen wieder im „Waldhorn" einzutreffen, war es noch früh, und der freiwillige Landpostträger schlenderte ein wenig in den Gassen umher. Er blieb betrachtend vor den Verkaufs- oder Gewerksläddchen stehn; sie enthielten, was der Ort brauchte, Zeugstoffe, Kleidungsstücke, praktische Geräte, ein wenig verschossenen billigen Schmuck und Putz für Frauen und Mädchen und etwas Kinderspielzeug. Nach geistiger Nahrung trug das Städtchen kein Bedürfnis, oder doch, ein Buchbinder schien diese günstige Meinung von seinen Mitbürgern zu hegen, denn er hielt in seinem Fenster neben den Schreibmaterialien außer Gesangbüchern und Volkskalendern auch noch eine Anzahl kleiner ungebundener Reclam'scher Ausgaben zur Schau. Sein Risiko war nicht allzugroß dabei, vermutlich hatte er sie aus irgendeinem Nachlaß noch weit billiger, als ihre Art es schon mit sich brachte, angekauft; jedenfalls war die Auswahl schwerlich von buchhändlerisch geschäftlichem Kalkül litterarischer Neigungen der Ortsbewohner, sondern durch einen Zufall hergestellt worden. Verblichen und wasserfleckig hingen die dünnen Bändchen, meistens zu zehn Pfennigen käuflich, an einem Zwirnsfaden aufgereiht.

Nachdem Wolfgang Altfeld auch diese Aushängeware mit einem oberflächlichen Hinblick, der bei ihm gleichfalls auf nicht hervorstechende litterarische Neigung hinzudeuten schien, in Augenschein genommen und damit so ziemlich die letzte Sehenswürdigkeit des Städtchens erschöpft hatte, schlug er seinen Heimweg wieder ein. Doch die Sonne war inzwischen beträchtlich höher gestiegen und brannte schon sommerlich heiß auf die schattenlose Landstraße nieder. An einer fast rechtwinkligen Umkrümmung des Thals stieg deshalb der junge Offizier nach kurzer berechnender Umschau auf schmalem Fußpfad eine von dunklem Nadelholz überkrönte Berghalde hinan. Droben geriet er so in schirmenden Wald, durch den der Steig, dem Anschein nach abkürzend, fortlief. Die Kühle unter dem schützenden Dach erquickte; auch hier lag weitum tiefe Stille, doch nicht eine heitere, wie zuvor drunten, sondern ein schweigsamer Ernst, als sei er den säulenartig-feierlichen Stämmen der alten Edeltannen und dem von ihnen getragenen dunklen Domgewölbe angepaßt. Statt des hellen Finkenschlages erscholl nur dann und wann aus der Ferne das dumpfharte Geklopf eines Spechtes; wenn es verstummte, ging allein hoch oben ein leises Windsummen in den Nadeln. Hierher kamen Frühling und Sonne nicht, der Bodengrund war tot, ohne andern Pflanzenwuchs, als Flechten und Moos.

Oder besaßen beide doch auch hier einen Winkel, in dem der göttliche Knabe sich zum Träumen hingestreckt hatte? Das Auge nahm nichts gewahr, doch ein andrer Sinn des Fortschreitenden ward von etwas berührt, daß ihn unwillkürlich anhalten und danach den Fuß vom Weg ab in den Wald hineinsetzen ließ. Man sah, er that es ohne eigentliches Bewußtwerden, von einer halb sinnlichen und halb seelischen Beeinflussung gelenkt. Aus der Richtung, in die er vortrat, kam ihm wie durch einen dunklen Vorhang ein eigentümlicher warmer und würzhafter Duft entgegen, als werde dieser in einer heimlichen Kammer von unsichtbaren Elfenhänden bereitet. Und gewissermaßen war's auch eine solche, die sich vor ihm öffnete, wie er nach wenigen Schritten eine Wand von Tannengezweig vor sich auseinanderbog. Eine kleine geränderte Lichtung that sich auf, in der die Sonne goldene Pfeile in braunrote Kiefernstämme und Äste hineingrub und aus ihnen bernsteinfarbige Tropfen hervorlockte, die den engumschlossenen Raum mit einem süßen, heißen Harzgeruch anfüllten. Auch dem lichtfreudigen Boden darunter entsproß hier farbenreiches und hochaufgediehenes Pflanzenleben; Erdbeeren blüten

um Wurzelknorren abgefällter Stämme, und mit blauen und gelben Blütengenossinnen mehrten sie den fast schwülen Duft der heimlichen Waldkammer. Eine Treibkammer der Natur war's, denn eine wilde Schneeballenstaude hatte schon, ihren Schwestern drunten im Thal vorauseilend, zur Hälfte eine weiße Dolde ausgebreitet, und auf dieser wiegte sich mit aufgeschlagenen Flügeln ein kleiner halb gelb-, halb purpurroter Schmetterling, das einzige bewegliche Leben zwischen dem reglosen.

Altfeld atmete mit einem tiefen Zug die sonnenheiße, duftschwangere Luft ein, deren Beschaffenheit sichtlich eine Wirkung auf seine Nerven ausübte. Eine leichte Schauerempfindung lief ihm vom Nacken herab, vielleicht durch den jähen Übergang aus der Schattenkühle in die schwüle Wärme hervorgerufen. Dazu blickten seine Augen mit einem abwesenden Ausdruck vor sich hin in die kleine Lichtung, als begreife er nicht, wo er sei und wie er hierhergekommen. Bei einer Bewegung fiel der Schatten seines Hutes auf den roten Falter, der von der Dolde aufflog und wie in nichts zergehend verschwand. Dann schritt er rasch vorwärts, wieder in's Dunkel hinein; wohl in der Absicht, auf den Pfad zurückzukehren, indes zunächst ohne Achtsamkeit des Blicks und der Gedanken darauf zu verwenden. Als er hierzu gelangte, suchte er jedoch den Weg vergebens; er war nach der falschen Seite hin abgebogen und hätte zu jenem über die Lichtung zurückgehen müssen. Das wollte er nicht, sondern setzte seine Wanderung geradeaus durch die Tannen in der Richtung fort, in welcher nach seinem Dafürhalten das Dorf liegen mußte. Es ging auch so, etwa eine Stunde lang, wenngleich manchmal mit etwas Beschwerde, bis er zuletzt, wie in eine Falle, in ein ringsum verranktes Dickicht geriet. Es war, als wolle es ihn höhnisch zur Umkehr nötigen, doch es bewirkte das Gegenteil, seine Willenskraft anzuspornen. Dem Brombeergestrüpp und wilden Dorn trotzend, brach er durch die lückenlos dichte graue Mauer, auf die noch immer die Nadelbäume ihr schwarzes Dach heruntergebogen. Sein Blick nahm nichts mehr als das Allernächste vor sich gewahr und auch dies nur halbdeutlich. Die Anstrengung ließ ihm Tropfen von der Stirn auf die Augen niederrinnen, öfter mußte er mit Fuß und Arm rasten, um Atem zu schöpfen.

Dann stand er fast plötzlich in blendendem Strahlengewoge, durch die Wildnis an einen freien, ziemlich steilen Abhang herausgelangt, den goldhell blühendes Pfriemenkraut völlig überdeckte. Als seine Augen sich wieder an den Glanz gewöhnt, sah er, daß er im Wald schon ein wenig über das Dorf hinausgeraten sei; unter ihm stieg die Kirche bereits etwas in seinem Rücken über das Dach des „Waldhorns" auf. Umher lag das Thal mit blühenden Obstbäumen und blumigen Gefilden in regloser Mittagsstille, nur für das Gesicht zitterte es in tausendfältigem Lichtgeflimmer.

Doch nun fuhr der Niederschauende sonderbar mit einem jähen Ruck zusammen. Von einer der weißschimmernden Sommervillen drüben an der Thalstraße zog sich gegen die Pfriemenstrauchhalde ein leicht gewellter Wiesengrund heran. Hie und da grün aufblickend, doch zumeist glänzend weiß von dicht aneinander gedrängten Kälberkropf- oder wilden Kärbel-Dolden, die hochständig den ganzen Boden gleich einem feinen Spitzenschleier überbreiteten. Darüber hob sich an einer Stelle, wie eine tropische Märchenblüte, scheinbar eine große, funkelnd rote Blume empor, so leuchtend, als werfe sie flammende Strahlen um sich her.

Scheinbar, nur auf den ersten Hinblick konnte es geblendeten Augen eine Wunderblume vortäuschen, dann erklärte es sich als ein roter Frauen-Sonnenschirm über der Wiese. Man sah durch diese sich einen schmalgewundenen Weg hinziehen, von dem leuchtete jener auf.

Warum hatte der unerwartete Anblick ihn erschreckt zusammenfahren lassen? Er wußte es nicht und begriff's nicht mehr. Seine Nerven mußten sich in einem leicht erregbaren Zustande befinden, der sie durch eine plötzliche Einwirkung auf die Sinne überwältigen ließ. Sie hatten dies eben wieder kundgegeben; hier war es von einem überraschenden Eindruck des Auges ausgegangen, wie vorhin droben von dem heißen Harzduft der kleinen Lichtung.

Doch wenn er sich nicht erklären konnte, warum der Anblick des roten Schirmes ihm die Nerven derartig durchfahren habe, so wußte er, wer die Trägerin desselben sei. Das freie Schweben der purpurnen Blüte über dem Wiesengrund ließ auf eine hohe Gestalt schließen, mehr konnte man aus der Ferne nicht gewahren. Doch Wolfgang Altfeld sah sie, als stehe er dicht vor ihr, im schlanken Ebenmaß des hohen Wuchses, eine Verbindung von jugendlicher Kraft und Zierlichkeit. Im Schatten der roten Seide nickte

tiefdunkles Haar mit weichem Gelock auf eine weiße, herrlich geformte Stirn, unter der zwei sternartig helle, klare Augen strahlend aufblickten. Die Erscheinung einer vornehmen jungen Dame. Aber mehr als das: Ein wundervolles Mädchenbild, die Schönheit selbst in Frauengestalt und -Antlitz.

Und genau so, wie sein Vorstellungsvermögen sie aus der Weite gewahrte, stand sie um einige Minuten später in Wirklichkeit auf dem Wiesensteig erkennbar vor ihm. Sie hatte sein Herabkommen vom Abhang gesehn, sich umwendend angehalten und blickte ihm entgegen. Ja, wie er näher herankam, trat sie einige Schritte auf ihn zu. Es gab unbefangene Art des Verkehrs zwischen ihnen kund, war das Natürliche, Selbstverständliche. Er schritt der Stelle zu, an der sie sich befand, und es wäre gekünstelt gewesen, wenn sie gethan hätte, als ob sie ihn nicht wahrnähme. Das lag nicht in ihrer Art; im Gegenteil sie sprach ihn bereits aus einiger Entfernung an: „Wo waren Sie? Ich erkannte Sie schon droben auf der Höhe.“ Der junge Offizier antwortete, seinen Hut lüftend: „Ich Sie ebenfalls von dort aus, der rote Schirm macht Sie von fern kenntlich, Comtesse.“ Das letzte Wort schien ihm bedachtlos als ein Rückfall in frühere Gewöhnung von den Lippen geraten, er fügte nach: „Befindet Ihre Mutter sich heut' wohl, Fräulein Melissa?“ Die Befragte erwiderte bejahend, und ihre Miene drückte aus, daß die letzte Anrede ihr natürlicher geklungen. Sie setzte hinzu, die blühende Wiese habe sie trotz der mittägigen Sonnenhitze aus dem Garten hinausgelockt. Entgegnend erzählte er von seiner Wanderung zum Städtchen und seinem Rückweg durch den Bergwald. Gewöhnliche Dinge waren es, die sie miteinander austauschten, aber in dem Stimmenklang herüber und hinüber lag ein vertraulich-angenäherter Ton, das Gefühl weckend, es komme nicht auf den Gegenstand ihrer Unterhaltung an, auch das Unbedeutendste knüpfte durch das Hin- und Wiedergeben von den Lippen an Fäden eines Bandes zwischen ihnen. So gingen sie nebeneinander bis an die Gartenpforte der Villa; dort hielten sie an und äußerten gleichzeitig, es sei wohl Zeit, sich zum Mittagstisch zu begeben. Doch danach mußten sie beide lachen; es war drollig gewesen, wie sie das Nämliche wie aus einem Munde gesprochen hatten. Die junge Gräfin hielt den Blick nach der östlichen Bergwand hinüber gerichtet und fragte: „Haben Sie die Ruine drüben schon einmal besucht? Mich dünkt, sie sieht interessant aus.“ Er entgegnete: „Nein, doch wenn Sie zu erfahren wünschen, ob sie Ihre gute Meinung verdient, so bedarf es nur Ihres Befehls.“ Sie lächelte: „Habe ich Obersten-Rang, um zu kommandieren? Und wenn ich ihn hätte, so sähe ich keine Uniform vor mir, die gehorchen müßte. Auf meinen Vater darf ich bergan nicht rechnen, aber vielleicht begleitet mein Bruder mich einmal hinauf. Hören Sie, da ruft unsere Essensglocke.“

Ein Geläut klang von der Villa her, die Sprecherin streckte ihre Hand aus und fügte nach: „Also wünsche ich Ihnen zunächst, daß Ihre Waldhornköchin heute gut aufgelegt gewesen sei, und am Nachmittag schulden Sie mir Revanche auf dem Croquetplatz.“ Er hielt ihre Hand, und eine Vorbewegung von ihm ließ vermuten, daß er dieselbe an seine Lippen zu führen beabsichtige. Doch ehe er dies auszuführen vermochte, zog sie die Hand zurück und öffnete die Pforte, so daß er nur: „Ja, gewiß — ich komme gewiß, sobald Ihre Eltern ausgeruht haben,“ erwidern konnte. Das Pförtchen wollte sich nicht recht wieder schließen lassen, und um nachzuschauen, ob ein Hindernis da sei, mußte sie sich noch einmal umwenden. Danach hob sie den Kopf und begegnete den ihr zugewandten Blick des noch draußen Stehenden. Beide hatten sich nichts mehr zu sagen, sie regten die Lippen nicht mehr, doch ihre Augen sahen um einen Atemzug lang noch ineinander. Dann knisterte der Gartenwegkies unter dem leichten Auftritt der zum Haus hinanschreitenden schönen jungen Dame, und Wolfgang Altfeld wandte sich der Straße zum Waldhorn zu. Es war kein Brautpaar, das für kurze Stunden auseinanderging, aber kaum anzuzweifeln, es verhalte sich zu einem solchen, wie die Morgenröte zum Sonnenaufgang, wo der Horizont keine Wolke zeigte, ihn zu verhängen. Der Mund schwieg, doch ein wortloses Einverständnis spann sich hin und wieder, und das Herz des jungen Mannes klopfte rasch. Das hatte es zwar auch gethan, als er von der goldleuchtenden Halde auf die Wiese herabgekommen; wie er sich damals gesagt, von der Anstrengung seines Durchbruchs durch das Dickicht. So schien's, denn danach war der Herzschlag drunten ruhiger geworden, doch jetzt ging er wieder mit ebenso drängender Hast. Der lächelnd

hingestreckte göttliche Knabe stickte nicht nur an dem Blütenkleid der Erde, er hatte in der Mittagsstille mit unsichtbarer Hand auch nach den goldenen Sonnenstrahlen gehascht, sie in nichtige Worte hineingesponnen und aus ihnen ein Zauberband fester zusammengewebt, zwei klopfende Menschenherzen damit zu umschlingen.

* * *

Die Jahreszeit brachte lange Tageshelle mit sich, früh stand die Sonne auf, um erst spät niederzugehen. So kam — oder wenigstens schien es derartig — ein Ruheverlangen über die Natur, noch ehe das Nachtdunkel sich auf sie legte. Die Abendschatten glichen tagesmüden Gestalten, die sich zum Schlaf hinstreckten, daneben schlossen die Blumen ihre Kelche, und der Vogelgesang verstummte. Doch über dieser immer leiser atmenden Stille lag noch eine Weile der schräg hinfallende Lichtglanz, bis die Strahlen fast wagerecht daher kamen und langen Goldwimpern eines Flammen-Auges gleichsahen, die sich vor dem Verschwinden desselben, noch einmal weit auseinander geschlagen, auf den Thalboden niederdrückten. Dann spann mählich die Dämmerung ihre grauen Fäden durch die linde Luft.

Auch für Wolfgang Altfeld war der Tag lang gewesen, er kehrte von der Villa, wo man sich frühzeitig zur Ruhe begab, nach seinem Gasthof zurück, um sein Zimmer aufzusuchen. Aber halb unbewußt trug der Fuß ihn noch am „Waldhorn“ vorüber; er fühlte sich ermüdet, doch nicht schläfrig, nur ein schönes Begehren des Körpers nach Rast, während es ihm die Gedanken und Empfindungen noch zu einem träumerischen Rückwandern durch die Sonnenstunden des überlebten Tages zog. Etwas auf einem Hügel zur Seite des Hauses hinan stand eine Bank, auf die er sich setzte. Das Thal lag ihm tief schweigsam zu Füßen, einzig von dem verfallenen Mauer-Überrest eines ehemaligen Gebäudes am Abhang herauf kam der zirpende Ton einer Grille. Ein Licht schimmerte drüben durch das zum Dunkel übergehende Zwielicht, es grüßte von dem Landhause herüber, das er eben verlassen, aus dem Fenster der jungen Gräfin Melissa, denn es ließ sich unterscheiden, daß der Kerzenschein im oberen Stockwerk sei. Nun ward er matt, offenbar zog sie die Vorhänge zusammen, um auch ihren Tag zu beenden. Der reglos auf der Bank Rastende hielt den Blick hinüber verwandt.

Dann durchklang die Stille einmal der Ton einer Stimme, die langsam sprach:

„Schweigend in der Abenddämmerung Schleier
Ruht die Flur, das Lied der Haine stirbt;
Nur daß dort im alternden Gemäuer
Melancholisch noch ein Heimchen zirpt.“

Hatte sein Mund das gesagt? Wer sonst? Denn es war keine Einbildung, er hörte den Klang noch im Ohr.

Wie kam er dazu, und was war's? Offenbar hatten die Grille und der verfallene Mauerrest es in ihm aufgeweckt, und es saß ihm noch aus Knabenzeit im Gedächtnis. Vermutlich weil er es einmal in der Schule auswendig lernen gemußt.

Von wem war's doch? Er dachte nach, und der Name des Dichters kam ihm ebenfalls. Matthisson.

„Nur daß dort im alternden Gemäuer
Melancholisch noch ein Heimchen zirpt.“

Wie ging es doch weiter?

Aber da versagte ihm die Erinnerung. Statt dessen knüpfte sich ihm eine Vorstellung an: Matthisson mußte also ebenfalls einmal so zu solcher Sommerabendstunde in ähnlicher Umgebung gesessen, das Gezirpe einer Grille gehört haben und von gleicher Empfindung dabei überkommen worden sein. Das hatte nichts Besonderes, eigentlich nur Naturgemäßes, jedes Menschendasein brachte es wohl einmal so mit. Und doch rührte es seltsam an.

Weshalb denn? Der Nachdenkende wußte es sich nicht zu sagen, nur im Gefühl kam ihm etwas wie eine Antwort auf die Frage. Matthisson lag seit mehr als einem halben Jahrhundert begraben, zum Nichts geworden, das nicht mehr sah und hörte, dachte und empfand. Aber dennoch hatte die Nacht eben hier sein damaliges schwermütig-schönes Empfinden wieder vernommen. Das war eine Fortdauer nach dem Tode, das Weiterleben und -Wirken eines nicht mehr Seienden.

Vor dem Blick Altfelds ruhte wie zuvor der matte Lichtschein. Oder nein, er ruhte nicht mehr, sondern bewegte sich, veränderte sich. Er nahm eine hellere, eine glanzweiße Farbe an, deren Formlosigkeit sich zu einer Gestalt ausbildete. Wie eine griechische Schönheitsgöttin erschien's; auf den Nacken, über die Schultern fiel vom Scheitel eine Flut gelöster dunkler Haare herab. Augenscheinlich floß Mondlicht draußen, mit ungewissem Schimmer erhellend und

umschleiernd. Doch jetzt wandelte es wiederum seine Art, goldene Pfeile zuckten aus der Luft, es loderte gleich Flammen auf, und Alles lag in heiße, blendende Sonnenstrahlen gebadet. Auch die Gestalt, nun war sie ebenfalls völlig verändert. Ein wundervolles grünes Sammetkleid floß an ihrem hohen, schlanken Wuchs zu den Füßen nieder, darauf funkelte ein kostbares Halsgeschmeide von großen Rubinen. Sie ging auf einem Wiesengrunde, ringsum, wie von einem Brautschleier, von feinen weißen Blütendolden umwallt, über denen hoch ein leuchtend roter Schirm schwebte.

Der Kopf Altfelds fuhr in die Höh. Von Müdigkeit überwältigt, waren die Augen ihm zugefallen und er hatte geträumt. Um ihn her lag tiefes Dunkel, das Licht in dem Fenster der Villa war erloschen. Nur aus einem Baumwipfel unweit von ihm scholl jetzt plötzlich noch ein Vogellaut; ein Buchfink wiederholte im Schlaf, im Traum seinen Schlag, den er den Tag hindurch unermüdlich geschmettert. Ein drolliger, gegen den Schluß beim drittletzten Ton kurios aufflötender Gesang war's, der wie ein Ausruf oder wie eine Frage klang. Der junge Offizier hatte vergeblich schon einigemal in den letzten Tagen versucht, Worte in die kurze Liedstrophe hineinzulegen; nun hörte er auf einmal deutlich den Ruf: „Sieh, sieh, sieh, da sitzt der Bräutigam!" Er mußte lachen und horchte, um es nochmals zu vernehmen; aber der Vogel schlief wieder fest und schwieg.

Nur die Grille zirpte noch fort, und ihre nächtliche Musik drang noch zu Wolfgang Altfeld aus der Ferne durch sein offen belassenes Fenster herüber, als er sich zu Bett gelegt. Sie brachte ihn auf den Gedanken zurück, wie das Matthissonsche Gedicht sich fortsetze. Doch das Gedächtnis ließ ihn auch jetzt im Stich, und vergeblich umherdenkend, schlief er ein. Es war wunderlich, wie sich die Frage nach dem Weitergang des Gedichtes seiner bemächtigt hatte, denn sie kam ihm auch bei'm Aufwachen noch als Erstes zurück und knüpfte sich ihm an eine Erinnerung vom gestrigen Tage an. Möglicherweise befand sich unter dem vom Zufall zusammengewürfelten Vorrat des Buchbinderladens auch eine Reclam-Ausgabe der Matthissonschen Gedichte, die ihm zur Befriedigung seines Wunsches verhelfen konnte. Den Vormittag sich durch einen abermaligen Gang zum Städtchen zu kürzen, bedurfte es für ihn keiner langen Erwägung, so daß er sich um ein paar Stunden später bereits wieder vor und in dem kleinen Laden befand. Der Buchbinder verknüpfte merkbar keinen übermäßig deutlichen Begriff mit dem ihm genannten Autornamen und äußerte Zweifel an dem Vorrätigsein des Buches, da es von seiner Kundschaft nur selten verlangt werde. Doch sei die Auswahl groß und es könne sich immerhin darunter vorfinden. Indes fand es sich unter den zwei Dutzend von Altfeld durchgemusterten Bändchen nicht; überhaupt bildeten sie, litterarisch angesehn, ein Ausschuß-Sortiment geringster Sorte. Trotzdem wollte der junge Offizier, um den Ladeninhaber nicht entschädigungslos bemüht zu haben, etwas davon an sich nehmen, und bei nochmaliger Durchsicht entdeckte er ein vorher übersehenes mit dem Aufdruck: „Hölderlin-Gedichte". Mechanisch wählte er diese aus; der Buchbinder schlug sie kunstgerecht in einen halben Papierbogen ein und bemerkte dabei: „Das ist auch ein sehr gutes Buch, beinah ebensogut als das andere. Es sollte eigentlich zwanzig Pfennig kosten, und das wäre auch garnicht zu viel dafür; aber weil's schon etwas lange gelegen hat, geb' ich's für fünfzehn. Ich bin überzeugt, Sie werden damit zufrieden sein und auch noch von den andern nachholen, denn ich halte nur vom Besten."

Altfeld steckte das Büchlein ein und ging, diesmal auf der Landstraße zum Dorf zurückwandernd. Ihm kam unwillkürlich ein Lachanflug über die Lippen, er sagte vor sich hin: „Zwanzig Pfennige für die Hinterlassenschaft eines Lebens und fünfundzwanzig Prozent Rabatt für die Wasserflecken auf dem Umschlag. Das ist die Errungenschaft eines Dichters bei der Nachwelt."

Doch ein ernsthafter Gedanke überdrängte ihm den Lachreiz. War sie eigentlich nicht groß, die größte Anerkennung, die einem Toten werden konnte? Wieder die Fortdauer und das Fortwirken eines Gewesenen über das Grab hinaus. Denn der lächerliche Preis zeigte, daß sein Leben etwas Wertvolles für Viele geblieben sein müßte, ein Bedürfnis für eine immerhin beträchtliche Anzahl von Menschen, auf die der kaufmännische Kalkül rechnen durfte, um selbst bei diesem Preise noch einen Gewinn herauszubringen. Für solches Denken und Empfinden eines Dichters gab es in der That nicht höhere Auszeichnung, als daß es zur billigsten Marktware geworden, wie der kläg-

lichste unächte Goldschmuck mit Edelsteinen aus buntem Glas. Denn der Zweck einer Dichtung ward in deutschen Landen nicht bei den Besitzern überflüssigen Reichtums erzielt, sondern dadurch, daß sie Denen zugänglich gemacht wurde, welchen die Natur nur das Verständnis derselben, doch nicht die Mittel zur Anschaffung kostspieliger Bücher verliehen hatte.

Nach solcher Richtung deckte sich der Vergleich, nach der andern, hauptsächlichen dagegen war kein stärkeres Auseinandergehn erdenkbar, als zwischen billiger Marktware und den Gedichten Hölderlins. Sie bestanden aus ächtem Gold, das die edelsten Steine umfaßte. Wolfgang Altfeld hatte ihrer lange nicht gedacht, doch er kannte sie schon aus früher Jugendzeit, und wie fern aufdämmernde, von der Morgensonne leuchtend angestrahlte Berggipfel traten sie ihm in die Erinnerung. Seltsam, wie diese der Aufweckung bedurfte, die sich weiter forterstreckte. Das Gezirp der Grille hatte ihm das Gedicht von Matthisson wachgerufen, und durch die Vermittlung des letzteren war er zu dem kleinen Büchlein gekommen, das seine Hand jetzt heimtrug. So entsprang eins aus dem andern, aus dem Kleinen das Größere, dann das Hohe. Denn Matthisson war Hölderlin nicht vergleichbar, er hatte nur dazu gedient, dem Größeren eine empfängliche Aufnahmestätte zu bereiten. Der junge Offizier fühlte, auf der schattenlosen Thalstraße zurückschreitend, bei'm Nachhängen seiner Gedanken nichts von der Sonnenhitze; der Weitergang des Matthissonschen Gedichtes beschäftigte ihn nicht mehr, er beschleunigte den Schritt, um baldmöglich sich zu Hause dem Lesen Hölderlins hingeben zu können. Nur einmal hielt er an, sah auf eine rote Blume am Wegrand nieder und sprach vor sich hin: „Ja, Lychnis flos cuculi, die Wiesen-Lichtnelke“. Stumm darauf hinunterblickend, blieb er ein Weilchen stehn, dann ging er weiter. Etwas Eigentümliches überlief ihn, wie gestern bei'm Eintritt in die kleine Waldlichtung, doch er fühlte jetzt, es kam nicht von einer äußeren Einwirkung, sondern aus ihm selbst. Das Aufwachen des Gedächtnisses in ihm, bald hier, bald dort, rührte wunderlich, halb wie geisterhaft an; ihm war's, als könne plötzlich etwas jäh Erschreckendes vor ihm oder aus ihm auftauchen, und die Augen zuschließend, schritt er noch eiliger vorwärts.

* * *

Der Vater Melissas, ein hoher Offizier, der zur Besserung einer im Kriege erhaltenen, nach vielen Jahren sich noch wieder fühlbar machenden Knie-Verwundung für mehrere Sommermonate Urlaub erbeten hatte, vermied beschwerlich ersteigende Wege; so führte die junge Gräfin nur in Begleitung Altfelds, ihres Bruders und seines Hofmeisters ihren Wunsch aus, der Burgruine einen Besuch abzustatten. Unter wechselndem Klang der vier Stimmen, vielfach scherzend und lachend, zog die kleine Gesellschaft den steinigten Pfad hinauf, bald auf freiem Hang, bald durch verrankten Busch, dessen Gezweig der junge Offizier sorglich vor seiner nachfolgenden schönen Gefährtin zur Seite bog. Man hatte der heißen Tageszeit ausweichen wollen, und es war noch Morgenfrühe, frisch und klar; der alte Bergfried ward zwischen Baumlücken sichtbar, verschwand wieder und tauchte, von kleinen Nadelholzbäumchen überkrönt in den wolkenlosen Himmel steigend, nähergerückt abermals auf. Dann breiteten die alten Überbleibsel sich vor den Hinzugekommenen auf der Berghöhe aus, anscheinend weitgedehnt, die Reste einer machtvollen Vergangenheit. Doch für den, der schon Ähnliches gesehen, bot der Anblick nicht sonderlich Interessantes Im scharfen Licht hoben die Trümmer sich mit einer gewissen Nüchternheit aus ihrer grünen Umwucherung, die von hellem Vogelschlag durchtönt wurde. Es bildete ein heiter klingendes Leben der Gegenwart und ließ kein ausgestorbenes darunter herauf zur Empfindung gelangen; überall funkelte das lichte Grün der Blätter freudig im Auffall der Sonnenstrahlen. Hier und dort wies sich ein in's Innere der Ruine führender Zugang, aber das Gehälm am Boden glimmerte noch von Thaunässe und verwehrte der weiblichen Kleidung das weitere Vordringen. So ließen die Ankömmlinge sich am Rand eines noch halbaufragenden Mauerstücks auf einer Bank nieder, die freien Ausblick in die Ferne bot. Der Knabe ertrug indes das beschäftigungslose Sitzen nicht lange, ein vorüberflatternder Schmetterling von ungewöhnlicher Größe und Farbenpracht lockte ihn nach, er verschwand und kam nicht wieder zurück. Der Hofmeister blieb, doch empfand sich bald ebenfalls als überflüssig, und da seiner Stellung keine Verpflichtung oblag, das Amt einer Ehrendame bei der jungen Gräfin zu vertreten, entfernte auch er sich kurz darauf unter der Vorgabe, nach seinem Zögling sehen zu müssen. Er

gehörte zu den Leuten, welche die nützliche Fähigkeit besitzen, das Bewußtsein ihrer eignen Bedeutung dem Erfassen des richtigen Augenblicks unterzuordnen, der ihnen die Gelegenheit bietet, sich durch Kundgabe von Taktgefühl in ein günstiges Licht zu stellen.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderlied.

Was treibst du, Wind,
Du himmlisches Kind?
Du flügelst und flügelst umsonst in der Luft!
„Nicht leeren Scherz!
Ich nähre das Herz
Mit Erdgeruch und Waldesduft!“

Was bringst du, Wind,
Du himmlisches Kind?
„Einen Wandergruß, einen Schrei der Luft!“
Das Spiel der Natur?
Das Echo nur?
„Nein, nein! Aus warmer Menschenbrust!“

Was trägst du, Wind,
Du himmlisches Kind?
„Seeüber ein wallend, ein hallend Geläut!“
Sie senken ein
Den Totenschrein?
„Nein nein! Sie halten Hochzeit heut!“

Konrad Ferdinand Meyer.

Spagnoletto.

Hinauf zu deinem Angesicht
Ring ich die Händ' in Qual und Not:
Verwirf mich nicht, verstoß mich nicht,
Mein Gott und Herr, mein Herr und Gott!
O brächt' ein Priester am Altar
Mein blutend Herz dir opfernd dar!
Verschläng' mich Scheiterhaufenflamme!
Verschmachtet' ich am Kreuzesstamme!

Du aber wandelst frei und schön
In unnahbaren Himmelshöhn,
Dein Haupt bekrönt von Sternenreihn
Und deine Stirne Sonnenschein,
Dein Auge tiefes Aetherblau,
Dein Lächeln heller Morgentau;
Der Donner schläft in deiner Hand,
Dein Fuß erschüttert Meer und Land
Und jeder Atemzug ist Kraft
Und jeder Pulsschlag treibt und schafft
Und rings, wohin dein Segen fließt,
Schmelzt jedes Wesen und genießt
Und alle Engel beten an.

Was gilt dir ein verlorner Mann?

O laß zu deinen Ehren
Mich selbst mein Selbst zerstören,
Mein Denken und mein Dichten,
Mich ganz in dir vernichten!
O Herr, lebendgen Leibes habe
Ich mich verdammt zu ewgem Grabe,
Ein Dornenkranz schmückt meine Zelle,
Ein Schädel ist mein Schlafgeselle,
Mein Lager ist der harte Stein,
Von Fasten dörrt mir das Gebein.
Ich schrei' in brünstiger Begier
Mein Gott, mein Gott, hinauf zu dir.

Und steigst du willig nicht herab
Aus deinem Himmel in mein Grab,
Und wenn mein Flehn umsonst verhallt
Zieh ich dich nieder mit Gewalt.
Auf Tod und Leben will ich ringen
Und deinen Segen mir erzwingen.

Ein Mittel weiß ich, alt und wohl bekannt,
Von tausend Heiligen täglich angewandt,
Und tausendmal auch von mir selber. — Sieh,
Es wirkt unwiderstehlich wie Magie:
Unweigerlich erzwingt der Geißelschlag,
Was sich ein brünstig Herz ersehnen mag.

Ihr Brüder, meidet mein Verließ
Und späht nicht durch die Finsternis,
Was ihr erblicktet wär' entsetzlich,
Und kaum für Höllenbrut ergötzlich.
Und horchtet ihr der Inbrunst gar —
Zu Berge grausend stieg das Haar.
Laßt mein Gebet euch ein Mysterium sein,
Laßt mich mit meinem Gott allein.

O Herr, geknotet sind die Riemen,
Das Salz bereit, das auf den Striemen
Mit scharfem Ätzegift die Macht
Des Geißelschlags vertausendfacht.
Zu Boden fällt mein hähern Kleid,
Wohlan: Schmerz werde Seligkeit!

Wie vor dem Eis der nackte Fuß,
Erschauern vor dem ersten Gruß
Der Geißel meine Knochen und entsetzt
Fühlt sich die arme Haut zerfetzt;
Doch feiges Herz, besiege deine Hülle,
Hinauf ins Ewige strebt der Wille.

Und Schlag auf Schlag herniedersaust,
Mein Mark erbebt vor meiner Faust:
Und Streich auf Streich geht seinen Pfad:
Mein Hirn kreist wie ein glühend Rad,
Den Leib bespritzt mir blutger Schweiß
Wie Regensturm geschmolznen Blei's.

Ich ahne dich! Solch heißem Flehn
Frommt Weigern nicht noch Widerstehn:
Von fern erbraust Triumphgeschmetter
Und kündet mir dein Nahn im Wetter,
Es kommt wie Regenbogen
Durchs Auge mir gezogen.
Und selbst, o Herr, wann zeigst du dich?
Und selbst o Herr, wann neigst du dich?
Die Geißel klatscht mit neuer Kraft,
Erbarm dich meiner Leidenschaft;
Ich lechze, ich vergehe
Vor Durst nach deiner Nähe;
Gieb mir im Blitze deinen Segen,
Umschatte mich im goldnen Regen!
Mir trieft die Stirn, mein Odem fliegt,
Und Sinn und Denken mir versiegt,
Doch fühl ich Lust von sieben' Paradiesen
Durch Pein und Qual in diese Adern fließen,
Mein Herz will brechen — Krampf auf Krampf —
Und — blast Posaunen! Sieg aus Kampf!
Du kommst, du nahst, Halleluja:
O Herr, o Gott, nun bist du da,
Und aufgelöst ins ewige Meer des Seins
Fühl ich nur dich, fühl ich mit dir mich Eins,
Ein einzig unaussprechlich Element,
Darinnen sich kein Ich vom Du mehr trennt.

Mein Gott, o zieh in solchem Augenblick
Mein schmachtend Herz auf ewig dir zurück.
Laß Zwergenlust der Welt und Zwergenleiden
Mich nicht von diesem Riesendasein scheiden,
Laß dieses allzufeste Fleisch erliegen
Und Hunger, Frost und Geißel endlich siegen;
Ich morde nun an mir schon Jahrelang,
Mach End', o Herr, und sprich, daß mir's gelang!
Und hebe mich mit meinem letzten Schlage
Zu dir empor vom Staub der Erdenlage,
Und führe du mit meinem letzten Streich
Mich aufwärts in dein unvergänglich Reich.

A. Fitger.

Henkermahl.

Leere den Becher,
Schöner Verbrecher!
Schmerzlicher werden
Wird wohl auf Erden
Keiner gereicht!
Führ ihn zum Munde,
Nütze die Stunde,
Eh sie entweicht.

Stolz deine Locken
Rötet der Tag,
Hemmet, o Glocken,
Hemmet den Schlag.

Komm und genieße!
Fester umschließe
Nochmals dein Weib!
Dein ist mein Leib,
Dein ist mein Leben,
Könnt ichs dir geben,
Gern für das deine
Gäb ich es hin!

Ketten und Steine,
Sehet mich knie'n,
Laßt nur das eine,
Meines entflieh'n.

Wo wir dann sterben,
Brenne da bald
Giebel und Wald.
Fluch und Verderben
Krankheit und Brand
Komm in das Land!

Hermann Lingg.

Das Stelldichein.

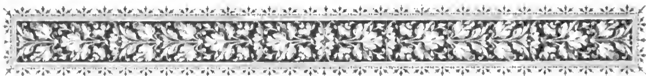
'S ist Nacht. Der Astronom auf seiner Warte späht
Mit nimmermüdem Aug' zum Firmament empor;
Da kreist in ernstem Tanz der lichten Sterne Chor,
Bis vor dem jungen Tag die stille Pracht vergeht;

Da sieht er Welten flieh'n wie Spreu, vom Wind verweht;
In leuchtend hellem Schein erglänzt der Nebelflor;
Doch er gebeut dem Stern, der abseits sich verlor:
„Nun wand're tausend Jahr, dann kehr zurück, Komet!“

Und kommen wird der Stern, hält seine Stunde ein,
Ihn zwingt der Zauberbann der ew'gen Wissenschaft;
Die Menschen geh'n dahin, die Menschheit harret sein;

Ihr immer wechselnd Aug' hält ihn in sich'rer Haft;
Und träfe vor der Zeit sie der Vernichtung Sturm,
So wachte einsam doch die Wahrheit auf dem Turm.

Aus dem Französischen des **Sully-Prudhomme** von **Alfert Dessoff.**



Wahrheit?

Schauspiel in drei Akten von Paul Heyse.

Personen.

Frau Erhardt (65 Jahre alt).
Bernd, ihr Sohn, ein reicher Bankier.
Clarisse, seine Frau.
Emmy, ihre Schwester (18 Jahre alt).
Baron Eckberg.
Professor Werner, Maler (60 Jahre alt).
Dr. Normann.
Eine Dame.
Ein Herr.
Lisette
Martin } im Dienst bei Erhardts.
Christel, eine alte Dienerin der Frau Erhardt.
Gäste.

Zeit: Die Gegenwart.

Ort: Eine Universitätsstadt.

Erster Akt.

Reich ausgestatteter Salon in Bernds Hause. Eine Thür in der Mitte, eine links und zwei rechts. Vorn links ein Fenster, zwischen diesem und der Thür ein Flügel, die Spitze nach vorn gekehrt. Gegenüber frei im Zimmer eine Chaiselongue, Tischchen davor, einzelne Sessel. An der Wand rechts zwischen den beiden Thüren ein Kamin mit einer Stehuhr, darüber ein großes Frauenbildnis, im Hintergrunde eine Staffelei mit einem uneingerahmten Knabenporträt. Abend. Reiche Beleuchtung.

Erste Scene.

(Wenn der Vorhang aufgeht, verklingt das Nachspiel eines Schubertschen Liedes, das) **Clarisse** (gesungen hat). Baron **Eckberg** (steht hinter ihr nahe bei) **Bernd**. **Emmy** (vorn links am Fenster, teilnahmlos hinausblickend. Rechts ganz vorn auf zwei Armsesseln) eine **Dame** und ein **dicker Herr** (der eingenickt ist). Zwei **Damen** (auf der Chaiselongue), zwei **Herren** (hinter ihnen). **Werner** (steht am Flügel, nach **Emmy** blickend mit bekümmerter Miene).

(Sobald das Nachspiel zu Ende ist, steht **Clarisse** auf, nimmt ihr Schnupftuch und fächelt sich damit. **Eckberg** tritt näher, spricht angelegentlich zu ihr. Die **Gäste** klatschen diskret Beifall, einzelne Ausrufe: Bravo! Herrlich! Entzückend! Man drängt sich um **Clarisse**.)

Die Dame
(vorn zu dem dicken Herrn).

Ich glaube gar, Du schläfst, Alfred! Ich bitte Dich —

Der Herr (sich ermunternd).

Ich — schlafen? was denkst Du! — (applaudiert) Bravo! bravo!

Die Dame.

Hoffentlich hat es niemand gesehen.

Der Herr.

Die Musik, weißt Du, fällt mir immer auf die Nerven, zumal nach Tische; — aber geschlafen —

Die Dame.

Nun, es wäre begreiflich, bei *solcher* Musik! Aber wir müssen bewundern. Komm!
(steht auf, er folgt ihr. Sie gehn in den Hintergrund, sprechen mit Clarisse.)

Eine der Damen
(auf der Chaiselongue, steht auf.)

Kommen Sie, Liebe. Man erwartet unsern Tribut. Haben Sie das Schubertsche Bächlein heut' auch zum siebenten Male rauschen hören?

Die andere Dame.
(leise zu ihr).

Wenn es dadurch nur reiner geworden wäre! (laut, sich Clarisse nähernd) Nein, entzückend, beste Frau!

Die andere Dame.

Wie glücklich müssen Sie sein! Eine so herrliche Stimme!

Ein Herr
(zu dem andern, um die Chaiselongue herumgehend).

Eine Cigarre wäre mir lieber gewesen. Früher war's hier gemütlicher, eh die schöne Frau ihr Talent entdeckt hatte. (tritt zu Clarisse) Erlauben Sie, gnädigste Frau, daß auch ein musikalischer Laie —

Clarisse.

Sie sind zu gütig. Ich habe heut abscheulich gesungen. Ich war nicht disponiert.

Bernd (tritt zu Emmy).

Nun, kleine Schwägerin, worüber denken wir so weltentrückt nach?

Emmy (plötzlich heiter aufblickend).

Muß ich es sagen? Sind Gedanken nicht zollfrei?

Bernd.

Behüte! Gedanken sind sehr überflüssig (leiser) in einer solchen Gesellschaft, und du weißt, Luxusartikel werden am höchsten besteuert. Sage, kommt dir's nicht auch so vor, als ob es nicht Ungeselligeres gäbe, als die Musik?

Emmy.

Gewiß. Wenn es die rechte ist, führt sie Jeden nach innen und isoliert ihn. Am Ende aber — thut das nicht auch die Religion? Und doch ist man gern andächtig in der Gemeinde.

Bernd.

Ja, wenn alle desselben Glaubens sind. Aber in so einem Salon, wo einige an Schubert glauben, andere an den alleinseligmachenden Meister von Bayreuth —

Emmy (lachend).

— und andere vollends nur ihren Kirchenschlaf halten möchten — (sprechen leise weiter.)

Die Dame (die zuerst vorn gesessen).

Es war wieder reizend bei dir, liebste Clarisse. Ich sage immer zu meinem Manne: solche Eindrücke nimmt man doch nur aus dem Erhardtschen Hause mit heim. Nicht wahr, Alfred?

Der dicke Herr.

Gewiß. Man weiß nicht, was man mehr in unserer liebenswürdigen Wirtin bewundern soll: die Hausfrau, die Mutter oder die Künstlerin.

Clarisse (lächelnd).

Ist dein Mann immer so galant, liebe Julie?

Die Dame.

O immer — nach einem vortrefflichen Diner. (Lachen.)

Eckberg (ein Vierziger, schon etwas angegraut, geschmeidig, aber nicht geckenhaft).

Der Wein erfindet nicht, er schwatzt nur aus. Ist es denn nicht wahr, Frau Clarisse, daß in diesem Hause alle Musen sich die Hand reichen, die der Poesie, der Tonkunst und Malerei, und wenn es eine Muse der Kochkunst giebt —

Clarisse.

Zweifeln Sie daran, Baron? Als Hausfreund wissen Sie ja, daß diese Muse Babette heißt und ein Erbstück von meiner guten Mama ist. Wenn ich mich auf meine andern Musen so sicher verlassen könnte! Aber ich war heut entsetzlich heiser, (die Umstehenden verneinen eifrig) und wie schwach es mit meiner Malkunst steht, kann Ihnen Meister Werner sagen, wenn Sie ihn aufs Gewissen fragen. Was wäre aus dem Bilde meines Jungen geworden, ohne seinen Beistand!



Werner (etwas unsicher).

O gnädige Frau, meine geringe Nachhülfe — bei Ihrem Talent und Fleiß —

Die Dame.

Professor Werners Genie in Ehren, aber nur eine Mutter kann von ihrem eigenen Kinde ein so entzückendes Bild malen. Wie beneide ich dich darum, liebste Clarisse, und vollends um das Original! Aber es ist spät geworden für ein Diner, das Singen gleich nach Tische hat dich angegriffen. Ich frage morgen nach, wie es dir bekommen ist. (umarmt sie.)

Clarisse (die sich mehrmals nach Bernd und Emmy umgesehen hat).

Unsere Gäste wollen uns schon verlassen, Bernd!

Bernd (geht wieder in den Hintergrund).

Schon so früh? So nehmen Sie wenigstens noch eine Cigarre mit auf den Weg, meine Herren!

(Die Herren nehmen aus dem Kästchen, das Bernd ihnen anbietet. Händedrücke, Verbeugungen. Die Gäste entfernen sich. Ein junger Mann, der vorhin zu Emmy getreten ist und mit ihr gesprochen hat, wird mit einem kühlen Kopfnicken von ihr entlassen. Nur Eckberg und Werner bleiben. Clarisse geht nach der Chaiselongue, wirft sich erschöpft darauf nieder. Bernd tritt zu Werner.)

Clarisse.

Mein Gott, wie heiß es ist! Öffne doch ein wenig das Fenster, Emmy. (Emmy thut es.)

Eckberg (zu Clarisse tretend).

Auch wir intimen Nachzügler wollen uns empfehlen. Unsre teure Wirtin ist ein wenig müde.

Clarisse.

Nur verstimmt, weil ich so schlecht bei Stimme war.

Eckberg.

Ein um so größerer Triumph Ihrer Kunst. Das Waldgespräch — die Schubertschen Lieder — ich bin noch ganz unter dem Zauber.

Clarisse.

Nein, Baron, das ist nicht Ihre ehrliche Meinung. Sie hätten mich sonst wohl aufgefordert, in der Wohlthätigkeits-Matinee mitzuwirken, die Sie patronisieren.

Eckberg (etwas verlegen).

Mein Gott, wenn ich hätte denken können — Ihr Name allein auf dem Programm würde uns einen ausverkauften Saal sichern — aber ich glaubte, Sie wären vielleicht nicht geneigt, neben unsern Theaterdamen aufzutreten.

Clarisse.

Sehen Sie, Sie trauen mir nicht. Sie wollen mir ein Fiasco ersparen.

Eckberg.

Aber gnädigste Frau, wenn Sie uns wirklich die große Gunst erweisen wollen —

Clarisse.

Still! Mein Mann darf es nicht hören. Er will nicht, daß ich öffentlich singe. O, Sie glauben nicht, wie gleichgültig er gegen meine Talente ist! Eine Frau pflegt ja keinen strengeren Kritiker zu haben, als ihren eigenen Mann. Eben darum möchte ich Bernd zur Anerkennung zwingen durch einen großen äußeren Erfolg. Er kommt. — Tiefste Diskretion! — Nun, Bernd? Du hast Deiner guten Frau heute noch nicht das kleinste gute Wort gegönnt, obwohl sie sich den ganzen Abend dem Vergnügen Deiner Gäste geopfert hat.

Bernd (heiter).

Ich glaubte, ein Opfer, das Dir selbst so viel Vergnügen macht, belohne sich selbst.

Clarisse

(schlägt ihn mit dem Fächer, den sie von dem kleinen Tisch neben der Chaiselongue genommen).

Der böse Mann! Beklagen Sie mich, Baron! Ich habe ihn schlecht erzogen. (Sie sprechen leise weiter.)

Werner

(tritt zu Emmy, die in sich versunken dagestanden hat und jetzt auffährt).

Mein teures Fräulein, ich muß mich von Ihnen beurlauben.

Emmy

(kalt, ohne ihn anzusehen).

Guten Abend!

Werner (etwas beklommen).

Kein freundlicher Blick? Keine Hand? Was habe ich Ihnen zu Leide gethan, Fräulein Emmy?

Emmy.

Mir? O nicht das Geringste. Und doch — es thut allerdings weh, an Jemand irre zu werden, der uns sehr wert gewesen ist.

Werner (bestürzt).

Ich wäre es Ihnen nicht mehr? Wodurch hätte ich Ihre gute Meinung verscherzt? Wenn Sie wüßten, Fräulein Emmy, wie unschätzbar mir Ihr freundliches Entgegenkommen war — und nun Ihre Kälte, Ihre offene Ungnade! Sagen Sie mir um Gotteswillen —

Emmy.

O gewiß, ich habe Sie verehrt, ich fühlte mich von der ersten Stunde an zu Ihnen hingezogen —

Werner.

Es hat mich unendlich glücklich gemacht!

Emmy.

Nicht bloß weil Sie ein großer Künstler sind, dessen Bilder mich entzücken. Auch Ihr Charakter, Ihr Geist — und eben darum, weil ich so großen Respekt vor Ihnen hatte, habe ich es nicht verstanden, daß Sie, seit Sie aus Italien zurück sind, nun schon acht Wochen lang Ihre kostbare Zeit opfern konnten, um eine so wenig begabte Dilettantin, wie meine Schwester, in dem Wahn zu bestärken, sie habe ein großes Talent, das von einem großen Meister ausgebildet zu werden verdiene. Ich hielt das für eine Künstlerlaune, wie Tizian wohl einmal einem Kinde die Hand geführt hat, wenn es eine Figur zeichnen wollte. Oder waren Sie in Clarisse verliebt?

Werner

(schüttelt lebhaft den Kopf und deutet auf seine Haare).

O Fräulein Emmy, wie können Sie denken —

Emmy.

Es wäre trotz Ihrer grauen Haare verzeihlich für einen Künstler, da meine Schwester so schön ist. Und vielleicht haben Sie ja auch eine bessere Meinung von ihrem Talent. Wie Sie es aber übers Herz bringen können, eine mühselige Pfuscherei, aus der Ihre Übermalung freilich ein Meisterwerk gemacht hat, für ein Werk Ihrer Schülerin auszugeben und von einer „geringen Nachhülfe" zu sprechen — nein, Herr Professor, es will mir nicht stimmen zu der Vorstellung, die ich mir von einem großen Künstler gemacht habe, von dem mir der Begriff eines großen Menschen unzertrennlich scheint.

Werner.

Mein teuerstes Fräulein — glauben Sie mir — Mein Gott! wenn ich Ihnen sagen könnte —

Emmy.

Sie können nicht, weil es für diese gesellschaftliche Unwahrheit nur die Entschuldigung giebt, daß es Alle so machen. Sie aber, der Sie nicht nur das Recht, sondern die Pflicht hätten, anders zu sein als diese Dutzendmenschen — Ich will schweigen. Was kann Ihnen auch an meinem Urteil liegen? Verzeihen Sie meine Heftigkeit. Es ist mein alter Fehler, daß ich ein lebhaftes Gefühl nicht verleugnen kann und Alles heraussagen muß, was ich denke. Leben Sie wohl! (verneigt sich kalt gegen ihn, geht von ihm weg nach rechts hinüber. Werner steht, nach Worten suchend, in tiefer Bestürzung.)

Eckberg.

Nun aber müssen wir wirklich Ernst machen, uns losreißen. Kommen Sie mit, Herr Professor?

Meine gnädigste Frau — wertester Freund — (küßt Clarisse die Hand.)

Werner.

Ich komme. (wendet sich mit einem traurigen Blick von Emmy weg, nähert sich Clarisse.) Gnädige Frau —

Clarisse (ihm die Hand reichend).

Sie kommen doch morgen zur Stunde, lieber Professor?

Werner (unsicher).

Morgen? Ist morgen unser Tag? Aber Sie werden zu angegriffen sein.

Clarisse.

O die Arbeit erfrischt mich immer. Also um Elf, wie gewöhnlich. Wir wollen sehr fleißig sein.

Eckberg (sich gegen Emmy verneigend).

Mein gnädigstes Fräulein — (nimmt seinen Hut, geht mit Werner, der sich noch unter der Thür nach Emmy umsieht, durch die Mitte hinaus.)

Zweite Scene.

Clarisse (auf der Chaiselongue), **Bernd**, **Emmy**.

Bernd (kommt in den Vordergrund, wirft sich in einen Sessel).

Gott sei Dank, das wäre wieder einmal überstanden!

Clarisse.

Es scheint Dir schwer geworden zu sein.

Bernd.

O, ich erfülle meine Hausherrnpflichten mit christlicher Ergebung! Da nur das verdienstlich sein soll, was man gegen seine Neigung thut, ist mir ein solches Diner immer eine Tugendübung.

Clarisse (nimmt einen Handspiegel, ordnet ihr Haar)

Diese Philosophie ist mir zu hoch.

Bernd.

Ich kenne Jemand, der ganz meiner Meinung ist.

Clarisse.

Emmy natürlich. Gehört das aber auch zur Tugend, daß man sich's so deutlich merken läßt, wie groß die Abneigung ist?

Emmy.

Du weißt, Clarisse, daß es mich immer nervös macht, eine Stunde lang zwischen zwei Menschen zu sitzen, denen ich schon nach fünf Minuten Nichts mehr zu sagen habe.

Clarisse (den Spiegel weglegend und aufstehend).

Du bist sehr anspruchsvoll, wenn Herrn von Brands Unterhaltung Dich langweilt.

Emmy.

Er erzählt mit Vorliebe von seinen Badereisen und den internationalen Sitten und Unsitten, die er dabei studiert hat. Alle jungen Engländer und Russen, die sich in Monaco erschossen haben, hat er persönlich gekannt und weiß, wie viel sie verloren haben und welche Damen ihnen nachtrauern. Das hält er für interessant. Ich finde es nur traurig und langweilig.

Bernd (lacht).

Jedenfalls eine sonderbare Konversation mit einer jungen Tischnachbarin.

Clarisse.

Und Dein linker Nachbar, der gute Loßwitz?

Emmy.

Der ist so gut, daß er einem nie widerspricht, und so hört man im Gespräch mit ihm immer nur, was man selber denkt. Das wird doch auch eintönig auf die Länge.

Clarisse.

Und da verstummst Du lieber ganz und überhörst Dir im Stillen Deine Lektionen für das Lehrerinnen-Examen.

Bernd.

Aber Clarisse!

Emmy.

Laß sie nur, Bernd! Sie hält es ja für eine Anmaßung, daß ich nicht ganz so unwissend bleiben möchte, wie ich aus der Pension gekommen bin. Aber da die Natur mich stiefmütterlich begabt und mir alle sogenannten Talente versagt hat, muß ich sehen, wie ich mir mit bloßem Fleiß die Leere des Lebens ausfülle. Ihr nehmt es wohl nicht übel, wenn ich auf mein Zimmer gehe und mir noch ein wenig „meine Lektionen überhöre". Gute Nacht! (nickt Bernd zu, geht durch die vordere Thür rechts hinaus.)

Dritte Scene.

Bernd. **Clarisse**.

Clarisse.

Unerträglich! Es wird immer ärger mit ihr! Die „sogenannten Talente"!

Bernd (nimmt eine Cigarre).

Du solltest sie aber auch nicht reizen.

Clarisse.

Ich reize sie? Mich bringt sie auf mit ihren überlegenen Mienen und ihrer Bücherweisheit. Wenn sie wüßte, wie lächerlich sie sich damit macht!

Bernd.

Es ist ihr wohl sehr gleichgültig, wie man von ihr denkt.

Clarisse.

Das ist's ja eben. Einem jungen Mädchen soll das Urteil der Welt nicht gleichgültig sein.

Bernd.

Sie ist nun einmal anders, als Andere. (zündet die Cigarre an.)

Clarisse.

Du nimmst immer ihre Partei, und auch Deine Mutter; das bestärkt sie noch in ihren Unliebenswürdigkeiten (mit einem Blick auf das Bild über dem Kamin). Wenn die Mama noch lebte, hätte ich doch Jemand, der es begriffe, warum es mir so schwer wird, sie zu ertragen. Hat Mama doch auch endlich selbst darauf verzichten müssen, auf diese Tochter, die ihr so unähnlich war, Einfluß zu gewinnen, und sie in eine Pension gethan. Und wenn Jemand liebenswürdig war und verlangen konnte, daß man sich ihm fügte, so war es doch die Mama, das mußt Du selbst zugeben, Bernd.

Bernd (zerstreut).

Gewiß, gewiß!

Clarisse (immer das Bild betrachtend)

So gütig wie schön, und so unglücklich, da sie so früh Witwe geworden war. Und doch lebte sie nur für ihre Kinder, und eines hat es Dir auch gedankt, Mama, und dankt es Dir noch täglich, und gerade daß die Andere dafür unempfänglich war, das muß zwischen uns stehen, das wird immer — Aber Du rauchst! (hustet.) Du weißt doch, wenn ich gesungen habe —

Bernd (die Cigarre weglegend).

Verzeih! Ich war in Gedanken. — Du hast aber auch heute zu viel gesungen.

Clarisse.

Sie konnten ja nicht genug bekommen. Nun freilich fühle ich mich etwas erschöpft und will mich zurückziehen. Gute Nacht, Bernd.

(ist zu ihm getreten, er ergreift ihre Hand und hält sie fest.)

Bernd.

Ich hätte dir noch etwas zu sagen.

Clarisse.

Hat es nicht bis morgen Zeit? Es scheint nichts Angenehmes zu sein, und ich möchte mir die Nachtruhe nicht verderben lassen. Morgen habe ich einen anstrengenden Tag: Malstunde, Conferenz mit der Schneiderin wegen des Kasinoballes, zum Photographen mit dem Bild unseres Jungen — sie wollen ja Alle, daß ich's photographieren lasse —

Bernd.

Eben wegen Hans. — Setz dich doch noch einen Augenblick, liebes Herz.

Clarisse.

Das wird ja ganz feierlich.

Bernd.

Sage, Kind, findest du es zweckmäßig, daß ein sechsjähriger Junge wie ein kleines Wundertier begafft wird?

Clarisse.

Was meinst du damit?

Bernd.

Du hast den Jungen heut nach Tisch hereinkommen lassen, um ihn neben sein Bild zu stellen. Dabei hat er ein halb Dutzend Mal zu hören bekommen, daß er noch viel hübscher sei, als sein Konterfei.

Clarisse.

Ist das etwa nicht die Wahrheit?

Bernd.

Gewiß. Aber glaubst Du, daß es einem Kinde heilsam sei, solche Wahrheiten zu hören?

Clarisse.

Hat es mir etwa geschadet, daß ich von früh an hören mußte, wie hübsch ich war? Ich finde nichts abgeschmackter, als daß man nicht weiß — oder so thut, als wisse man nicht — wie man aussieht. Auch daran zu gewöhnen gehört zur Erziehung.

Bernd.

Du bist wenigstens konsequent in Deiner Pädagogik. Du lässest es unser Lenchen deutlich genug empfinden, daß sie von ihrem Bruder verdunkelt wird. Auch heute wieder hat das Aschenputtel sich nicht zeigen dürfen.

Clarisse.

Sie sieht auch gerade jetzt, wo sie die Vorderzähne verloren hat, gar zu unvorteilhaft aus.

Bernd.

Und Kinder sind nur Schmuckstücke für die Mutter, nichts weiter?

Clarisse (steht auf).

Ich bitte dich, Bernd, nicht diesen kalten, spöttischen Ton. Wenn Du mir sonst Nichts zu sagen hast —

Bernd.

Ich wüßte nicht. Denn Du wirst mir nun wohl den Gefallen thun, die Kinder bei solchen Gelegenheiten nicht mehr zu produzieren, auch wenn Lenchen die Zähne wieder gewachsen sind.

Clarisse.

Soll man glauben, daß ich kein Herz für meine Kinder habe?

Bernd.

Weil Du sie da lässest, wo Kinder hingehören, in der Kinderstube?

Clarisse.

O ich weiß, es ist dir sehr gleichgültig, wie man mich beurteilt. Es gab eine Zeit, wo Du eitel warst auf Deine Frau. Das ist lange vorbei. Jetzt schätzest Du nur noch Eigenschaften, die ihr fehlen, die eine Andere hat, und nur diese Andere ist liebenswürdig, und da sie keine Talente hat, die vor der Welt glänzen könnten, soll auch Deine Frau nichts Anderes thun, als in der Kinderstube sitzen

und gelehrte Bücher über Erziehung studieren. Nun, vielleicht bringst Du es noch dahin. Du bist ja der Herr im Hause, und ich ein unverständiges, willenloses, ungeliebtes Geschöpf!

(sinkt auf einen Sessel, bricht in Thränen aus.)

Bernd.

Aber Kind, was fällt Dir ein!

(will den Arm um sie legen, sie wehrt ihn heftig ab.)

Clarisse.

Nein, Du liebst mich nicht mehr! Schon seit einem halben Jahr, seitdem wir Zwei nicht mehr allein sind, hab' ich es deutlich empfunden, und was Du auch sagen magst —

Bernd

(zu ihr herabgebeugt, den Arm um sie geschlungen).

Aber Du lässest mich ja gar nicht zu Worte kommen, Du sagst selbst die unsinnigsten Dinge, und wenn ich Einspruch thun will — Thränen! Nein, Kind, Du siehst Gespenster! Wann hätt' ich je Deine Freiheit beschränkt! Wann versucht, Dich nachträglich zu erziehen, nach irgend einem pedantischen System! Ich bin ja noch heute so verliebt in Dich, wie vor sieben Jahren, und sehe das Bild da nie an, ohne der Mama zu danken, daß sie Dich mir gegönnt hat. Nur über die Kinder das letzte Wort zu sprechen, lass' ich mir nicht nehmen. Und daraus folgerst Du, daß ich Dich nicht mehr liebe! Komm! Geh zu Bett! Schlaf Deine thörichten Grillen aus. Soll ich nach dem Mädchen klingeln?

Clarisse

(faßt sich, trocknet sich die Augen).

Ist es wahr, Bernd? Liebst Du mich wirklich noch? (legt den Arm um seinen Hals). Ach, Du mußt es mir oft sagen, wenn ich es immer glauben soll. Da — gieb mir die Hand darauf!

Bernd.

Liebste Thörin!

Clarisse.

Ich bin ja vielleicht thöricht, aber hast Du mich in der Philosophie examiniert, als Du um mich warbst? Ich wäre glänzend durchgefallen, Bernd, aber in Deine Arme. So! (steht auf.) Nun ist's vorbei. (küßt ihn.) Und nun — ich bin wirklich müde. Du bleibst wohl noch lange auf. Du wirst mich schlafend finden. Küsse mich dann nur auf die Stirn, ich wache davon nicht auf, aber ich fühle es, im Traum! Gute Nacht! Träum' auch Du ein bischen von mir, willst Du? Gute Nacht! (eilt durch die hintere Thür rechts ab.)

Vierte Szene.

Bernd (allein. Dann) **Normann.**

Bernd (sieht zu dem Bilde hinauf).

Die gute Frau da oben — zu allem Andern hatte sie mehr Talent als zum Erziehen. Ob freilich selbst eine minder schwache Mutter, ein minder verliebter Ehemann in diesen reizenden Weiberkopf etwas mehr Disciplin hätten bringen können —

(Normann durch die Mitte.)

Ah, Normann! Schön, daß Du Dich noch blicken lässest.

Normann

(tritt mit kurzem Nicken ein. Sein Anzug ist etwas vernachlässigt, in der Hand trägt er einen breiträndigen grauen Hut.)

Guten Abend, Bernd. Kann man noch eine Tasse Thee bekommen? Oder laßt ihr euch nach der geselligen Strapaze lieber verlängnen?

Bernd

(ihm die Hand schüttelnd.)

Clarisse hat sich allerdings zurückgezogen. Aber wenn Du mit mir vorlieb nehmen willst — (klingelt.)

Normann (sich umsehend).

Und — deine Schwägerin?

Bernd.

Studiert. Höre, ich glaube, Dein Unterricht strengt sie übermäßig an, Du stachelst zu sehr ihren Ehrgeiz.

Normann.

Unsinn! Sie stachelt den meinen; sie thut Fragen, die ich mich schäme, nicht beantworten zu können. Ein merkwürdiges Frauenzimmer!

(setzt sich auf die Chaiselongue, starrt vor sich hin. Martin ist eingetreten, Bernd bestellt den Thee, Martin ab.)

Bernd.

Willst Du nicht rauchen?

Normann.

Danke, danke.

Bernd.

So erlaube, daß ich thue, als ob ich zu Hause wäre.

(zündet sich eine Cigarre an.)

Normann.

Bist Du's nicht?

Bernd.

Ja, lieber Freund, wer ein Haus macht, ist nicht der Herr, sondern der Sklave seines Hauses. Das heutige Diner z. B. — meinst Du, ich hätte nicht lieber wie in unsrer Studentenzeit mit Dir für sechs gute Groschen zu Mittag gegessen, als mit diesen mir sehr gleichgültigen Leuten Champagner getrunken?!

Normann

(immer etwas zerstreut).

Ihr armen Reichen!

Bernd.

Ich könnt' es noch jetzt so gut haben, wenn mein armer Papa nicht so früh gestorben wäre und ich der Mutter wegen das Geschäft hätte übernehmen müssen. Nun, ich wäre vielleicht ein mangelhafter Professor der Philosophie geworden, während ich

jetzt ein ganz leidlicher Banquier bin. — Hier, mein Alter, ist der Thee.

(reicht ihm die Tasse, die er eingeschenkt hat.)

Normann.

Danke, danke. Ich trinke nicht.

Bernd.

Du sagtest doch —

Normann

(sucht seinen Blick zu vermeiden, steht auf).

Nur um etwas zu sagen. Ich kam nicht darum. Ich wollte euch nur noch sehen, das heißt — nicht gerade Dich — auch nicht Deine Frau — (tritt vor das Bild des Knaben.) Wer hat das gemalt?

Bernd.

Lies doch die Inschrift in der Ecke.

Normann.

C. E. — Clarisse Erhardt — was Teufel!

Bernd.

Findst Du's ähnlich!

Normann.

O sehr, besonders deiner Frau, daß sie die Courage hat, ihren Namen auf dieses Kunstwerk zu setzen. — Und Du kannst das zugeben?

Bernd (heiter).

Sie ist des festen Glaubens, sie habe es selbst gemalt, und da der Glaube selig macht —

Normann.

Und solchen Aberglauben kannst Du begünstigen und hast einmal als Philosoph Profession von der Wahrheit machen wollen?

Bernd (achselzuckend).

Was hilft es, reinen Wein einzuschenken Jemand, der nicht trinken will! Aber hättest Du vielleicht Lust zu einem Glas Wein?

Normann (stockend).

Danke, danke! Ich bleibe nicht lange. Ich hätte nur — Deiner Schwägerin etwas zu sagen — dann geh' ich gleich wieder.

Bernd.

Nur nichts Wissenschaftliches mehr so spät am Tage, das bitt' ich mir aus! (steht auf.) Darf man nicht erfahren —

Normann.

Warum nicht? Du als ihr Vormund hast ja ein Wort dabei mitzureden. (zögernd) Kurz und gut; ich — will Deine Schwägerin fragen, ob sie meine Frau werden will. (bleibt abgewendet am Flügel stehen.)

Bernd.

Emmy — Deine Frau? Ist das — Dein Ernst?

Normann.

Ich komme mir freilich selbst ein bischen komisch vor — weder schön, noch liebenswürdig, meine 35 schon auf dem Nacken, nur so eben mein Auskommen Aber heut Mittag hab' ich die Professur bekommen —

Bernd.

Endlich! Nun, da gratulier' ich.

Normann.

Habe lange genug darauf warten müssen. Den Hochmögenden da oben bin ich unbequem, weil ich kein Blatt vor den Mund nehme und, wenn sie Dummheiten machen, ihnen meine Meinung in Fraktur sage. Endlich aber konnten sie mich nicht länger übergehen, und nun wollte ich auch keine Stunde zaudern — obwohl es schon etwas spät geworden ist mit eurem verwünschten Diner —

Bernd.

Und sage, Du liebst Emmy?

Normann.

Warum nicht? Ist sie nicht liebenswürdig? Freilich — wie ich von der Liebe denke, auf Grund meiner physiologischen Studien, ohne allen lyrischen Schnickschnack.

Bernd.

Und denkt Emmy ebenso davon?

Normann.

Ja freilich, Emmy —! Ein Mädel wie sie — und doch — der erste beste angenehme Schwerenöther, der süße Augen machen kann, bringt es selbst bei einem ernsthaften jungen Frauenzimmer oft in einer Stunde weiter, als ein versessener Gelehrter meines Schlages in einem ganzen Jahr.

Bernd.

Und da willst Du heute Abend noch Dein Glück versuchen?

Normann.

Ich habe sie dazu gewöhnt, allen Problemen scharf in's Gesicht zu sehen. Sie wird auch dieses gewissenhaft prüfen; — und am Ende — wär's so unerhört? Wenn Du sie also rufen wolltest — aber du scheinst nicht sehr damit einverstanden zu sein? Höre, am Ende bist Du selbst ein bischen angebrannt?

Bernd.

Ich? Wo denkst Du hin! Ich schätze meine kleine Schwägerin unendlich, sie wird mir sehr fehlen, wenn ich ihr kluges, ernsthaftes Gesicht nicht mehr täglich sehe und dann und wann gemütlich mit ihr philosophiren kann. Aber am Ende kann das doch nicht ewig so fortgehen, und wenn sie wirklich mit Dir glücklich wird — ich gönne sie Dir von Herzen. Es kam mir nur so überraschend. Und doch hast Du Recht, es ist ja ganz natürlich, bei ihrem Charakter und da ihr ein halbes Jahr Zeit gehabt habt, euch kennen zu lernen — Nun, ich will sie herholen.

(geht nach der vorderen Thür rechts, klopft an, tritt dann hinein.)

Fünfte Scene.

Normann (allein, dann) **Emmy** und **Bernd**.

Normann.

Der macht ja ein sonderbares Gesicht. Wenn ich doch richtig vermutet hätte, daß er selbst — Es wäre freilich kein Wunder. Die hübsche Puppe, seine Frau, mit der er keine zehn vernünftigen Worte reden kann — und neben ihr ein Mädel wie diese Emmy — hat man nicht Beispiele? Bürger und Molly — Der arme Kerl würde mir leid thun Aber um so nötiger ist es, bei Zeiten einen Riegel vorzuschieben.

Emmy

(mit Bernd eintretend, zu ihm zurücksprechend).

Er will mich etwas fragen? Hast Du eine Ahnung? — (erblickt Normann) Ah, lieber Herr Doktor, guten Abend! (giebt ihm die Hand) Sie wollen mich doch nicht etwa über das Häckel'sche Buch examinieren, das Sie mir geschickt haben? Ich habe noch keine fünf Seiten darin gelesen. Mein Kopf war so dumpf und dumm in den letzten Tagen, ich weiß nicht, woran es lag — aber wollen wir uns nicht gemütlich zusammensetzen und Thee trinken?

Bernd.

Ich lasse euch allein. Ich habe noch einen wichtigen Brief zu schreiben. Vielleicht seh' ich euch hernach noch auf einen Augenblick. (geht links ab.)

Sechste Scene.

Normann. Emmy.

Emmy (ihm nachblickend).

Es geht ihm irgend was durch den Kopf. Er ist nicht wie sonst. Finden Sie nicht auch? Vielleicht aber hat ihn nur das Diner verstimmt.

Normann

(faßt ihre Hand, führt sie zu der Chaiselongue).

Überlassen wir Bernd seinen Gedanken, liebes Fräulein, und denken wir an uns selbst.

Emmy (setzt sich).

Soll ich Ihnen Thee einschenken? Aber da steht ja noch Ihre Tasse.

Normann (bleibt vor ihr stehen).

Sagen Sie mir offen und ehrlich, liebe Emmy: bin ich Ihnen zuwider.

Emmy (lacht).

Was für eine Frage, lieber Herr Doktor! Wissen Sie nicht längst, wie ich Sie verehre, wieviel ich Ihnen verdanke?

Normann.

Nun ja, ein paar Kenntnisse! Die kann man auch einem leblosen Buch verdanken, wenn der Einband noch so geschmacklos ist. Und den Unterricht eines lebendigen Lehrers kann man sehr schätzen — und dabei doch den Menschen unausstehlich finden, vielleicht bloß seines schlechten Einbandes wegen.

Emmy.

Was denken sie von mir! Sie wissen doch, wie ich den äußeren Schein verachte, und daß mir die elegante Welt mit ihrer heuchlerischen Glätte sehr wenig imponiert. — Zu Ihnen aber habe ich das unerschütterliche Vertrauen, daß Sie von Grund aus ehrlich sind, gegen sich und Andere, und das thut wohl, wenn man so lange von unwahren, kaltherzigen Menschen umgeben war, wie ich.

Normann (sieht sie scharf an).

Ihr Schwager ist Ihnen doch aufrichtig zugethan.

Emmy.

Bernd — der ist freilich gut gegen mich. Aber meine eigene Mutter liebte mich nicht, so sehr ich mich bemühte, ihre Liebe zu verdienen, und meine Schwester — wir sind so verschieden, ich begreife, daß es ihr schwer wird, auch nur vor der Welt sich zu stellen, als ob sie ein Herz für mich hätte. Meinetwegen könnte sie sich auch diese Mühe sparen. Wieviel heimliche Thränen habe ich geweint, bis ich zu der Erkenntnis kam: wenn man nicht wolle, brauche man nicht mit einzustimmen in das allgemeine Lügenkonzert, sondern dürfe immer sich selber treu bleiben — freilich mit dem Verzicht auf den allgemeinen Beifall. Und darin haben Sie mich bestärkt, und darum werde ich Sie immer für meinen besten Freund halten, nächst meinem Schwager. (reicht ihm die Hand, die er nicht nimmt.)

Normann (geht unruhig hin und her).

Lassen wir jetzt Bernd aus dem Spiel. Es handelt sich allein um meine Wenigkeit. (tritt wieder vor sie hin.) Liebes Fräulein Emmy, ohne Umschweife: wollen Sie meine Frau werden?

Emmy (fährt zusammen).

Ich — Ihre Frau?

Normann.

Ja Sie, keine Andere! Können sie sich das nicht vorstellen? Und Bernd, der mich ja seit Jahren kennt —

Emmy.

Bernd — Sie haben es ihm gesagt? Und er, was hat er darauf erwidert?

Normann.

Nun, was zu erwarten war von Ihrem Vormunde, Ihrem und meinem besten Freunde: daß es ihm ganz recht wäre, wenn ich Sie glücklich machen könnte.

Emmy.

Und das — glaubt er?

Normann.

Warum sollte er daran zweifeln? Er weiß, daß

ich ein rechtschaffener Kerl bin und Sie sehr lieb habe. Aber was kümmert uns, was Bernd glaubt? Ob Sie glauben, mit mir glücklich zu werden, darauf kommt es an, Fräulein Emmy. Ich bin kein liebegirrender Jüngling, ich werde keine Hymnen an Sie dichten, ein bischen ungeschlacht bin ich auch, und meine Frau wird nicht eben Staat mit mir machen können — na, Sie selbst haben mir ja schon manche Unarten abgewöhnt, und was Ihnen als meiner Schülerin nicht schwer wurde — als Frau Professorin — denn eben heute habe ich meine Anstellung erhalten, da darf ich es wohl wagen — Aber vielleicht haben Sie überhaupt eine andere Art Liebeserklärung erwartet?

Emmy (in großer Verlegenheit).

Ich — o, ich habe überhaupt nicht — nie habe ich daran gedacht, daß Sie — mich lieben könnten. Sie werden begreifen — es hat mich so überrascht —

Normann (etwas empfindlich).

Ich begreife alles. Der Bär hat streicheln wollen, aber seine Tatzen sind plump. Nun, hoffentlich civilisiert er sich. Aber Sie sollen nicht überrumpelt werden, behüte! Auch in wissenschaftliche Probleme pflegen Sie sich ja langsam hineinzudenken, und so eine Lebensfrage — Nun, überlegen Sie's, und morgen früh um Zehn, wenn Sie erlauben, hole ich mir die Antwort. (Emmy nickt mit dem Kopf, ohne ihn anzusehen.) Geben Sie mir noch die Hand, Fräulein Emmy, und wie Sie auch entscheiden mögen, seien Sie überzeugt —

Siebente Scene.

Vorige. Frau Erhardt (durch die Mitte, einfach und nicht modisch gekleidet).

Fr. Erhardt.

Guten Abend, Normann.

Normann.

Ah, die Großmama! Sie haben nicht mit diniert, Mama Erhardt?

Fr. Erhardt.

Nein, Doktor. So ein altes Möbel paßt nicht in einen neuen Salon, wo alles stilvoll sein muß. Ich habe meinen Stil für mich, über den rümpft ihr junges Volk die Nase. — Aber wo sind denn die Kinder?

Normann.

Bernd hatte noch zu schreiben, und Frau Clarisse war überhaupt unsichtbar. (schüttelt ihr die Hand.) Adieu, Mama Erhardt.

Fr. Erhardt.

So eilig? (sieht ihn und Emmy an, setzt sich.) Sind wir Ihnen nicht gut genug, mit uns allein zu plaudern? Ich schwatze gern mit Ihnen, Normann, obwohl Sie einem manchmal Ihre Meinung so hart an den Kopf werfen, daß er einem davon brummt.

Normann (lacht).

Thu' ich das? Nun, Sie haben auch manchmal eine Zunge wie ein Schwert, Mama Erhardt.

Fr. Erhardt.

Mit Unterschied, Doktor, mit Unterschied. Wo's not thut und wo ein Knoten sich nicht auf sanftere Manier lösen läßt, ist das Schwert am Platz. Bei so einem Diner aber wär's nicht angebracht, immer gleich dreinzuschlagen, da hielte man mich höchstens für ungebildet, wenn ich den Herrschaften nicht nach dem Munde redete. Aber freilich, eine alte Frau, die nicht mehr Eroberungen machen will, die geniert sich nicht gern, von der Leber weg zu reden, und Sie, Doktor, können einen Puff vertragen, und jetzt sag' ich Ihnen auf den Kopf zu: Sie haben mit meiner Emmy was gehabt. Was war's? Heraus damit! Waren Sie wieder einmal unartig gegen Ihre Schülerin? Haben ihr eine schlechte Censur gegeben?

Normann.

O ich — im Gegenteil. Der Schulknabe war ich — haha! (lacht verlegen.) Fragen Sie sie nur selbst, Mama Erhardt, Sie werden dann schon hören. Ich — ich empfehle mich. Auf morgen früh um Zehn also, Fräulein Emmy! (geht hastig ab.)

Achte Scene.

Frau Erhardt. Emmy.

Frau Erhardt (für sich).

Hm! Also doch!

(Pause.)

Emmy.

Soll ich Dir frischen Thee machen, Großmama? Dieser ist schon kalt.

Fr. Erhardt.

Danke, Kindchen. Habe schon getrunken. Aber komm einmal her und laß Dich anschauen. (Emmy nähert sich langsam.) Und nun sage mir —

Emmy.

Was willst Du wissen, Großmama?

Fr. Erhardt

(nimmt Emmys Kopf zwischen die Hände, sieht sie an, läßt sie dann wieder frei.

Nein, Du brauchst mir's nicht erst zu sagen, ich weiß es schon. So ungefähr sehen wir Alle aus, wenn man uns eben eine Liebeserklärung gemacht hat.

Emmy

(gleitet neben ihr nieder, faßt ihre Hand).

O Großmama, meine liebste, einzige Freundin —

Fr. Erhardt.

Nu, nu, Kindchen, Du bist ja ganz aus dem Häuschen. So was Schreckliches ist's doch nicht, wenn ein Mann uns sagt, daß er uns gerne hat und heiraten möchte. Er mag uns nun gefallen

oder nicht — zu meiner Zeit fühlten wir uns jedenfalls dadurch geschmeichelt. Und mit Normann — das hab' ich lange kommen sehen.

Emmy (richtet sich auf).

Ich hab' es mir nie auch nur im Traum einfallen lassen!

Fr. Erhardt.

Aber wie denkst Du im Wachen darüber?

Emmy (mit gesenktem Blick).

Wenn ich nie daran gedacht, es nie auch nur leise gewünscht habe, er möchte mich fragen — ist das nicht Antwort genug?

Fr. Erhardt.

Ei, ei! Also Du hast ihn abgewiesen?

Emmy.

Er gab mir Bedenkzeit, bis morgen. Ach, Großmama, wenn das nur erst überstanden wäre! Ich achte ihn so sehr, ich verdanke ihm so Viel — aber seine Frau zu werden —

Fr. Erhardt.

Und warum nicht?

Emmy (entschieden).

Ich kann ihn nicht lieben.

Fr. Erhardt.

Jetzt nur noch nicht, oder niemals?

Emmy.

Nie, nie! Ich weiß es gewiß. Ich kann mein Herz nicht Lügen strafen, wenn es mir das zuruft.

Fr. Erhardt.

Das Herz, Kindchen? Das hat freilich das erste Wort dabei zu sprechen. Aber auch das letzte?

Emmy.

Nicht auch das letzte, Großmama? Nicht eben erst recht das letzte?

Fr. Erhardt.

Setz Dich da einmal ruhig hin, Kindchen, und höre mich an. Traust Du mir zu, daß ich auch einmal ein Herz gehabt habe?

Emmy.

Du hast's ja noch heute, Großmama, das beste, wärmste, gütigste.

Fr. Erhardt.

Ja, aber nur noch für Andere. Für mich selbst hab' ich's längst abgeschafft. Als ich aber noch so recht eigens eins für mich hatte und sehr intim mit ihm war — so ungefähr in Deinem Alter, — da dacht' ich auch, ich müsse meinem lieben Herzen Alles zu Gefallen thun; Herzensstimme sei Gottesstimme.

Emmy.

Ist sie das nicht auch?

Fr. Erhardt.

Ja wenn das Herz nur immer genau wüßte, was es will, und immer was Kluges wollte, und nicht oft erst so spät zur Vernunft käme!

Emmy.

Aber die Wahrheit spricht es doch immer.

Fr. Erhardt.

Die Wahrheit! Als ob Alles, was so ein dummes junges Herz dafür hält, auch immer das Wahre wäre! Als ob das trotzige und verzagte Ding nicht immer nur das für die Wahrheit hielte, was ihm gerade angenehm ist! Überhaupt, die Wahrheit! Ich werde immer ganz wild, wenn ich sehe, was für schändlicher Mißbrauch heutzutage mit dem ehrwürdigen Wort getrieben wird. Zu meiner Zeit galt Lügen auch für was Häßliches, aber es gab noch häßlichere Dinge. Seinem Nebenmenschen weh thun, ihm alles Unangenehme schonungslos unter die Nase reiben, sich noch was drauf einbilden, daß man sich mit der sogenannten Wahrheit überall hinflegelt — das durfte man sich damals nicht erlauben. Heute ist Wohlerzogenheit, Diskretion, Schonung von Schwächeren — alles alter Trödel! Wenn man einem Menschen das Leben retten könnte mit einer warmherzigen Lüge, stößt man ihm lieber die blanke Wahrheit ins Herz, wie ein grobes Küchenmesser und läßt ihn sterben und verderben. Es ist ein Skandal!

Emmy.

Aber vor dem Altar, wenn der Priester uns fragt, müssen wir nicht da wenigstens die volle Wahrheit sagen, und ob wir selbst und die ganze Welt darüber zu Grunde gingen?

Fr. Erhardt.

Was fragt denn der Priester, Kindchen? Ob wir verliebt sind in unsern Bräutigam und ohne ihn nicht leben können und nicht etwa einen Andern lieber zum Manne nähmen? Bewahre! Er fragt bloß, ob wir diesem hier anwesenden Soundso ein treues Weib sein wollen und zu ihm stehen in guten und bösen Tagen. Können wir das nicht ehrlich geloben, auch wenn unser Herz dabei ein bischen bluten sollte? Als ich meinem seligen Mann das Jawort gab, hatte ich auch einen Andern weit lieber, einen übermütigen jungen Menschen, einen rechten flotten Windbeutel, aber ich schwärmte für ihn. Den konnt' ich nicht haben, wir waren Beide arm, und mein Vater traute ihm nicht. Nun, und weil mein Seliger ein so braver Mensch war und so sterblich in mich verliebt, so nahm ich ihn denn, obwohl mein neunzehnjähriges Herz steif und fest behauptete, er sei nicht der Wahre.

Emmy (ihre Hand streichelnd).

Und ist es Dir nie leid geworden, Großmama? Bist Du glücklich geworden?

Fr. Erhardt.

Du fragst kurios, Kindchen. Wer ist denn glücklich? Und wenn er's ist, wer bleibt's immer? Ich that meine Schuldigkeit, und hatte liebe Kinder und nur noch selten einen zärtlichen Gedanken an meinen ehemals geliebten Windbeutel, denn mein Mann trug mich auf Händen. Als er mich aber auf seinem Sterbebette fragte, ob er mich ganz glücklich gemacht hätte, und ich ihm antwortete: Ja, Fritz, ganz! da raunte mir freilich mein Herz ins Ohr, ich hätt's mit der Wahrheit nicht sehr genau genommen. Aber ich brachte das dumme Ding zum Schweigen und schämte mich der Lüge gar nicht. Hätte ich dem Armen, der jetzt so selig starb, noch zu guter Letzt das Küchenmesser ins Herz bohren sollen? (steht auf.)

Emmy

(vor sich hinstarrend, unbeweglich).

Und also meinst Du, ich soll morgen — dem Doktor mein Jawort geben, auch wenn mein Herz — einem Andern gehört?

Fr. Erhardt (nach einer Pause).

Was sagst Du da, Kindchen? Gehört Dein Herz wirklich einem Andern, und ist der nicht am Ende auch ein Windbeutel?

Emmy.

O Großmama, es giebt keinen Bessern!

Fr. Erhardt (für sich, mit einem Seufzer).

Ich wollte, ich könnte ihr das bestreiten! (laut) Nun, und wenn es so wäre — hast Du irgend eine Hoffnung, diesen Ausbund jemals zu bekommen? (Emmy schüttelt den Kopf.) Oder kannst Dir wenigstens denken, daß noch ein Andrer kommen könnte, den Du eben so lieb haben möchtest? (Emmy verneint wieder.) Nun, dann wäre es ja wohl das Vernünftigste — aber nein, Kindchen, ich werde mich hüten, Dir zu raten. Wenn Dein kluger Kopf das dumme Herz nicht selbst zur Raison bringt —

Emmy

(springt auf, läuft zu der Alten hin, umarmt sie heftig und drückt das Gesicht gegen ihre Schulter).

Ach, Großmama, Dir, Dir kann ich es sagen, Du wirst es verstehen —

Fr. Erhardt (barsch).

Du schweigst! Ich will Nichts wissen, hörst Du? Es muß und darf nicht alles herausgesagt werden. Hat man's einmal gesagt, so hat man Respekt vor seinem eignen Wort und meint, man müsse drauf leben und sterben. „Schweig, meid, leid und ertrag" ist ein gutes Wort, und „Geduld, Vernunft und Zeit, das sind drei edle Leut!" Jetzt geh in Dein Zimmer, Kindchen, und sieh ob Du schlafen kannst. Denen, die Gott lieb hat, giebt er's im Schlaf. (küßt sie auf beide Wangen.) Warum sollt' er Dich nicht lieb haben? Bist Du nicht ein braves Kind? Und (mit Bedeutung.) — Du wirst's bleiben, das weiß ich. Also gute Nacht, Kindchen, gute Nacht! (Emmy macht sich von ihr los, nickt ihr traurig zu und geht dann langsam nach rechts ab.)

(Fortsetzung folgt.)

Im Blühen.

Du junger Frühlingsflor,
Schon treibt dein Grün empor,
Da noch dem Blütenhag
Droht Sturm und Hagelschlag —
Doch jede Knospe spricht:
Ich will zum Licht!

Du Mägdlein ringgeschmückt,
Wie schaust du holdbeglückt!
Noch nie ein Herz entging
Des Lebens Schmerzensring —
Sie aber lächelnd spricht:
Ich fürcht' ihn nicht!

Anna Klie.

Schatten.

Wie sich der Schatten dehnet
Zurück auf meiner Spur —
Ob er sich heimwärts sehnet
Wo Nacht und Schatten nur?

Vom Walde kommt entgegen
Der Abendschatten da —
Ist denn auf allen Wegen
Die Heimat mir so nah?

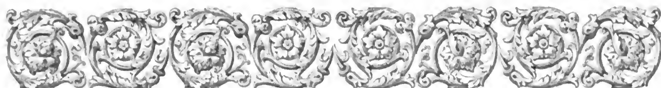
Franz Herold.

„So hab' ich oft . . ."

So hab' ich oft im wachen Traum
Dein schimmernd Antlitz angeschaut:
Es gleicht dem blüh'nden Apfelbaum,
Durch den der reine Himmel blaut.

Und wie du sprichst! Mir wird zu Sinn
Bei deiner Stimme weichem Hall,
Als sänge in den Blüten drin
Unnennbar süß die Nachtigall.

Fr. Karstedt.



Gedichte

von

Eduard Moerike.

(Ungedruckter Nachlaß.)

Mitgeteilt von Prof. Dr. Jakob Bächtold.

I.

Vom Kirchhof.

Gräschen, wenn auch noch so schlicht,
Eine Hand verschmäht dich nicht.
Bring' ihr eine leise Kunde
Von dem mütterlichen Grunde,
Dem bescheiden du entsprossen,
Wo der Thau auf dich geflossen,
Den, die Mitternacht zu weihen,
Jenes Gartens Wächter streuen.

II.

Lieb' in den Tod.

(Schwäbische Mundart.)

Uffem Kirchhof, am Chor,
Blüeht e Blo-Holder-Strauß,*)
Do fliegt e weiß Täuble
Vor's tage thuet, 'raus.

Es streicht wohl e Gässele
Nieder und zwue,**)
Es fliegt mer in's Fenster,
Es kommt uf mi zue.

Jetz siehni***) mein Schatz
Und sei linneweiß G'wand,
Und sei silberes Ringle
Von mir an der Hand.

Es nickt mer en Grueß,
Setzt se nieder am Bett,
Frei luegt mer's in's G'sicht,
Aber a rüehrt me's net.

Drei Woche noch Ostern,
Wenn's Nachthüele*) schreit,
Do mache mer Hochzig,
Mei Schatz hot mer's g'seit.

Fei still ist mei Hochzig,
Mer halte kein Tanz.
Wer goht mit zur Kirchen?
Wer flicht mer de Kranz?

*) Blauer Hollunder, Syringenbusch. **) Zwei. ***) Seh' ich.

III.

Altes Verslein.**)

Wer die Musik sich erliest
Hat ein himmlisch Gut bekommen,
Denn ihr erster Ursprung ist
Von dem Himmel selbst genommen.
Wenn einst in der letzten Zeit
Alle Ding' wie Rauch vergehen,
Bleibet in der Ewigkeit
Doch die Musik noch bestehen,
Weil die Engel insgemein
Selbsten Musikanten seyn.

*) Nachtkänzlein.
**) Mit dem Beisatz zum Titel: „Von einer ehrlichen Malershand auf den Kasten der Orgel in der Kirche zu Gnglingen geschrieben, welche vor etwa 25 Jahren abbrannte". Darunter: „Die Treue der Abschrift bezeugt Eduard Moerike. Stuttgart, den 21. August 1870".

IV.

Das Thürmerskind an seine Pathin.*)

Mein Vater sah hinaus um Mitternacht
Vom Thurme rings und kündigte die Wacht,
Doch schon erweckt vom ersten Glockenschlag,
Wußt' ich zugleich: heut ist dein Namenstag,
Dem dacht' ich nach im Stillen freudiglich
Ein Weilchen lang und betete für dich.
Laut stieß der Wind ans enge Fensterlein,
Die Wolke flog mit ungewissem Schein,
Auf einmal regte sich kein Lüftchen mehr,
Es ward so still und feierlich umher.
Ich hörte der Geschwister Athemzug,
Und wie im Uhrwerk sacht der Pendel schlug.
Was wird? Die Kammer füllt ein himmlisch Licht,
Ein Engel stand an meiner Seite dicht
Mit hellen Schwingen, goldnem Lockenhaar
Und sah mich an mit Augen wunderbar;
Er rührte mir die Wang' und Stirne lind,
Sprach: Sei getrost, ich bin dein Engel, Kind,
Ich brachte dein Gebet vor Jesu Thron
Und all' erhört sind deine Wünsche schon!
Geh hin zur Guten, die dich kennt und liebt,
Die im Verborgnen schwere Pflichten übt,
Sag, daß man ihrer Frömmigkeit und Treu
Auch eingedenk im Himmel heute sei;
Und was sie Liebs und Gutes dir gethan,
Das schreiben wir im Buch des Lebens an!

V.

Frankfurter Brenten.

Mandeln erstlich rath' ich Dir,
Nimm drei Pfunde, besser vier
(Im Verhältniß nach Belieben);
Diese werden nun gestoßen
Und mit ordinärem Rosen-
Wasser feinstens abgerieben.
Je aufs Pfund Mandeln accurat
Drei Vierling Zucker ohne Gnad.
Denselben in den Mörsel bring',
Hierauf ihn durch ein Haarsieb schwing'.
Von deinen irdenen Gefäßen
Sollst Du mir dann ein Ding erlesen,
Was man sonst eine Kachel nennt,
Doch sei sie neu zu diesem End.
Drein füllen wir den ganzen Plunder
Und legen frische Kohlen unter.
Jetzt rühr' und rühr' ohn' Unterlaß
Bis sich verdicken will die Mass',
Und rührst Du eine Stunde voll:
Am eingetauchten Finger soll
Das Kleinste nicht mehr hängen bleiben;
So lange müssen wir es treiben.
Nun aber bringe das Gebrodel
In eine Schüssel (der Poet
Weil ihm der Reim vor Allem geht,
Will schlechterdings hier einen Model,
Indeß der Koch auf ersterer besteht)!
Darinne drück's zusammen gut!
Und hat es über Nacht geruht,
Sollst Du's durchkneten Stück für Stück,
Auswellen messerrückendick
(Je weniger Mehl Du streuest ein,
Um desto besser wird es sein.)
Alsdann in Formen sei's geprägt,
Wie man bei Weingebacknem pflegt;
Zuletzt, — das wird der Sache frommen,
Den Bäcker scharf in Pflicht genommen,
Daß sie schön gelb vom Ofen kommen!

VI.

Mit einem alten Kupferstich.*)

Von ehrlicher Philisterhand
Gekritzelt schon vor hundert Jahren,
Ein Wasserfall, mein Freund, uns beiden wohlbekannt.
Wie manchmal standen wir davor,
An ihm berauschend Aug' und Ohr,
Da wir noch andre Bursche waren!

Laß ihn in Sprüngen keck sein Jugendziel erreichen,
Gemächlich dann im Thal nach einer Mühle schleichen:
Dort oben, wo in Morgenwonne
Noch glühet die Septembersonne
Und wo der Hirsch erfrischt und wärmt sein braunes Fell,
Quillt unerschöpft der alte Jugendquell.

*) Stuttgart den 25. März 1866. Moerike dichtete diese Verse für die Tochter eines Türmers zum Namensfeste ihrer Taufpatin.

*) Zum Geburtstag von Moerike's Freund Johannes Mährlen. Der Kupferstich stellte den Uracher Wasserfall vor. (Nach freundlicher Mitteilung von Herrn Prof. Georg Scheer in München.)

Die Geschichte des Erstlingswerks.

Mein Erstling: „Harald und Theano".

Von Felix Dahn.

In dem ersten Band meiner „Erinnerungen" (Leipzig 1890) habe ich dargestellt, wie die ersten lyrischen Dichtungen des vierzehnjährigen Knaben im Jahre 1848 durch Lenz, „Liebe" (!) und die Begeisterung für Aufrichtung eines einigen und freien Vaterlands hervorgerufen wurden. Schon vorher war, angeregt durch Homer einerseits, Schiller andrerseits, ein Schauspiel entstanden: „die Entführung der Persephone": nun (1849) wirkten abermals Homer und die mittlerweile kennengelernten Romantiker dahin, ein Heldengedicht in Hexametern zusammenzubauen, welches unter dem Namen „die bezauberte Rose", — aber unabhängig von Ernst Schulze — die Abenteuer deutscher Ritter im Morgenlande, jedoch unter der Herrschaft der olympischen Götter (!) darstellt. Diese kindischen Stammelungen sind gleichwohl bereits bezeichnend für die Eigenart der Stoff-Wahl und auch der Stoff-Behandlung in der Folge.

Meine erste veröffentlichte Dichtung ist die Erzählung in Versen „Harald und Theano" (Berlin 1854): völlig frei erfunden schildert sie, wie ein Geschwader sächsischer Seeräuber im IV. Jahrhundert auf Cypern landet, wo der Gefolgsherr Harald die Liebe Theanos, der Schwester des byzantinischen Statthalters, gewinnt, die Christengemeinde vor Vernichtung durch die Verfolger rettet, aber durch Arglist der Byzantiner untergeht, worauf Theano den abziehenden Christen als Bekehrte und Bekehrerin sich anschließt. Die kleine Dichtung, in gereimten fünffüßigen Jamben, fand freundliche Aufnahme.

Sie enthält im Keime, nach Inhalt und Gestaltungsweise, so ziemlich den ganzen späteren „F. D.": das Germanische, zumal das Heldenhafte und das Heidnische, im Gegensatz zu dem bei aller Verehrung ein wenig kühl behandelten asketischen Christentum, die auf dem Gipfel üppigster Kultur bereits von Fäulnis ergriffene hellenisch-römische Welt, das Gegeneinanderwirken dieser drei Kräfte: übermäßige Weltlust des Altertums, Weltflucht und Weltverachtung des Christentums, rauhe, ja rohe, aber zukunftreiche, kraftstrotzende Welt-Erkämpfungs-Freude des Germanentums: endlich fehlt auch nicht der philosophische Zug, das Aufwerfen der Fragen nach dem „Warum"? die trauervolle, aber doch nicht „pessimistische", — denn tragische — Erkenntnis, daß nicht das Glück der Menschen der „Zweck" der Welt, daß eine unerfaßliche Notwendigkeit, — das „Weltgesetz" — die unsere Geschicke beherrschende Macht und daß ihr gegenüber nur heldenhafte Pflichterfüllung und Entsagung — aber ohne krankhafte Verbitterung! — das Menschenwürdige sei. —

Wie haben sich nun aber in dem kaum Zwanzigjährigen jene seltsam gemischten Gedankenverbindungen zusammengefunden?

Das ausführlich darzulegen haben meine „Erinnerungen" versucht, deren zweiter Band (1891) die Entstehungszeit von „Harald und Theano" (1850—54) behandelt; hier beschränke ich mich auf einige kurze Andeutungen.

Die Begeisterung für die Antike, welche niemals in mir unter der Freude an dem Germanischen, unter meinen wissenschaftlichen und dichterischen Arbeiten an altgermanischen und mittelalterlichen Stoffen zu leiden oder Verringerung zu erfahren gehabt hat, ward schon in dem Knaben geweckt durch die Münchener Glyptothek und durch Homer: ich war ein schlechter Schüler gewesen bis in die „I. Gymnasialklasse" („Unter-Sekunda"): hier lernte ich Homer kennen und ward ein mittelmäßiger, zuletzt ein guter: erst jetzt sah ich ein, daß der Gymnasialunterricht nicht lediglich deshalb erteilt werde, auf daß die Herrn Gymnasiallehrer etwas zu thun hätten. Homer wurde grundbauend für all' meine ästhe-

tische Schulung. Von meinem Elternhaus (im „englischen Garten") aus sah ich mitten in diesem deutschen Wald auf den kleinen hellenischen Säulentempel, den „Mono-Pteros": diese Verbindung von Antikem mit Germanischem wurde sinnbildlich bedeutsam für meine gesamte dichterische Entwicklung: beruht doch auf dieser Verbindung unsere ganze deutsche Bildung: und die Verdrängung des Hellenischen (auch des Lateinischen) aus unsern Schulen wäre Rückfall in Barbarei. Homer, Lessing, Schiller und Goethe werden uns durch die Herren Zola, Ibsen, Holz, Schlaf und andere (und auch nicht durch die Schulbesserung des Herrn Güßfeld) ersetzt werden.

Was mein Verhältnis zu den christlichen Bestandteilen in unserer so buntscheckig — aus zum Teil widerstreitenden Dingen — zusammengesetzten Bildungsgestaltung betrifft, so habe ich dessen Werden und Wandelungen in den „Erinnerungen" (I und II) eingehend erörtert: das Wesentliche liegt aber schon in „Harald und Theano" ausgesprochen: bei der höchsten Ehrfurcht vor der Gestalt Christi die helle Erkenntnis der Gefahren und Schäden, welche durch Mißverständnis und Verzerrung seiner Lehren über die Menschheit gebracht worden sind.

Auch die philosophische Weltanschauung stand damals — wenigstens in ihren Grundlagen — bereits fest: schon auf dem Gymnasium hatte ich viel in Plato, Aristoteles, Spinoza gelesen: auf der Universität hatten sich dann gar bald unter der Führung meines großen Lehrers Karl von Prantl jener objektive Idealismus, jener (durchaus nicht materialistische!) Monismus und jene tragische (durchaus nicht pessimistische) Entsagungslehre ausgebildet, welche, obzwar später, zumal auf dem Gebiet der Rechtsphilosophie, reicher entwickelt und tiefer begründet, schon damals sicher gewonnener Boden waren.

Weiter das Germanische, das Heldenhafte: in der Schilderung meiner Knabenzeit (Erinnerungen I) ist erzählt, wie schon vom 9. Jahr an bis ins 16. die ganze Wildheit und Kampfesfreude eines süddeutschen „Buben", aber auch die Begeisterung für germanische Heldenherrlichkeit von Armin bis Blücher sich in dem großräumigen Elterngarten austobten und ausflammten in den Ritterspielen mit gleichgestimmten Jugendgenossen, in oft recht blutigen Kämpfen mit Schwert und Lanze, Wurfspeer, Streitaxt, Schleuder und Armbrustpfeil, welche von Reden der Gesandten und von Ansprachen der Fürsten an die Heere vor der Schlacht abgelöst wurden. Auf der Universität und in den nächst folgenden beiden Jahren war ich dann durch den unvergleichlichen Kenner des Nordgermanischen, Meister Konrad von Maurer, in die Germanistik eingeführt worden und alsbald trieb ich, zumal durch Jakob Grimm, mit dem ich später in Briefwechsel trat, angefeuert, diese Forschungen mit einer Begeisterung, welche nachhaltig gewesen ist: denn sie hat mich auch heute — nach 40 Jahren — noch nicht verlassen. In einer — wie ich glaube — nicht unglücklichen Vereinigung haben mir meine Arbeiten in den germanischen Quellen die Grundlagen meiner wissenschaftlichen und zugleich die Stoffe zu meinen dichterischen Werken geliefert, ohne daß ich doch je — dessen darf ich mich, ohne Eitelkeit und ohne Widerspruch befürchten zu müssen, berühmen — die Einbildungskraft des Dichters in die wissenschaftliche Forschung hätte eingreifen lassen. So erinnere ich mich ganz genau, welche Quellenstelle mir den Stoff und die Anregung zu dem Germanischen in „Harald und Theano" gab: es war die Schilderung, welche Tacitus im XIII. Kapitel der „Germania" von der Gefolgschaft entwirft.

Was endlich die Form und die künstlerische Gesamtbehandlung der kleinen Dichtung anlangt, so ist die Geschichte dieses Erstlingswerkes bezeichnend und bedeutsam für meine ganze spätere Entwicklung in diesen Dingen geworden. Zweimal hatte ich schon mit dem 14. Jahre Verse gemacht und für dieselben den Beifall auch Unbefangener, z. B. meines Lehrers, gefunden. Aber wenn „nur die Lumpe bescheiden" sind, bin ich von jeher ein arger Lump gewesen und geblieben bis heute, da ich mich, unerachtet mancher nicht ganz unerheblicher Erfolge, auch jetzt noch, in aufrichtiger Selbsteinschätzung, lediglich für einen Dichter dritten Ranges halte. Ich war also und bin sehr weit entfernt von der überraschend guten Meinung, welche gar manche andere Leute, zumal nicht unbewährte, von sich hegen: sie haben freilich den Vorteil, schon hierdurch zu beweisen, daß sie keine „Lumpe" sind. Ich zweifelte also damals (1853/54) sehr lebhaft an meiner dichterischen Begabung und beschloß, diese erste größere Dichtung zu einer Art Gottesurteil zu verwerten: d. h. ich schickte sie zur Beurteilung unter angenommenem Namen an jenen Dichter, der unter den Lebenden (— Platen war gestorben —) den

größten Einfluß auf mich geübt hatte, was die Schulung in der Form, die Reinheit des Reims, die allmählich zu erlernende Meisterung der deutschen Sprache überhaupt betrifft: an Friedrich Rückert in Neuseß; ich gelobte mir, falls er diese Probe verwarf, nie im Leben mehr einen Vers zu schreiben. Bang waren die Tage der Erwartung. Endlich traf die Entscheidung ein: sie überflog um Sternenhöhe meine kühnsten Hoffnungen: Rückert lobte in den wärmsten Worten fast ausnahmslos Alles, was an einem Kunstwerk überhaupt getadelt oder gelobt werden mag: er bejahte auf das Entschiedenste meine Frage, ob mir dichterische Begabung inne wohne, ermahnte eindringlich, sie zu pflegen und lud „den Unbekannten, den er schon in sein Herz geschlossen, in sein Haus“. Ich kam gar bald und es erwuchs in jenen Neusesser Tagen ein Band, das mich über Rückerts Tod hinaus mit den Seinen weihevoll verknüpft gehalten hat, so daß sie darauf bestanden, bei der Enthüllung seines Denkmals zu Schweinfurt (18. Oktober 1890) dürfe ein Wort von mir, dürfe ich selbst nicht fehlen. —

Er verstattete damals, daß ich seine dem unbekannten Verfasser von „Harald und Theano“ gesandten Verse an die Eingangsthüren des Büchleins setzen durfte, sie lauten:

„Diesmal brachte der Mai mir weniger Blüten im Garten:
Doch aus der Fern' ein Lied brachte mir reichen Ersatz:
Duftige Blüten aus Nord und aus Süd: „Harald und Theano“: —
Liebliche Knospe, die noch reichere Früchte verheißt“.

Die Erfahrung, die man häufig — freilich nicht immer: siehe Schiller! — macht, daß das Erstlingswerk eines Dichters vorbildlich, bezeichnend für seine ganze Eigenart, bedeutsam für seine ganze Entwicklung erscheint, wird also durch meinen Fall vollauf bekräftigt.

Morgen im Hochgebirge.

Herrlich mit den ewigen Strahlen
In den Höhen aufgewacht
Ist der Tag; nur in den Thalen
Schlummert noch die Mutter Nacht.

Aber keck mit spitzen Schwingen
Stürzen Lüfte rings herbei,
Wo sie durch die Klüfte dringen
Reißen sie den Flor entzwei.

Und aus jedem finstern Schlunde
Wallen Nebel jetzt hervor;
Höher, höher, in der Runde,
Schwebend steigt der Schattenchor.

Bleiche Leiber, schöngeflügelt;
Weiße Arme, aufgethan;
Drachenrosse, ungezügelt;
Hier ein Adler; dort ein Schwan;

Hier im tiefsten Schwarz und drängend,
Schwergeballt und dunkel-wirr;
Dort im Lichte rosig hängend,
Schlank und schwank und spielend-irr..!

Mich ergreift der vielgestalt'ge,
Ungeheure Wanderzug,
Der gelass'ne, stillgewalt'ge,
Feierliche Geisterflug . . .

Kälte weht mir um die Stirne
Wie ein Odem andrer Welt;
Rings nur Zacken; rings nur Firne,
Wände, himmelhoch gestellt —!

Einsam in das große Grauen
Schau' ich staunend, traumbestrickt
So wie groß und voll Vertrauen
Hier die Genziane blickt:

Ob nicht deinen Geistern allen,
Erde, einst ein Morgen ruft,
Und sie wandern und sie wallen
So ins All aus deiner Gruft . .?

Hermann Hango.

Sinngedichte.

Ich soll mit euch den vollen Becher heben?
Doch ohne Überwindung sag' ich Nein;
Man muß gar oft Philister sein im Leben,
Um es im Denken nicht zu sein.

* * *

„Wir werden siegen in jedem Gefecht,
Sobald sich die Guten vereinigen“.
Wer aber sind die Guten, sprecht?
„Die, denen wir es bescheinigen“.

* * *

Wenn Kälte dich und Gleichmut kränkten,
Dann sage dir zum Troste leis:
Ein unbeschränkter Hörerkreis
Besteht aus einzelnen Beschränkten.

Ludwig Fulda



Reliquien.

Ungedruckte Briefe von Heinrich Heine, Nikolaus Lenau, Fritz Reuter und Josef Victor von Scheffel.

Mitgeteilt von Karl Emil Franzos.

Die nachstehend mitgeteilten Briefe haben nur die eine äußere Eigenschaft gemeinsam, daß ihre Originale sich insgesamt in meinem Besitz befinden, aber auch die eine innere, daß sie insgesamt unzweifelhaft der Veröffentlichung wert sind. Angesichts der Buntheit des Inhalts glaube ich von vornherein auf den Versuch einer anderen systematischen Gruppierung, als eben der chronologischen Reihenfolge (nach dem Alter des Dichters) verzichten zu müssen und begnüge mich, den einzelnen Stücken die nötigen Erläuterungen beizugeben.

Ich bin in der erfreulichen Lage, die Reihe mit einem interessanten ungedruckten Brief Heinrich Heines eröffnen zu können. Derselbe ist in französischer Sprache geschrieben, an „Monsieur Mr. Boccage, artiste du Théatre de la Porte-St. Martin, Rue de Lancery, Nr. 35" gerichtet und lautet:

Monsieur!

J'ai reçu votre billet et le Manuscript de la tragédie de Kleist.

Comme je vous connais l'âme artiste et que vous n'êtes pas vous même auteur dramatique, je suis persuadé de la sincérité de l'interet que vous avez montré à cette occassion et je vous en remercie. Quant à Mr. Dumas je ne sais que penser. Lorsque j'ai été le voir pour la première fois, il-y-a sept semaines, il ma dit tout positivement: „Monsieur Harel aura ce soir entre ses mains la tragédie de Henri Kleist", et lorsque je suis allé chez lui une seconde fois, il y a dix jours, il m'a dit: „Le Manuscript de la Tragédie est entre les mains de Mr. Harel, je vous engage à voir à ce sujet Mr. Boccage, à qui je ne pourrais parler moi même dans ce moment, parce que nous sommes brouillés".

Voyant que Mr. Dumas s'est trompé, et que le Manuscript n'a pas été dans les mains de Mr. Harel du tout, je m'abstiendrai de toute nouvelle démarche. La pièce fera peut-être mieux son chemin quand elle sera imprimée.

Agréez, Monsieur, l'assurance de ma plus haute considération. Peut-être je viendrai encore chez vous pour vous voir avant votre départ. Nul homme n'est plus que moi l'admirateur de votre grand talent, qui est plus rare que ne s'imaginent les soi-disant critiques qui ne connaissent que la scène française. En effet, Monsieur, je suis assez vain de croire que la magie de votre voix trouve dans mon coeur un écho plus sonnore, que dans d'autres coeurs. Votre devoué Henri Heine.

Paris le 7 May 1834.

Wie man sieht, ist der Sachverhalt folgender: Heine wünscht die französische Übersetzung eines Trauerspiels von Heinrich von Kleist auf einer Pariser Bühne zur Aufführung zu bringen; ob sie von ihm selbst oder von wem sonst sie herrührt, erfahren wir nicht ausdrücklich. Als Protektor hat er sich hierbei Alexander Dumas ausersehen, und ihm das Manuskript behufs Einreichung bei dem Direktor der „Porte St.-Martin", Mr. Harel, übergeben. Der Romancier hat seinem berühmten deutschen Kollegen Erfüllung dieses Ersuchens noch für den Abend desselben Tages zugesichert und ihn einige Zeit darauf versichert, die Mission sei erfüllt, der Direktor habe das Stück, doch möge Heine vorsichtshalber auch einen der wichtigsten Schauspieler dieser Bühne, Mr. Boccage, direkt dafür interessieren, was er, Dumas, deshalb nicht selbst thun könne, weil er mit dem Mimen zur Zeit entzweit sei. Heine hat darauf an Boccage geschrieben und von ihm die Antwort erhalten, Dumas habe das Stück nicht an Harel empfohlen. Da nun Heine sieht, daß Dumas „sich geirrt", d. h. ihn angelogen hat, so will er zunächst keine weiteren Schritte thun, sondern hofft, daß das gedruckte Buch vielleicht einen leichteren Weg haben werde, als das Manuskript. Unklar bleibt nur, wie Boccage dazu kommt, Heine das Stück zu retournieren, wenn Dumas es nicht eingereicht. Vielleicht gab es dieser an das Direktions-Bureau und nicht an Harel persönlich, vielleicht auch handelt es sich um ein von Heine an Boccage gesendetes Duplikat, während Dumas das ihm anvertraute Exemplar ruhig im Kasten behielt.

Von ganz anderer Wichtigkeit aber, als diese Frage, ist jene, ob Heine selbst der Übersetzer gewesen. Was zunächst dagegen spricht: daß wir nirgendwo eine derartige Arbeit Heines erwähnt finden, ist natürlich kein ausschlaggebender Einwand; gerade Heines Schaffensgebiet übersehen wir auch heute noch lange nicht ganz, und über eine verunglückte Arbeit zu sprechen, war nie seine Art. Triftiger ist schon die Erwägung, daß er sich, sofern er die Arbeit wirklich unternommen haben sollte, in einem bedenklichen Irrtum über sein Können befunden haben würde, zunächst schon in rein sprachlicher Beziehung. Heine beherrschte das französische damals noch lange nicht genügend; Wendungen wie: „Peut-être je viendrai encore chez vous" klingen unfranzösisch, und „manuscript", „sonnore" sind sogar orthographische Lapsus. Indes, auch dies würde natürlich eine solche Annahme nicht direkt unwahrscheinlich machen und für Heines Autorschaft würde die ewige

Geldnot des Dichters sprechen, die ihn noch zu ganz anderen Experimenten bewog, z. B. dem Plan, im Verein mit dem politischen Publizisten Mebold eine „Deutsche Geschichte“ zu schreiben, von welchem die „Deutsche Dichtung“ gleichfalls zuerst Kunde geben durfte (vergl. Heines Brief an die Henne'sche Buchhandlung in Stuttgart, Band IV, S. 146), endlich sein warmes Interesse für Kleist, den „bis zum Totschießen verkannten Dichter“, dessen Werke ihm stets, von seiner Berliner Studentenzeit bis zu seinem Tode, eine ebenso erschütternde, als erhebende Lektüre gewesen und den er immer den „Riesen“ unserer Litteratur beigezählt hat. Auch die ganze Tonart des Briefs klingt wie eine Rede in eigener Sache. Sie macht die Annahme, daß Heine selbst der Übersetzer gewesen, vollends wahrscheinlich; zur Gewißheit wird dieselbe dadurch natürlich nicht erhoben. Den Schauspieler Boccage, mit dem er auch gesellschaftlich oft verkehrte (die Sand war die gemeinsame Freundin beider Männer) rühmt Heine auch in seinen Pariser Berichten für die Augsburger Allgemeine Zeitung stets als einen ausgezeichneten Künstler, so daß das Lob, welches ihm dieser Brief spendet, keineswegs etwa nur als captatio benevolentiae gelten darf.

Daran seien zwei psychologisch höchst interessante Briefe Nikolaus Lenaus gereiht. Der erste ist an den Schriftsteller Eduard Duller gerichtet, und lautet:

Wien, 6. April 1840.

Geliebter Freund!

Als ein höchst willkommenes Zeichen, daß Sie in allen Freuden und überwiegenden Leiden Ihres Lebens mein Andenken warm und treu behalten, habe ich Ihr Schreiben vom 27. II. empfangen und ich verwende zu dessen Beantwortung meine erste ruhige Stunde. Auch mir ist die Erinnerung an unser wenngleich nur flüchtiges, doch meinem Herzen erfreuliches und bereicherndes Zusammensein nicht erloschen, und niemals überzähle ich, ohne auch Ihrer zu gedenken, die Schaar der mir bekannten Edlen, die unter tausend Opfern und Kränkungen an einem besseren Erdenleben für die Menschheit thätig sind und den Siegern in einer künftigen glücklichen Zeit in die Waffen arbeiten.

Traurig, Freund, und immer betrübender steht es in unsrer Heimat. Die Materie macht sich ungebührlich breit überall auf Erden, bei uns aber wie anderswo nirgends. Die Schaar der Arbeiter des Geistes schmilzt ja mehr und mehr zusammen. Jeder Tag zählt seine Überläufer in's Feindeslager und solche, die der steten Vergeblichkeit ihres Thuns endlich überdrüssig, verzagendem Trübsinn verfallen und die Waffen wegwerfen. Was das Beste an uns ist, entzieht sich dem Aug und Lob der Welt und bewährt dadurch seinen auf sich ruhenden absoluten Werth. So verzeichnet keine Geschichte unsere stillen Kämpfe gegen den eigenen Unmuth, der so oft Alles verloren geben und den Bauern am Pfluge oder den Jäger mit der Hundekoppel beneiden möchte. Jener erlebt doch seine Ernte und darf ihrer genießen, und dieser erjagt mit seinen Bracken mehr, als wir mit unsren Gedanken, wenn sie auch das arge Wild richtig erwittern und fleißig hinter ihm her sind. Zum Schusse kommen wir nicht mehr. Die Ausdauer im Dienste einer fernen Zukunft, das stete Wiederaufnehmen des oft abgeprallten und scheinbar verlorenen Kampfes ist mehr als die Kühnheit des ersten Angriffs; um so viel mehr, daß ich den Streitesmüden darum noch nicht mißachten möchte. Ich kann hierin für mich selbst nicht Bürge stehen. Darum ist mir der Zuruf eines Freundes wie Sie doppelt werth und willkommen.

Auersperg ist glücklich vermählt und bereits wieder in Thurn am Hart. Sein literarisches Streben scheint er aufgegeben zu haben. Er kann das Land nicht verlassen und mag sich darin mit den Feinden seiner Muse nicht länger herumschlagen. So sagte er mir. Vielleicht wird er fortan still sein, doch gewiß nicht jemals seine Überzeugungen ändern und in andrem Sinne laut werden. Er ist ein Ehrenmann und verdient, daß Sie ihm, laut oder still, Ihre Achtung bewahren.

Gern hätte ich über Ihr religiöses Gedicht: „Der Held der Liebe“ Näheres vernommen. Ich freue mich darauf; Sie wissen von Liebe zu reden, denn Sie haben sie.

Meine Albigenser werden kein Ganzes. Ein Gedicht, das den traurigen Desorganisationsprozeß des provençalischen Lebens zum Stoffe genommen, weiß ich nicht, wie es organisch werden könnte. Jener Zusammensturz war nicht rhythmisch und nur trümmerhaft kann der Gesang desselben ausfallen. Dort kämpfte Wahn gegen Wahn und das Ergebniß war nicht Lebenswandlung, sondern eigentlicher Tod. Vielleicht hätten solche Geschichten von Dichterhand unberührt bleiben sollen; mag sein. Nun ich aber einmal mich dran gemacht habe, muß ich wenigstens gegen die Zumuthung protestiren, als hätte ich die von der erumpirenden Geschichte umhergeworfenen Felstrümmer zu einem unseren Kritikern bequemen Schilderhäuslein zusammenleimen sollen.

Wieder ist es, ach! kein Ganzes,
Sträußlein nur statt eines Kranzes,
Ohne Rundung, Schluß und Naht,
Nur ein loses Aggregat,
Wie die gänzlichen Pedanten
Meinen Florentiner nannten.

Empfehlen Sie mich schönstens Ihrem von mir herzlich hochgeachteten Freunde, K. Buchner. Das schreckliche Ende seiner liebenswürdigen Schwägerin wurde mir in Stuttgart erzählt. Hannchen Grießelich war das in meinem Gedichte: „Der Maskenball“ geschilderte Polenmädchen. Sie erschien mir, unter den Tänzern verschwindend, als die Polonia, wie sie aus dem historischen Weltreigen verschwunden. Nun hat die Unglückliche meine Symbolik auf eine mich erschütternde Weise vollendet. Polen starb wie sie. Leben Sie wohl, mein theurer Freund, und erfreuen Sie mich wieder mit einem Zeichen, daß Sie meiner gedenken.

Ihr ergebenster Freund
Niembsch-Lenau.

Wien, Johannisgasse 969.

Fügen wir zunächst einige Hinweise bezüglich der hier erwähnten Persönlichkeiten und Thatsachen bei. Eduard Duller, am 8. November 1809 zu Wien geboren, am 24. Juli 1853 zu Wiesbaden gestorben, gehörte zu jenen österreichischen Poeten, die, des Metternich'schen Censurzwangs müde, nach Deutschland gingen; dem geringen Häuflein Jener, welchen es gelang, in der neuen Heimat festen Fuß zu fassen und sich dort auch eine erträgliche materielle Existenz zu schaffen, ist der vielseitig begabte, aber ruhelose Mann, der seine Kraft nach allen erdenklichen Richtungen verzettelte, nicht beizuzählen. Zur Zeit, da er Lenau in Süddeutschland kennen gelernt und dieser den oben mitgeteilten Brief an ihn richtete, war er bereits, nachdem er 1830 Österreich verlassen, nach einander in München, Baden-Baden, Trier, Frankfurt a. M., endlich in Darmstadt ansässig gewesen; die Not, die Unmöglichkeit, dauernden Erwerb zu finden (auch seine Frühlingszeitung für Deutschland", „Phönix", hatte er nach wenigen Jahren wieder aufgeben müssen), sowie polizeiliche Vexationen hatten ihn von Ort zu Ort getrieben. Sein religiöses Gedicht, „Der Held der Liebe", dessen Lenau erwähnt, war ein Drama, es ist 1842 unter dem Titel: „Der Fürst der Liebe" erschienen. Es ist nicht das einzige ähnliche Werk Dullers; religiöse Fragen zogen ihn vor allen anderen an, so daß sein begeisterter Anschluß an die deutsch-katholische Bewegung der Vierziger Jahre ein ganz naturgemäßer war. Seltsamer schon war es, daß sich der 41jährige Mann plötzlich sogar zum Studium der deutsch-katholischen Theologie entschloß und es wirklich zum Prediger brachte. Aber die Regierungen verweigerten ihm die Bestätigung (zuerst in Wiesbaden, dann in Mainz), bis ihn endlich im 44. Lebensjahr die Schwindsucht von einem leidensreichen Dasein erlöste.

Anton Alexander Graf von Auersperg, der Dichter Anastasius Grün, war zur Zeit, da Lenau jenes Urteil über ihn schrieb, einer der bestverleumdeten Männer, von den Radikalen und den Reaktionären gleich hart befehdet. Von der österreichischen Regierung durch die kleinlichsten Plackereien bereits zu dem Entschlusse gebracht, auszuwandern, hatte er sich auf das Andrängen seiner Verwandten entschlossen, in der Heimat zu bleiben; seine kurz darauf erfolgte Vermählung knüpfte ihn noch fester an dieselbe, und so hatte er, um Ruhe zu haben, einen anderen Ausweg gewählt: er beschloß, als Poet zu verstummen — man weiß, daß er glücklicher Weise nicht lange dabei verharrte. Daß Lenau zu Jenen gehörte, die auch damals nicht an ihm zweifelten, gereicht beiden Männern zur Ehre; ihre Zahl war sehr klein.

K. Buchner war ein bekannter, vormärzlicher Schriftsteller und Redakteur, der in Darmstadt lebte; über das tragische Ende seiner Schwägerin, auf welches Lenau anspielt, weiß ich nichts mitzuteilen.

Die Bemerkungen über die „Albigenser" bedürfen keines Kommentars, ebensowenig jenes Moment, welches den Brief bedeutsam macht, die Äußerung des „Unmuts". Da ist jedes Wort echt und bezeichnend für das schmerzlich, vielleicht schon damals krankhaft erregte Gemüt des Dichters; er beklagt die Verhältnisse der Heimat, die Abkehr von idealen Strebungen, aber der tiefste Grund seiner Melancholie ist doch die eigene verstimmte Seele und — wo wäre dies ja ganz zu trennen?! — der kranke Körper.

Noch deutlicher klingt uns dies aus einem zweiten Brief des unglücklichen Dichters entgegen. Derselbe ist an einen Wiener Freund, dessen Namen ich nicht festzustellen vermochte, gerichtet und lautet:

Lieber Freund!

Du warst in der Schweiz und hoffentlich guter Dinge, während ich in Ischl saß und an meinem alten stets wachsenden Unmuth nagte. Mein Körper ist eine pure Niederträchtigkeit; Alles ist störend, aufregend und was weiß ich für diesen Lumpen: kaum daß Kraft er genug aufbringt, um den Fiedelbogen nicht fallen zu lassen; an ein tüchtiges Arbeiten ist bei mir nicht mehr zu denken, Alles stockt und wird bitter, wie die stockenden Bitterkeiten meiner Leber. Sei nicht unwirsch, lieber Alter, daß ich mich so lange nicht gerührt und Dir geschrieben habe; alleinsein thut mir oft so noth, daß ich nicht einmal an einen theuren Freund schreiben mag. Schreibe mir, wenn Du Lust hast, wie es in Wien mit den Witwen steht.

Ischl hat mich diesmal auch nicht frisch gemacht. Partieen konnte ich nur sehr wenige mitmachen, weil mich das Fahren angreift. Brüderchen, ich habe schon den Erdgeruch in der Nase, mir scheint, sie schaufeln mich bald hinunter. Du kannst die Größe meines Mißvergnügens aus der Antwort ermessen, die ich hier gewöhnlich meinen Freunden gab, wenn sie mich zu einer Lustfahrt einluden: „Lasset mich aus mit diesen Gebirgseseleien!" Das scheint denn doch schon so ziemlich das letzte Loch meiner Pfeiferei zu sein. Dazu kommen noch die allerfluchwürdigsten Cigarren, die jemals die Finger eines Schurken gedreht haben, kaiserliche Cigarren, duftend wie angebrannte Weichselzöpfe.

Mein Fuß ist besser, aber meine Nerven sind desto schlechter. Ich glaube mich mit den hiesigen Soolenbädern ruinirt zu haben; auf die unbedeutendste Anstrengung bin ich kaput, mein Schlaf ist ein scheues Reh, mein Appetit launisch wie meine Seele.

Leb wohl, Freund! grüße Deine Mutter und Schwester schönstens.

Dein getreuer

Ischl, 24. Septbr. 1841. Niembsch.

Sobald ich kann, komm' ich.

Besonderer Erläuterung bedarf das Schreiben nicht; es gehört zu den frühesten und bedeutsamsten Beweisstücken, daß Lenau bereits lange vor jener Zeit, wo es alle Welt erfuhr, schwer litt.

Derselbe Karl Buchner, dessen Lenau im ersten Briefe gedenkt, ist auch der Adressat des nachstehenden Schreibens von Fritz Reuter:

Geehrtester Herr,

Sie müssen mich für einen sehr ungehobelten Menschen halten, der mit der böotischen Sprache auch böotische Sitten verbindet, weil ich Ihr freundliches Schreiben bisher noch nicht beantwortet habe. Sie werden mich aber, hoffe ich, entschuldigen, wenn

ich Ihnen sage, daß ich beim Empfang Ihres Briefes gerade so recht mitten in der Arbeit saß und meine nächste Aufgabe die endliche Vollendung meiner „Stromtid“ war, die ich übermäßig verzögert hatte, und daß dann der Wunsch, Ihnen etwas Bestimmtes auf Ihren freundlichen Vorschlag antworten zu können, mich erst die Anwesenheit meines Verlegers hier in Eisenach erwarten ließ. Derselbe ist gestern abgereist, und beide sind wir mit Ihnen der Meinung, daß die Herausgabe eines Glossars nicht blos wünschenswerth, sondern vielleicht auch nothwendig sein dürfte. — Aber wie soll das zweckmäßig eingerichtet werden? — Hebel, Malß und Claus Groth haben eigentlich jeder nur ein Buch geschrieben, welches der Erklärung bedarf und deßhalb haben sie diesen Büchern zu Ende ein Glossar angehängt. Mit mir ist dies anders: wenn ich in nächster Zeit „Kein Hüsung“ in die Reihe meiner sämmtlichen Schriften einrangirt haben werde, so liegen schon elf Bände vor, die alle der Erklärung bedürfen, und wollte ich nun jedem Worterklärungen beigeben, so wären endlose Wiederholungen nicht zu vermeiden, auch würden die Bücher dadurch unnöthiger Weise umfangreicher; wir sind also der Meinung, daß es zweckmäßig sein dürfte, für alle Bücher zusammen ein eigenes Glossar herauszugeben. — Ob dies nun aber in der von Ihnen gewünschten witzigen Malß'schen Weise geschehen wird, ist mehr als zweifelhaft. Ich selbst nämlich kann mich der Arbeit nicht unterziehen, da ich augenblicklich keine Zeit dazu habe, mein Verleger wird also einen passenden Mann dazu suchen, dessen Arbeit ich jedoch revidiren und berichtigen werde. Es wird aber wohl nichts weiter daraus werden, als eine einfache Übersetzung der schwieriger zu verstehenden Wörter z. B. Frittbohner = Handbohner, Kraus = Krug; Schwartsuer = ein Gericht, zu welchem das Blut der geschlachteten Thiere und einige abfällige Stücke Fleisch verwendet werden, und welches in Süddeutschland mit dem Namen „Klein“ bezeichnet wird. (Hasenklein, Gänseklein); olle Kamellen = alte Kamillen (alte, längstbekannte, halbvergessene Geschichten).

Noch einmal bitte ich um Entschuldigung, daß ich so spät Ihnen für Ihre Freundlichkeit meinen Dank sage und grüße Sie mit der größten Hochachtung als

Ihr
ergebener
Fritz Reuter.

Eisenach, d. 14. Aug. 64.

Wie man weiß, hat Reuter von dem hier entwickelten Plane eines Glossars Abstand genommen, und sich schließlich dazu entschlossen, jedem seiner Werke die nötigen Worterläuterungen als Fußnoten beizugeben. Es war dies auch unzweifelhaft der praktischeste, dem Leser bequemste Ausweg.

Den Beschluß mag der nachstehende Brief Josef Victor von Scheffels machen; derselbe ist von hohem Interesse, da er ein neues und merkwürdiges Detail zur inneren Entstehungsgeschichte der populärsten Dichtung dieses Poeten bringt. Er ist an einen Weimarischen Verehrer, der sich viel mit der Vorlesung Scheffelscher Gedichte abgab, gerichtet und lautet:

Herrn Albin von Hahn Weimar.

Geehrtester Herr!

Wenn der Trompeter von Saekkingen im Zusammenhang gelesen wird, kann das zehnte Stück einfach weggelassen werden, denn der stille Mann hat mit der Geschichte Werners nicht viel zu schaffen; die Breite der epischen Erzählung verträgt manches unnütze Beiwerk und mir war es eigentlich nur darum zu thun, eine Beschreibung der durch ihre phantastische Tropfsteingebilde berühmten Erdmannshöhle bei Hasel einzuflechten. Später habe ich selbst daran gedacht, Geschichte wie Gedichte des stillen Mannes wegzustreichen, aber der sprechende Kater ist nicht minder phantastisch und auf Verwendung einiger Freunde blieb die Erdmannshöhle stehen.

Wenn Sie sich mit Vorlesen meiner Dichtungen gern beschäftigen, möchte ich Sie aufmerksam machen, daß die Lieder der Frau Aventiure von eigenthümlicher Wirkung sind, wenn gleichzeitig die entsprechenden Photografien der XII großen Compositionen von A. v. Werner (München, bei Bruckmann) im Zuhörerkreis circuliren.

Mit freundl. Gruß

Dr. Jos. Victor v. Scheffel.

Carlsruhe, 23. Februar 77.

Wie eng der „Trompeter“ mit thatsächlichen Erlebnissen des Dichters und mit Erinnerungen an die Heimat verknüpft ist, braucht in den Spalten der „Deutschen Dichtung“ nicht erst gesagt zu werden; sie darf darauf hinweisen, daß sie neben den anderen Materialien zur Entstehungs-Geschichte des populärsten deutschen Epos dieses Jahrhunderts (vgl. die Aufsätze „Josef Victor v. Scheffel“ Band I S. 73, und „Zur Charakteristik J. V. v. Scheffels“ Band IV S. 269, dann den merkwürdigen Brief Scheffels an Frau v. Engerth über die Eindrücke, aus denen heraus er das Gedicht schuf Band IV S. 272) auch die prächtigen „Säkkinger Episteln“ Scheffels (Band IV S. 251 ff. und S. 288 ff.) veröffentlichen durfte, diesen wichtigsten Kommentar seiner dichterischen Entwicklung. Diese Materialien haben thatsächlich erwiesen, daß der „Trompeter“ eine „Generalbeichte“ ist, von des Dichters bisherigem Leben, von seinen Erlebnissen, seinen Empfindungen, seinen Leiden und seinen Hoffnungen.“ Wie viele Momente der Dichtung, die man mit vieler Kunst auf philosophische oder litterarische Einflüsse zurückgeführt, haben sich an der Hand dieser Materialien leicht und zwanglos als ein Niederschlag persönlicher Erlebnisse deuten lassen! Der vorliegende Brief stellt eine vielbehandelte Episode im Trompeter auf ähnliche Weise klar. Wie ist der Dichter zum „stillen Mann“ und dann zur „Erdmannshöhle“ gekommen?! — Ströme von Tinte sind darüber vergossen worden und wie Scheffel durch diese Figur und Scenerie sein Verhältnis zur Romantik habe klarstellen wollen. Der Brief giebt eine verblüffend einfache Aufklärung: es war ihm „eigentlich nur darum zu thun,

eine Beschreibung der Erdmannshöhle einzuflechten." Freilich wird man dies cum grano salis auffassen müssen; dies also war der erste Anstoß zur Entstehung der Episode, aber was der Dichter dann in sie hineingelegt, geht wahrlich weit über den Zweck einer Beschreibung hinaus! . . .

Litterarische Notizen.

— Der deutsche Roman. Ein Mene Tekel. Von Friedrich W. Ebeling. Berlin 1891 (Verlag von H. L. v. Trautvetter.) Der Verfasser der vorliegenden Broschüre hat sich als fleißiger Compilator, namentlich zur Geschichte unserer komischen Litteratur, einige Verdienste, aber auch durch die Art, wie er mit den Gegnern seiner Ansichten umzuspringen pflegte, den Ruf eines mehr kriegerischen, als geschmackvollen Schriftstellers erworben. Trotzdem wird Niemand, der frühere Arbeiten von ihm kennen gelernt, dieses sein neuestes Opus mit einer anderen Empfindung aus der Hand legen, als der des aufrichtigen Bedauerns über die Selbstdegradierung eines bis heute noch immer ernsthaft genommenen Autors. Hier liegt ein Pamphlet vor, über dessen unwürdigen Ton und Inhalt keine Verschiedenheit der Ansichten möglich ist; nur darüber mag man streiten, ob die Ungebührlichkeit der Ausdrucksweise peinlicher berührt, oder die beispiellose Unwissenheit und Geschmacklosigkeit, die sich auf jeder Seite verrät oder endlich die Kühnheit, derlei Dinge mit dem Anspruch auf Beachtung in die Welt zu setzen. Nach Herrn Ebelings Ansicht ist der deutsche Roman mit sehr geringen Ausnahmen Schund; zum Glück sorgt er selbst reichlich dafür, zu erweisen, daß seinem Urteil nicht das geringste Gewicht zuzuerkennen ist, weil sich die Unkenntnis des Stoffs auf jeder Seite zeigt; das Wenige aber, was dieser gewissenhafte Litterarhistoriker wirklich gelesen hat, beurteilt er mit einer Geschmacklosigkeit, welcher jedem Autor seinen Tadel zur Ehre machen muß. Den Beweis hierfür lassen wir Herrn Ebeling selbst antreten. An die Spitze seiner Ausführungen stellt er den Satz, „daß der Betrieb der Wissenschaften und im Zusammenhange damit die litterarische Produktion vornehmlich seit den letzten vier bis fünf Jahrzehnten in stetem Niedergange begriffen sind"; Herr Ebeling hätte mit keinem für ihn bezeichnenderen beginnen können. Also seit 1840 oder 1850 — die Wahl zwischen diesen beiden Daten stellt uns Herr Ebeling frei, weil sie ihm offenbar nicht sonderlich gewichtvoll erscheint — beginnt der Niedergang unserer litterarischen Produktion. Natürlich! man braucht ja bloß das Jahrzehnt von 1850—60 mit dem von 1880—90 zu vergleichen und wird gar nicht zweifeln können, wie sehr wir an Zahl und Kraft der Talente, an Fülle und Vielseitigkeit der Tonarten verarmt sind! Wie aber steht es nun gar mit der Wissenschaft?! Ist auch da die Zeit vor 1848 der Gegenwart vorzuziehen?! Und was hat der „Betrieb der Wissenschaften" mit der litterarischen Produktion zu thun?! Stehen sie etwa zu einander wie Ursache und Wirkung? Ist eine Zeit, wo die Wissenschaften die öffentliche Aufmerksamkeit auf das Nachhaltigste auf sich lenken, immer auch der litterarischen Produktion nützlich?! Aber wir nehmen Herrn Ebeling zu ernst; er hat ja nur eben eine Phrase, die wie ein Gedanke aussieht, an die Spitze stellen wollen und weil Absprechen bequemer ist, als anerkennen, einen recht „scharfen" Satz. Damit ist die leidige Pflicht, auch einen Grundgedanken zu äußern, erfüllt und auf der zweiten Seite geht das Schimpfen im Detail an. Was war das „junge Deutschland"?! Nichts als ein Häuflein junger, unreifer Leute, welche sich mittelst der Litteratur nur „persönliche Geltung zu schaffen suchten". Die Romane dieser Dichter (auch die Gutzkows!), „weisen teils samt und sonders keine Berechtigung zu diesem Namen auf, teils sind sie sehr mäßig oder oberflächlich", waren sie doch insgesamt nur „Journalisten". Gutzkows „Ritter vom Geiste" gleichen „einen mageren Rattenkönig, dessen Schweife allein sich gemästet hatten, und zwar mit Jean Paul, französischen Feuilletons, verkommenen Geheimtürmen, morschen Geheimschränken und sonstigem antiquarischen Plunder aus Wachsmann, Blumenhagen, Belani, Tromlitz, ja mit einem Rückfall in den gesamten Moder der Schlegel-Tieckschen Romantik". Man sieht, die sachliche Richtigkeit des Urteils steht auf gleicher Höhe, wie die Korrektheit der Ausdrucksweise; wir unsererseits wären in Verlegenheit, den „verkommenen Geheimtürmen" etwas Ebenbürtiges in unserer Litteratur zur Seite zu setzen, sofern nicht Herr Ebeling selbst die mit Jean Paul, französischen Feuilletons ꝛc. gemästeten Rattenschweife daneben gesetzt hätte. Noch mehr Verstöße gegen die Technik des Romans zeigt nach Ebeling „der Zauberer von Rom", denn da sollte „ein Kulturgemälde der katholischen Welt geliefert werden" und „solche Aufgabe zu lösen ist nicht Sache des Romans". Wo Gutzkow so wegkommt, da klingt es fast mild, daß die Werke von Robert Prutz „Machereien von absoluter Nichtigkeit", Max Waldau (Spiller von Hauenschild) ein „unausgegohrenes Talent", Auerbachs Dorfgeschichten „durch und durch forciert" genannt werden; auch läßt Auerbach „nirgend eine dichterische Ader erschimmern", sondern „bekundet in allen seinen Erzählungen nur einen gewandten Schulmeister". Gelobt werden zwischendurch nur Josef Rank und — August Schrader; nach diesen Proben feinsten Geschmacks vergißt aber Herr Ebeling, daß er ein Buch über den deutschen Roman schreibt und nachdem er bereits früher seine Darstellung mit unerhörten Ausfällen auf das Privatleben eines Dresdener Litterarhistorikers, Auerbachs u. A. gewürzt, erzählt er uns nun breit, wie talentlos ein Drechslermeister, Namens Karl Weise und wie verrückt der „Fürst der Poesie", der Pester Dichter Karl Hugo gewesen. Nun werden Berühmtheiten, wie Gustav Billig, Gabriel Findel, Paul Hankel, Johannes Krüger (nebenbei bemerkt, zwar keine Romanschriftsteller, aber zufällig Leute, die Herr Ebeling persönlich kennen gelernt), eingehend abgehandelt, worauf andere Männer an die Reihe kommen, die zwar Romane geschrieben, aber sonst nicht gerade als beachtenswerte Erscheinungen gelten, so Hans Heinrich Sochaczewski und Albert Mützelburg. Wen aber lobt Herr Ebeling?! Nur Kürnberger und Keller, beide in höchst trivialen Phrasen, hingegen heißt es von Theodor Storm, daß seine Novellen „echten psychologischen Tiefblick in der Zeichnung der Charaktere vermissen lassen", von Fritz Reuter, daß „die Schwärmerei, mit welcher man in den Siebziger Jahren über seine Schriften herfiel, durchaus unberechtigt war", von Paul Heyses Romanen wird gesagt, daß sie „nur wenig gelungen" sind und „außer dem Makel des Tendenziösen starken Mangel an einheitlichen Aufbau tragen", wogegen aber Robert Schweichel „zu den besten Romandichtern der Gegenwart" gehört, und Gottfried Böhme vollends begeistert gepriesen wird. Wen es nach ferneren Proben gelüstet, findet sie auf jeder Seite dieses Machwerks, welche kein „Mene Tekel" für unsere Autoren ist, wohl aber für alle Leser, denn wie weit muß es mit unserem Geschmack gekommen sein, wenn sich eine derartige Schrift an's Licht traut!

K. B.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck und Verlag von A. Haack in Berlin.



Der rote Schirm.

Novelle

von

Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Den beiden allein auf der Bank Zurückbelassenen mochte das Absichtliche darin zur Erkenntnis gekommen sein und in ihrem Innern dem Fortgegangenen verdienten Dank eintragen, allein sie thaten keine Äußerung, die darauf hingedeutet hätte. Die zuvor von ihnen geführte Unterhaltung setzte sich eine Weile in gleicher Weise fort, bis der Gegenstand erschöpft worden. Als sie dann beide schwiegen, blickte Altfeld seine Nachbarin stumm an, und sie that mit ihren klaren, hellen Augen das Nämliche. Es war ein wundervolles Bild, wie sie in holdem Sonnengeringel unter dem alten Gemäuer dasaß, nur ein wenig zu nah, jedenfalls noch einheitlicher und wirkungsvoller aus einiger Entfernung. Er stand unwillkürlich auf, trat ein halbes Dutzend Schritte davon und wendete sich wieder um. Sie begriff nicht, was er beabsichtigte und fragte: „Was wollen Sie?“ Er antwortete: „Sie ansehen. Ich bedaure, daß ich kein Künstler bin, Sie malen zu können“. Sein Blick umfaßte zugleich mit ihr den Hintergrund, von dem sie sich abhob, den Rahmen, der sie umgab. Sie lachte in ungekünstelter Art: „Haben Sie mich hierherauf geführt, um mir Komplimente zu sagen? Sie kennen mich doch so weit, daß ich nach keiner Ball-Konversation Verlangen trage“.

Er bestätigte dies mit einer Kopfbewegung, trat wieder näher auf sie zu und fragte: „Wissen Sie, was ich denke, Melissa?“ Seine Anrede hatte auch das „Fräulein“ fortgelassen, wohl zum erstenmal, doch ihr Aufblick drückte nicht aus, das sie etwas darin vermißte. Dagegen mußte sie merkbar ihren Lippen Zwang anthun, ein Lächeln zu verhalten, das sie doch nicht gänzlich bei ihrer Erwiderung zu unterdrücken vermochte. So entgegenete sie: „Wie sollte ich das wissen können? Halten sie mich für eine Gedankenleserin?“

Er fiel ein: „Ich sah Sie eben vor mir als Edelfräulein, als Burgherrin in Tagen, da diese Mauern noch einen stolzen Herrensitz bildeten. Dahin hätten Sie wundersam gepaßt.“

Nun flog ihr wieder ein offenes, heiteres Lachen vom Mund: „Ich danke. Mir scheint, Sie wünschen mich tot und begraben, um Ihr ästhetisches oder poetisches Wohlgefallen zu erregen.“

Die Wimpern des jungen Offiziers zuckten plötzlich einmal zusammen, und in seinen Augen lag ein sonderbarer Ausdruck, als gewahre er einen Moment lang die vor ihm Sitzende nicht, sondern sehe durch sie hindurch in die Weite. Dann wiederholte er rasch: „Tot — gebrauchen Sie das Wort nicht, Melissa, man soll es auch nicht im Scherz unnötig aussprechen.“

Worte und Klang der Stimme besagten, es habe ihn erschreckt. Vor seiner Phantasie mußte sich die Farbe des Todes über dies herrlich blühende Lebensantlitz gelegt, ihm einen Anblick vorgetäuscht haben, dem er noch nicht völlig von seinen Augen wieder abdrängen konnte. Die junge Dame hatte ihn verwundert angesehn, doch antwortete sie jetzt: „Sie haben recht, es flog mir so vom Mund. Unser Leben ist kurz genug und der Sonnenmorgen schön; man soll nicht unbedacht selbst Abendschatten hineinwerfen. Verzeih'n Sie's mir!“

Sie bot ihm dazu ihre Hand hin, von der sie beim Betreten der Ruine den perlfarbenen Handschuh abgezogen hatte. Eine Unterstützung ihrer letzten Worte wars, doch zugleich lag auch

etwas wie ein Dank darin, daß die Vorstellung, die sie seiner Einbildungskraft geweckt, ihn so mit Schreck durchfahren habe. Er hielt einen Augenblick die ausnehmend schön und vornehm geformte Hand, dann bückte er sich schnell, seine Lippen darauf zu drücken. Es konnte ein gewöhnlicher Akt der Galanterie und konnte ein Ausdruck der Liebe sein; nicht die Handlung selbst entschied darüber, sondern das Gefühl, das sie aufnahm. Eine leicht in den Schläfen Melissas aufsteigende Röte verriet, welche Auslegung sie dem Handkusse gab, doch ihr Mund äußerte schnell: „Ich wußte bisher nicht, daß Sie auch zu den Leuten des formellen Ton's gehören und reichte Ihnen arglos die Hand als einem Freunde unsres Hauses. Aber freilich, Sie sind Offizier, der keine Artigkeitspflicht gegen Damen außer Acht läßt."

Eine Zurückgabe seines Thuns war es, Worte, die er auslegen, auf die er entgegnen konnte, wie er wollte. Wenn seine Miene aussprach, daß er sie als nicht wirklich gemeint, sondern nur als ein Hülfsmittel auffaßte, dem Rot in den Schläfen Melissas eine gleichgültige Deutung zu geben, dann war der Augenblick, der von Tag zu Tag unaufhaltsam näher heranschritt, gekommen. Mit dem Ohr ließ sich nichts vernehmen, aber das Gefühl empfand, zwei beschleunigte Herzschläge gingen hier und dort, erwartungsvoll, von einem Laut, einem Blick, einer Regung abhängig. Altfeld versagte die Sprache, doch es gab noch eine andre, die keines Wortes bedurfte, um ebenso beredt zu sein. Wenn er schweigend die schöne Hand nochmals an seine Lippen zog, dann konnte kein Scherz mehr darüber forttäuschen, es sei nur ein nichtssagend galantes Thun. Und mit stummer Bewegung bog sein Kopf sich nochmals abwärts.

Da klang aus der Luft herab ein Ton durch die Stille. Wie ein Ruf aus der Ferne war's; um die fichtenbewachsene Zinne des alten Bergfrieds hoch droben flog ein brauner Edelfalk und stieß einen Schrei aus, der seltsam klagend, durch die Sonnenstrahlen verhallte. Mechanisch hob sich die Stirn Wolfgang Altfelds, unter der sein Blick suchend in die Richtung ging, aus welcher der eigentümliche, die Lautlosigkeit unterbrechende Ton gekommen. Ein paar Sekunden verrannen so, kaum mehr, doch auch sie hatten einen Durchbruch verursacht, die Spannung, die vor ihnen gewesen, aufgehoben. Es fiel nicht mehr möglich, das, was der junge Offizier zu thun im Begriff gestanden, so auszuführen, daß es sich noch die Bedeutung einer nicht mißzuverstehenden Erwiderung auf die jetzt schon zu lang verklungenen Worte Melissas bewahrt hätte. Derartiges mußte der Augenblick vollbringen, die kürzeste Zeitversäumnis benahm ihm die elektrische Wirkung und Wirklichkeit des unmittelbaren Impulses. Doch nur ein Versäumen war's, kein Verlieren; mit Sicherheit kehrte der nämliche Augenblick über kürzer oder länger wieder. Und nicht wesenlos war der scheinbar ungenützt entflohene vorübergegangene. Er hatte Altfeld mit Gewißheit erfüllt, dies schöne Menschengebild gehöre ihm an, wenn er fragend und fordernd die Hand danach ausstrecke. Im Gegenteil, fast köstlicher war es so, ein reizendes Spiel, das nie wiederkehrte, die Entscheidung noch hinauszuzögern. Ein des Gewinnes sicher bewußtes, hold tändelndes Spiel mit ihrem und mit dem eigenen Herzen.

Er setzte sich an die Seite Melissas auf die Bank zurück, deutete nach dem noch fortkreisenden Turmfalken und knüpfte an ihn eine Betrachtung über Vergehen und Fortdauern auf der Erde. Der anmutig umherschwebende Vogel war nicht Schillers „neues Leben, das aus den Ruinen blühte," sondern Weitererhaltung eines mutmaßlich schon Jahrtausend lang auf diesem Gipfel stätig vererbten, das die Erbauung des alten Bergfried und die ersten Burgbewohner, das Hinschwinden der letzten und den Zusammenbruch des mächtigen Schloßbau's gesehn. Über dem Kommen und Gehen der Menschen darin, über ihrem Glück und Leid, ihrem Glanz und Verfall hatte immer der braune Falk so gekreist, nach Ablauf einer Zeit stets ein andrer und doch stets der gleiche. Alle Gedanken, die hier durch Jahrhunderte unter ihm Köpfe und Herzen bewegt und erregt, hatten ihn nie bekümmert, und über der Trümmeröde schlug er heut seine Flügel, wie über der stolzen Palastzinne. Er wußte nicht, daß die Menschen ihn einer Gattung zugeteilt, ihm einen Namen gegeben und er erfuhr es nie, bis einmal der letzte seiner Art tot aus der Luft herabfiel. Vielleicht war dann schon lange vor ihm das ganze Menschengeschlecht vom Erdboden abgeschwunden, wie gegenwärtig die ehemaligen Insassen dieser zerfallenen Burg, und der Falk hatte noch ungemessene Zeit immer ebenso über einer ausgestorbenen Welt fortgekreist. Es rührte seltsam an, wenn man ihn da droben schweben sah, den unvergänglichen,

ewig gleichgültigen für alle Vernunft und Thorheit, allen Fortschritt und alles hohe Selbstbewußtsein der Menschheit.

Melissa hörte aufmerksam dem lebendig-nachdenklich in Worte gekleideten Gedankengang ihres Gefährten zu, doch ihre Miene gab kund, daß sie die letzte Empfindung desselben nicht teilte. Auch ihr Mund sprach es aus: „Ich kann nichts Seltsames darin finden, sondern nur Natürliches; es ist die Art des Falken, so in einem Turm zu hausen und ihn zu umfliegen, und mich däucht, eher wäre das Gegentheil sonderbar, wenn er einmal in seinen Nachkommen von dieser Gewohnheit abließe. Auch interessieren mich, offen gesagt, die Menschen, die hier gelebt haben, mehr, als die Vögel, die nach ihnen in der Ruine geblieben sind. Wissen Sie mir nicht von ihnen etwas zu erzählen? Das würde ich gerne hören."

Es war nicht viel, was Altfeld über die Geschichte der Burg und ihrer Besitzer in Erfahrung gebracht hatte, doch es reichte zu einem Wechselgespräch von Fragen und Antworten hin, in das die junge Gräfin manche kluge und geistreiche Bemerkung einschaltete. Man empfand, sie trachtete, wo sich eine Gelegenheit darbot, nach Bereicherung ihrer Kenntnisse; dem Begehren ihrer Natur entsprach das historisch Beglaubigte, in der Wirklichkeit Geschehene. Dies begegnete bei ihr klarstem Verständnis, selbst einer, wenn auch ungeschulten, doch oftmals sicher zutreffenden instinktiven Kritik, mit der sie das geschichtlich Begründete von sagenhafter Zuthat zu scheiden verstand. Die Gesprächsführung der Beiden hätte einem Zuhörer jetzt fast den Eindruck einer wissenschaftlichen Wechselrede verursachen können, die keinen Anlaß zur Wiederkehr des vorher unbenützten Augenblickes darbot. Dann ward auch die Möglichkeit einer Erneuerung desselben dadurch abgeschnitten, daß um eine Mauerecke her der Bruder Melissas zurückkam. Sein Hofmeister befand sich neben ihm und suchte ihn, nachdem er einen Blick auf die Bank vorausgeworfen, noch von dieser abzulenken; doch er hatte keine Auskunft über eine von dem Knaben aufgefundene eigenartige Blume ertheilen können und der Letztere eilte auf seine Schwester mit der Frage zu: „Weißt Du, wie sie heißt?" Es war eine hohe, aufrechtstehende, weiße Blütenähre, von der in der Nähe ein süßer, fast betäubender Duft ausging; die Befragte antwortete leicht zerstreut: „Ich kann's Dir nicht sagen, darin bin ich nicht bewandert". Nun streckte der junge Offizier die Hand nach der Pflanze und sagte: „Wenn Du's zu wissen wünschest, es ist eine Orchidee und heißt ‚zweiblättriges Knabenkraut' oder ‚weißer Kukuk' — für deine lateinische Wißbegier ‚Platanthera bifolia'."

Überrascht fiel Melissa ein: „Beschäftigen Sie sich mit Botanik?"

„Der Name kam mir beim Anblick wieder herauf," entgegnete Altfeld; „ich that's einmal in meiner Jugend."

Sie stieß heiter hervor: „Das klingt, als seien Sie heut' alt wie Methusalem."

Er hatte mechanisch die Blume seinem Gesicht genähert und entfernte sie von demselben wieder mit einem schnellen Ruck. Auf die Frage: „Was war Ihnen?" antwortete er: „Sie riecht, wie —"

Es schien, daß er nicht wußte, womit er den Geruch vergleichen solle, denn er sprach nicht aus. Nun griff Melissa nach der weißen Blüte, zog den Duft derselben ein und sagte: „Ja, sie riecht zu stark, mich däucht, wie man sich eine Totenblume vorstellt. Auch die Farbe paßt dazu."

Sie warf die Orchis aus der Hand, und die Gesellschaft brach auf, den Rückweg anzutreten. Es war immer noch klare Morgenfrühe, deren Licht die Trümmerreste der Ruine scharf und nüchtern gegen das beinah grelle Himmelsblau abhob. Das Hinuntergelangen erwies sich hie und da beschwerlicher, als der Aufstieg, gab mitunter zu Scherz und Spaßwort Anlaß. An schwierigen Stellen bot Altfeld seiner Begleiterin zur Hülfsleistung die Hand. Sie stützte sich nur leicht darauf, doch einmal verschlangen sich seine Fingern dabei derartig mit den ihrigen, daß es eines Augenblicks bedurfte, sie wieder auseinander zu lösen. Wie es geschehen sei, hatte niemand beachtet; Melissa sagte: „Ich war ungeschickt," der junge Offizier behauptete indes das Gleiche von sich. Sie stritten, um sich schließlich dahin zu vereinigen, die Finger auf beiden Seiten hätten die Schuld getragen und eigenmächtig ohne Auftrag und Vorwissen ihrer Herren gehandelt. Zu dieser Erklärung lachten beide, für den Knaben unverständlich warum, daß er fragte: „Was war denn so komisch dabei?" Nun lachten sie wieder über diese Frage; der Hofmeister, der schon rascher vorausgegangen, rief seinen Zögling zu sich, ihm etwas zu zeigen. So setzte die kleine Gruppe, in zwei Hälften getrennt, den Weg zum Thal hinab fort, das die erste um eine Weile früher, als die zweite, langsamer nachfolgende erreichte.

Drunten wies Altfeld nach der Hügelbank unsern vom „Waldhorn" und sagte: „Von dort sehe ich Abends, wenn ich aus Ihrem Hause fortgegangen, stets noch Ihr Licht, Melissa, bis es erlischt; dann gehe auch ich auf mein Zimmer." Sie antwortete, ihn halb schalkhaft ansehend: „Warum? Sind Sie ein solcher Lichtfreund? Ich werde Ihre Ausdauer einmal auf die Probe stellen, meine Kerze fortbrennen lassen und Sie am andern Tag fragen, zu welcher Stunde mein Fenster dunkel geworden. Nun sind wir wieder unten; schade, es war schön droben. Fanden Sie's nicht auch? Da merke ich erst plötzlich, daß ich meinen einen Handschuh oben auf der Bank vergessen habe. Wie man so gedankenlos sein kann! Wenn Sie noch einmal wieder hinaufkommen, bitte ich Sie, ihn mitzubringen."

Er versetzte: „Ja, wenn ich — wenn ich ihn behalten darf."

„Glauben Sie, daß er Ihnen paßt?" Sie blickte ihn lachend an. „Und was wollten Sie mit einem für Ihre zwei Hände?"

„Es kommt mir nur auf eine Hand an," antwortete er, „mit der sind meine Wünsche erfüllt."

Seine Augen hielten sich auf ihre entblößte Hand niedergerichtet; sie gab rasch zurück: „Wie bescheiden Ihr stolzen Herren der Schöpfung doch seid, Euch mit etwas so Geringfügigem zu begnügen. Ich muß Ihnen Abbitte thun, denn ich hatte Sie für anspruchsvoller gehalten."

Wie das über die sonnenhelle Wiese klang! Ein reizendes Spiel hin und wieder war's zwischen dem bunten Kelchgewoge, in dem unsichtbar der lächelnde Götterknabe hingestreckt lag und an allem Aufblühen des jungen Sommerlebens webte.

* * *

Vom Dorfturm schlug es erst die zehnte Morgenstunde, als Wolfgang Altfeld auf sein Zimmer im „Waldhorn" zurückkam. Doch schien der Tag ihm schon lang, als habe er nicht erst begonnen, sondern müsse bereits seinem Ende zuneigen. Der Frühgang hatte ihm einen Anflug von Müdigkeit um die Sinne gelegt, die hold und traumhaft war, etwas von einem leichten Rausch besaß. Er setzte sich mit geschlossenen Augen und dachte zum benachbarten Landhause hinüber. Vor ihm stand das Bild Melissas, wie um eine Stunde zuvor droben in der Ruine; ebenso deutlich sah er's, herrlich in Jugend und Schönheit leuchtend. Was that sie jetzt? Das sagte ihr Anblick ihm nicht, doch er wußte es ungesprochen. Ihr Denken ging zu ihm herüber, wie das seinige zu ihr; in Wirklichkeit hatten sie sich nicht getrennt, blieben beieinander, nur nicht in einem, sondern in doppeltem Raum. Aber trotzdem lag Widernatürliches darin; weshalb waren sie nicht in demselben beisammen? Es zog ihn vom Sitz auf; nur einige Minuten, nur wenige Schritte und ein einziges Wort, so geschah's, und sie trennten sich nicht mehr. Nur fand er sie drüben jetzt vermutlich nicht allein, wie auf der Bank unter dem alten Gemäuer; dann war sein Kommen fruchtlos, nichts als ein Besuch, der sich auf eine nichtige „Konversation" in Gegenwart der Eltern und mit diesen beschränkte. Er setzte sich wieder zurück; die Frist, die er mit ihr unter vier Augen zugebracht, hatte er thöricht versäumt und litt nun gerechte Strafe dafür. Ihm ward zweifellos, das Haus sei nicht der geeignete Ort für sein Vorhaben und das Hinübergehen werde nicht nur den Zweck verfehlen, sondern obendrein eine verlegen-lächerliche Situation herbeiführen. Und es war fragwürdig, ob sich ihm heut' überhaupt noch eine Gelegenheit bot, allein mit Melissa zu sprechen.

Er fühlte Verdruß über sich selbst, der noch lange Vormittag sah ihn leer, nur mit Unmut gefüllt an. Sein Blick ging umher; da lag das kleine Bändchen, das er gestern aus der Stadt mitgebracht, und er streckte die Hand danach, um sich über seine Mißstimmung wegzutäuschen. Einzelnes aus den Hölderlinschen Gedichten hatte er bereits am Tag zuvor gelesen und sich dabei entsonnen, daß es ihm schon bekannt gewesen, von früher, als er ein lebhaftes Interesse für Dichtung besessen. Eins besonders war ihm eigen entgegengekommen, denn es klang, als sei es für seine Gegenwart empfunden und geschrieben. Er schlug den „Gott der Jugend" auf und las die ersten Strophen wieder:

„Gehn dir im Dämmerlichte,
Wenn in der Sommernacht
Für selige Gefühle
Dein liebend Auge wacht,
Noch oft der Freunde Manen
Und, wie der Sterne Chor,
Die Geister der Titanen
Des Altertums empor:

Wird da, wo sich im Schönen
Das Göttliche verhüllt,
Noch oft das tiefe Sehnen
Der Liebe dir gestillt;

Belohnt des Herzens Mühen
Der Ruhe Vorgefühl,
Und tönt von Melodien
Der Seele Saitenspiel:

So such' im stillsten Thale
Den blütenreichsten Hain
Und gieß' aus goldner Schale
Den frohen Opferwein!
Noch lächelt unveraltet
Des Herzens-Frühling dir,
Der Gott der Jugend waltet
Noch über dir und mir."

Altfeld las mit halblauter Stimme, der Klang der Verse ging melodisch durch das Zimmer. Ja, das war seine Gegenwart, in die schönste Verklärung dichterischen Empfindens und Ausdrucks getaucht. Im Innersten erfassend und doch zugleich tiefbeschwichtend, legte es sich auf das Gemüt dessen, der so mit- und nachfühlte. Aus einem Wunderborn kam's, der, die Lippen netzend, wie Lethes Wasser Glück und Leid des eignen Seins zur Vergessenheit brachte, um es von der Erde aufzuheben und gleich einer leuchtend weißen Wolke hoch ob den Banden des Irdischen in stiller Ätherruhe dahinschweben zu lassen. Diese Wirkung übte Alles, was Hölderlin gedacht und empfunden, jede Zeile von ihm atmete den Anhauch einer über den Gefilden und Gefühlen des Alltags ewig lächelnden und leuchtenden göttlichen Schönheit aus. Die Augen des Lesenden hafteten hier und dort auf den Blättern; nur übergingen sie das Bruchstück der „Nacht". Vielleicht das Höchste von Allem war's, das Wundersamste, was jemals von Menschenlippen, aus tiefstem Aufschauern eines Menschenherzens gekommen. Doch im goldstrahlenden Sonnentag verblaßte sein geheimnisvolles Lichtweben, es gehörte der Stunde an, in welcher „die Fremdlingin unter den Menschen über Gebirgeshöhe traurig und prächtig heraufkam".

Da erfaßte eine zweistrophig kurze Ode mit der Überschrift: „An die jungen Dichter" ihm den Sinn:

„Lieben Brüder, es reift unsere Kunst vielleicht,
Da, dem Jünglinge gleich, lange sie schon gegährt,
Bald zur Stille der Schönheit;
Seid nur fromm, wie der Grieche war!

Liebt die Götter und denkt freundlich der Sterblichen!
Laßt den Rausch wie den Frost! lehrt und beschreibet nicht!
Wenn der Meister euch ängstigt,
Fragt die große Natur um Rat!"

Das war auch zu ihm gesprochen, oder vielmehr, in vergangener Zeit hatte es ihm ebenfalls gegolten. Es wachte ihm auf, daß auch er seinem Fühlen und Denken ehemals in Gedichten Ausdruck zu geben gesucht, schon als Knabe, und mehr noch, wie er zum Jüngling herangewachsen. Dann war der heftige Drang in ihm erloschen, als er mit zwanzig Jahren seinen Lebensplan geändert und Offizier geworden. Warum? Was hatte ihn dazu geführt?

Er warf die letzte Frage, die sich ihm, wie nach Antwort verlangend, aufdrängen wollte, von sich ab und fesselte seine Gedanken an die Ode zurück. Ihm galt sie nicht mehr, doch den „jungen Dichtern" der Gegenwart, von denen dann und wann in den letzten Jahren ein Klang ihm an's Ohr gekommen. Es bot den Anschein, als ob sie der Weisung Hölderlins nachfolgten, sich auf sein Mahnwort berufen konnten: „Fragt die große Natur um Rat!" Denn sie behaupteten, dies eben sei der Grundquell, aus dem ihr Dichten entspringe, und sie benannten sich danach. Doch — wenn sie Hölderlin und seinen Ausspruch überhaupt kannten — wie fälschlich verstanden sie ihn! Beide gebrauchten das nämliche Wort, doch sie redeten damit in verschiedenen Sprachen, in denen des höchsten Gegensatzes. Dem Einen war die Natur die „große" um ihrer Schönheit willen, mit der sie seine Sinne und seine Seele ganz durchdrang. Bei dem andern blieben Auge und Ohr, Begreifen und Empfinden dafür blind und taub; sie sahen und hörten um sich und in sich nur die Häßlichkeit der Natur, und sie wähnten sich selbst „groß", wenn sie das Bild von ihr, das ihr armer Blick allein aufzunehmen vermochte, wiedergaben. Sie trachteten, „zu lehren und zu beschreiben", und glaubten dadurch ihre Kunst zu höherem Ziele zu „reifen". Und so verständnisleer in ihrem Innern waren sie, daß keine Ahnung sie berührte, was das unantastbare Wesen der Dichtung sei, ihr Ewiges, durch das sie den Namen der „göttlichen" verdiene: Über das Gemeine erhaben, Glück und Leid des Menschenlebens zu veredeln und in ihnen die Schönheit zu deuten.

Altfeld dachte weiter. Die Begabung dazu hätte vielleicht einigen dieser „jungen Dichter" nicht gemangelt, die Natur hatte sie in Wirklichkeit zu solchen veranlagt. Doch um so schlimmer, daß sie ihre hohe Mitgift in sich verkehrten, sie für einen schnöden Gewinn entwürdigten. Denn

was sie dazu trieb, war der Beifallslohn der plumpen Masse, gegen die sie zu kämpfen berufen worden, und als deren Söldner sie statt dessen ihre Renegatenwaffen wider die hehre Göttin selbst wandten. Auch das hatte Hölderlin schon gesprochen; der junge Offizier erinnerte sich daran und suchte blätternd, bis er die Strophe fand:

„Ach, der Menge gefällt, was auf dem Marktplatz taugt,
Und es ehret der Knecht nur den Gewaltsamen;
An das Göttliche glauben
Die allein, die es selber sind.“

Der Blick des Lesenden hob sich zu dem voraufgehenden Gedicht: „Sonnenuntergang“, und dies schloß ihm einen Weiterklang des gleichen Empfindens an:

„Wo bist du? trunken dämmert die Seele mir
Von aller deiner Wonne; denn eben ist's,
Daß ich gelauscht, wie, goldener Töne
Voll, der entzückende Sonnenjüngling

Sein Abendlied auf himmlischer Leyer spielt;
Es tönen rings die Wälder und Hügel nach,
Doch fern ist er zu frommen Völkern,
Die ihn noch ehren, hinweggegangen.“

Kehrte noch einmal eine Zeit, in der auch das deutsche Volk — nicht nur ein verschwindend kleines Bruchstück desselben — ihn noch wieder ehrte? Wolfgang Altfeld neigte zu optimistischer Lebensauffassung; er sagte sich, es sei nicht denkbar, daß ein Volk von der geistigen und gemütlichen Vergangenheit des deutschen auf die Dauer nicht den aufdrängenden Trieb in sich erzeugen müsse, aus dumpfem Nebelgrund und eklem Modergeruch in die Sonnenluft leuchtender Höhen zurückzugelangen. Und es werde — vielleicht eher als man erwarte — im Tiefsten angewidert, über die pöbelhaft oder knabenhaft gefälschte Dichtung, die man ihm statt der echten zu bieten gewagt, hinweggehn, um schon nach wenigen Jahren vergessen zu haben, daß sie und die ohnmächtigen Nacheiferer des Herostrat jemals gewesen.

Der junge Offizier sah empor und fügte seinen Gedanken laut nach: „Vielleicht auch nicht. Welchen Zugang haben die Edlen, der höhere Geist zu einem Volk? Zu seinem schlimmsten Teil, denen, die sich gebildet glauben?“

Das war ein schwarzblickender Zweifel, der sich schwer an die leichten und lichten Schwingen der voraufgeflogenen freudigen Zuversicht zu hängen und sie gelähmt herabzuziehen suchte; auch eine Frage, der er nicht weiter nachsinnen mochte. Um sich von ihr loszumachen, schlug er wieder die Blätter des kleinen Bändchens um. Nun trat ihm Anderes darin entgegen, Gedichte, bei denen sich mehrfach die nämliche Überschrift wiederholte: „Diotima“. Altfeld kannte ihre Bedeutung und die Lebensgeschichte Hölderlins; sie erhielten das Gedächtnis einer Toten, die lange vor ihm ins Grab gelegt worden. Doch in ihm war sie nicht gestorben; er hatte ihr Leben wie ein heiliges Götterbildnis auf dem Altar seines Herzens fortbewahrt, und die Seele seiner Dichtung war sie geblieben, überall aus dieser geheim oder gleich einer Sonne aufleuchtend, selbst noch in der Nacht seines Irrsinns. Denn er hatte sie geliebt, die einzige, die ihn mit einer göttlichen Übergewalt zu dieser vollen Hingabe seines ganzen Wesens gezwungen. Da stand es in seiner klagend hohen Schönheit gesprochen:

„Leuchtest du mir vormals nieder,
Goldner Tag! und sprossen mir
Des Gesanges Blumen wieder
Lebenatmend auf zu dir?
Wie so anders ist's geworden!
Manches, was ich traurig mied,
Stimmt in freundlichen Akkorden
Nun in meiner Freude Lied.
Und mit jedem Stundenschlage
Werd' ich wunderbar gemahnt
An der Kindheit stille Tage,
Seit ich sie, die Eine, fand.

Diotima! Edles Leben!
Schwester, heilig mir verwandt!
Eh' ich dir die Hand gegeben,
Hab' ich ferne dich gekannt.
Damals schon, da ich in Träumen,
Mir entlockt vom heitern Tag,
Unter meines Gartens Bäumen
Ein zufriedner Knabe lag,
Da in leiser Lust und Schöne
Meiner Seele Mai begann:
Säuselte, wie Zephyrstöne,
Göttliche, dein Hauch mich an.

Ach! und da, wie eine Sage,
Jeder frohe Halt mir schwand,
Da ich vor des Himmels Tage
Darbend, wie ein Blinder, stand,
Da die Last der Zeit mich beugte,
Und mein Leben, kalt und bleich,
Sehnend schon hinab sich neigte
In der Toten stummes Reich:
Wünscht' ich öfters noch, dem blinden
Wanderer, dies Eine mir,
Meines Herzens Bild zu finden
Bei den Schatten oder hier.“

Die höchste Vereinigung für das Sein eines Menschen war Diotima ihm gewesen, das Bild

seines Herzens und der Genius seiner Dichtung. Hatte auch sie ihn geliebt?

Von ihren Lippen war — so weit es eine Kunde darüber gab — niemals ein Wort der Liebe zu ihm gekommen. Aber das beantwortete die Frage nicht, denn sie konnte auch sein Bild schweigend als Höchstes im Herzen getragen haben. Und alles Nachempfinden sprach dafür, das sie's gethan. Die Flamme der Liebe schlug nur empor, wenn sie von Liebe entzündet ward.

Freilich, er sprach sie „Schwester" in dem Gedicht an. Hatte er geglaubt, sie trage nur die Liebe einer Schwester für ihn in sich? War sie so stark gewesen, ihm den wahren Schlag ihres Herzens bis zum Tode zu verhehlen?

Vielleicht weil sie gefühlt, sie werde früh sterben und ihn noch lange auf der Erde zurücklassen?

Wolfgang Altfeld fuhr plötzlich aus den Gedanken, die sich ihm fortgesponnen, auf, flog vom Sitz empor und sah verwirrt um sich. Seine Hand warf fast die Hölderlinschen Gedichte von sich auf den Tisch, als ob ihn plötzlich Erschreckendes aus ihnen angefaßt habe. Auch aus dem stillen Raum um ihn her, denn er griff nach seinem Hut; es trieb ihn unruhvoll fort.

Warum? Wohin? Nun besann er sich. Er hatte etwas vergessen, und ohne sein Wissen eine Mahnung daran in ihm fortgearbeitet. Doch was war's?

Da kam's ihm: Der Handschuh Melissas, den sie droben in der Ruine liegen gelassen. Den wollte er holen, jetzt gleich, um ihn ihr am Nachmittag zu bringen. Und er wollte sich auf die Bank setzen, wo er neben ihr gesessen, thöricht den entscheidenden Augenblick seines Lebens versäumt hatte, und ihr Bild sollte mit ihrer ganzen, übergewaltig bezwingenden Schönheit, gleich dem Diotimas dort vor ihm stehen und ihn anblicken.

* * *

Wie Altfeld in den Wald hinanstieg, durch dessen Lücken der Bergfried auftauchte und verschwand, ertönte hinter ihm wieder Glockenschall vom Dorfkirchturm. Es schlug Mittagstunde, doch der Klang verzitterte, nur eben mehr hörbar, in der heißen Luft, als komme er nicht vom nahen Thalgrund herauf, sondern aus einer weiten Ferne. Im Schattendunkel schritt der Wandrer auf dem Pfade vorwärts, den er heut schon zweimal zurückgelegt, aber trotzdem kam der Weg ihm fremd vor, wie wenn er ihn zum erstenmal gehe. Sonderbare Baumwurzeln, deren er sich nicht entsann, daß sein Blick sie zuvor gesehen, krümmten sich vor ihm herüber und hinüber; er stand manchmal ungewiß still, ob er sich auf dem richtigen Weg befinde. Dann lichtete sich das Laubgezweig, und auf dem grünen Mattenhang lag die Ruine da. Kein Zweifel, sie mußte es sein, es gab keine andre hier; sie war's und war's doch auch nicht. Er erkannte die Form des zunächst vor ihm ragenden Mauerstückes wieder, und dennoch sah er darauf hin, als müsse eine Gedächtnistäuschung drin liegen. Hart und scharfkantig stand es ihm in der Erinnerung, doch jetzt zerfloß es weich-verschwommen unter einem leise wallenden Goldschleier. Am Boden sprühte es nicht von Thaudiamanten, und das hundertfältige Pflanzengewucher näher blitzte nicht morgenfrisch mit funkelnd grünem Licht, sondern alle Blätter tranken das Glanzgeriesel aus der Luft ein, ohne es zurückzuwerfen. Kein leisester Hauch regte sich, jedes neigte sich leicht, wie ein müd herabnickendes Augenlid. Und kein Laut mehr klang draus auf, kein Vogelschlag; eine zu Todesruhe ausgestorbene Welt war's. Auf einer Blütendolde saß ein Pfauenauge mit auseinander gebreiteten Flügeln, die bunten Sterne seiner Schwingen leuchteten weithin. Doch der Falter blieb völlig regungslos in seiner Lage, als sei er so vom Schlaf überwältigt und habe nicht mehr die Bewußtseinskraft gehabt, seine Fittige wie sonst zusammenzuklappen. Das Abendschweigen der letzten Dämmerung, das die Natur zur Nachtruhe hinbettete, konnte nicht tiefer sein, als diese heiße Mittagsstille, die ihr blendend-glühendes Strahlennetz hier über der unbeweglichen Trümmereinsamkeit ausgespannt hielt.

Aber wenn auch noch so anders die Sinne anrührend und fremdverwandelt, war's doch zweifellos die Stätte, die Wolfgang Altfeld gesucht. Dort unter dem Gemäuer stand die Bank, und wie er näher hinzutrat, schimmerte ihm von ihr der vergessene Handschuh entgegen. Er setzte sich, nahm ihn und drückte ihn an seine Lippen. Das hätte er um kurze Stunde vorher der schönen, lebendigen Hand thun sollen, welche diese leere Hülle von sich gestreift. Wie tot und arm war sie, kühl und stumm.

Da befand sich noch etwas, was an sein Zusammensein hier mit Melissa erinnerte. Vor sich hinblickend, gewahrte er die am Boden liegende

weiße Orchis, die sie dorthin fortgeworfen. Doch ihre Hand hatte die Blume gehalten, dadurch gewann auch diese einen Wert, und mechanisch streckte der Sitzende die Rechte nach der langen Blütenähre nieder. Ihre kleinen Kelche hingen schon welk an dem Stiele, aber in diesem Zustand strömten sie einen noch stärkeren narkotischen Duft, als zuvor, aus, der den ganzen Luftumkreis in ihrer Nähe erfüllte. Ein paar Sekunden saß Altfeld ohne sich zu rühren, dann ging ihm einmal ein Zucken durch den Arm, mit dessen Hand er den perlgrauen Handschuh hielt. Seine Augen sahen, sich groß erweiternd, auf diesen hinunter, als gewahrten sie etwas an der Art oder Farbe desselben zum erstenmal. So blieb er, einigemal mühsam aufatmend, bis er mit einer jähen Bewegung den Handschuh in seiner Tasche verbarg. Zugleich erhob er sich von der Bank und blickte verworren vor sich hinaus. Seine andre Hand hielt noch die weiße Orchis, und der betäubende Geruch ihrer welken Blüten war es wohl, was ihm den Atem erschwerte. Doch er folgte dem Beispiel Melissas nicht nach, die zu stark duftende Blume von sich zu werfen, sondern seine Finger zogen sich um ihren Stengel noch fester, wie von einem leichten Krampf gegen die Handfläche gebogen, zusammen.

Nun befand er sich nicht mehr außen am Rande, sondern im Innern der alten Trümmerwelt. Wie er hierhergeraten, wußte er nicht, aber phantastisch umgaukelte es ihm den Sinn, als sei die Orchis vor ihm aufgeschwebt und habe ihn nach sich gezogen. Auf und ab über zerschartete, in den Felsgrund gehauene Treppen, durch düstere Gewölbe zurück in grelles Licht dicht von armesdickem Ephen umsponnener Höfe und Winkel. Die Überreste einer machtvollen, scheinbar nicht endenden Burg umschlossen ihn. Hoch ihm zu Häupten drohte gewaltiges Mauerwerk offenbar eines ältesten Schloßbau's, eine Reihe noch wohlerhaltener romanischer Fensterbogen deutete auf einen vornehmen Rittersaal; wie mit blaßblauen Augen sahen sie an, denn der Himmel blickte durch ihre hohlen Rahmen herab. Doch unter sich in der Tiefe gewahrte er noch ebenso zerfallene Bauten, überall gelblich-weiß die Strahlenglut zurückwerfendes, bröckelndes Gestein. Ein oft unerklärbares Gewirr von Auf- und Abstiegen, Vorsprüngen, Verließen, getreppten Giebeln, Thürwölbungen, die aus der Höhe in leere Luft hinausgingen. Alles von Kiefern- und Tannenwurzeln durchdrungen, in kaum begreiflicher Weise für ihre kleinen Nadelkronen Nahrung aus dem dürrsten Gestein ziehend; da oder dort überschattete dies der hohe Wipfel eines Jahrhunderte alten, aus dem Boden ehmaliger Gemächer aufgeschossenen Laubbaumes. Von kunstreichen, ihrer Brüstung beraubten Söllerträgern nickte statt der Menschen, die einst droben gestanden, gelbblühender Pfriemenstrauch; Rundtürme hatten die Hälfte ihrer Peripherie verloren und zeigten die Ansätze von Wandelstiegen, den Windungsrippen eines bleich verwitterten Schneckengehäuses ähnelnd. Vergangenheit und Vergessenheit.

Altfeld sah das Alles und sah es nicht. Es stand vor seinen Augen und sie nahmen es auf, doch ohne sein Denken damit zu verbinden. Nur wie ein Traumbild war's.

Er fühlte sich müde, als sei er weit gegangen. Das war er wohl auch schon, obgleich er sich nicht besinnen konnte, von wo und wohin. Nun gewahrte er unter noch hochragendem Giebelstück eine Fensternische mit einem alten Steinsitz zur Seite. Darauf ließ er sich instinktiv nieder und blickte vor sich hinaus.

Ein breiter Terrassenweg mußte hier einstmals den Ober- und Unterbau der Burg abgesetzt haben, doch seit Jahrhunderten war an seinen Rändern hohes Gesträuch aufgewachsen, hatte sich über ihm zusammengeflochten und ihn in ein langes grünes Gewölbe umgewandelt. Ein Licht lag drin, wie irgendwoher von einem Goldgrund zurückgeworfen, da und dort fielen funkengleich kleine verirrte Sonnenblitze durch das Blätterdach. Tief schweigend zog der grade Gang sich in undeutlicher verschleierter Weite. Die Augen des Sitzenden hielten sich nach dieser hinübergerichtet; so grabesstill war's, als sei es ein sonderbarer, nicht nächtlich finstrer, sondern von geheimnisvollem Glanz durchwebter Zugang in die Unterwelt. Nur einmal kam ein Ton durch die Lautlosigkeit, ein Geraschel zwischen Gestein in dürrem Blättergrund. Der Kopf Altfelds drehte sich dorthin. Was war's? Nichts, auch für den gespannten Hinblick, als habe etwas Unsichtbares das Geräusch veranlaßt. Und nun wieder Alles hauchlos still.

Dann einmal eine ganz winzige Lebensregung. Auf dem verwitterten Fensterhöhlungsgesims lag ein schmaler, heißer Sonnenfleck, in den ein kleines, kaum über linsenkorngroßes Insekt hineinflog. Aber das Dingchen funkelte und flammte so, als sei es das Miniaturbild eines Ritters, der eine

aus Gold, Rubin und Smaragd zusammengesetzte Panzerrüstung trage. Danach war es vielleicht auch antomologisch ‚Pagomachus‘, ein Fußkämpfer, benannt, und der junge Offizier kannte diesen Namen, wie den Träger desselben aus seiner Knabenzeit. Doch wie das winzige Stückchen Lebens gegenwärtig da in dem Sonnentupfen blitzte, war's ihm, er habe noch niemals derartiges gesehen, es könne kein Geschöpf der wirklichen Natur sein, sondern müsse sich aus irgend einer andern, märchenhaften Welt hierher verirrt haben. Und zauberkurz dauerte auch nur sein Bleiben; ohne daß man ein Regen der Flügel aufgefaßt, war es, einem versprühenden Funken gleich, spurlos wieder verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Entrückt.

Nun sind versunken Welt und Zeit,
Tief unter mir versunken;
Ich wandle durch die Ewigkeit,
Von deinen Küssen trunken.

Im Himmel wohnst nur du allein;
Du schwebst mit Gruß und Segen
Im feierlichen Abendschein
Auf Wolken mir entgegen.

Ludwig Fulda.

Die Birken.

Wo Schafe weiden,
Da minnen und sinnen,
Da trauern und schauern
Die Birken auf einsamer Haiden,
Die rot erglüht
Und von Erika blüht; —
Im schallenden Walde
Drängen sie, zwängen sie
Sich mit den düsteren Fichten und Kiefern: —
Auf schüssiger Halde,
Wo das scheue Reh durch die Büsche springt,
Wo des Geiers gieriger Ruf erklingt,
Da kleben sie, schweben sie
Leicht über gleitenden Schiefern;
Wo das Renntier des Eskimos Schlitten führt,
Wo starrende Kälte das Leben umschnürt,
Unter Eisestrümmern
Schleichen und kümmern
Ihr Dasein dahin sie, fügsam, genügsam . . .

Allüberall,
Auf Berg und Thal,
An allen Stegen,
Auf allen Wegen
Säumen sie, träumen sie,
Wehen dir liebesehnend entgegen. —

Sie wiegen und biegen
Sanft sich und linde;
Sie beugen und neigen
Den Wipfel im Winde;
Unschuldsrein erheben sie, streben sie
Weißstämmig sich auf aus niederem Ginster,
Neben der Tanne, die trüb und finster
Den schuldbelasteten Wipfel hängt,
Wie der Verbrecher die Stirne senkt; —
Demütig stehn sie, schmiegsam und biegsam
Neben der Eichen ragender Kraft
Und wild trotzender Leidenschaft;
Stehn und leiden
Still und bescheiden
Der Buchen Hochmut, die stolz und eitel,
Glatt und glänzend vom Fuß bis zum Scheitel
In geschniegelter Schönheit prangen. —

So stehn sie und wehn sie;
Sie bangen und langen,
Sie blicken und schauen
Über die Auen;
Sie minnen und sinnen
Und scheinen zu weinen,
Zu trauern und schauern . . .
. . . Immer sich gleich
Sehnsüchtig und weich,
Doch stark, sonder Klagen
Zu darben, entsagen
Und Unheil zu tragen,
Von fremdem Elend schmerzlich erweicht
Und immer geneigt,
Auch wenn die Wetter grauen und brauen,
Gutes zu hoffen und Liebes zu träumen:
So sind sie die Frauen
Unter den Bäumen!

Julius Petri.

Mummelsee.

Zierlich entsteigen die Mummeln dem See,
Tanzen den Elfenreigen,
Huschen durch's Gras und den lauigen Klee
Leise beim nächtigen Schweigen,

Plötzlich vom Wald tritt der Mond hervor,
Leuchtend die Welt zu erhellen.
Scheu entschlüpft der gespenstige Chor
Unter den Spiegel der Wellen.

Schüchtern nur sah es ein einsam Reh
Fern am Waldessaume.
Regungslos liegt wieder der See
Wie in tiefem Traume.

Gustav Häcker.

Bucht des Südens.

Wie zieht es mich, der ich so lange
Entfernt von Hause bin,
Mich heut beim Sonnenuntergange
So sehr zur alten Heimat hin!

An diesen sonnig hellen Säumen
Um's Vorgebirg am Strand,
Prangt Goldfrucht lockend in den Bäumen,
Ein Gürtel um das Zauberland.

Ich seh in Grotten, Epheulauben,
Und eine Nymphe bringt
Aus ihrem Garten Birn' und Trauben,
Und sitzt zu ihrem Gast und singt.

Mich faßt ein uralt tiefes Sehnen,
Ein Hauch der Odyssee,
Ich seh vor mir sich endlos dehnen
Die Wogen dunkelnd auf der See.

Hermann Lingg.

Erinnerung.

Ich weiß es wohl, du kannst nicht wiederkommen,
Und dennoch, bangen Herzens, mein' ich oft,
Ich hätte deinen leisen Schritt vernommen,
Du ständest auf der Schwelle unverhofft.

Ich weiß, dein Mund ist stumm, und dennoch schreckte
Ich jüngst aus dumpfen Träumen wild empor,
Mir war, als ob fernhin ein Ruf mich weckte,
Als schlüge deine Stimme an mein Ohr.

Ich weiß es, deiner Augen sanfter Schimmer
Ist hin, ist ewig mir erloschen nun,
Ich weiß es wohl, und dennoch ist mir immer,
Als fühlt' ich deine Blicke auf mir ruhn.

Ich weiß es wohl, daß deines Herzens Schlagen
Und alle deine Liebe nicht mehr ist,
Und doch such' ich dich oft, um dir zu klagen
Mein Leid wie einst! — Ach, daß du nicht mehr bist!

Otto Roloff.

Cazotte's Prophezeiung.

Bei Fräulein von Lamballe welch' Festgeschmeide!
Zur Ballspielhalle eilt man nach dem Tanze,
Von Kopf an Kopf erfüllt der Raum, der ganze,
An Lipp' und Nacken süße Augenweide.

Und über die Perrücken und die Seide
Steigt hoch der Ball, das Auge strahlt im Glanze
Im Kreis der Männer, in der Damen Kranze,
Und Worte fliegen spitz, von scharfer Schneide.

Bei Seite steht Cazotte, stumm in dem Lärmen
Und sieht die Bälle jagen ohne Pause
Und seine Wangen bleichen Gram und Härmen.

„Herr Denker, ei, gefällt Euch, wie uns allen,
Das Spiel der Bälle?“ scherzt die Frau vom Hause. —
„„Nicht Bälle, Fräulein, Köpfe seh' ich fallen.““

Von **Jaroslav Vrchlicky**. Deutsch von **Friedrich Adler**.

Sonett des Lyrikers.

Zu schmal ist meines Dichterhauses Schwelle,
Die Thür zu niedrig. Des Gewandes Falten
Muß selbst die Lyrik eng zusammenhalten,
Will sie besuchen mich, die sonnighelle.

Doch für mein Ideal, für die Novelle
Ist schon die Thür zu eng. Romangestalten
Seh ich vom Fenster aus in Massen schalten
Und kann sie bannen nicht in meine Zelle.

Ich seh vom Fenster sie mit epischen Schritten
Die Gasse schreiten, ihre Heldenglieder,
Manch Dulderantlitz, das viel Leid erlitten.

Und da ich unlängst riß die Pfosten nieder,
Eintrat ein Held zu mir mit wuchtigen Tritten.
Wie ich's ersehnt — und sang mir Liebeslieder!

Hugo Salus.

 Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Wahrheit?

Schauspiel in drei Akten von **Paul Heyse.**

(Fortsetzung.)

Neunte Scene.

Frau Erhardt, dann Werner.

Frau Erhardt
(steht in Gedanken, schmerzlich den Kopf wiegend).

Armes Kind! Gott steh' Dir bei und gebe Dir gute, tapfere Gedanken! Ja wohl thut's weh, sich so ein Unkräutchen aus dem Herzen jäten, das so hübsch und heimlich geblüht hat. Es muß aber doch einmal sein, und wenn mit den Wurzeln auch ein Stück vom Herzen mit herausgerissen würde — das heilt schon wieder in solcher Jugend. Und am Ende, der Normann — zum Verlieben ist er nicht gerade; aber wenn man nicht bekommen kann, was man liebt, muß man ja zu lieben suchen, was man bekommt. Hm! ich hätte ihr freilich gegönnt —

(Werner tritt durch die Mitte ein.)

Ah, Freund Werner! Noch so spät?

Werner (in großer Aufregung).

Verzeihen Sie, gnädige Frau, ja, es ist spät, aber ich mußte heute noch kommen, glauben Sie mir, ich mußte — ich wollte nur — ist Fräulein Emmy wohl noch auf einen Augenblick zu sprechen?

Fr. Erhardt.

Warum nicht? Sie ist eben erst in ihr Zimmer gegangen. Aber hören Sie, die „gnädige Frau" verbitte ich mir. Das ist auch so eine verrückte neue Mode; jede Hebamme will heutzutage so tituliert sein. Für die Hausfreunde bin ich die Großmama, nichts weiter.

Werner.

Verzeihen Sie, Großmama —

Fr. Erhardt
(tritt vor das Bild des Knaben).

Sagen Sie doch einmal, Freundchen, hat meine Schwiegertochter das wirklich selbst fabriziert? — Na, Sie brauchen nichts weiter zu sagen. 's ist nur kurios, daß es Menschen giebt, die eitel sind auf etwas, was andre gemacht haben.

Werner.

Sie sind mir auch darum böse, nicht wahr? O Sie haben Recht!

Fr. Erhardt.

Ihnen böse zu sein? Was geht's mich an, womit meine Schwiegertochter sich putzen will, ob mit falschen Brillanten, oder falschen Talenten? Das ist die Sache ihres Mannes. Aber wie kommen Sie zu der Frage?

Werner (düster)

Fräulein Emmy hat mir deshalb die Freundschaft gekündigt. Und Sie wissen, wie sehr ich das Kind — wie großen Wert ich auf Fräulein Emmys gute Meinung lege.

Fr. Erhardt.

Das verdenk' ich Ihnen nicht. Sie ist auch ein Prachtmädel.

Werner.

Und sehen Sie, heut Abend hat sie mir keine Hand zum Abschied gegeben — wegen des Bildes da — und das läßt mir keine Ruhe, und darum bin ich noch so spät gekommen, um ihr eine Aufklärung zu geben, so viel es mich auch kostet.

Fr. Erhardt.

Ja was wollen Sie da aufklären? Sie waren eben ein galanter Mann und konnten der schönen Frau nicht ins Gesicht sagen, daß sie lieber Strümpfe stricken als Bilder malen sollte. Jetzt haben Sie einmal A gesagt, und müssen nun auch B sagen.

Werner (leidenschaftlich).

Muß ich? Nein, ich muß nicht, verehrte Freundin. Ich bin entschlossen, zu diesem Selbstbetrug, der doch keinen andern Menschen betrügt, die Hand nicht mehr zu bieten. Fräulein Emmy aber soll wenigstens wissen, warum ich's so lange übers Herz gebracht habe.

Fr. Erhardt.

Hatten Sie dazu einen so aparten Grund? Da wär' ich doch begierig.

Werner (sich abwendend).

Ich kann es Ihnen nicht sagen — verzeihen Sie. Großmama, ich verehre Sie so sehr, aber dennoch —

Fr. Erhardt.

So behalten Sie's in Gottesnamen für sich. Ich dränge mich nicht in geheime Angelegenheiten Geheimnisse sind meist unbequem. Ich werde Ihnen Emmy rufen.

Werner (hält sie zurück).

Nein, nein, es ist am Ende doch besser — wer weiß, wie sie 's aufnimmt — sie ist so jung, — und Sie können mir vielleicht raten —

Fr. Erhardt.

Nun dann reden Sie frisch von der Leber weg! (da Werner sich umsieht.) Wir sind hier ganz ungestört. (setzt sich.)

Werner (mühsam).

Es ist — mein Gott, wo fang' ich nur an? (trocknet sich die Stirn.) Sie haben — Emmys Mutter gekannt?

Fr. Erhardt.

Gewiß. Sie hat ja noch die Geburt unseres Hans erlebt, was ihr freilich keine solche Freude war, wie mir. Der ehrwürdige Titel Großmama macht die Anbeter stutzig, und sie wollte immer noch als schöne Frau verehrt werden.

Werner.

Sie haben sie nicht in ihrer Blüte gesehen, sie war ein Wunder an Schönheit. Frau Clarisse, so reizend sie ist, ist nur eine schwache Kopie ihrer Mutter, und das Bild da giebt nur einen armseligen Begriff von der lebendigen Herrlichkeit.

Fr. Erhardt.

Ah, nun begreif' ich. Sie waren in die Mutter verliebt, und darum machen Sie jetzt der Tochter die Cour und korrigieren ihre Stümpereien, bis sie nach etwas aussehen.

Werner (düster).

Wenn es nur das wäre!

Fr. Erhardt.

Noch was? Noch was Schlimmeres?

Werner (starrt vor sich hin).

Ja, ich war in Clarissens Mutter verliebt, mehr durch die Augen, als durchs Herz. Ich war eben ein Schönheitsnarr — bin's ja leider noch, obwohl das heute in der Kunst für einen überwundenen Standpunkt gilt — und diese Frau — ich durfte ihr Bild malen, das gab mir den Rest. Aber ich habe ihr nie ein Wort gesagt — der Atem stockte mir immer in der Kehle, wenn sie mich so anblitzte — und dann ihr Mann — ich war Gast in seinem Hause und hatte Grundsätze — und obwohl ich wußte, daß er seine Frau seit Jahren vernachlässigte und sich an eine ganz gemeine Liebschaft wegwarf —

Fr. Erhardt.

Bin froh, daß ich ihm nie begegnet bin. Ich hätte mir am Ende den Mund verbrannt.

Werner.

— verzehrte ich mich doch in hoffnungsloser Leidenschaft. Ich war schon 40 Jahr alt und sonst gerade kein Heiliger. Aber vor ihr wurde ich zu einem blöden Knaben. Und nun stellen Sie sich vor — eines Nachmittags, wie ich an nichts Arges denke — öffnet sich plötzlich die Thür meines Ateliers, und sie tritt herein.

Fr. Erhardt (nach einer Pause).

Das ist ja ein ganzer Roman. Aber ich erlasse Ihnen die Fortsetzung, Freundchen. 's ist immer die alte häßliche Geschichte.

Werner
(fortfahrend, ohne auf sie zu hören).

Sie war aufgeregt, von einer Scene, die sie mit ihrem Mann gehabt hatte. Ich merkte aus abgerissenen Worten, es hat sich um jenes Geschöpf gehandelt, das er ihr vorzog. Es war nicht Eifersucht; ihr Herz war ihm längst entfremdet, nur beleidigter Stolz, und sie hatte ihm ihre ganze Verachtung ins Gesicht geschleudert. Nun, nachdem er weggegangen war, brach's in ihr aus, der Jammer um ihr zerstörtes Leben — ich habe nie ein Weib so fassungslos weinen sehen, und alles, was ich sagte, sie zu beruhigen, verhallte in diesem ersten Sturm. Plötzlich sah sie aus ihren Thränen auf. Ja, sagte sie, ich weiß, Sie sind mein einziger Freund, und Sie lieben mich. Wenn ich Ihnen früher begegnet wäre —! und schlang beide Arme um meinen Hals und drückte ihr nasses Gesicht gegen meins — einen Heiligen hätt' es zu Falle gebracht, geschweige einen armen Teufel, den die lange zurückgedrängte Leidenschaft toll machte!

Fr. Erhardt.

So glauben Sie auch an das sogenannte „Recht der Leidenschaft“?

Werner.

Nein, Frau Erhardt! Ich glaube nicht, daß man je ein Recht darauf haben kann, Unrecht zu thun. Nur ein mildernder Umstand kann es sein, wie Weinrausch bei einem Morde. Sie aber — Reue und Entsetzen über ihre Verirrung folgten der Sünde auf dem Fuß. Nie, nie wollte sie mich wiedersehen, und ich, wie betäubt, mit mir selbst zerfallen — am Tage darauf war ich unterwegs nach Rom, das damals mitten im Hochsommer eine Wüste war. Mir aber war das gerade recht, ich blieb am liebsten allein, mir graute vor der Menschheit und vor mir selbst. Nach drei Monaten aber

erhielt ich einen Brief mit schwarzem Rande. Sie wissen, der Mann starb plötzlich an einem Herzschlag — und im nächsten Frühjahr kam ein Kind zur Welt, das in der Taufe — den Namen Emilie erhielt. (setzt sich erschöpft nieder)

Fr. Erhardt (nach einer Pause).

Ei, ei, ei, Freundchen! Was für eine böse Geschichte!

Werner.

Sie hat mich mein Lebensglück gekostet, und was ich gesündigt hatte, Gott weiß, ich habe es hart gebüßt, ich bin ein einsamer Mann geblieben. Nach dem Tode der Mutter freilich, vor sechs Jahren, — auf der Stelle bin ich hergereis't, das Kind, mein Kind zu sehen! Ich suchte sie in der Pension auf, sie trat mir fremd und befremdet entgegen — wie sollte ich es auch erklären, daß ich plötzlich ein so lebhaftes Interesse für das junge Mädchen gefaßt hatte! Und die Hausregel verbot ein häufiges, trauliches Wiedersehen. Da konnte ich den Zwang nicht ertragen und reis'te nach dem ersten Besuch wieder ab. Erst als sie zu ihrer Schwester ins Haus kam, litt es mich nicht mehr in der Fremde, ich eilte hierher, und nur um sie ein paar Mal in der Woche sehen und sprechen zu dürfen, übernahm ich die Stunden bei Frau Clarisse, die keinen Funken von wirklichem Talent hat. Muß ich erst beteuern, daß es mir sauer genug wurde? Heute aber, als mein eigen Fleisch und Blut sich gegen mich empörte — o Großmama, was ich da empfand —

Fr. Erhardt.

Ja, ja, ja, jede Schuld rächt sich auf Erden. Aber was wollen Sie nun thun? Sie können doch nicht plötzlich erklären, daß Frau Clarisse „nicht einen Funken Talent habe."

Werner (steht auf).

Nein, aber meine Tochter soll wissen, warum ich mich dieser Lüge nicht geschämt habe. Alles will ich ertragen, aber daß *sie* gering von mir denkt, daß *ihre* Augen sich von mir abwenden —

Fr. Erhardt.

Und könnten Sie ihr die Wahrheit beichten, ohne selbst die Augen niederzuschlagen?

Werner.

Das ist's eben. Darum hab' ich's ja so lange auf dem Herzen behalten, obwohl ich hundert Mal drauf und dran war, mich zu verraten, bloß um endlich einmal den Kopf meines Kindes zwischen meine Hände nehmen zu dürfen und sie auf die lieben schwermütigen Augen zu küssen. Nein, Sie haben Recht, so was sagt sich nicht, kein Vater will rot werden vor seiner Tochter. (zieht einen Brief hervor.) Und darum — als ich vorhin ohne freundlichen Gruß von ihr gehen mußte, da hab' ich hier Alles aufgeschrieben — so schonend für die Mutter, wie ich konnte — den Brief wollt' ich ihr zustecken und mich eilig davonmachen. Nun könnten *Sie* die Güte haben, Großmama —

Fr. Erhardt.

Geben Sie mir den Brief. (nimmt ihn, besieht die Adresse.) Den soll ich ihr also geben, damit sie's schwarz auf weiß hat, daß sie ihr Dasein einem Verbrechen verdankt?

Werner (etwas unsicher).

Sie muß endlich die Wahrheit wissen, es koste was es wolle.

Fr. Erhardt.

Auch wenn es den Frieden Ihres Kindes kostet und auf das Andenken ihrer Mutter, das ihr heilig ist, einen so schwarzen Makel wirft? Nein, Werner. Die Wahrheit soll Ihre Tochter nicht durch ein kaltes Stück Papier erfahren, auf dem ihr ein herzzerreißender Roman erzählt wird. Wenn es Zeit ist, daß sie ihn erfährt, werde ich ihn ihr erzählen, so wie es für sie am schonendsten ist. (Sie zerreißt den Brief.) Bis dahin schweigen Sie und nehmen's als Strafe hin, daß Emmys Herz sich von Ihnen abwendet. Geben Sie mir die Hand darauf, daß Sie schweigen wollen. (da Werner zaudert) Ich fordere es von Ihnen im Namen der Toten, deren Schuld an dem Kinde Sie vergüten sollen. Werden Sie schweigen?

Werner

(legt zögernd die Hand in die der Alten).

Ich — verspreche es!

(Vorhang fällt rasch.)

Zweiter Akt.

Scene wie im ersten Akt. Morgen des andern Tages.

Erste Scene.

Emmy. Dann Bernd.

Emmy

(sitzt mitten im Zimmer, sieht nach der Uhr auf dem Kamin).

Nur noch 12 Minuten bis 10! Und er ist so pünktlich. Wenn ich nur das Herzklopfen bezwingen könnte! Wie ein Schulkind, das den Lehrer erwartet und sich nicht vorbereitet hat. Und ich habe meine Lektion doch so gut gelernt und mir so oft überhört in dieser fürchterlichen Nacht! O, nur fort aus diesem Hause — aus seiner Nähe — und welchen Vorwand hätt' ich dazu, außer wenn ich Normann mein Jawort gebe! Er oder ein andrer — (schüttelt sich) was liegt daran! Lieber die Augen zudrücken und in sein Unglück wie in einen Abgrund springen, als fühlen, wie man hinuntergleitet, rettungslos, sich täglich an Steinen und Dornen die Hände blutig

reißt und endlich doch — Und es kostet nicht einmal eine Lüge. Die Großmutter hat Recht: der Priester am Altar fragt ja nicht danach, ob ich ihn liebe — und muß ich ihm nicht dankbar sein, daß er mich retten will vor mir selbst, vor meinem unseligen verirrten Herzen? — (springt auf.) O Gott, da kommt er! — (sieht Bernd eintreten.) Bernd!!

Bernd (durch die Mitte, heiter).

Guten Morgen, kleine Schwägerin. Ich komme nur einen Augenblick vom Komptor herauf — ich wollte doch einmal — Himmel, wie siehst Du aus! (nimmt ihre Hand, sieht ihr scharf ins Gesicht.) Du bist krank, Emmy.

Emmy (mühsam).

Mir ist — ganz wohl. Ich habe nur schlecht geschlafen.

Bernd (läßt ihre Hand fahren).

Natürlich, die Aufregung gestern Abend — es war auch ungeschickt von Normann — etwas so ungeheuer Wichtiges — Nun, und Du — hast Du Dich schon entschieden?

Emmy (nickt).

Bernd.

Du nimmst ihn?

Emmy (nickt).

Bernd.

So, so! Nun ich gratuliere. Du kriegst einen guten Mann. — Obwohl, Deinen künftigen Gatten hatte ich mir immer anders vorgestellt. Der Beste wäre mir gerade gut genug für Dich gewesen. Indessen, einen Braveren, und der Dich mehr auf Händen trüge, hättest Du schwerlich finden können, und kein Mensch weiß, was einen andern glücklich machen kann.

Emmy

(läßt sich auf einen Stuhl sinken).

Glücklich! Ist denn die Rede davon, daß ich glücklich werden soll?

Bernd.

Nicht? nicht glücklich? Aber Du närrisches Kind, warum willst Du ihn dann nehmen? Was in aller Welt zwingt Dich dazu?

Emmy.

Die Großmama hat Recht: wir sind nicht auf der Welt, um glücklich zu werden, sondern unsre Schuldigkeit zu thun.

Bernd.

Gewiß. Aber kann sich das Eine mit dem Andern nicht vertragen? Ich begreife, daß Du Dich Normann sehr verpflichtet fühlst. Aber wenn Du ihm noch tausendmal mehr verdankst, — daß es darum Deine Schuldigkeit sein sollte, seine Frau zu werden, seh' ich doch nicht ein.

Emmy

(schüttelt langsam den Kopf).

Es ist auch nicht das. Nicht gerade ihm — Ich fühle, daß ich es Euch schuldig bin.

Bernd.

Uns?

Emmy.

Ich habe es längst eingesehen, ich bin in diesem Hause nicht an meinem Platz. Ich wollte ohnehin nur noch bleiben bis zu meinem Examen. Clarisse — liebt mich nicht, wir haben uns leider nie verstanden, und Du natürlich, als ihr Mann —

Bernd.

Ich hätte Dich nicht lieb, weil Clarisse —? Aber das ist ja die abenteuerlichste Idee, die je im Kopf eines sonst ganz verständigen jungen Mädchens gespukt hat! Sag um Gotteswillen, Emmily, wie bist Du auf diesen Unsinn verfallen?

(tritt vor sie hin, faßt ihre beiden Hände).

Emmy (in tiefer Verwirrung).

Muß ich nicht denken, Du wünschest, daß ich aus dem Hause gehe, daß ich Normanns Frau würde, da Du ihm gesagt hast, Du hofftest, er würde mich glücklich machen?

Bernd.

Natürlich vorausgesetzt, daß Du ihn liebst! — Aber nur um aus dem Hause zu kommen — ist's denn wahr, daß Du's nicht mehr bei uns aushalten kannst? Haben wir Zwei uns nicht immer so gut vertragen und verstanden, kleine Schwägerin? Clarisse — nun freilich, Ihr habt so verschiedene Interessen. Aber sollte das ein Grund sein, daß zwei Schwestern nicht friedlich neben einander hergehen können? Und mir — mir würdest Du wirklich fehlen — ich habe auch manchmal meine unwirschen Stunden, wo ich alles schwer nehme und melancholisiere wie König Saul, da bist Du schon oft mein David gewesen. Unsere tiefsinnigen Dispute über Gott und die Welt, Deine vorwitzigen Fragen — nein, ich gebe Dich nicht her, eh nicht der Rechte kommt, eh ich nicht felsenfest überzeugt bin, daß Du bei ihm das Glück findest, dessen Du wert bist. — Was hast Du?

Emmy

(mit den Thränen ihrer freudigen Erregung kämpfend).

Nichts, Bernd. Ich danke Dir. Wenn es so ist, wenn auch Du mich ein wenig vermissen würdest, so will ich bleiben. Aber so lange, bis der Rechte kommt, werde ich Euch nicht zur Last fallen. Wer weiß, ob er sich jemals einstellt. Nein, wenn ich mein Examen gemacht habe —

Zweite Scene.

Vorige. Normann (durch die Mitte).

Pardon! Ich komme wohl noch zu früh.

Bernd.

Durchaus nicht. (schüttelt ihm die Hand.) Emmy hat Dich erwartet. Aber Ihr habt mit einander zu sprechen! ich will nicht stören. Guten Morgen, Fritz. (geht, Normann zunickend, links ab in sein Zimmer.)

Normann (für sich, Beide anblickend).

Hm! da bin ich wohl eher zu spät gekommen. (kommt langsam in den Vordergrund.) Fräulein Emilie, sagen Sie mir rasch und ohne Umschweife: was habe ich zu hoffen?

Emmy (steht auf, hält ihm die Hand hin).

Mein teurer Freund —

Normann (sieht sie forschend an, ohne ihre Hand zu ergreifen).

Das fängt nicht gut an. Viel zu freundschaftlich für die Antwort auf eine Liebeserklärung. Ich hätt' es wissen können! Es war eine Thorheit, erst noch zu fragen. Vergessen Sie diese Schwäche und — leben Sie wohl, Fräulein Emilie! (wendet sich zum Gehen.)

Emmy (hält ihn).

So dürfen Sie nicht fort; Sie müssen mich anhören. Kommen Sie, lassen Sie uns alles offen und ehrlich besprechen. (will ihn zum Sitzen nötigen, er bleibt stehen.)

Normann.

Lange Exekutionen sind grausam.

Emmy.

Sie haben mich gelehrt, mein teurer Meister, daß man jeder Wahrheit unerschrocken ins Gesicht sehen müsse. Nun, die Wahrheit ist, ich tauge überhaupt nicht zu einer guten Hausfrau. Ich habe immer zu sehr für mich selbst, in mich hineingelebt, ich verstand es nicht einmal, mich selbst glücklich zu machen; wie sollt' ich die Verantwortung übernehmen, einen andern, den ich so hochstelle, dem ich so viel schuldig geworden bin — (verstummt, da er sie scharf anblickt.)

Normann.

Das nennen Sie der Wahrheit ins Gesicht sehen? Soll ich sie Ihnen vorhalten, die wahre Wahrheit? Sehen Sie mir in die Augen, Fräulein Emmy, und leugnen Sie's, wenn Sie es über Ihr ehrliches Gewissen bringen können: Sie würden mich vielleicht lieben, wenn Sie nicht — einen Andern liebten.

Emmy (verwirrt).

Was sagen Sie da?

Normann.

O nichts Unerhörtes, und ich denke darum nicht schlechter von Ihnen. Ich kenne ja auch diesen Andern. Er ist wirklich liebenswürdig, viel liebenswürdiger als ich, und Sie haben ihn täglich und stündlich vor Augen, da wär's ein Wunder, wenn Sie nicht Feuer gefangen hätten.

Emmy.

Wie dürfen Sie sich erlauben —

Normann (geht hastig auf und ab, ohne auf sie zu hören).

Glauben Sie auch nicht, daß ich Ihr Gefühl für sündhaft erklären möchte, weil er der Mann einer andern ist. Das sind Naturprozesse, die jenseits von Gut und Böse liegen, über die der sittliche Wille keine Gewalt hat. Aber wie man eine Krankheit, für die man ja auch nichts kann, nicht um sich greifen läßt, so darf der vernünftige Mensch auch Gefühlen, die das Leben zerstören, den Zügel nicht schießen lassen. Sich selbst sind Sie es schuldig, auf Mittel und Wege zu sinnen, wie Sie Ihre unglückliche Liebe zu Bernd zu bezwingen vermöchten.

Emmy (steht auf, sehr bestimmt).

Ich allein weiß, was zu thun und zu lassen meine Pflicht ist. Sie haben kein Recht, in mein innerstes Leben einzudringen.

Normann.

O doch, Fräulein: das Recht des Freundes, das Sie selbst mir eingeräumt haben. Ich kann nicht mit untergeschlagenen Armen zusehen, wie diese hoffnungslose Leidenschaft Ihr Leben aus den Fugen bringt, und zeihen Sie mich immerhin der Selbstsucht: auch wenn ich Sie nicht liebte, wäre ich tief erschrocken, als ich eben eintrat und Sie von seinem Blicke magnetisiert sah, wie das Vögelchen vom Schlangenauge!

Emmy.

Es ist grausam von Ihnen, daß Sie mir in dürren Worten vorhalten, was ich als trauriges Geheimnis für immer in meiner Brust verschließen wollte. Aber da Sie es einmal gethan haben — ja denn, ich verleugne meine heiligsten Gefühle nicht, Bernd ist mir teurer als irgend ein Mensch, und da ich nie die Seine werden kann, will ich auch durch kein halbes Glück mich abfinden lassen. Ich will nichts, ich hoffe und wünsche nichts — ich weiß, daß es eine Sünde wäre. Nur die kurze Zeit, bis ich ohnehin von hier fortgehe, um meinen Beruf anzutreten — nur so lange noch in seiner Nähe zu bleiben — können Sie mir das mißgönnen, mir das zum Verbrechen machen? Und wo wäre eine Gefahr? Denn er — er hat mir nie, auch nur durch einen Blick gesagt, daß ich ihm mehr sei, als eine schwesterliche Seele, ein guter Kamerad. Nie hat er mich abzuhalten versucht, mein Glück zu finden ferne von ihm, und wenn ich es an Ihrer Seite gefunden hätte — ich weiß, es wäre ihm eine Freude gewesen. Das, Herr Doktor, ist die Wahrheit, die wahre Wahrheit, — und weiter habe ich Ihnen nichts zu sagen. (grüßt ihn mit ernstem Neigen des Kopfes und geht ruhig nach rechts ab.)

Dritte Scene.

Normann
(allein, sinnt eine Weile vor sich hin).

Hab' ich sie doch am Ende zu rauh angefaßt? Aber was hätten Handschuhe geholfen? Die wunde Stelle schmerzt immer, wenn man sie noch so sanft anrührt. Und jetzt — das Übel fortwuchern lassen — nur bis zu ihrem Examen —? Bis dahin kann's unheilbar geworden sein. Es ist meine Pflicht, eh sich hier eine Familientragödie entwickelt — und Bernd wird einsehen — einen solchen Feuerbrand unter seinem Dache dulden, wäre Wahnsinn.

Vierte Scene.

Normann (von rechts). **Clarisse** (im Straßenanzug, mit Hut und Sonnenschirm, gleich darauf) **Bernd**.

Clarisse.

Guten Tag, Normann. Was führt Sie schon so früh zu uns? Und gestern Abend waren Sie noch so spät hier, und man hat es mich nicht wissen lassen.

Normann (finster).

Ich — hatte nur ein bestimmtes Geschäft — und konnte mich nicht aufhalten.

Clarisse.

Natürlich war's Ihnen nur um Ihre Schülerin zu thun. Wie könnte Sie die Unterhaltung einer so ungebildeten Frau, wie ich, interessieren?

Normann.

O Frau Clarisse —

Bernd (tritt ein).

Guten Morgen, liebe Frau. Schon zum Ausgehen gerüstet? (küßt sie auf die Stirn.)

Clarisse.

Du weißt ja, ich habe einen schweren Tag heute. Ich konnte mir kaum Zeit gönnen zu frühstücken. (zu Lisette, die durch die Mitte eintritt.) Haben Sie gesagt, Lisette, daß man anspannen soll?

Lisette.

Der Wagen ist schon vorgefahren, gnädige Frau.

Clarisse.

So sagen Sie der Kinderfrau, daß sie Hans fertig macht.

Lisette.

Die Kinderfrau läßt fragen, ob Hans auch mitfahren soll, die Lehrerin ist eben erst gekommen.

Bernd (rasch einfallend).

Dann muß er natürlich zu Hause bleiben. Du hattest das vergessen, Liebste. Erst die Arbeit, und dann das Vergnügen.

Clarisse.

Aber ich hatte es ihm gestern versprochen —

Bernd.

Du dachtest eben nicht an die Stunde; aber Du bist ja selbst dafür, daß sich der Junge an Ordnung und Stetigkeit gewöhnt — gehen Sie nur, Lisette; die Mama wird ihn morgen mitnehmen. (Lisette ab.)

Clarisse
(ihren Unmut mühsam verbergend).

Ich bitte Dich, Bernd — eine einzige Stunde! Die Lehrerin wäre nicht unglücklich gewesen, wenn man ihr die Stunde bezahlt und sie fortgeschickt hätte. Finden Sie das nicht pedantisch, Normann? (Normann zuckt die Achseln.)

Bernd.

Du bist eine so verständige Frau, Liebste, nur Dein zärtliches Herz geht manchmal mit Deinem Verstande durch.

Clarisse.

Du aber lässest mir nie etwas durchgehen, was nicht ganz korrekt ist. Hab' ich nicht Recht, Normann? Ist er nicht ein Tyrann? Aber Sie halten natürlich zu Bernd. Wo es gegen das schwächere Geschlecht geht, seid Ihr immer verbündet. So will ich Euch nicht länger mit meiner unvernünftigen Gesellschaft belästigen. Adieu. (will gehen.)

Fünfte Scene.

Vorige. Frau Erhardt (durch die Mitte).

Fr. Erhardt.

Guten Morgen, Kinder.

Clarisse (umarmt sie).

Verzeih, Großmama, ich war eben im Begriff auszufahren.

Fr. Erhardt.

So laß Dich nicht stören, Liebe.
(geht zu Bernd, der ihr die Hand küßt, nickt Normann zu, setzt sich dann.)

Normann.

Wenn Sie den Wagen noch einen Augenblick warten lassen könnten, Frau Clarisse — ich hätte etwas mit Ihnen und Bernd zu besprechen, wobei die Großmama auch nicht überflüssig ist.

Clarisse.

Auch ich nicht? Eine seltene Ehre. Und Sie sehen so verstört aus. Was ist Ihnen denn zugestoßen? (setzt sich.)

Normann.

O etwas ganz Alltägliches, was dem besten Menschen begegnen kann —: ich habe mir einen Korb geholt!

Clarisse.

Einen Korb? Sie sind verliebt? Sie wollten heiraten? Aber lieber Freund, das ist ja sehr interessant. (wendet sich lebhaft nach ihm um.) Geschwind, erzählen Sie!

Normann.

Es ist mit zwei Worten gesagt: ich habe Fräulein Emilie meine Hand angetragen, und sie hat höflich für die Ehre gedankt.

Clarisse.

Emmy? Nein, das ist unglaublich! Was sagst

Du, Bernd? Emmy — und wir glaubten immer, Sie seien Ihr Ideal.

Normann.

Na, hören Sie, zum Ideal eines jungen Mädchens gehören andere Qualitäten, als ich sie aufweisen kann. Aber zu einer recht leidlichen Vernunftheirat — zu einem anständigen Achtungserfolg glaubte ich die nötigen Gaben und Fähigkeiten wohl zu besitzen, und zumal bei einem Mädchen, wie Ihr Fräulein Schwester, die mir über die gewöhnlichen lyrischen Vorurteile erhaben schien. Ich sehe nun wohl, mit meiner Weiberkenntnis war es nicht weit her.

Clarisse.

Nein, sagen Sie: sie hat Sie ganz unverblümt abgewiesen? Aber worauf wartet sie denn, wenn ihr verehrter Lehrer, eine Leuchte der Wissenschaft, ein Mann in den besten Jahren ihr nicht gut genug ist?

Normann.

O, sie hätte vielleicht gar nicht so viel an mir auszusetzen gehabt, wenn ich nicht leider zu spät gekommen wäre.

Clarisse.

Zu spät?

Normann.

Ich fand die Stelle, um die ich mich bewarb, schon besetzt.

Clarisse.

Eine heimliche Liebe? Nun siehst Du, Bernd, wie Recht ich hatte. Daß sie so abweisend war gegen die nettesten Menschen, hatte einen tieferen Grund. Aber wenn ich nur eine Ahnung hätte, in wen — ich kenne doch alle ihre Bekannten — wenn nicht gar schon in der Pension —

Normann.

Sie brauchen nicht so weit zu suchen, Frau Clarisse. Der Gegenstand dieser überschwenglichen Gefühle ist ganz in der Nähe. Es ist mir peinlich, davon zu reden, aber „die Sache will's“, sagt Othello. Übrigens erschrecken Sie nicht, es ist wohl nur eine jugendlich überspannte Einbildung, eine Kinderkrankheit, gar nicht so gefährlich, wie sie aussieht, und wenn man bei Zeiten dazu thut —

Clarisse.

So nennen Sie doch endlich den Namen!

Normann.

Mit einem Wort: sie glaubt, daß sie in Bernd verliebt sei!

Bernd.

Bist Du toll, Normann?

Clarisse (fährt zusammen).

In Bernd? (lacht gezwungen.)

Normann.

Es ist mir, wie gesagt, höchst peinlich, aber meine Freundespflicht —

Bernd.

Ich bitte Dich, Fritz, ein so völlig haltloser, ganz abenteuerlicher Verdacht —

Normann.

Würde ich mir herausnehmen, Euch durch einen bloßen Verdacht zu beunruhigen, wenn sie nicht selbst ihn bestätigt hätte?

Bernd und Clarisse.

Sie selbst?

Normann.

Mit klaren und baren Worten. Sie hat es offen bekannt, sie habe eine Leidenschaft für ihren Schwager, natürlich, wie sie meint, bloß eine platonische, aber bei allem Respekt vor Plato —

Clarisse
(die lebhaft aufgesprungen ist).

Ja, Sie haben Recht, Normann, man darf sich nicht täuschen lassen durch erhabene Redensarten; sie hat die Stirn, in dem Hause ihrer Schwester, wo sie eine freundliche Zuflucht gefunden hat, zum Dank für alles Liebe und Gute, was man ihr erwiesen — o es ist unerhört! Unter meinen eigenen Augen! Freilich, da sie mich so weit übersieht, da ein unwissendes Geschöpf, wie ich, eigentlich gar keinen Anspruch hätte auf häusliches Glück, auf die Liebe eines geistvollen Mannes — Bernd, was sagst Du dazu? Hast Du es gewußt? Natürlich! Ihr eitlen Männer wißt es immer, wenn ein thörichtes Mädchen Euch im Stillen anbetet. Aber daß Du es nicht selbst unwürdig, unsittlich gefunden hast — nein, das werde ich Dir nie, nie verzeihen! Das setzt allem, was ich schon gelitten, die Krone auf!
(wirft sich wieder auf die Chaiselongue, zieht in heftigster Erregung die Handschuhe aus.)

Fr. Erhardt.

Aber liebe Tochter, beruhige Dich doch! Kannst Du glauben, daß Bernd —

Clarisse
(in Thränen ausbrechend).

Laß mich, Mutter! Ich weiß, was ich weiß! O Ihr seid alle gegen mich!

Bernd
(der, sich mühsam zurückhaltend, dagesessen, zu Normann).

Hat Emmy Dich beauftragt, uns diese sonderbare Mitteilung zu machen?

Normann (etwas verlegen).

Emmy? Wo denkst Du hin? Sie hat mir aber auch nicht Schweigen auferlegt.

Bernd.

Weil sie das für selbstverständlich hielt. Was Du mit dem Bruch des Beichtgeheimnisses angerichtet hast — (mit den Augen auf Clarisse deutend.) siehst Du wohl nun selbst.

Normann (brüsk).

Gleichviel. Ich bin kein Leisetreter. In solchen Fällen kann allein die volle rücksichtslose Wahrheit

helfen, und die glaubte ich als Euer alter Freund Euch schuldig zu sein. Es ist ja auch kein desperater Fall. Wenn rasch dazu gethan wird, — ich muß es natürlich Euch überlassen, was Ihr für das Zweckmäßigste haltet. Vielleicht das alte bewährte Hausmittel, eine Luftveränderung — habt ihr keine entfernte Tante, die sie besuchen könnte? Aber das werdet Ihr natürlich am besten selbst beurteilen. Also, verehrte Freundin — lassen Sie die unliebsame Botschaft den Boten nicht entgelten. Und vor Allem auch Ihre Schwester nicht. Mein Gott, daß sie Bernd liebenswürdig findet — er ist es ja wirklich, und Sie am wenigsten dürfen sich darüber wundern, da Sie sich doch auch in ihn verliebt haben. Übrigens sagen Sie ihr nicht, daß ich es war — oder meinethalben sagen Sie's ihr. Es geschah in der besten Absicht, das muß sie selbst einsehen.

Martin (durch die Mitte).

Herr Baron von Eckberg!

Normann.

Da will ich mich nur lieber empfehlen. (ab.)

Sechste Scene.

Vorige. Baron Eckberg (Martin ab).

Eckberg.

Ich komme nicht als Besuch zu so unpassender Stunde, meine verehrten Freunde, nur als Kommissionair — Ah, ich störe!

Clarisse (faßt sich rasch, steht auf).

Nicht im Mindesten, Baron. Ich war eben im Begriff auszufahren. Wenn Sie mich begleiten wollen —

Eckberg

(der Bernd die Hand geschüttelt und sich vor der Alten verneigt hat).

Es würde mich glücklich machen, gnädigste Frau, aber ich gehöre mir selbst nicht an. Die ganze Last unserer Matinee ruht auf meinen Schultern, und ich komme nur auf zwei Augenblicke, um Ihnen zu berichten, daß Ihr liebenswürdiges Anerbieten, darin mitzuwirken, vom Komitee, voran unsere lady patroness die Frau Herzogin, mit Enthusiasmus begrüßt worden ist.

Bernd.

Meine Frau — in Ihrer Matinee —?

Eckberg.

Ja da sind Sie nun einmal das Opfer einer Verschwörung geworden, bester Freund, und es bleibt Ihnen Nichts übrig, als uns nachträglich Indemnität zu bewilligen. Das Programm, in welchem Sie, meine gnädige Frau, die Stelle selbst bestimmen mögen, an welcher Sie einzutreten wünschen — (zieht ein Blatt aus der Tasche.)

Bernd (ruhig).

Die Stelle meiner Frau ist in ihrem Hause.

Eckberg.

Aber bester Freund —

Bernd.

Wer mit einer Kunst in die Öffentlichkeit tritt, soll sich ihr ganz gewidmet haben. Dilettantische Talente haben ihren Platz im Hause.

Eckberg.

Sie vergessen den wohlthätigen Zweck.

Bernd.

Man mag ihm jedes Opfer bringen, nur nicht das seiner Grundsätze.

Eckberg.

Nein, sagen Sie — ich traue meinen Ohren nicht — jetzt, nachdem Alles arrangiert, Ihre Hoheit selbst davon in Kenntnis gesetzt ist — jetzt könnten Sie so grausam, so geizig sein, den Schatz, den Sie im Hause haben, nur allein bewundern zu wollen? Und Sie, meine Gnädigste, Sie schweigen — Sie ergeben sich darein —

Clarisse.

Nein, Baron, ich pflege meine Entschlüsse nicht von gestern auf heut zu ändern. Verlassen Sie sich darauf, ich werde Sie nicht in Verlegenheit setzen, ich werde singen, zwei Lieder, gleich zu Anfang, wenn es Ihnen so recht ist. Haben Sie Dank für Ihre Bemühung (reicht ihm die Hand.)

Eckberg (die Hand küssend.)

Sie geben mir das Leben wieder, teuerste Freundin. Ich hätte ja auch denken können, daß es dem Gemahl mit seinem Sträuben nicht voller Ernst ist — und am Ende weiß man ja: ce que femme veut —! Also tausend, tausend Dank. Das Nähere verabreden wir noch, wenn ich Ihnen das endgültig festgestellte Programm bringe. A tantôt, meine verehrten Freunde, à tantôt!

(ab durch die Mitte.)

Siebente Scene.

Vorige (ohne Eckberg).

(Pause.)

Bernd (ruhig).

Die Mühe hättest Du mir ersparen können.

Clarisse (kalt).

Welche Mühe?

Bernd.

Dem Baron zu schreiben, unser Hausarzt habe es Dir untersagt, Deine Stimme anzustrengen.

Clarisse.

Das wäre eine Unwahrheit.

Bernd.

Bin ich verpflichtet, ihm den wahren Grund anzugeben: daß ich nicht wünsche, meine Frau der öffentlichen Kritik sich aussetzen zu sehen?

Clarisse.

Weil du glaubst, ich könne vor ihr nicht bestehen?

Bernd.

Und wenn dem so wäre?

Clarisse.

So wäre das doch wohl meine Sache. Ich bin kein willenloses, unmündiges Geschöpf, das für seine Handlungen nicht einzustehen wüßte.

Bernd.

Ich werde Dir keinen Zwang auferlegen — in Deinem Hause. Wenn es Dir Freude macht, Deine Talente zu üben, so hindre ich Dich darin nicht. Sobald Du in die Öffentlichkeit damit hinaustreten willst, bin ich mit dafür verantwortlich, und darum bitte ich Dich, auf Deine Mitwirkung in jener Matinee zu verzichten.

Clarisse.

Ich wäre frei in meinem Hause? Das sagst Du mir in derselben Stunde, wo Du vor meiner Dienerin meine Anordnungen widerrufen hast? wo ich erfahren mußte, daß eine andere sich zwischen mich und Dich drängt, gewiß mit der stillen Absicht, mich ganz aus Deinem Herzen zu verdrängen?

Bernd.

Aber liebstes Herz —!

Clarisse.

Spare Deine Beteuerungen! Sie täuschen mich nicht mehr. Du hast zu wählen, Bernd, zwischen mir und ihr. Ich kann mit ihr keine Nacht mehr unter Einem Dache wohnen.

(rasch ab in ihr Zimmer.)

Bernd.

Clarisse!

Frau Ehrhardt.

Geh ihr nach, mein Sohn. Sprich ihr liebevoll zu. Gieb ihr nicht ganz Unrecht. Sie muß wieder zur Vernunft kommen. (Bernd geht eilig Clarisse nach.) Ei ei ei! dieser Normann! Der soll's von mir zu hören kriegen!

Achte Scene.

Fr. Ehrhardt. Werner.

Werner (zurücksprechend).

Sie brauchen mich nicht zu melden, Martin, die gnädige Frau erwartet mich zur Malstunde. (tritt ein.) Ah, Frau Ehrhardt! Ist Ihre Frau Schwiegertochter zu sprechen?

Fr. Ehrhardt.

Sie hat im Augenblick wohl andere Dinge im Kopf, als ihren Malkasten.

Werner.

Um so besser. Ich komme auch nur, um ihr zu sagen, daß es meine Zeit nicht mehr erlaubt, ihr Unterricht zu geben.

Fr. Ehrhardt.

Das wird kein Schade für die Kunst sein.

Werner.

Mir ist leichter ums Herz, seit ich zu dem Entschluß gekommen bin. Wenn die andere Last, die so viel schwerere, nicht noch darauf läge —

Fr. Erhardt.

Sie werden sie wohl noch eine Weile darauf liegen lassen müssen.

Werner.

Sie hatten noch keine Gelegenheit, mit Emmy —

Fr. Erhardt.

Machen Sie mir nicht noch mehr den Kopf warm wegen des Kindes. Ich werde ohnehin meine liebe Not mit ihr haben.

Werner.

Aber sagen Sie mir nur —

Fr. Ehrhardt.

Nichts da, Freundchen! Alles zu wissen macht Kopfschmerzen. An meinen ist's schon genug. (sieht ihn teilnehmend an.) Aber wahrhaftig, Freundchen, Sie thun mir leid, Sie sehen gottserbärmlich aus. Nu, so Viel kann ich Ihnen zum Trost ja sagen: vielleicht ist das Alles, was das Kind jetzt sonst noch durchzumachen hat, zu Ihrem Vorteil. Wenn so ein Waisenkind sich plötzlich mutterseelenallein in der Welt sieht, ist es recht dankbar dafür, wenn es nachträglich noch einen Vater bekommt und besieht ihn sich nicht so genau — (da Werner sprechen will.) Nein, nein, ich sage nicht ein Wort weiter. Kommen Sie wieder, vielleicht am Nachmittag, am Ende ist's da schon so weit. Jetzt — wegen der Stunde will ich's meiner Schwiegertochter sagen. Adieu, Freundchen! Nein, kein Wort weiter!

(drängt ihn hinaus.)

Neunte Scene.

Fr. Ehrhardt. Bernd.

Fr. Erhardt.

Nun, mein Junge?

Bernd (trübsinnig.)

Wir haben Frieden geschlossen.

Fr. Ehrhardt.

Gott sei Dank!

Bernd.

Aber die Bedingungen sind hart.

Fr. Erhardt.

Bedingungen?

Bernd.

Sie verzichtet auf das Singen im Concert, aber Emmy muß aus dem Haus.

Fr. Erhardt.

Das muß sie freilich. Oder könnte sie ihrer Schwester frei in's Gesicht sehen, nachdem sie ihr Geheimnis so thöricht ausgeplaudert hat?

Bernd.

Aber heute schon, Mutter, so halsüberkopf, eh wir sie besser unterzubringen wissen als bei Tante Lotte —

(wirft sich auf einen Stuhl.)

Fr. Erhardt.

Sie dauert mich freilich.

Bernd.

Sie könnte ja einstweilen auf ihrem Zimmer bleiben, Clarisse brauchte sie nicht zu sehen. Aber sie bestand darauf, und ich war schwach gegen sie, schwach wie seit dem ersten Tage. Ich hätte sie erziehen sollen, statt sie anzubeten. Und jetzt noch, wenn ich sie in all ihrer Unvernunft nicht so reizend fände, sie nur ein klein wenig weniger liebte —

Fr. Erhardt.

Dich etwa gar in Emmy verliebt hättest —

Bernd.

Nein, Mutter, ich wäre ihr treu geblieben. Aber freilich, Treue ohne Liebe kann wenig zu unserm Glück.

Fr. Erhardt.

Das lass' mich nicht hören. Das ist dummer Schnack. Zwischen zwei Menschen, die sich noch so sehr lieben, giebt's dann und wann Stunden, wo ein kaltes Lüftchen weht. Da ist denn die Treue an ihrem Platz, die muß die Kohlen, die verglimmen wollen, wieder anblasen, und wenn's jemals eine rechte Liebe war, bringt's die Treue auch zu Stande. Aber was schwatzen wir da! Ich will zu Emmy.

Bernd (springt auf).

Nein, Mutter, ich will zu ihr.

Fr. Erhardt.

Du?

Bernd.

Von mir soll sie's hören, wir müssen uns noch einmal ruhig aussprechen. Ich werde die rechten Worte schon finden.

Fr. Erhardt

Es ist mir nicht ganz recht. Ihr jungen Menschen seid immer gleich so oben hinaus. Aber wenn Du drauf bestehst — fasse sie nur sanft an, aber auch nicht zu zärtlich.

Bernd.

Verlaß Dich nur auf mich. Mutter!

(küßt sie, begleitet sie nach der Mittelthür. Fr. Erhardt kopfschüttelnd ab.)

(Fortsetzung folgt.)

„Und als der König zog in's Feld“.

Und als der König zog in's Feld,
Da spielten die Soldaten,
Zu spornen seinen hohen Mut
Zu kühnen Siegesthaten.

Und als der Peter zog in's Feld,
Da rauscht' der Quell im Hage,
Da rauscht' die reife Ähreusaat
Mit leiser Trauerklage.

Die Kugeln sausen her und hin,
Es sinkt das Volk wie Garben,
Derweil den höchsten Heldenruhm
Die Fürsten sich erwarben.

Gewonnen ist die blut'ge Schlacht,
Die Fahnen heim sie tragen;
Mit heiler Haut der König kehrt,
Der Peter liegt erschlagen.

Im Morgenrot die Königsburg
Empfängt den hohen Krieger;
Die Glocken künden rings der Welt
Den ruhmgekrönten Sieger.

Als sie den Peter gruben ein,
Da klangen nur gar leise
Die Glockenblumen auf der Au
Dem stillen Mann zum Preise.

Aus dem Polnischen der **Maria Konopnicka**, deutsch von **Ladislaus Gumplowicz**.

Hermann von Siebeneichen.

Geschlagen war des Rotbarts siegreich Heer,
Geschlagen von der Pest, in Lamparts Gauen.
Nach Susa floh mit dreißig Rittern er
Und ruhte dort — der Veste war zu trauen.

Doch auch in Susa's Bürgern ist erwacht
Der Sinn der Republik, und den Tyrannen
Ward Tod geschworen — noch in dieser Nacht
Stirbt Barbarossa, eh' er zieht von dannen!

Schon ist erstürmt die Burg es fiel das Thor,
Dem Anprall weichend todesmut'ger Bürger.
O Barbarossa, Kaiser, sieh' dich vor!
Es naht mit frevlem Mut dein grimmer Würger.

Und in die Kammer, wo der Kaiser lag
Im Ruhbett, ist die Rotte eingedrungen;
Schon hob sich Schwert und Dolch zu Hieb und Schlag,
Da sieh' — der blut'ge Plan, er ist mißlungen.

Der Kaiser ist entronnen, seinen Ort
Nahm ein, hinzögernd, daß er konnt' entweichen
Und rettet' ihn — es klinge fort und fort
Des Tapfern Name — Hermann von Siebeneichen.

Hans M. Grüninger.

Klaus Groth's „Lebenserinnerungen“.

Als Klaus Groth im vorigen Jahre den Schillerpreis erhielt, brachten die vlämischen Blätter große Aufsätze über ihn und seine Werke; unsere Presse schwieg — das heißt, jene Leute abgerechnet, die hämische Randglossen machten. Kuriose Zeit das, wo die Jungen die Alten totzuschlagen versuchen und sich dann unter einander wirklich totschlagen; wir wissen nicht, wie sich die Litteratur der Zukunft gestalten wird und werden es vielleicht auch durch die Enquête nicht erfahren, die eines unserer Litteraturblätter eben darüber veranstaltet, aber wie die Zukunft über die Tonart urteilen wird, in welcher heute von jedem Dichter gesprochen wird, der das Unglück hat, kein milchbärtiger Jüngling mehr zu sein, glauben wir zu wissen. Was kümmert diese Herren Klaus Groth und sein „Quickborn“?! So haben wir denn auch die „Lebenserinnerungen“ Groth's, welche Eugen Wolff kürzlich herausgegeben hat (Kiel und Leipzig, Lipsius und Tischer, 1891) kaum irgendwo eingehend angezeigt gefunden. Und doch verdient das dünne Heftchen viele Leser, nicht etwa bloß um Groth's willen, sondern weil es uns wertvolle Einblicke in die Entwicklungs-Geschichte eines wirklichen und echten Dichters gewährt.

Freilich tritt Einem dies Beste in dem Büchlein nicht sofort entgegen, man muß es sich heraussuchen, wie das Ganze überhaupt nichts weniger, denn eine systematische Selbstbiographie ist. Voran geht eine 1856 geschriebene Lebensskizze Groth's von Karl Müllenhoff, dem großen Philologen, daran schließen sich zwanglose Mitteilungen von Groth selbst, die den oberflächlichen Leser enttäuschen könnten; anscheinend Wichtiges wird kurz angedeutet, anscheinend Gleichgültiges liebevoll ausgemalt. Wer tiefer blickt, wird freilich erkennen, daß der Dichter treffsicher immer das Wichtigste hervorgehoben hat: Die Zeiten, die für die Entfaltung und Ausbildung seines Talents entscheidend waren. Einiges aus diesen Mitteilungen sei hier wiedergegeben, zunächst deshalb, weil dies das wirksamste Mittel sein dürfte, dem Büchlein Leser zu schaffen; ferner aber, weil wir so jene „Geschichten des Erstlingswerks“, welche eben in dieser Zeitschrift erscheinen, um eine schöne und merkwürdige Nummer vermehren. Direkt dürfte diese Geschichte ja von Groth schon deshalb nicht zu erhoffen sein, weil er nur wiederholen könnte, was er für Eugen Wolff niedergeschrieben und dieser nun mit geringfügigen Änderungen — „absichtlich ist dem Ganzen die frische, schlichte, mündliche Redeweise belassen“ — hat drucken lassen.

Klaus Groth ist bekanntlich am 24. April 1819 zu Heide, dem Hauptflecken von Norderdithmarschen geboren; die biographischen Daten hat die „Deutsche Dichtung“ bereits vor Jahren („Klaus Groth“. Von Alfred Biese. Band VI. Heft 1) veröffentlicht. Hier sei zunächst nur daran erinnert, daß der Vater einen kleinen Mehlhandel betrieb; die Verhältnisse waren sehr dürftige; „im Sommer mußte“, wie Müllenhoff erzählt, „der junge Groth, sowie er heranwuchs, auf dem Felde bei den Kühen, bei der Torfarbeit und Heuernte und sonst seine Hilfe leisten; im Winter und in den Mußestunden griff er dann desto eifriger zu den Büchern...“ Der erste Lehrer des Knaben war der Großvater, zugleich sein eifrigster Hüter und Schützer. Mit einer Erinnerung an den Greis beginnt Groth seine Aufzeichnungen:

„Kurz vor dem Ende meines Großvaters sagte er mir von seinem Krankenbette aus: „Du hast eine so schöne Stimme, Du kannst so schön singen. Erfreue damit noch viele Menschen!“ Es war vielleicht das letzte Wort, das ich von ihm vernahm. Es fällt mir erst jetzt wieder ein. Wie sonderbar! Der Alte sah dabei aus begeisterten Augen. Musikalisches Interesse hatte er gar nicht. Klingt es nicht prophetisch?

„In meiner Kindheit habe ich nur plattdeutsch gesprochen und das Hochdeutsche erst später als Schulsprache kunstgemäß erlernt. Meine Eltern und Verwandten, meine ganze Umgebung sprach nur plattdeutsch, auch der bessere Stand, soweit er mit uns in Berührung kam: als Beamte, Ärzte, Lehrer, Prediger; das einzige Wort Hochdeutsch vernahm man mündlich in der Schule und der Kirche. Mein Vater liebte das Plattdeutsche, er war stolz auf seine Landessprache; er würde sich nie dazu hergegeben haben, sogar auf eine hochdeutsche Anrede, eine andere Antwort als Plattdeutsch zu erteilen.... Er sprach seine Mundart besonders schön und drang bei uns Kindern auf eine deutliche Aussprache. Zufällig wohnten in unserer nächsten Nachbarschaft verschiedene Familien aus andern niederdeutschen Gegenden: Pommern, Mecklenburger, Lauenburger, Hannoveraner, deren abweichende Mundart er gutmütig zu bespötteln pflegte, so daß wir schon als Knaben ein ganzes plattdeutsches Dialektikon lebendig um uns her hatten und uns in der launigen Nachahmung der Nachbarn übten.... Auch höre ich noch den zornigen Verweis meines Vaters gegen unsere Arbeiter: „Johann, Du sprichst ja Deine Sprache wie'n Schwein!“ Obwohl ich es nicht beweisen kann, so ist es doch wahrscheinlich, daß diese Eindrücke nicht ohne Einfluß auf mich gewesen sind.“

Wichtiger noch war der Einfluß des Volksliedes:

„Es ward damals bei uns unter dem Volke noch viel gesungen, was nun — schade genug — aufgehört hat, seit die ganze Welt musikalisch gebildet ward, der kunstmäßig mehrstimmige Gesang, das unter den meisten Händen menschenquälende Klavier und das noch schrecklichere Drehharmonium das eigentliche Volkslied verdrängt und den lauten fröhlichen Mund der frohen Jugend geschlossen haben. Damals sangen die Kinder auf dem Schulweg, der Pflugtreiber auf dem Pferd, das Milchmädchen unter der Kuh, die Köchin am Herd. Es kam keine Gesellschaft zusammen, wo nicht zeitweilig gesungen wurde. Man machte sich Liederbücher, in welchen man die beliebtesten Gesänge sammelte und aufschrieb. Ich selbst begann früh nach dem Vorbild eines Müllers, dessen schöne Schrift mir besonders ge-

fiel, ein solches anzulegen, und lernte dabei sowie beim Anhören schier alle deutschen Volkslieder kennen, in einer Vollständigkeit, die mich später selbst überrascht hat. . . . Auf mich machten diese Lieder, nicht nur der Text, oft auch die Melodie einen bleibenden, häufig bezaubernden, ja überwältigenden Eindruck, einen so dichterischen — wie ich nun sagen darf —, daß ihm kaum etwas von dem später Gelesenen an die Seite tritt. So erinnere ich mich noch, daß ich eine Reihe von Herbsttagen hindurch an der Seite eines lieben, etwas schwerhörigen Mädchens mit andern Helfern Kartoffeln auflas, die der wackere Vater ausgrub. Dabei sang sie schier ununterbrochen fort mit leiser Stimme, meist wehmütige Liebeslieder, und einzelne davon, wie z. B. „Es spielt ein Graf mit seiner Dirn“ oder: „Ich stand auf hohem Berge“ kann ich noch in meinem Innern mit demselben Schauer hören, mit welchem sie mich damals durchdrangen. Ich sang mich auch bisweilen selbst in tiefe Erschütterung hinein, z. B. mit dem schönen Lied von Schubart, das er für die nach Afrika verkauften württembergischen Truppen zum Abschied vom deutschen Vaterland gedichtet hat: „Auf, auf, ihr Brüder, und seid stark!“ Einst wanderte ich zur Sommerszeit allein durch's Feld, als mich beim Singen dieses Liedes ein so tief nachempfundenes Heimweh ergriff, daß ich schauderte und mich ängstlich nach Menschen umsah. Ein andermal kam ich im Winter bei Glatteis vom Krämer, mit Waren beladen und einer Flasche in der Hand. Da fand mich der gute Vater schluchzend vor der Hausthür stehen; doch schämte ich mich so sehr über meine Empfindsamkeit, daß ich auf seine freundliche Frage, was mich betrübe, verlegen antwortete, ich wäre gefallen. Natürlich kam dann wohl aus seinem Munde der Trost, daß es doch so arg nicht wäre, da die Flasche ganz geblieben war; doch schluchzte ich nun erst recht eine Weile fort.“

Man sieht: das ist Poeten-Naturell und „poeta nascitur“. Aber wie viel mögen diese Volkslieder dazu beigetragen haben, den Poeten zu wecken?!

Im Anschluß daran sei die Geschichte des bescheidenen Erstlingswerks unseres Dichters in niederdeutscher Mundart mitgeteilt:

„Eigentlich poetische, plattdeutsche Lieder gab es damals gar nicht oder — sagen wir lieber — nicht mehr, außer vielleicht einzelne Brocken. Nichtsdestoweniger hatte ich für das wenige, das vorhanden war, eine besondere Vorliebe. Die ausdrucksvolle, obgleich meist nüchterne Wahrheit, welche in der Volkssprache liegt, traf mich schon damals. Ich behielt Alles, auch jedes Bruchstück, unvergeßlich in meinem guten Gedächtnis, und diese Bruchstücke sind mir später von so großem Werte, ja mehr als Hebel und Burns — wie man durchgehends meint — Vorbild gewesen, als ich nach neuen Formen in Reim und Rhythmus suchen mußte, da die alten verloren und unbrauchbar waren, weil die plattdeutsche Sprache, besonders die ditmarscher Mundart, seitdem verändert war und namentlich viele Endungen abgeworfen hatte. Meine Vorgänger im Neu-Plattdeutschen: J. H. Voß, Bornemann, Bärmann, waren hochdeutschen Wegen gefolgt und darum für mich nicht zu gebrauchen.

Einstmals, ich mag 12 Jahre alt gewesen sein, übersetzte ich ein hochdeutsches Lied ins Plattdeutsche. Auf etwas von litterarischem Wert war es dabei nicht abgesehen, es hatte einen rein praktischen Zweck. Ich brachte es nämlich einem Spielgenossen bei, eines Nachtwächters Sohn, den ich als natürlichen Untergebenen bisweilen verwandte — denn wir fühlten uns, wir, Kinder von Hartwig Groth! — und bewog ihn durch einen Schilling, es am Abend unseren Kameraden vorzusingen, damit es gelernt und gesungen würde, wie andere Lieder. Ich kann nicht leugnen, daß ich ehrgeizig meinen Erfolg erwartete und mich im Voraus freute; doch weiß ich nicht, ob mein Werk mehr als ein succès d'estime davongetragen hat. Die erste Strophe lautet übrigens:

„Des Morgens, wenn ick fröh opstah,
Denn gah ick ut to fegen,
De Junges schriegt: de Döwel kumt!
Un lopt mi ut den Wegen.“

Diese Übersetzung eines Schornsteinfegerliedes ist also meine erste dichterische Arbeit in plattdeutscher Sprache.“

Groth fügt bei:

„Unter meinen Spielgenossen war ich als Erzähler beliebt. Was ich vortrug, das weiß ich nicht mehr, außer dem einen oder andern Abenteuer aus 1001 Nacht; wie ich dazu kam, ebensowenig. Gelesen hatte ich weder Märchen noch Sagen; mein Vater hatte einen Abscheu vor Allem, was ihm nach Aber- oder Hexenglauben schmeckte.“

Da hätten wir die Elemente beisammen, aus welchen der Dichter wurde. Nur eins, die glühende Liebe zur Heimatsprache, bedarf noch der stärkeren Betonung. Es schnitt ihm in die Seele, „welcher Schatz in der plattdeutschen Sprache verloren zu gehen drohte.“ Einer seiner Jugendfreunde riet ihm, eine Abhandlung darüber drucken zu lassen, Groth aber erwiderte, und gewiß mit vollem Recht: „Das würde gar nichts helfen und nützen. Das würden ein paar Gelehrte oder Gebildete lesen und damit wäre die Sache aus. Erfolg könnte eine solche Auseinandersetzung erst haben, wenn sie auf einer That fußen könnte: Schriften in der Muttersprache, durchschlagend, ein Kunstwerk, Gedichte, die Jedermann lesen würde. Dann würde das andere folgen und mithelfen.“ Und so etwas dachte er mit der Zeit zu liefern.

Eine starke Aufmunterung kam ihm aus der Lektüre Hebels. „Ich denke noch an den Tag als einen der wenigen, wo man bis in's Innerste erschüttert wird. Es war im Hochsommer. Ich hatte die zwei Meilen von Heide aus einsam zurückgelegt und langte erhitzt in Tellingstedt an. Ich wandte mich sogleich zum ersten Haus rechts, da wohnte der Pastor, sagte ihm kurz Gutentag, kündigte meinen Besuch auf den Nachmittag und Abend an und erbat mir ein Buch, um mich bei meinem Vetter, der in meiner Mutter Stammhaus wohnte, zu erholen. Dann wandelte ich mit dem Buche, das mir der Pastor unter den Arm gesteckt hatte, an der Kirche vorbei, dem bekannten Hause am Mühlenbache zu, ging, nachdem ich den Vetter begrüßt, in's kühl überschattete sog. Komtor, mein gewohntes Zimmer,

legte mich auf's Bett und las. „Die Wiese" las ich, oder nein, verschlang ich, las mit einem Rausch von Entzücken, wie mir noch kein dichterisches Kunstwerk verschafft hatte. Das war Fleisch von meinem Fleisch, das war Duft, wie Blumen duften aus einer höheren Welt, das war Verklärung des Wirklichen, Greifbaren, Sichtbaren durch die Macht der Dichtung. Damit war mein Los beschlossen".

Bald begannen die ersten Arbeiten. „Mein Vater störte mich nicht mit neugierigen Fragen in der Arbeit. Eine befriedigende Antwort hätte ich ihm auch nicht geben können. Einmal allerdings, als er vom Sonnabendsmarkt heimkehrte, sagte er, daß ein Bekannter ihn gefragt, was ich eigentlich vorhätte. Sein Bericht lautete wörtlich: „Ich antwortete, er möge Dich selbst fragen, ich wüßte es nicht und verstände es auch nicht". Und da ich nichts antwortete, war die Sache abgethan und ich konnte ungestört fortarbeiten. Nur einmal sagte mir mein Vater: „Klaus, das geht nicht, mein Sohn. Du bringst Dich um. So'n Arbeiten ohne Erholung kann kein Mensch ertragen". Ich antwortete ihm: „Lieber Vater, es mag wahr sein. Aber ich bin wie ein Mann, der über einen Graben springen will. Ich nehme just den Anlauf, und will eben den Springstock ansetzen, da rufst Du mir zu: Halt an, das geht nicht. — Hinüber komm' ich, vielleicht tot, aber das muß seinen Willen haben". Kopfschüttelnd antwortete er mir: „Du mußt es wissen!""

Man wird diese Äußerungen erst recht verstehen, wenn man erfährt, was Groth damals Alles trieb: neben den dichterischen Versuchen naturwissenschaftliche, sprachliche und litterarische Studien — und den Tag über nahm ihn sein Lehramt an der Schule zu Heide fast ganz in Beschlag! Die Folgen der Überarbeitung blieben nicht aus: er brach zusammen. Auf Fehmarn suchte er Genesung. Dort ist der „Quickborn" entstanden.

„Quickborn nannten unsere Alten Orte an perennirenden Quellen. Es bedeutet eigentlich einen lebendigen Born, eine aufsteigende Quelle, einen Jungbrunnen. Ich hatte zehn Jahre in Vorbereitung, Studien mannigfachster Art und wirklicher Ausarbeitung meiner Gedichtsammlung, fünf Jahre davon in vollständiger Einsamkeit auf der genannten kleinen Ostseeinsel Fehmarn gebraucht.

Ich wußte sehr wohl, was ein treffender Name für eine solche eigenartige Sammlung für einen Wert hatte." Kurz sollte er auch sein. „So ging ich denn ernsthaft auf die Suche noch einen kurzen Titel für mein Buch. Wie ich das angestellt habe, würde unter den Lesern nur diejenigen interessieren können, die etwas Ähnliches vorhätten. Nur so viel sei ihnen mitgeteilt, daß es schwerer war, als sie sich wohl denken, nachdem ihnen dies Ergebnis in zwei Silben vorliegt. Als Beweis der Schwierigkeit habe ich viele Jahre einen großen Foliobogen aufbewahrt, der sich vielleicht noch unter meinen Papieren findet, der ganz bedeckt ist mit versuchsweisen Titeln, mit vorhandenen, die mir einfielen, oder die ich aufstöberte, und mit Nachahmungen solcher für meinen Zweck. Endlich blieb ich an dem alten, schönen Wort „Quickborn" hängen, und hatte nur das eine Bedenken dabei, daß man den Titel vielleicht als anmaßlich ansehen würde: man denke, ein Dichter wagt es, sein Erstlingswerk einen Jungbrunnen zu nennen! Aber ich beschwichtigte meine Zweifel und Bedenken mit dem Gedanken, daß die wenigsten Leser überhaupt nachdenken und die allerwenigsten die Wortbedeutung der seltsamen Bezeichnung ahnen würden. — Ich hatte Recht . . .

Was nun den Inhalt des Quickborn betrifft, so will ich doch wenigstens noch der Schwierigkeiten gedenken, die ich in formeller Beziehung zu überwinden hatte. Mühsam mußte ich mir das Instrument schaffen, auf dem ich spielen wollte. Namentlich der Wegfall der meisten weiblichen Reimendungen sowie die vorwiegende Preisgabe des gewohnten fünffüßigen Jambus bedingten einen kunstvolleren Strophenbau, für welchen ich außer bei Platen in Byron's Werken Studien machte.

Dennoch vermag ich keineswegs im Formellen und auch in der Schönheit nicht — auf deren Erreichung ich viel Gewicht legte — das eigentliche Wesen meiner oder überhaupt der Poesie anzuerkennen. Meine Gedichte und Erzählungen entspringen fast ausnahmslos dem Leben und den Empfindungen, mit welchen ich es betrachtete; Gedanken wollte ich nicht sowohl ausdrücken, als Gefühle.

Auch sonst kam ein Gedicht oft erst nach vielen Ansätzen zustande, z. B. „Min Johann"; lange schaute ich einen solchen Stoff vor meinem geistigen Auge, ehe es mir gelang, ihn völlig objektiv zu fassen und alles Subjektive und Zufällige auszuscheiden. Nach der Arbeit aber fühlte ich eine Erleichterung von der Angst, in der ich geschaffen hatte."

Der erste Kritiker, der über den „Quickborn" sein Urteil abgab, war Gervinus. „Anfang 1852," erzählt Groth, „las ich in Gervinus Litteraturgeschichte den Abschnitt über Hebel; mir war, als hätte er von mir gesprochen. Ich sandte darum an Gervinus einen Teil meines Manuskripts und erhielt einen Brief, dessen Hauptteil gleich nach den Einleitungsworten dahin lautete: „ . . . . . Ihre Gedichte werden sein wie die Oase in der Wüste." Diesen Brief erhielt ich an einem kalten Märzmorgen. Ich brach ihn auf und las die ersten Zeilen. Dann fiel er mir aus der Hand . . . Ich saß wie versteinert, redete nicht, jubelte nicht, saß vielleicht zwei Stunden. Mein ganzes Leben zog lebendig an mir vorbei; wie ein Vorhang fiel es von meinem inneren Auge und ich sah nun erst, wie ich ohne eigentliche Hoffnung, ohne Erwartung, dem dunklen Drange überlassen, in's Grenzenlose gelebt und gestrebt hatte. . . Da ging eine Thür: mein Freund kam aus der Schule. „Bitte, nimm auf und lies!" das konnte ich herausbringen und nun erst hörte ich den Inhalt vollständig und vergewisserte mich durch Selles Gegenwart, daß es keine Sinnestäuschung, kein Traum war. . ."

Selle war Organist und Schullehrer in einem kleinen Flecken auf Fehmarn; bei ihm wohnte Groth während jener Jahre der Arbeit, die so schön gelohnt werden sollte. Nun jubelten ihm zunächst die Heimatgenossen zu. „Als ich zu weiterer Erholung nach Kiel kam, bereiteten mir Freunde einen herrlichen Empfang. Ich

fand eine vollständige Einrichtung für ein behagliches Junggesellenheim vor. So gut dies gemeint, so gut es eingerichtet war, will ich nicht leugnen, daß meine Empfindungen beim Anblick von so viel Geschenken etwas gemischt waren; ich fühlte mich einigermaßen gedrückt und gedemütigt dabei. Ich hatte bisher Niemand etwas zu danken, als dem gütigen Gott und meinem Vater; das andere hatte ich Alles selbst erobert und gewonnen, ganz allein, durch Aufopferung meiner Jugend und meiner Kraft; zum ersten Mal fühlte ich etwas von Abhängigkeit und dachte gewiß auch daran, daß die Groths aus Dithmarschen zu einem stolzen und ungewöhnlichen Geschlecht gehörten! Doch es war nichts dagegen zu thun, es war gut gemeint und ich bezeugte sonder Widerstreben meinen Dank."

Fast komisch liest sich die Entstehungs-Geschichte eines der berühmtesten Gedichte Groths:

„Während dieses Kieler Aufenthaltes trat eines Morgens im Garten plötzlich das Bild von Matten Has' vor meinen Geist. Ich nahm mein Notizbuch, um das Gedicht niederzuschreiben, als ich plötzlich mitten in der Arbeit die Hausthür hörte. Herr Gott, wer kommt da? der macht das Gedicht zuschanden, das auf jeden Fall sehr gut geworden wäre! In meiner Angst hocke ich mich am äußersten Ende des Gartens nieder, dichte und schreibe, als ob es das Leben gelte, sehe die Gartenthür sich öffnen, meinen langen, mageren Freund Rehbenitz mit dem sonderbaren Malerhut erscheinen, die Treppe herabsteigen, die Gartenwege langsam absuchen und, als er endlich vor mir stand, steckte ich, von Angst befreit, das Notizbuch ein mit der Überzeugung, etwas gemacht zu haben, das nicht vergehen soll, so lange die Sprache lebt, in der es geschrieben ist."

Es folgte die Wanderzeit, dann die Studienjahre in Bonn.

Im Jahre 1858 konnte Groth seine geliebte Doris heimführen — ein Gedicht an sie, das einzige, das Groth seit Jahren veröffentlicht, hat die „Deutsche Dichtung" in dem oben erwähnten Hefte gebracht. Neben der Liebe des edlen Mädchens war dem Dichter die Freundschaft Karl Müllenhoffs treu zur Seite gestanden.

Wie diese Freundschaft in die Brüche ging, erzählt Groth gleichfalls — wir geben die Stelle wieder, weil sie einer der merkwürdigsten Beiträge zur Charakteristik des Gelehrten-Hochmuts ist, die uns je bekannt geworden. Und man vergesse nicht: Müllenhoff war ein wahrhaft bedeutender Mann.

„Um die Zeit meiner Verehelichung," erzählt also Groth, „habilitierte ich mich an der Universität für deutsche Sprache und Litteratur. Karl Müllenhoff, der ordentliche Professor dieses Fachs, war eben im Begriffe, dem Rufe nach Berlin zu folgen. Bei dieser Gelegenheit brach unsere Freundschaft. Er war von goldener Treue, aber voll Gelehrtenhochmut. Gern würde ich das verschweigen, aber meine Darstellung unseres freundschaftlichen Verhältnisses bliebe sonst einseitig, und der Vorgang ist charakteristisch für den Mann, dem ich so viel verdanke.

„Hören Sie, Carolus," begann ich eines Tages, „ich muß etwas ergreifen. Lyrische Gedichte bringen nichts ein, zumal da ich sie billig hingebe, um sie unter's Volk zu bringen. Ich will mich hier habilitieren."

Er wurde braunrot.

Noch anderen Tages befand er sich in Aufregung. Doch schien er schließlich einzusehen, daß mir die Stellung an der Universität immerhin einen festeren Halt geben würde. Bis er ausbrach: „Dann müssen Sie Mathematik für angehende Mediziner lesen!"

„Müllenhoff, sind Sie wirklich verrückt?"

Das waren die letzten Worte, die wir wechselten ... Nur nach 20 Jahren sahen wir uns einmal wieder. Trotz gänzlichen Abbruchs unserer Beziehungen liegen Beweise vor, daß wir unsere gegenseitige Freundschaft nicht vergaßen, sondern beide heilig hielten ..."

Möge diese Anzeige ihren Zweck erreichen und das Büchlein in vieler Hände bringen. Wir wünschen es nicht bloß um des Dichters, sondern auch um der Leser willen.

K. B.

Litterarische Notizen.

— Das Talent Moritz von Reichenbachs — bekanntlich einer schlesischen Gräfin — erhebt sich um ein Erkleckliches über das vieler ihrer Berufsgenossinnen. Sie versteht zu schildern, sowohl Personen, wie Begebenheiten. Auch die Gestalten ihres neuen Romanes „Um die Ehre" (Leipzig, Reißner. 1891) tragen mit wenigen Ausnahmen den Stempel der Wahrscheinlichkeit und sind in lebensvollen, kräftigen Farben ausgeführt. Nur die Gruppe der in das Försterhaus und dessen Bannkreis gehörigen Figuren krankt an den Fehlern der weiblichen Handarbeit. In der weichen Sentimentalität, mit der dies Liebesverhältnis gesponnen ist, verrät sich die Frau. Und das ist schade. Moritz von Reichenbach pflegt sich dieses Fehlers nicht oft schuldig zu machen und sollte deshalb im Stande sein, ihn ganz abzulegen. Mit Konsequenz ist die Charakteristik der alten Frau Welasky durchgeführt. Sie stellt dem „Noblesse oblige" der Aristokratie ihren Spruch: „Verdienst adelt" gegenüber und scheut der Ehre ihres Namens zulieb sogar nicht vor dem Verbrechen zurück. Wie mir scheint, hätte aber das Buch, ohne das Interesse des Lesers zu ermüden, gern einen Band länger sein können. Die Autorin hätte dann Platz zur feineren Ausarbeitung ihres Entwurfs behalten. Die plumpe Auskunft, durch Vorspiegelung eines gemeinen Diebstahls die unerwünschte Geliebte aus dem Herzen des Sohnes zu vertreiben, wäre nicht nötig gewesen. Eine recht intime und feinsinnige Beschäftigung mit ihrem Stoff hätte die Verfasserin auch gewiß auf einen weniger frauenhaft verbrämten Schluß geraten lassen. Die Mittel zur sorgfältigen Ausschmückung ihres effektvollen Rohbaues bietet ihr ja ihr Talent!

o. v.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck und Verlag von A. Haack in Berlin.



Der rote Schirm.

Novelle

von

Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung und Schluß.)

Nun abermals das Nichts an Ton und Bewegung. Nur hier stumme Fülle des Lichts, dort grüngoldene Dämmerung.

Wolfgang Altfeld blickte jetzt durch den verödeten Fensterrahmen. Drunten, nicht wahrnehmbar, lag das Thal, dann die jenseitige Bergwand; dahinter stieg eine hohe Kuppe auf, gegen die eine blendend glanzhelle Wolke, die einzige im weiten Blau, hinanzog. Man konnte eine Gestalt und ein Gesicht in ihr wahrnehmen, und als strecke sie zwei schimmernde Arme vorauf nach dem dunklen Gipfel.

Plötzlich schoß ein falkengroßer Vogel mit schneeweißem Gefieder an dem Fenster vorbei. Nur seine Flügel trugen einen lichtblauen Schmelz von der Farbe, wie blasser Frühlings-Ehrenpreis. Völlig lautlosen Fluges, und kaum mehr als auf einen Blick hin unterscheidbar. Denn er trat gegen die weiße Wolke und zerging mit ihr in Eins.

Was konnte es gewesen sein? Der junge Mann dachte nach; in deutschen Landen, fern vom Meer ab gab es gar keinen solchen Vogel. Er sah Dinge, die nicht in Wirklichkeit, sondern nur in der Einbildung seiner Sinne waren, von diesen geschaffen wurden.

Das war Überreizung, ein längeres Verbleiben hier that ihm nicht gut, und er wollte fort. In der Vorstellung vollbrachte er dies auch, doch die müden, schweren Glieder gehorchten seinem Willensantrieb nicht. So blieb er auf der Steinbank, ohne sich selbst klar darüber zu sein, ob er davongehe oder noch sitze.

Aber dann trieb etwas Anderes ihn dennoch auf. Eine Erdhummel kam und summte mit unablässigem dumpfem Gebrumm dicht um ihn herum. Er scheuchte sie, doch nur flüchtig zur Seite weichend, kehrte sie stets wieder; ihr Nest mochte sich hinter seinem Rücken am Boden befinden. Er fürchtete keinen Stich von ihr, aber sie ward ihm lästig, das ununterbrochene Gesumse erzeugte ihm eine widerwärtig im Ohr vibrierende Tonempfindung. Auch das entsprang aus einer anormalen Reizbarkeit, indes er war in den letzten Tagen nervös erregt und ward dadurch in seinem Thun beeinflußt.

Kaum jedoch hatte er den Sitz verlassen, sich noch nicht zehn Schritte entfernt, als ihm etwas den Kopf herumzog. Eigentümlich, ein Anhauch oder ein Ton, oder eigentlich keins davon, wenigstens ihm nicht zum Bewußtsein kommend, sondern nur ein Gefühl, daß etwas hinter ihm vorgehe. Und das bestätigte sich allerdings im nächsten Augenblick laut und gewaltsam. Der Winterfrost und das Aufthauen des Frühlings hatten an dem altersmorschen Steingefüg der Giebelwand gepreßt und gelockert, dann eine droben auf dieser angesiedelten Tanne ihre von der Feuchtigkeit genährten Wurzeln schwellend gedehnt, und dem Zusammenwirken gegenüber verlor augenblicklich die Spitze des hohen Gemäuers ihren wohl seit mehr als einem halben Jahrtausend behaupteten Halt. Ein felsquadergroßes Stück schlug mit donnerartigem Gekrach grad' auf die eben von Altfeld verlassene Bank herunter; zerschellend wirbelte die Sturzmasse ein Wölkchen von Mörtelstaub auf, und aus der Einsamkeit der weiten Ruine kam da und dorther ein matter Echohall, wie Antwort halb aufgeweckten, doch rasch in den Schlaf zurückfallenden Lebens. Dann war Alles still wie vorher, scheinbar nach dem dröhnenden Gepolter noch lautloser. Als sei etwas

Lebendiges zwischen der alten Trümmerwelt, das den Atemzug anhalte.

Der unweit Stehende sah auf die mit Steinbrocken überschüttete Bank zurück. Wenn er noch dort gesessen hätte, so atmete er jetzt nicht mehr; fraglos würde das niedergestürzte Mauerstück ihn erschlagen haben.

Wenn das geschehen — was wäre dann gewesen?

Einige Vorstellungen gingen ihm durch den Kopf. Man suchte nach ihm — wohl erst morgen — und vielleicht fand jemand ihn durch Zufall hier auf. Leute vom Dorf kamen und trugen ihn nach dem kleinen Kirchhof drunten hinunter; dort hielt der alte weißköpfige Pfarrer an seinem Sarge eine Grabrede, dann schaufelte man die Erde über ihn. Eine Todesanzeige fiel überflüssig, da sich kaum jemand dafür interessierte. Er hatte keine Eltern mehr, keine Geschwister, eigentlich auch keine Freunde, niemanden auf der Erde, außer Melissa. Die freilich trauerte um ihn, die einzige.

Er versetzte sich hinein, wie sie die Nachricht erfuhr und kam, um ihn noch einmal zu sehen. Doch er sah sie nicht; es war seltsam, so sehr er sich anstrengte, konnte er sie sich nicht vorstellen, wie sie vor ihm dastehe. Nur jedenfalls äußerlich in gefaßter, die Formen des Lebens bewahrender Art. Sie befand sich in Gegenwart Anderer, und er war nicht verwandt, noch verlobt mit ihr gewesen, also stand es ihr nicht zu, eine ungewöhnliche, über das Bräuchliche und Schickliche hinausgehende Trauer kundzugeben. Nur innerlich mochte sie eine solche hegen.

Ja, das that sie wohl auch. Ihre Zukunftsgedanken hatten ihr Leben mit dem seinigen verknüpft gehalten, und plötzlich nahm es durch seinen Tod eine völlig andre Gestaltung an. Das zu verwinden, sich in etwas ganz Neues wieder hineinzufinden, dazu bedurfte es sicherlich geraumer Zeit für sie, einer Reihe von schmerzlich bewegten, sein Andenken behütenden Tagen. Aber sie lebte fort, jung und schön, und schließlich — über länger oder kürzer — ward das Gewesene von neuem Werdenden, Gewordenen überdrängt. Sie liebte und heiratete einen Anderen — einen anderen Offizier. Denn obwohl sie es verstand, den Wert der Menschen nicht nach Äußerlichkeiten, sondern nach dem inneren Gehalt zu bemessen, lag darin doch eine Bedingung für sie. Wohl ohne das sie es wußte, ihr im Blut vererbt, war die Liebe bei ihr davon abhängig, daß der Mann, dem sie sich um seiner menschlichen Eigenschaften und seines geistigen Wesens willen hingeben sollte, zugleich auch Offizier sei.

Wie deutlich Einer das gewahrte und empfand, was nach ihm sein würde, wenn er eigentlich ein Toter war, der nur noch durch einen Zufall weiteratmete. Dem Lebenden kam das nie so klar zum Bewußtsein; es sah Alles immer nur durch einen überdämmernden Schleier.

Unwillkürlich wiederholte Wolfgang Altfeld halblaut ein Wort seiner Gedanken: „Durch einen Zufall?"

Die Hummel — ohne sie hätte er die Bank noch nicht verlassen gehabt. Daß sie immer und immer wieder gekommen und ihm den Platz lästig gemacht, dem verdankte er sein noch Vorhandensein.

War das denn ein Zufall gewesen, oder etwa Absicht, wie zweckbewußtes Trachten des zudringlichen Insektes, ihn zum Aufstehn zu veranlassen, um ihn zu retten?

In einem Märchen hätte es so geschehen können. Ein ‚Königssohn' befand sich in solcher Gefahr, und die, welche ihn liebte, wußte davon, doch war sie fern über Berge und Ströme von ihm und konnte nicht bis an sein Ohr hinüberrufen. Da sandte sie die Hummel zu ihm, um ihn zu warnen, denn sie hatte ihn allzulieb.

Dichtete er sich dies Märchen zusammen oder hatte er es als Knabe wirklich einmal gelesen? Der Königssohn mußte eine Ahnung davon besitzen und nun nach seiner Retterin umhersuchen. Und eines Tags begegnete er ihr auch, aber ohne sie zu kennen, bis sie die Augen aufschlug und ihn ansah. Da wußte er's, denn in ihnen stand's, das sie ihn allzulieb habe.

Altfeld schritt den schweigenden grünen Gewölbegang entlang. Er fühlte, daß seine Vernunft über kinderhafte Fabel-Vorstellungen seiner Einbildung lächle, doch er vermochte sich nicht von ihnen loszumachen. Er war's, von dem das Märchen handelte, und in ihm klopfte das Herz die Frage: Wer hatte ihn denn so lieb, um zu wollen, daß er noch fortlebe?

Plötzlich — an einer Stelle, wo in den grünen Laubgang unerwartet ein andrer, ebensolcher rechtwinklig einmündete — sah er, daß er sich nicht allein in der Ruine befinde. Aus einiger Entfernung kam ihm von der Seite her eine weibliche Gestalt, wie es schien, eine junge Dame

entgegen. Sie trug ein Kleid von besonderer lichtgrüner Farbe, derjenigen weich und lang unter einem hellen Bachgewässer hinfließenden Binsengehälms ähnlich. So hob sie sich kaum von dem Blätterrahmen um sie her ab, doch durch diesen flog ein tanzendes Funkenspiel winziger Sonnenlichter auf sie nieder. Ihre sehr kleine Hand in perlfarbenem Handschuh hielt einen Spitzenschirm, der ihr Gesicht unerkennbar übernickte; langsamen Ganges setzte sie die Fußspitzen unter dem Gewandsaum vor. Sie mußte dabei da und dort das Gebüsch neben ihr streifen, aber dies rührte sich nicht und es kam kein noch so leises Geräusch von ihm her. Nun indes hob sich der Schirm einmal, und unter einem weißen Strohhut tauchte ein schmales, wunderliebliches Mädchengesicht hervor. Es richtete sich auch leicht empor, und aus den beiden sichtbar werdenden Augen ging ein sternenhaft helles Doppellicht durch das grüne Gewölbe.

Doch auf einmal war Alles verschwunden. Wolfgang Altfeld hatte unbewußt einen Schrei oder einen Ruf ausgestoßen, bei dem die Wimpern ihm zuckend zusammengefahren. Als sie sich wieder öffneten, lag der schweigsame Gang leer vor ihm bis an sein Ende, wo fast schwarz eine dunkle Höhlung abstach. Augenscheinlich mündete er dort in den Boden hinein, in einen alten unterirdischen Weg, wie in die Unterwelt hinab.

War aus ihr die Mädchengestalt in dem binsengrünen Kleide heraufgekommen und wieder dorthin zurückgeschwunden?

Der junge Offizier starrte, den Atem anhaltend, vor sich hin, auch der Herzschlag setzte ihm einmal aus. Das konnte nicht sein, so schnell hatte sie die Strecke nicht zurückzulegen vermocht. Und ebensowenig sich seitwärts durch die dichte Laubwand entfernen; kein Blättchen regte sich.

Altfeld überfuhr ein Schauer. Es war keine Wirklichkeit gewesen, sondern ein Gebilde der Sinnestäuschung, eine gespenstische Erscheinung des heißen, lautlosen Mittags. Aber so lebend und lebenswahr, wie nur die Wirklichkeit hätte vor seinen Augen dastehen können.

Ein Grausen faßte ihn an, schüttelte ihn. Besinnungslos davonstürzend, lief er den unheimlichen Gang zurück, um dem geisterhaften Weben der einsamen Trümmerwelt zu entkommen. Doch er fand keinen Ausweg aus dem Schuttlabyrinth der Ruine. Überall reckte und rankte es sich ihm versperrend entgegen, ihn befiel eine lähmende, betäubende Angst. Endlich kam er ins Freie hinaus auf einen schattigen, mit hohem, fremdartigem Gras dicht bewachsenen Abhang. Wie ein schwarzer Geist stob daraus ein Rabe vor ihm auf, stieß einen einzigen krächzenden Schrei aus und verschwand. Doch er fiel krafterschöpft auf die weiche Decke hin, sah noch kurz über sich gegen den blauen Himmel und schloß dann schwer überwältigt die Lider.

* * *

Als er die Augen wieder öffnete, lagen Licht und Luft verändert über ihm. Er mußte manche Stunden fest und tief geschlafen haben, denn der Tag war unverkennbar schon ziemlich gegen den Abend vorgerückt. Die Sonne konnte zwar noch nicht untergegangen sein, doch wies sich nirgendwo mehr eine von ihr herstammende Strahlenhelle; der Himmel hatte sich übergraut, und Alles rundum stand in einem gleichen, farblos-trüben Licht.

Der Aufgewachte sah, noch reglos liegen bleibend, wieder über sich in die Höh'. Wo war er? Droben ging Wind und jagte ein rasches Wolkengetriebe, rauschte in dem ruhlos hin und her zitternden Blätter einer einsam aus dem Grasplan aufsteigenden hohen Pappelweide. Hin und wieder kam ein Windstoß auch bis zum Boden herunter, bog die Pappel näher und ließ sie durcheinander flirren.

Wolfgang Altfeld sagte sich, er sei ein Knabe und liege am Bergabhang über dem Garten seines Onkels, auf dessen Landgut er, wie schon oft im schönen Gebirgsthal die Sommer-Schulferien zubringe. So war's schon manchmal gewesen, er kannte dies Gefühl genau, am heißen Nachmittag im Freien unter einem regungslosen Blätterdach eingeschlafen zu sein und beim Windrauschen des Laubes unter fliegendem Gewölk aufzuwachen. Das Gras um sich flattern zu sehn und von einer halb körperlichen, halb seelischen Empfindung überschauert zu werden, für die es keinen Namen gab, sonderbar schön und unheimlich zugleich. Auch Erwine kannte dies seltsame Gefühl; sie hatten einmal miteinander darüber gesprochen. Sonst kam es niemandem.

Nein — ihm dämmerte langsam auf, das konnte nicht mehr sein, war vor unendlicher Zeit gewesen und vergangen. Sein Oheim lebte nicht mehr, niemand, und er war kein Knabe, sondern — ja was?

Er richtete sich halb auf und ließ den Blick umhergehen. Alles fremd, außer jener Empfindung aus Kindertagen. Grauer Himmel, Windstöße, rauschendes Laub.

Ihn fror; über einen dunklen Bergwald her scholl rollender Donnerton. Er wollte in die Höh' springen, doch eine unbekannte Schwere lag ihm in den Gliedern, ermöglichte ihnen nur ein langsames Emporkommen.

Dann stand er, verworrenen Sinn's. Wo war er? Und wer war er selbst?

Ihm kehrte plötzlich eine Geschichte in's Gedächtnis, die er einmal im ‚Skizzenbuch' Washington Irvings gelesen. Da war ein junger Mann am Sommermittag in den Wald gegangen, in dem er eine fröhliche Gesellschaft angetroffen, mit der er getrunken, gelacht und gespielt. Dann hatte er, müde geworden, ein wenig geruht, eh' er im Abendsonnenlicht wieder zur Stadt zurückgekehrt. Doch wie er an's Thor heimkam und durch die Straßen ging, kannte er niemanden, der ihm begegnete, und niemand kannte ihn. Und wie er sich zufällig über ein Brückengeländer blickte, sah aus dem stillen Wasserspiegel drunten ein Kopf mit schneeweißen Haaren zu ihm herauf. Denn er hatte nicht einige Stunden, sondern ein Jahrhundert lang in dem Zauberwald geschlafen, wo er mit lang Gestorbenen zusammengewesen; und nun fühlte er es plötzlich auch, seine Glieder waren schwer und kraftlos, die eines uralten Greises.

Deutlich entsann Altfeld sich der gespenstischen Mittagsgesichts-Erzählung, und daß es ihn unheimlich beim Lesen überkommen. So wie jetzt bei der Erinnerung daran.

Er blickte sich um, aber es war kein Wasserspiegel da. Unwillkürlich sah er auf seine Hand nieder, ob sie verrunzelt und fleckig sei. Sie war's nicht, doch sie schien ihm so, anders als am Morgen.

Der Donner rollte lauter und näher, phantastisch geformte Wolkenmassen schoben sich über die Bergkuppe herauf. Mechanisch stieg der junge Mann von der Halde, auf der er gelegen, abwärts. Er war an dem entgegengesetzten Ende der Ruine in's Freie gelangt, allein seine Gedanken reichten nicht bis zu dieser Erkenntnis. Ein Weg, auf den er geriet, sah ihn wildfremd an. Natürlich; in so langer Zeit veränderte sich Alles. Allmählich erstarkte zwar die Besinnung ihm im Kopf und sagte, es sei nur ein Spiel der Einbildung, daß er viele Jahre droben geschlafen habe. Aber trotzdem konnte er sich von dem Gefühl nicht freimachen, daß er es wirklich gethan.

So gelangte er in's Thal hinab, das sich gleichfalls unter grauer Himmelsdecke, wie schon von früh eingebrochener Dämmerung verschattet hinzog. Der Pfad, auf den er geraten, führte ihn an dem etwas erhöht über dem Dorf belegenen Friedhofsanger vorbei; Pappelreihen hielten diesen mit einer gewissen Feierlichkeit umschlossen, an dem Zugangsthor nickten schweigsam ein paar alte Hängeweiden. Dem Vorübergehenden kam die Vorstellung zurück, die sich ihm droben in der Ruine aufgedrängt, was geschehen sein würde, wenn das Giebelstück ihn erschlagen hätte. Unwillkürlich wendete er sich um und trat durch die Pforte in's Innere. Der Begräbnisplatz war umfangreicher, als die Häuserzahl drunten erwarten ließ, mehrere Ortschaften aus Seitenthälern nahmen noch an ihm teil. Auch durch Stattlichkeit des Aussehens überraschte er; die Behausungen der Toten erschienen vielfach sorglicher und freundlicher — man ward fast versucht, zu sagen, einladender — hergerichtet, als die der Lebendigen. Kreuze überwogen, an denen im Wind, der auch hier ging, dürre Kränze raschelten; dazwischen hoben sich Gedenksteine auf, zumeist aus Sandstein, doch einige sogar aus weißem Marmor. Wolfgang Altfeld schritt in den Gängen hin und her; ab und zu suchte sein Blick halb unbewußt nach dem Platz, an dem man ihn eingebettet haben würde, dann las er wieder die Namen der um ihn her zu der Ruhe, die nichts mehr störte, Hingelegten. Ein Thun war's, das zu seiner Stimmung, wie zu der des trüb einbrechenden Abends paßte; aus den fliegenden Wolken fielen einzelne große Tropfen, matten Schalls an die Kreuze und Steine anschlagend. Die Inschriften darauf besagten überall in verschiedenen Vers- und Prosaworten ziemlich das nämliche, drückten die Zuversicht der Hinterbliebenen auf eine Wiedervereinigung mit den Vorangegangenen in einem besseren Jenseits aus. Auch hier auf einer vornehm anblickenden, dicht mit großblättrigem Epheu umkränzten Marmortafel; goldene Buchstaben sprachen: „Auf Wiedersehen!" Der Betrachtende las das darüber stehende; es enthielt das Gedächtnis eines aus entfernter Stadt herstammenden achtzehnjährigen Mädchens, das bei einem Landaufenthalt hier den Eltern unerwartet durch jähen Tod entrissen worden. Eine Epheuranke bog sich

verdeckend über den Namen herab; ein ziemlich ungewöhnlicher war's, denn als der junge Mann das Blattwerk zur Seite schob, las er: „Erwine". Ihn durchfuhr's sonderbar mit einem plötzlichen körperhaften Ruck; wie abwesenden Geistes sah er starr auf die Marmorplatte hin. Da begann der Regen dicht und schwer herunter zu rauschen, und instinktiv wandte Altfeld sich einem am Seitenrand der Friedhofsmauer entlanggezogenen, pergolaartigen Gange zu, der, ein Schutz gegen Unwetter zu bieten, ein Halbdach trug und an der Rückwand einige eingemauerte ältere Grabsteine enthielt. Jemand ging darin langsam auf und ab, der weißhaarige Pfarrer des Dorfes. Es war ein alter Herr mit ausgeprägt geistlichen, ehrwürdig-freundlichen Gesichtszügen; der junge Offizier hatte schon einigemal eine kurze Begrüßung mit ihm ausgetauscht. Nun ließ die Wiederkehr eines auf's neue verworren über ihn gekommenen Gedankens Altfeld auf den Pastor zutreten und ihn anreden; er wollte sich vergewissern, ob derselbe ihn nach dem Schlaf in der Ruine noch erkenne.

Das geschah unfraglich ohne das geringste Anzeichen der Befremdung von seiten des alten Herrn, der sich des Regens nach langer Trockenheit für seine Gemeinde erfreute, und ihn als eine Wohlthat väterlicher Bedachtsamkeit des allmächtigen Schöpfers und Erhalters der Erde pries. Ein kindliches unerschütterliches Vertrauen in die Weisheit und Güte Gottes sprach sich in seiner Dankbarkeit und seiner Miene aus; wie es geschehen, wußte Altfeld nicht, aber ein Wort mußte ihm über die Lippe gekommen sein, das mit dem Hinblick auf die Gräber umher und auf den bitteren Schmerz, den sie verursacht, Zweifel in jene Güte gesetzt, denn nun antwortete der greise Pfarrer sanft:

„Das Leid, das der Tod uns zufügt, müssen wir mit ruhiger Ergebung tragen. Der Ratschluß Gottes hat es liebevoll über uns verhängt, als eine Prüfung unseres Vertrauens zu ihm. Was er genommen, wird er uns schöner und vollendeter für immer zurückgeben, wenn wir uns seiner Fügung in kindlicher Zuversicht auf seine Vatergüte unterwerfen."

Altfeld schwieg einen Augenblick, dann versetzte er:

„Das ist ein Glaube, den Sie mit allen diesen Grabinschriften gemeinsam hegen. Das heißt, es ist eine aus dem Wunsch der Menschen und seiner Willkür entsprungene Annahme, für die sich kein Beweis erbringen läßt."

Der Pfarrer erwiderte, den Kopf schüttelnd, mit freundlicher Ruhe: „Nein, mein junger Herr Zweifler, ich weiß, daß es so ist."

Nun folgten sich kurze Fragen und Antworten, denn Altfeld gab zurück: „Und woher stammt Ihr *Wissen*?"

„Von unsern Vätern."

„Und das ihrige?"

„Von ihren Vorvätern."

„Und ihr Wissen?"

„Von Glied zu Glied aus der mündlichen und schriftlichen Überlieferung derer, die vor ihnen waren, bis zu denen hin, welche mit den Verfassern der Evangelien zusammgelebt haben."

„Und woher wußten diese, was sie niederschrieben?"

„Weil sie es aus dem Munde des Verkünders der Heilsbotschaft, des Gottessohnes selbst vernommen."

„Und woher wußten sie, daß er Wahrheit verkünde, daß er ein Sohn Gottes sei? Hat Gott es ihnen mit Worten vom Himmel herab bestätigt?"

„Er hat innerlich zu ihnen gesprochen, ihren Geist, ihre Herzen mit der höchsten Fähigkeit der Menschenseele erleuchtet, dem Glauben an seine Allweisheit, Allmächtigkeit, Allgerechtigkeit und Allbarmherzigkeit, um sie seinen Sohn als den Erretter vom ewigen Tode erkennen zu lassen."

Die Lippen Wolfgang Altfelds umzuckte es leicht, und ein Wort der Ironie wollte sich ihm über sie drängen. Doch er hielt es zurück und erwiderte:

„Ich danke Ihnen, Herr Pfarrer. Der Regen läßt nach, ich will in meinen Gasthof gehen."

An der Friedhofpforte blickte er sich noch einmal um; der alte Herr, der nicht glaubte, sondern wußte, wandelte beschaulich-ruhevoll in der Halle weiter auf und nieder. Fortschreitend, sagte der junge Mann vor sich hin: „Die Menschen sind neidenswert, die an einem Seil in die Luft klettern können, das oben abgeschnitten ist. Aber leider hat nicht jeder von der Natur die Fähigkeit dazu bekommen. Es ist eine Begabung des Kopfes, gleich der Vernunft, nur ihr Gegensatz; man muß sie nicht begreifen wollen."

Als er auf sein Zimmer gelangte, war das Gewitter fast vorübergezogen, am westlichen Horizont kehrte noch wieder Tageshelle und Sonnenrot herauf. Eine märchenhafte Vorstellung

war's gewesen, daß er ein Menschenalter droben geschlafen habe und ein Greis geworden sei; aber dennoch kam es dem Eintretenden wie eine unendlich lange, beinah unausdenkbare Zeit vor, daß er zuletzt von hier fortgegangen. Wo war er denn inzwischen gewesen? Er setzte sich und sah vor sich hin.

Dann brachte der Raum, der Anblick der auf dem Tisch liegenden Hölderlin'schen Gedichte ihm etwas zurück, eine Frage, die ihm hier vor seinem Weggang gekommen. Es war wunderlich, er hatte nicht mehr an sie gedacht, doch trotzdem fand er jetzt eine Antwort darauf deutlich und unzweifelhaft in sich vor. Auch Diotima hatte den Dichter geliebt, doch die Kraft besessen, ihm den Schlag ihres Herzens bis zum Tode zu verhehlen. Denn sie wußte, daß sie früh sterben werde, und sie wollte ihn nicht mit dem tötlichen Schmerz auf der Erde zurücklassen, daß sie ihn ebenso geliebt habe, wie er sie.

Vom Dorfkirchturm her schlug es etwas, und Altfeld zog mechanisch seine Uhr hervor. Es war halb acht und hohe Zeit, daß er zur Abendmahlzeit in die Villa hinüberging. Melissa erwartete ihn sicher schon lange und begriff sein Ausbleiben nicht.

Doch trotz dieser Vorstellung konnte er nicht aufstehen, er fühlte sich zu müde dazu. Nicht nur körperlich, sondern mehr noch geistig. Er würde nicht im Stande sein, eine Unterhaltung zu führen, als wortloser Gast am Tisch dasitzen. Da war es besser ‚heut' nicht teilzunehmen und sich morgen zu entschuldigen. Man war pünktlich drüben und wartete auch nicht mit dem Essen auf ihn.

So blieb er. Draußen blitzte die Sonne noch einmal vor dem Untergang wie mit goldgrünen Strahlen in den Wipfel eines Apfelbaumes und trieb damit den Finken an, seinen drolligen Schlag vor dem Tagesschluß noch zu wiederholen. Nur schmetterte sein Schnabel gegenwärtig keinen Ausruf hervor, sondern deutlich eine Frage: „Was, was, was ist denn das mit dem Bräutigam?" Und er ward nicht müd' es wieder und wieder zu fragen.

Altfeld kam plötzlich der Gedanke: „Wäre es nicht beglückender für Hölderlin gewesen, zu wissen, daß Diotima ihn geliebt habe? Wohl ein tötlicher Schmerz, doch zugleich auch das Höchste, was sein Zurückbleiben auf der Erde ihm bieten konnte, das Bewußtsein, in dieser Liebe fortzuleben, ihr Leben mit jedem Herzschlag noch in sich weiter zu erhalten."

Was hatte der alte Pfarrer gesagt? „Was uns genommen, wird uns schöner und vollendeter zurückgegeben werden."

Aus dem Grabe —

Er hatte es wohl anders gemeint, aber ein wunderbarer, tief durchbebender Klang der Wahrheit kam aus den Worten.

Die Sonne war hinab, nur purpurn angestrahlte Wolken kündeten noch, wo sie gesunken. Der Fink schwieg, und mit ihm begab Alles im Dorf umher sich nach ländlichem Brauch zur frühen Ruhe. Mechanisch streckte Wolfgang Altfeld die Hand nach dem kleinem Gedichtbändchen, schlug eine Seite drin auf und las:

„Es leben die Sterblichen
Von Lohn und Arbeit: wechselnd in Müh' und Ruh'
Ist alles freudig; warum schläft denn
Nimmer nur mir in der Brust der Stachel?

Am Abendhimmel blühet ein Frühling auf;
Unzählig blüh'n die Rosen und ruhig scheint
Die goldne Welt; o dorthin nehmt mich
Purpurne Wolken! und mögen droben

In Licht und Luft zerrinnen mir Lieb' und Leid! —
Doch, wie verscheucht von thörichter Bitte, flieht
Der Zauber! dunkel wird's und einsam
Unter dem Himmel, wie immer, bin ich."

* * *

Nun lag wieder der Morgen, sonnenhell und freudig wie ein sorgloses Jugendlachen über dem Thal. Langsam verkürzten sich die von Osten herfallenden Schatten und wanderten gegen Norden herum. Dann stand die goldene Strahlenkugel hoch im Mittag.

Doch Wolfgang Altfeld nahm diesen mählichen Weiterschritt des Tages heut nur von seinem Zimmer aus gewahr. Stunde um Stunde; er hegte wohl die Absicht, in's Freie hinaus zu gehen, aber verschob es immer wieder, denn er wußte nicht wohin. Die Gegend breitete sich weit und reich um ihn aus, doch jede Vorstellung, irgendwo darin zu sein, schreckte ihn zurück. Ein Gefühl beherrschte ihn, als drohe ihm überall etwas auf ihn Wartendes entgegen, nur hier zwischen diesen Wänden sei er sicher.

Er hatte schreiben gewollt, ein Blatt vor sich auf den Tisch gelegt. Aber er kam nicht dazu, sondern schritt auf und ab, blieb am Fenster stehn, sah in's Weite und begann wieder sein Hin- und Herwandern. So stieg über ihm die Sonne zu ihrer Mittagshöhe an.

Eines der Fenster ging gegen die Bergwand hinaus, von der er nach seinem ersten Morgen-

gang zum Städtchen herabgekommen. Wie ein von Flammen überloderter Grund leuchtete die Pfriemenstrauchhalde; darunter zog sich die große Blütenwiese gegen die Dorfhäuser heran, ein tausendfältiges regloses Geflimmer.

Doch jetzt, wie er wieder an's Fenster trat, bewegte sich etwas auf ihr. Einer großen tropischen Wunderblume gleich schwebte es purpurn über dem buntbestickten Grün. Was es sei, konnte nicht Zweifel belassen.

Altfeld hielt eine Zeitlang den Blick darauf verwandt, dann setzte er sich plötzlich, nahm die Feder und schrieb. Nur kurz, er stand rasch wieder auf, ging wie zuvor hin und her, doch kehrte er an den Tisch zurück, um abermals ein paar Zeilen zu schreiben; das wiederholte er ein halb dutzendmal.

Dann saß er und sah mit einem traumhaften Augenausdruck, wie ein Erwachender auf das Blatt nieder. Hatte er das geschrieben?:

„Wie deines Schirmes rote Seide
Hoch aus dem Wiesengrunde flammt —
So funkelt das Rubingeschmeide
Auf deinem Kleid von grünem Sammt.

Es flimmern um dich weiße Dolden,
Brautschleiergleich aus Blütenduft
Und Glanz gewebt, und mittagsgolden
Umwallt dich zitternd heiße Luft.

Mein Blick umfaßt dich aus der Ferne:
Es schwankt und hält dein weißer Hut,
Sein Schatten birgt zwei helle Sterne —
Du stehst und siehst in Glanz und Flut.

Ja, Sommer ist's und Überfülle,
In Fluten schwillt der Junitag;
Dein Herz klopft durch die schwüle Stille,
In meinem fühl' ich seinen Schlag.

Da plötzlich faßt ein Wolkenschatten
Dich an, und wie ein Traumgesicht
Zergehst du. Auf den grünen Matten
Der rote Schirm — du bist es nicht.

Du bist's nicht mehr. Dich riß ein kalter
Reifmorgen aus der Sonne fort,
Wie jenes Sommers rote Falter,
Und eine Fremde wandelt dort."

Ja, er mußte das geschrieben haben, denn es stand auf dem Blatt da, das er leer hingelegt, und niemand außer ihm befand sich im Zimmer. Aber das Thun der Hand hatte kein Bewußtwerden desselben begleitet. Was die Verse sprachen, war einem Quell gleich gewesen, der sich unter der Erde im Dunkel angesammelt. Langsam sich schwellend und seine Druckkraft verstärkend; doch dann zersprengte er den Widerstand, die Kammer, die ihn gebannt hielt, und sprang plötzlich an's Licht hervor.

Verse — auch dies Kleid hatten seine Gedanken und Empfindungen unbewußt sich aus der Vergangenheit heraufgeholt. Die ersten wieder seit sieben Jahren; wie eine breite, dunkle und leere Tiefe dehnte es sich ihm zwischen diesen und ihren fernen letzten Vorgängern aus.

Seine Augen wandten sich wieder durch's Fenster; der rote Schirm bewegte sich noch langsam drüben über der Wiese, und der Hinausblickende sagte laut vor sich hin:

„Erwine — sie war's, sie ist es nicht mehr. Und nie mehr kann sie es sein."

Es ward an seine Thür geklopft, der Bruder Melissas trat herein. Er richtete eine Einladung seiner Eltern für den jungen Offizier zum Abend aus; in den Worten des Knaben klang hindurch, daß sie sich über das gestrige Fortbleiben Altfelds gewundert hatten. Dieser erwiderte rasch, er habe sich gestern nicht ganz wohl gefühlt, auch jetzt sei es ihm noch nicht besser, und er bitte zu entschuldigen, wenn er der freundlichen Aufforderung heut nicht nachkommen werde. Ein Umherblick ließ ihn hinzufügen: „Nimm einstweilen diesen Handschuh für Deine Schwester mit, er gehört ihr. Ich hätte ihn, wie sie's gewünscht, aus der Ruine geholt, und sei ihr dankbar, daß ich dadurch noch einmal hinaufgeführt worden Damit sie ihn nicht länger entbehrt. Sag's ihr mit einem freundlichen Gruß von mir."

Er deutete nach dem auf dem Tisch liegenden perlgrauen Handschuh, doch wie mit zurückgehaltenen Fingerspitzen, ohne denselben zu berühren. Der junge Grafensohn nahm ihn und ging.

* * *

Der aus der Tiefe sich aufringende Quell war nach außen gedrungen und nicht mehr in seine verborgene Herzkammer zurückzufesseln. Von Stunde zu Stunde mehrte er seinen Andrang, dem der Tag kein Ziel setzte. Nur noch mächtigen, geheimnisvollen Klanges schwellte er seine Flut im Traum der Nacht.

Wieder war es Morgen und wieder hatte Wolfgang Altfeld, aus unruhigem Schlaf erwacht, hastig, fast wie mit fliegender Hand auf ein Blatt geschrieben:

Der Schneesturm ging um's Haus und Winternacht;
Ein Schauer plötzlich fiel in's Blut mir, dichter
Zog ich den Vorhang, schürte Flammennacht,
Und flackernd spielten um mich ihre Lichter.

Und Täuschung überkam mich wunderbar
Wie Traumgefühl, als spielten Sonnenfunken
Durch grünes Frühlingslaub; darunter war
Mein Herz von süßer Sommerhoffnung trunken.

Hast in der Stunde du noch mein gedacht,
Und war ein Gruß von dir die Traumeslüge?
Fern ging der Schneesturm und die Winternacht
Um deine leisen, letzten Atemzüge.

* * *

Und nach dem langen, endlos langen Tag wieder die Nacht, von weißem Mondlicht durchflossen, und wieder ein Aufwachen und herzklopfendes Zurücksinnen:

Wenn du noch einmal auferständest
Aus deines Schlafes tiefem Bann,
Den Weg zum Licht zurückefändest,
Zu mir den Weg — was wäre dann?

Für einen Tag, für eine Stunde —
Du wußtest es, dann wär's vollbracht,
Dann kehrtest du zum schwarzen Grunde
Für immer in die ewige Nacht.

Was wäre dann? Mich klopft die Frage
Vom Schlaf empor; sie läßt mich nicht. —
Da hebst du dich aus stummer Lage
Vor mir im weißen Mondenlicht.

Und so wie immer stehst du wieder —
Und wie du leis die Stirne neigst,
Schlägst du herauf die Augenlider
Und siehst mich fragend an und schweigst.

Doch laut von schnellen Herzensschlägen
Durchbebt es geisterhaft den Raum,
Und plötzlich fliegst du mir entgegen —
Und schreiend fahr' ich aus dem Traum.

* * *

Das hatte Wolfgang Altfeld im ersten Frühsonnenlicht geschrieben, dann war er lange in seinem Zimmer hin und her gegangen. Nun setzte er sich und schrieb wieder:

„Liebes Fräulein Melissa.

Was ich sagen will, spricht besser die Feder, als der Mund. Und eins von den beiden muß es heut thun. Denn ich fühle die Nötigung, Ihnen etwas aus der Vergangenheit meines Lebens mitzuteilen.

Als Knabe brachte ich von früh an meine Sommerferien stets auf einem Landgut meines Oheims, eines Bruders meiner Mutter zu. Seine einzige Tochter, ungefähr zwei Jahre jünger als ich — sie hieß Erwine — war dort meine Gefährtin; doch trennte auch der Winter uns nicht, da sie ihn in derselben Stadt mit uns in einem gleichfalls fast ländlichen, von großem Garten umgebenen Hause verlebten. Aber die Zeit auf dem Gut war uns die köstlichste des Jahres, eine selige; jubelnd begrüßten wir uns, wenn ich kam. Das Gebirgsthal, in dem jenes lag, besaß viel Ähnlichkeit mit dem hiesigen, bot den Kindern eine unermeßliche Welt, ein Reich in dem sie herrschten. Erwine und ich waren den Tag hindurch unzertrennlich zusammen, im Wald und auf den Berghängen, am hellen Bach und im hochblühenden Wiesengrund. Wir achteten auf die Vogelstimmen, auf die flatternden und schwirrenden Insekten, auf Bäume, Sträucher und Blumen, und wir kannten Alles, ohne daß wir Namen dafür wußten; nur dem, was uns am Besten gefiel, gaben wir eigene unsrer Erfindung. Unser liebster Aufenthalt aber war eine ganz kleine Lichtung mitten in dunklem Tannenwald, die wir, unsre Heimat benannten. An ihrem Rand standen Kiefern mit rotbraunem Geäst, darauf brannte die Sommersonne und sog in großen Tropfen aus der Rinde goldhelles Harz hervor, das den Raum um uns mit einem heißen, geheimnisvollen Duft, schöner als dem irgend einer Blume erfüllte. Den atmeten wir ein und saßen still nebeneinander, oft lange ohne ein Wort zu sprechen. Am Boden um die Wurzelknorren einiger abgefällter Stämme blühte Thymian, und der Juni rötete Erdbeeren dazwischen; eine wilde Schneeballenstande rankte sich schattend drüber. Kein Laut von außen drang in unsre Waldkammer herein, wie ein Stückchen einer anderen, verzauberten Welt lag sie mit ihrem Schweigen um uns. Nur ab und zu einmal kam hoch über die Wipfel herunter ein kleiner Falter zum Besuch der weißen Schneeballendolden, wiegte auf einer von ihnen ein Weilchen goldrote Flügel und war wieder verschwunden. Doch so lange er vor uns dasaß, hielten wir den Atem an, um ihn nicht zu verscheuchen.

Wir waren so engvertraut, wie es nur je zwei Geschwister gewesen, und wir sahen uns auch völlig als solche an, ja hielten uns allmählich wohl wirklich dafür und wuchsen so beinah zehn Jahre lang mit einander auf, ohne daß die Zeit jemals eine Veränderung zwischen uns brachte. Kaum auch in dem, was wir zusammen lebten, nur in der Art, wie wir es thaten. Die höchste Freude blieb uns immer das Zusammenverweilen in der Natur, doch ein

Drang, sie noch anders als in den Kinderjahren kennen zu lernen, hatte uns überkommen und uns zu ernstlichem Botanik-Betreiben nach einem Lehrbuch geführt; von selbst schloß sich ein gleiches Bestreben für die Tierwelt, besonders die Vögel und Insekten daran. Derselbe Eifer trieb uns, und es ließ sich nicht sagen, wer der Gebende und wer der Empfangende sei. Wir lehrten uns ja wechselseitig; als Gymnasiast war ich Erwine in der systematischen Auffassung überlegen, und sie lernte von mir die Aussprache und Bedeutung der lateinischen Namen. Aber oft beobachtete und erkannte sie feiner als ich, traf wie mit einem angeborenen Instinkt das Richtige, das ich nicht entdeckt, und war meine Lehrerin. Als ob es gestern geschehen, steht es mir jetzt vor der Erinnerung, wie wir zum erstenmal eine weiße Orchis fanden und sie zu bestimmen suchten. Sie sah uns fremdartig an, keiner ihrer Verwandten ähnlich, ich wollte sie einer anderen Familie zuteilen. Doch Erwine schüttelte beharrlich den Kopf, es müsse eine Orchideenart sein. Und sie fand es auch aus und sprach mit komisch falscher Betonung den ihr ungelenken Namen ‚Platanthera bifolia‘. „Rieche nur“, sagte sie, „das ist auch der starke, fast betäubende Duft, den das Handbuch angiebt.“ Wir thaten's abwechselnd, und ich mußte zugeben, sie habe, wie schon oftmals, recht gehabt.

Noch eins war in unserm gemeinsamen Betreiben anders geworden, als früher, etwas beinah unvermerkt hinzugekommenes. Ich hatte einmal, wann zuerst weiß ich nicht mehr, noch wie ich dazu gelangt, ein paar Verse geschrieben, die ich ihr vorlas. Das freute sie, und sie trieb mich an, es öfter zu thun. So ward's mir zum täglichen Brauch, denn es verging bald wohl kaum ein Tag, an dem ich ihr nicht ein kleines Gedicht brachte. Und sie hatte ein Verständnis dafür, genau wie mein eignes; ich wußte vorher, wenn ich das Gefühl in mir trug, daß mir etwas gelungen sei, dann werde auch sie damit zufrieden sein, mich mit ihren hellen Augen ansehen und vertraulich nicken. Das war mir der höchste Lohn; was ich schrieb, bekam allein einen Wert für mich, wenn es ihr gefiel. Manchmal las ich in unsrer ‚Heimat‘, die aus frühen Kindertagen immer die gleiche geblieben. Nur der wilde Schneeballenstrauch war höher gewachsen, wie wir beiden selbst auch; er gab jetzt Schatten, und wenn sie zuhörend unter ihm saß, ging von ihren Augen ein Licht wie von zwei Sternen in der Dämmerung aus.

Wir waren nicht mehr Kinder, schon länger nicht. Als ich zum letztenmal im Sommer auf das Gut hinausgelangte, kam ich von der Universität und war zwanzig Jahre alt, sie also etwas über achtzehn. Niemand hatte von meiner Ankunftsstunde gewußt, und sie befand sich nicht im Hause; wie ich gleich nach ihr umsuchte, entdeckte ich in der Ferne über einem Wiesengrunde ihren roten Sonnenschirm. Sie ging dort auf und ab, und ich flog, aus der Weite ihren Namen rufend, auf sie zu. Ihre kleine Hand, die sie mir entgegenstreckte, erschien mir schmaler, von einem durchschimmernden ätherischen Aussehen, und auch ihr Gesicht blaßfarbiger, als sonst. Der Frühling war sehr rauh gewesen, sie sagte mir lächelnd, daß sie sich lange mit einer Erkältung herumgeplagt habe und auch jetzt noch leicht fröstle. Darum gehe sie gern in der heißen Sonne auf der Wiese.

Doch auch sonst war etwas an ihr verändert. Wir betrieben unser Suchen und Bestimmen in der Natur wie immer, und ich las ihr Gedichte, aber ihre Stimme und ihr Blick hatten das Altvertrauliche nicht mehr. Wohl dann und wann einmal noch, doch nur flüchtig, wie das Aufleuchten aus einer Wolke und so schnell auch erlöschend. Mir that es oft weh, denn ich fühlte ein sehnendes Verlangen danach, stärker als früher; meine Eltern waren gestorben, ich stand ganz allein in der Welt. Nur hier war meine Heimat, und es trieb mich voll Sehnsucht, mit Erwine zu der kleinen Waldkammer hinaufzugehen, die wir unsre Heimat benannt. Aber sie wollte es nicht mehr, das Bergsteigen strenge sie an. Im nächsten Sommer, wenn sie wieder kräftiger sei.

So waren wir häufiger, als früher, manche Stunden lang getrennt, die ich arbeitend in meiner Stube zubrachte. Mein oberstes Interesse nahm die Litteratur in Anspruch, ich hatte alt- und mittelhochdeutsche Sprache zu studieren angefangen und wollte sie mir zum Lebensberuf machen. Ein Fenster meines Zimmers ging nach der Wiese hinaus, wo ich Erwine zuerst angetroffen; dort sah ich fast immer um die Mittagsstunde ihren roten Schirm sich in der heißen Glanzstille langsam hin und her bewegen.

Manchmal blieb sie eine Weile stehn und schien regungslos auf das weißblühende Doldenmeer unter ihr niederzuschauen. Mein Blick hing an ihr aus der Ferne, und ich grübelte darüber nach, was sie anders gemacht habe, weshalb sie nicht mehr die nämliche unsrer freudigen Kinderzeit sei. Mein Herz schlug dazu mit unruhiger Hast.

Eines Tag's schoß es mir plötzlich, wie ein Stern am Himmel niederfährt, durch den Kopf: Sie liebte jemanden. Darum suchte sie die Einsamkeit, und an ihn denkend, ging und stand sie drüben zwischen dem blühenden Gewoge. Und dies neue Gefühl erfüllte sie ganz, ließ für mich nur eine freundlich-kühle Gleichgiltigkeit in ihr übrig.

Wer mochte es sein? Mein Umherdenken gab mir keine Antwort, ich wußte nur, daß mancherlei Besuch, auch von jungen Männern, während meiner Abwesenheit auf dem Gut stattgefunden hatte. Einem von ihnen galt mutmaßlich ihr verändertes Wesen.

Doch zugleich mit dieser Erkenntnis kam mir eine zweite, mich selbst angehende. Ich stand im Begriff, von Liebe für sie erfaßt und überwältigt zu werden, oder vielmehr, es war schon geschehen. Ich ward mir bewußt, daß ich sie schon im Sommer vorher nicht mehr als Schwester angesehen hatte, glücklich gewesen, daß sie es nicht wirklich sei, und auch sie mußte dies an mir empfunden haben.

Aber es war noch Zeit, das Entstehende, das Aufblühen in meinem Herzen zu ersticken. Ich faßte den unverbrüchlichen Willen, es zu thun, mein Inneres durch keinen Laut zu verraten. Doch solch' bitteres Pressen in der Brust läßt sich schwer, nicht immer stumm beherrschen, und einmal entflog mir: „Du liebst! Warum verhehlst Du es mir?“ Sie schlug die Augen gegen mich auf und antwortete: „Nein, Du irrst Dich.“ Aber Röte flog ihr in die Schläfen, und ihr Blick ging schnell an mir vorbei.

Es ist wohl die innerste Bedingung, auf der die Liebe ruht, aus der ihre Kraft wächst, daß sie sich wechselseitig zu erkennen giebt. Wo dies nicht stattfindet, gleicht sie einer Flamme, der die Nahrung entzogen wird; sie schlägt empor, verflackert und erlischt. Unter der Vorgabe, daß mein Studium es fordre, kürzte ich meinen Aufenthalt auf dem Gut ab und ließ Erwine allein ihrem Denken, an den, welchen sie liebte.

Warum ich Ihnen dies schreibe, liebe Melissa? Weil ich weiß, daß Sie an meinem Leben teilnehmen. Wir sind ja gute Freunde geworden. Und außerdem stehen Sie in einer gewissen, wenn auch zufälligen Verbindung damit, denn sie haben mir durch die Gleichartigkeit von manchen äußerlichen Erscheinungen hier zuerst die Erinnerung daran aufgeweckt.

An einem Wintertag erhielt ich auf der Universität die Nachricht, Erwine sei gestorben. Nach dem Ausspruch des Arztes habe sie schon seit länger als einem Jahr an der Schwindsucht gelitten: sie scheine dies auch selbst gewußt und sich als unheilbar angesehen zu haben, obgleich sie es nie ausgesprochen.

Die Meldung traf mich völlig unerwartet, doch die letzten Jahre hatten mich mannigfach an daß jähe Eingreifen des Todes unter die mir verwandtschaftlich nah Stehenden Personen gewöhnt, und ich nahm die plötzliche Botschaft mit einer gewissen, mich selbst befremdenden Gelassenheit auf. Ja, es überkam mich fast wie etwas Erlösendes daraus. Das Bild der Toten, das mir verschattet gewesen, stand wieder in der Sonnenschönheit unsrer Kindertage da. Ohne Bitterkeit und Anklage konnte ich Erwines wieder gedenken. Die mir Leid angethan, war nicht mehr, sondern nur die alte, schwesterlich Vertraute meines Knabengemütes, die unvergänglich blieb. Eine Lebensänderung kam um die Zeit für mich hinzu. Der Beruf, den ich mir gewählt, hatte mich schon seit dem Sommer nicht mehr innerlich angezogen; ich war wohl unbewußt durch Erwine veranlaßt worden, ihn zu ergreifen, und seitdem unser Verhältnis sich geändert, trieb es mich nicht, bei ihm zu beharren. Auch mein eigner Drang, was ich dachte und empfand, in Gedichten auszusprechen, war völlig vergangen, mich regte nichts mehr dazu an. So faßte ich ohne lange Überlegung einen kurzen Entschluß und ward Offizier. Ich folgte damit alter Tradition in unsrer Familie; mein Vater hatte mich sehr ungern davon abweichen gesehn, und ich fand eine Befriedigung drin, ihm seinen dringenden Wunsch noch nach seinem Tode zu erfüllen.

Da befinde ich mich jetzt seit jenem Sommer, seit sieben Jahren zum erstenmal wieder auf dem Lande, in einer Natur, wie sie mich als

Kind umgeben. Ich bedurfte wirklich der Erholung, und es war mir eine freundliche Vorstellung, hier einige Wochen in ihrer Nähe verbringen zu dürfen. Denn ich habe niemanden gefunden, dem ich so freundschaftlich nahe getreten, der mir so unbefangen natürlich entgegen gekommen. Ich verehre Ihre Eltern, und — lassen Sie es mich der Wahrheit gemäß hinzufügen — die Aussicht, Ihres Vaters gute Meinung von mir durch tägliches Zusammensein befestigen zu können, war mir gleichfalls nicht unerwünscht.

Ich will dies lange Schriftstück, das heut' statt meiner zu Ihnen kommt, um Ihnen vorderhand Lebewohl zu sagen, nicht mehr als nötig verlängern. Es war erforderlich, um Ihnen und Ihren Eltern mein absonderliches, scheinbar undankbares Benehmen, mein abschiedloses Fortgehen von hier erklärlich zu machen. Freilich im Innersten erklären kann ich es dennoch nicht; Sie müßten es in mir nachfühlen, und dazu ist ein Anderer nicht im Stande. So lassen sie mich nur kurz sagen: Mir ist hier die Vergangenheit aufgewacht und ein Wunderlicht über sie hingeflossen, in der meinem Herzen die untrügbare Erkenntnis gekommen, daß Erwine nicht einen Andern, sondern mich geliebt hat. Kein Glauben ist's, ich weiß und fühle es in jeder Pulswelle des Blutes: Sie hat mich geliebt, wie ich sie, aber sie hat ihre Liebe schweigend mit sich in's Grab genommen, weil sie wußte, sie müsse sterben. Und sie glaubte, ich würde leichter fortleben, wenn ich es nicht geahnt.

Das habe ich gethan, sieben Jahre lang, gedankenlos und inhaltsleer. Doch was sie verhüten gewollt, nun ist es spät dennoch geschehen — aber nicht wie sie befürchtet, sondern es hat mir einen neuen Inhalt, den höchsten Reichtum meines Lebens gebracht. Ich liebe eine Tote und werde bis zum Ende nur sie lieben. Denn sie lebt in mir fort, ich habe sie durch den Tod nicht verloren, sondern gewonnen. Was ich in mir fühle und mich ganz ausfüllt, hat Hölderlin schon vor bald einem Jahrhundert gesprochen, in dem Gedicht, dem er den hohen, mich wundersam bewegenden Namen „Die Heimat" gegeben:

„Der Liebe Leid, dies heilet sobald mir nicht,
Dies singt kein Wiegensang, den tröstend
Sterbliche singen, mir aus dem Busen.

Denn sie, die uns das himmlische Feuer leihn,
Die Götter schenken heiliges Leid uns auch.
Drum bleibe dies. Ein Sohn der Erde
Bin ich, zu lieben gemacht, zu leiden."

So will ich meine Uniform ablegen, mich dem auf's neue zuwenden, was Erwine mich als Lebensberuf erwählen ließ, und harren, ob die Götter mir das himmlische Feuer der Dichtung leihen, durch sie wiederum die Tote immer leuchtender in mir zu beleben. Sie werden mit mir empfinden, liebes Fräulein Melissa, daß ich in dieser Seelenstimmung nicht komme, um mich mündlich zu verabschieden. Ich bitte Sie, mich bei ihren verehrten Eltern zu entschuldigen; haben Sie herzlichen Dank für die freundliche Zuneigung, die Sie mir geschenkt, und bewahren Sie dies Freundschaftsband, auch wenn ich zum Winter nicht mehr als Offizier in der Stadt wieder in ihrem Hause einkehre,

dem Ihrigen

Wolfgang Altfeld.

Der Toten.

Zu Ende ist das laute Fest,
Erloschen sind die Kerzen,
Der letzte Gast das Haus verläßt
Und stille wird's im Herzen.

Verrauscht, zerstoben das Gewühl,
Verklungen Scherz und Lachen.
Das Herz so leer, das Haupt so schwül
Will ich die Nacht durchwachen. —

Das Tuch, das deine Hand gestickt
Mit blauer Seide Fäden,
Es hat heut unsern Tisch geschmückt,
Mir war, als müßt es reden.

Ich sah es an, sah jeden Stich
Der blauen Blumen Reihen,
Ich sah's, und kaum bezwang ich mich,
Vor Schmerz nicht aufzuschreien.

Sie denken, weil es nun zwei Jahr'
Seit du hinaus getragen,
Ich wäre wieder, was ich war
In meiner Jugend Tagen.

Sie ahnen nicht, was in der Nacht
Mein einsam Herz durchbebet,
Wenn sich vor ihm in alter Pracht
Das alte Glück erhebet. — —

W. Langewiesche.

Ende Sommers.

Noch zittert die Luft in Sonnenglut;
Doch sind schon die Blumen verblüht,
Das goldene Licht auf den Stoppeln ruht,
Und der Staub auf den Wegen glüht.

Zum Frühling wandert mein Sinnen zurück,
Zum Sommer und jedem Verlust;
Doch seltsam! um alles verlorene Glück
Kein Sehnen mehr heget die Brust.

Selbst du . .! Mir ist du ständest dort,
Wo fiel das welke Blatt,
Wo die fliegende Spinnweb den Busch umflort,
Und ständest trüb und matt:

So wie ich dich gesehen hab'
An deines Gatten Arm,
Dein Auge dunkel wie das Grab,
Dein Antlitz voller Harm . . .

Weil das des Glückes Ende ist,
So sehnt mich keiner Lust — —
O sähest du, wie schön du bist
Noch immer in meiner Brust:

Und wie du gehst an meinem Arm
Durch die junge Rosenflur,
Das Aug', das jetzt so voller Harm,
Voll junger Liebe nur . . .!

Hermann Hango.

Leutnant Zidehn.

Aus „Fähnrich Stahls Sagen“ von **J. L. Runeberg.**

Deutsch von **Fr. Ohnesorge.**

Das war der tapfre Leutnant Zidehn,
Der hatte gar eigenen Brauch.
Er wollte allein vor der Front stets gehn.
„Vorwärts, meine Wasajungen!
Jetzt gilt's, nun sputet euch auch!“

Wollt' immer voran sein in der Gefahr,
Daß Jeder ihn vor sich sah.
Weh dem, der langsam zu Fuße war,
Sobald der Leutnant gerufen:
„Vorwärts, meine Mannen! Hurrah!“

Auf eigene Weise übte er ein
Die kleine kecke Schar;
Hielt wenig von Drillen und Quengelein.
„Mir nach auf dem Fuße, ihr Jungen!“
Sein ganzes Kommando war.

Und ging es zum Kampf, dann nahm er sich nicht
Zum Umsehn lange die Zeit,
Er sah nur vorwärts; und ob ihm auch dicht
Auf dem Fuße sie folgten, das merkte
Er immer erst mitten im Streit.

Erst dann, wenn er stürmend den Feind erreicht,
Und einzuhauen begann,
Dann sah er sich um, wie flink und leicht
Ihm folgten die wackeren Jungen,
Wie nahe sie waren heran.

Und kam's, wenn er so zum Sturme lief,
Daß Alle zur Seite er sah:
Dann war es ihm recht, und der Leutnant rief:
„Das war ein flinkes Manöver!
Jetzt sind wir die Herren! Hurrah!“

Doch gingen sie Schritt mal, wo es ihm eilt,
Und kam er voraus ein Stück:
„O Schande! Wie sich das Volk verweilt!
Hilf Himmel! Sie kriechen, wie Kröten.
Wie bleiben die Kerle zurück!“

Einst zog er beim beginnenden Krieg
Mit fünfzig Mann in den Kampf,
Die schmolzen zusammen von Sieg zu Sieg;
Jetzt folgten nur noch zwanzig
Ihm nach in den Pulverdampf.

Doch ob mit weniger oder mit mehr,
Drauf gab er wenig Acht.
Sein altes Manöver befolgte er:
„Mir nach auf dem Fuße, ihr Burschen!
Jetzt gilt's! Nun drauf mit Macht!“

Heiß war an der Wirta-Brücke der Streit,
Der letzte, den er bestand.
Da war zu verlieren kein Augenblick Zeit.
Fahlander, Malm und Dunker,
Die stürmten mit tapferer Hand.

Am Fluß stand Tutschkoff mit tausend Mann,
Sie hatten sechs hundert allein.
„In drei Kolonnen rücken wir an“,
So rief Feldoberst Fahlander;
„Wer wird der Vorderste sein?“

Der Leutnant Zidehn, er hörte das Wort;
Potz Blitz! Das merkte man bald.
„Vorwärts!“ so rief er, „nur munter fort!
Hurrah meine Wasajungen!
Wer ein Mann ist, drauf mit Gewalt!“

So scholl, es war nicht das erste Mal,
Sein Ruf den Leuten ins Ohr.
Dann gegen der Feinde Überzahl
Drang er in blindem Sturme
Geschwinder als jemals vor.

Und ehe ein Andrer zum Angriff kam,
Erhielt er der Wunden drei.
Da brach seine Kraft, sein Arm ward lahm;
Da sah er sich um nach den Leuten,
Wie tapfer sie liefen herbei.

Er sank zur Erde, er sah und sah;
War ihm denn verhext das Gesicht?
Sein Korporal war allein ihm nach,
Lag totwund ihm an der Seite,
Die Übrigen sah er nicht.

Es rückt die Kolonne zum Sturme vor.
Wie zog er die Stirne kraus!
„Ob sich mein Volk in den Haufen verlor?"
Vergeben, er sah nicht einen.
Da ging die Geduld ihm aus.

„Nun rücken die Andern zum Siege nach,
Und Meine, die machen nicht mit!
Daß Gott sich erbarme! o Schande! o Schmach!
Nun sind sie gekrochen wie Kröten,
Und folgen dem Sturme im Schritt!"

Das hörte sein alter Korporal,
Schlug sterbend das Auge auf,
„Herr Leutnant, Ihr führtet auch dieses Mal
Die tadelloseste Truppe;
Sie gingen gar tapfer drauf.

Gott gebe, daß Alle so rückten an!
Da läge so Mancher nicht hier.
Nun sind wir gefällt bis zum letzten Mann;
Wir kriegten des Feuer des Feindes,
Die Vordersten waren ja wir.

Ihr habt Euch nicht wieder umgesehn,
Seit hell Euer Vorwärts erklang.
Wir sind ihm gefolgt, und Keiner blieb stehn
Von Euren Wasajungen,
Als bis er zu Boden sank."

Da hat der Leutnant gen Himmel gestreckt
Den Arm mit fröhlichem Mut.
Hoch hebt seine Brust sich, von Wunden bedeckt,
Hell leuchtet sein Antlitz im Tode,
Er schwingt den zerschossenen Hut.

„Und sind sie Alle gefallen, wie wir,
Und ließen Keinen voran,
Und waren die Vordersten hinter mir;
Dann war es ein flinkes Manöver,
Wie Herren starben wir dann!"

Die Kunst.

Du Leuchte, die mir Gott vertraut
An meines Lebens Morgen,
Da Schlummer noch den Glockenlaut
Der Stunde mir verborgen:

Die durch der Jugend Blütenpracht
Ich ahnungslos getragen,
Bis draus, vom Sturm des Wehs entfacht,
Die Flamm' emporgeschlagen —

Laß betend über deinem Licht
Mich still die Hände falten:
Du Himmelstrost! erlisch mir nicht,
Bis Herz und Hand erkalten.

Anna Klie.

Der liebe Gott.

Gar ferne hub' ein Rauschen an,
Das wiegte leis des Waldes Krone
Und sauste, brauste tief heran
Und schwoll zu mächt'gem Orgeltone.

Ein Kind im Strauchwerk knisterte;
Das hielt den Zweig jetzt angebogen
Und lauschte still und flüsterte:
Da kommt der liebe Gott geflogen!

Julius Petri.

Mädchenlied.

In mein Kämmerlein strömt ein Duft herein,
Lindenduft so wunderbar;
Zieht hier sacht und leis seinen Zauberkreis,
Füllt das Herz mir ganz und gar.

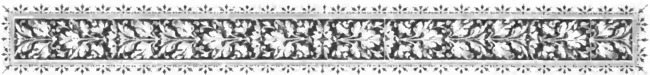
Und im holden Traum durch den Ätherraum
Trägt er weit mich, weit hinaus;
Bis wo hell am Strand liegt ein weites Land,
Steht ein einsam stilles Haus.

Dort im Stübchen schlicht bei der Lampe Licht
Sitzt mein Liebster noch und schafft;
Auf der Stirne ruht edlen Geistes Glut,
In dem Auge Mut und Kraft!

Zu ihm schleiche ich ganz behutsam mich,
Küsse ihn viel tausendfach;
Und mit neuem Glück kehre ich zurück
Unter dieses stille Dach.

Ottilie Bibus.





Wahrheit?

Schauspiel in drei Akten von **Paul Heyse.**

(Fortsetzung.)

Zehnte Scene.

Bernd, dann Emmy.

Bernd

(steht einen Augenblick sinnend, faßt dann einen Entschluß, geht auf Emmy's Thür zu, klopft an).

Emmys Stimme.

Wer ist da?

Bernd.

Ich, Emmy. Könntest Du wohl auf einen Augenblick herauskommen? (Kleine Pause. Bernd geht unruhig hin und her.)

Emmy (tritt ein.)

Verzeih, daß ich Dich warten ließ. Ich war mit Lenchen im Garten unten, und mußte mir erst die Hände waschen, da wir gegärtnert haben. Da hab' ich Dir die letzten Nelken mitgebracht. Sie duften nur noch schwach. Es wird Ernst mit dem Herbst.

Bernd

(nimmt die Blumen, zerstreut).

Ich danke Dir. Willst Du Dich nicht setzen?

Emmy

(sieht ihn prüfend an.)

Was hast Du, Bernd? Ist Dir etwas Unangenehmes begegnet? (setzt sich) Du warst vorhin so heiter.

Bernd (setzt sich zu ihr).

Was hast Du dem Normann für wunderliche Dinge gesagt?

Emmy (unbefangen).

Ich? Ich habe ihm gesagt, daß ich seine Frau nicht werden könne. Das weißt Du ja, Bernd.

Bernd.

Freilich, da hattest Du Recht. Aber Du hast Dir noch etwas Anderes entschlüpfen lassen —

Emmy (steht auf, für sich).

Mein Gott!

Bernd.

— was unsere kluge Emmy lieber nicht hätte sagen sollen.

Emmy (in tiefer Verwirrung).

Bernd — ich bitte Dich —

Bernd.

Ich begreife ja, Du hast nach einem Vorwand gesucht, um ihn nicht mit einem einfachen Nein fortzuschicken. Aber ließ sich denn nichts Wahrscheinlicheres, nichts Unbedenklicheres erfinden?

Emmy (halblaut).

Ich habe nichts erfunden.

Bernd.

Gewiß, Liebe. Daß es Dir schwer würde, Dich von uns zu trennen, daß Dir auch bis jetzt kein anderer Mann näher gestanden, als Dein Schwager — wer könnte Dir das verdenken? Nur giebt es leider keinen Thermometer für den Wärmegrad unsrer Gefühle, und Normann, hat aus Deiner unschuldigen Äußerung herausgehört — ein abgewiesener Freier sieht ja leicht Gespenster — genug, er bildet sich ein, — Du hättest eine unglückliche Passion für mich.

(steht auf, geht in den Hintergrund. Emmy zittert heftig, bedeckt das Gesicht mit den Händen.)

(Pause.)

Bernd (kommt wieder nach vorn).

Du brauchst Dich nicht zu schämen, Liebe. Wer kann dafür, wenn seine Worte mißdeutet werden? Daß Du sie nicht vorsichtiger gewählt hast, daß Normann sie unrichtig verstanden hat —

Emmy (schüttelt den Kopf, tonlos).

Normann trifft keine Schuld. Ich habe es — so gesagt — wie er es verstanden hat.

(Pause.)

Bernd

(will etwas sagen, schweigt wieder, spielt mit den Blumen, tritt endlich zu Emmy und nimmt ihre Hand).

Liebe Emmy — Du bist noch so jung — Du hast Manches gelernt, aber was man am spätesten lernt, das ist, klug zu werden aus seinem eignen Herzen. Was so ein junges Herz sich alles in den Kopf setzt — das geht weit — und am Ende sind's Träume gewesen, und Träume, weiß man ja — Ich bin überzeugt, wenn Du nur einmal die Augen recht weit aufmachen und die Dinge sehen wolltest, wie sie sind — (da Emmy sich plötzlich zum Gehen wendet)

Bleib! Nein, so darfst Du nicht fort. Wir müssen das erst in's Klare bringen.

Emmy (in höchster Qual).

Es ist mir klar genug — daß Du mich verachtest!

Bernd.

Ich Dich verachten? — Aber Kind, wie gering müßte ich von mir denken, wenn ich es Dir zum Verbrechen machen wollte, daß eine jugendliche Phantasie Deines Herzens das, was ich Dir bin, übertreibt? Es ist ein Unglück, daß man für die unendliche Mannigfaltigkeit unserer besten Gefühle immer nur den einen Namen hat, der gleich als Schuld erscheinen läßt, was oft so unschuldig ist. Aber daß Du es Normann vertraut hast, der die wandelnde Indiskretion ist —

Emmy (zu Boden blickend).

Er spannte mich auf die Folter, er sagte mir's in's Gesicht, ich könne ihn nur darum nicht lieben, weil ich — weil ich Dich — O Gott, es ist furchtbar! (wendet sich ab, sinkt auf einen Stuhl).

Bernd.

Und da hattest Du nicht die Geistesgegenwart, ihm in's Gesicht zu leugnen, daß er die Wahrheit erraten hätte?

Emmy (schwärmerisch aufblickend).

Ich wäre mir erniedrigt erschienen, wenn ich nicht den Mut der Wahrheit gehabt, wenn ich mein heiligstes Gefühl verleugnet hätte!

Bernd.

Thörin! Liebe, arme Thörin! So müßten wir unsere teuersten Geheimnisse jedem zudringlichen Spürer und Späher preisgeben, der uns auf den Kopf zusagt, wir hätten das und das zu verbergen?

Emmy.

Ich habe ihn so hochgeachtet, ihm immer all meine Gedanken gesagt, wie hätte ich ihm die Wahrheit verhehlen können?

Bernd.

Niemand hat ein Recht, mir meine innersten Gedanken abzufragen. Wenn ein Räuber in mein Zimmer einbricht und mit vorgehaltener Pistole mir das Geständnis abdringen will, wo ich mein Geld aufbewahre, bin ich da verpflichtet, ihm die Wahrheit zu sagen? Darf ich ihn nicht auf eine falsche Fährte schicken? Und wo sich's um ein Geheimnis handelt, an dem mir mehr liegt, als an Geld und Gut, da wäre mir die Notwehr einer Lüge nicht gestattet? Daß Du den Mut dazu nicht erschwingen konntest, das haben wir nun zu büßen, da wir uns so übereilt trennen müssen.

Emmy (nickt vor sich hin.)

Ja wohl, uns trennen, das müssen wir!

Bernd.

Ich beklage das schon darum, weil Du, wenn wir beisammen blieben, wohl bald über diese — nun ja, über diese wunderliche Grille Deines Herzens hinauskommen würdest. In der Ferne steift man sich so leicht auf das Unerreichbare. Und doch — es muß sein. Normann hat ja auch Clarisse eingeweiht.

Emmy.

Abscheulich!

Bernd.

Er hat es gut gemeint, er wollte einer gefährlichen Situation ein Ende machen, aber das Mittel war freilich schlecht gewählt. Clarisse — wie Du sie kennst — ihr würdet nicht gut länger unter einem Dache leben können.

Emmy.

Du hast Recht, Bernd. Lebewohl! Ich will heute noch — noch in dieser Stunde —

Bernd.

Wohin? Nein, laß uns erst überlegen. Ich habe mir gedacht, wenn Du für's Erste zu Tante Lotte gingest — unter dem Vorwand, es sei zu geräuschvoll bei uns für Deine Vorbereitung zum Examen.

Emmy (vor sich hin).

Gewiß, das wird das Beste sein. Es ist ja auch gleichgültig, wohin ich gehe, wenn ich doch einmal —

Bernd.

Nein, Liebe, es ist gar nicht gleichgültig, und wenn ich etwas Besseres wüßte — denn es wird Dir bei der launenhaften alten Jungfer nicht sehr wohl werden.

Emmy (immer ohne ihn anzusehen).

O ich — was liegt an mir! Aber Du, Bernd, Du —

Bernd.

Ich? Was meinst Du?

Emmy.

— in der Ferne denken zu müssen, daß Du nicht so glücklich bist, wie Du verdienest, und ich — so wenig ich Dir sein konnte — Du sagtest ja selbst, daß ich Dir in manchen Stunden wohlgethan habe — das soll nun vorbei sein — und wenn sie Dir das Herz schwer macht —

Bernd.

Aber, Kind, von wem sprichst Du?

Emmy.

So fing es ja bei mir an — ich sah, daß sie Dich oft nicht verstand — gewiß, Bernd, ich dachte nicht an mich, für mich wollte und wünschte ich nichts, als Dir manchmal mit meinem guten Willen das Schwere, was Du zu tragen hast, erleichtern zu dürfen —

Bernd.

Nein, sage, Du hast im Ernst geglaubt, ich und Clarisse — mit einem Wort: ich sei nicht glücklich als der Gatte Deiner Schwester? (Emmy nickt ernsthaft

(vor sich hin, abgewendet). Aber Unglückskind, was hast Du da geträumt! Weil wir manchmal verschiedener Meinung sind? Weil Deine Schwester ihre Schwächen hat, ihre großen Schwächen sogar? O liebe Träumerin, so weißt Du noch nicht, wie eine richtige Liebe beschaffen ist. Wenn Clarisse aus lauter Schwächen zusammengesetzt wäre, — meine Schwäche für sie wäre stärker, und wenn ich von unholden Stunden sprach, in denen mir Deine Davidsharfe wohlthat, waren's Geschäftssorgen, die mir den Kopf warm machten.

(Emmy sinkt auf einen Stuhl, bedeckt das Gesicht mit den Händen.)

Ich mußte Dir das sagen, Kind, Dich aus Deinem Irrtum reißen, damit Du nicht ein noch schwereres Herz mit fortnähmst. Und es wird noch Alles gut werden; wir müssen der Zeit nur Zeit lassen. Ich will jetzt an Tante Lotte schreiben, bei ihr anfragen, ob sie bereit wäre, Dich aufzunehmen. Indessen beruhige Dich, liebes Herz. Du weißt, daß Du nie einen treueren Freund haben wirst, als mich — weißt Du das nicht? (Emmy bleibt unbeweglich.)

(Bernd geht mit einem mitleidigen Blick auf sie in sein Zimmer.)

Elfte Scene.

Emmy (allein. Dann) **Fr. Erhardt.**

Emmy

(fährt auf, sobald Bernd gegangen.)

Das überleb' ich nicht! — O fort — nur fort — in die weite Welt — —

Fr. Erhardt

(durch die Mitte, schüttelt mitleidig den Kopf).

Da steht sie und das arme junge Herz fließt über in blutigen Thränen. Was mag er ihr gesagt haben? Gewiß hat er's ungeschickt gemacht. Sie sind immer so zufahrend, diese weisen Herren der Schöpfung. (nähert sich ihr, legt ihr die Hand auf die Schulter.) Kindchen, mein armes Kind! Thut es denn gar so weh?

Emmy (erschrickt).

Du bist's, Großmama! O Gott, laß mich fort!

Fr. Erhardt (streichelt sie).

Gar kein bischen Liebe und Vertrauen mehr zu der alten Beichtmutter?

Emmy.

Frage mich nichts — laß mich! Es soll nie, nie über meine Lippen — O ich bin das unglücklichste Wesen auf der weiten Welt! (macht sich von ihr los und eilt durch die Thüre rechts ab.)

Fr. Erhardt

(ihr in tiefer Bekümmernis nachblickend).

Armes Kind! Ich muß sie wohl für's Erste sich selbst überlassen. Was sollt' ich ihr auch sagen? Mit meinem bischen Latein bin ich wahrhaftig diesmal zu Ende.

Zwölfte Scene.

Fr. Erhardt. Normann (hastig durch die Mitte).

Fr. Erhardt.

Und dieser große Gelehrte hat das Alles eingebrockt und läßt es uns nun ausessen.

Normann.

Ich wollte nur noch einmal nachfragen, Großmama — die Sorge läßt mir keine Ruhe — vielleicht war ich doch zu rasch mit meinem vermittelnden Eingreifen?

Fr. Erhardt.

Vermitteln nennen Sie das? Alles drunter und drüber kehren, nenne ich es. Daß doch gerade so gelehrte Menschen manchmal die größten Dummheiten machen.

Normann (etwas unsicher).

O, mein Gewissen ist ganz ruhig. Es war meine Pflicht —

Frau Erhardt.

Ihre Pflicht, eine Bombe in ein friedliches Haus zu werfen?

Normann.

Sie brauchen da ein unglückliches Bild, Mama Erhardt. Ich habe Nichts gethan, als ein glimmendes Scheit, das vom häuslichen Herde gefallen war, auszutreten, ehe die Flamme um sich griff.

Frau Erhardt.

Und da mußte gleich die große Feuerglocke geläutet werden, statt das man ganz still einen Eimer Wasser geholt und den Schaden erstickt hätte, eh die Andern auch nur ein bischen Brandgeruch in die Nase bekamen?

Normann (brummig, achselzuckend).

Ich bin eben kein Diplomat.

Frau Erhardt (steht auf).

Kein Diplomat? Sie sagen das so geringschätzig, als ob man in der Welt- wie in der Hauspolitik die Diplomatie entbehren könnte. Wenn Fürsten und Völker sich beständig grobe Wahrheiten an den Kopf werfen wollten, wie käme man da je aus den Kriegen heraus? Und just so im bürgerlichen Leben — mein Gott, wie wäre es auszuhalten, wenn man immer wie der Stier von Uri durch dick und dünn ginge! Ich finde Nichts bornierter, als beständig mit seiner Wahrheitsliebe groß thun.

Normann (überlegen).

Einem Mann der Wissenschaft müssen Sie diese Borniertheit nun doch zu Gute halten.

Frau Erhardt.

Meinetwegen. Von der Wissenschaft versteh' ich nichts. Aber das Leben, liebes Kind, ist keine Wissenschaft, das Leben ist eine Kunst und eine höllisch schwere, und in der Kunst hat man's neben der Wahrheit doch auch ein ganz klein wenig mit der Schönheit zu thun. Ist das nun schön, wie Sie sich hier aufgeführt haben? — Freilich, auch in der Kunst soll die Schönheit ja abgeschafft werden. Ich war da neulich in der Ausstellung, da zeigte man mir ein Bild, auf dem saß eine häßliche, schmutzige Frauensperson neben einem alten Mann,

der wie ein Hausknecht aussah, und sie hatten ein Wickelkind in ein paar karrierte Lappen gewickelt zwischen sich. Ich fand das häßlich; aber da kam ich schön an. Das sei ein Meisterwerk, hieß es, und stelle die Geburt Christi dar, nicht mehr wie sonst, daß man sich dran erbauen könnte, sondern ganz wahr. Nun, ich bin eine altmodische Person und dachte: wenn ihnen das Freude macht, mir kann's gleich sein. Wie ich aber nach Hause kam und die sixtinische Madonna über meinem Sopha wiedersah, da sagte ich ganz vergnügt zu ihr: Du bist doch die Wahre, und wirst es bleiben, so lange die Welt steht.

Normann.

Das ist auch ein Standpunkt.

Frau Erhardt.

Ich dränge ihn Niemand auf. Jeder mag nach seiner Façon selig werden, und vielleicht werden die Menschen jetzt glücklicher, wenn sie sich in der Kunst die Schönheit abgewöhnen. Im Leben aber, mein liebes Kind, werden sie kreuzunglücklich, wenn sie nicht Respekt behalten vor Etwas, das höher steht, als die vielgerühmte Wahrhaftigkeit.

Normann.

Das wäre?

Frau Erhardt.

Die Liebe, mein lieber Herr Naturforscher. Ich meine natürlich nicht die sogenannte Verliebtheit, sondern was der Sohn der sixtinischen Madonna meinte, als er sagte: Kindlein, liebet euch untereinander. Er hat auch große Stücke auf die Wahrheit gehalten und sich selbst darum kreuzigen lassen, aber die Liebe ging ihm noch drüber.

Normann.

Da wären wir auf dem besten Wege zur Jesuitenmoral und allem frommen Betrug.

Frau Erhardt.

Wird eine gute Sache, wofür ich mit Ihrer Erlaubnis auch die Notlüge halte, darum schlecht, weil man sie auch mißbrauchen kann? Und müssen nicht auch die besten Sachen richtig gebraucht werden, wenn sie nicht manchmal Schaden stiften sollen? Sehen Sie, die Wahrheit ist so was Vortreffliches, wie ein starker Wein; Kindern aber und etwas hitzigen Personen, wie meine teure Schwiegertochter, steigt er zu Kopf. Darum muß man ihnen Wasser hineinthun. Nun, es ist immer ein Zeichen meiner Hochachtung, wenn ich Jemand reinen Wein einschenke. Sie können's als ein Kompliment ansehn, daß ich Ihnen diese lange Strafpredigt gehalten habe.

Normann (nach kurzem Besinnen).

Danke für gnädige Straf', Mama Erhardt.

Fr. Erhardt.

Nicht Ursach. Es ist gerne geschehen.

Normann.

Adieu, Großmama!

Frau Erhardt.

Adieu!

Normann

(geht nach der Thür, kehrt wieder um.)

Ich will Ihnen etwas anvertrauen Großmama: ich glaube, ich war ein großer Esel!

Fr. Erhardt.

Die Wahrheit kann ich Ihnen leider nicht bestreiten.

(Vorhang fällt).

Dritter Akt.

Frau Erhadt's Zimmer, behaglich, aber unmodern eingerichtet. Thüren rechts, links und in der Mitte. Rechts ein Sopha mit Tisch und Stühlen, darüber ein Kupferstich der sixtinischen Madonna. Vorn links ein altmodischer Schreibsekretär. Familienbilder an den Wänden.

Erste Scene.

Fr. Erhardt. Christel (durch die Mitte), dann Clarisse.

Fr. Erhardt.

Nun, Christel?

Christel.

Fräulein Emmy hat sich noch immer eingeschlossen. Ich habe dreimal geklopft, aber es rührte und regte sich nichts drinnen. Ach, Frau Erhardt, wenn am Ende gar das Fräulein —

Fr. Erhardt.

Dummes Zeug! Sie wird durch die Hinterthür in den Garten gegangen sein oder ist eingeschlafen. Sie hat was nachzuholen von der vorigen Nacht. Na, da muß ich wohl selber — (Clarisse von rechts.) Du bist's, Töchterchen?

Clarisse.

Ich komme nur, Großmama — (sieht auf Christel. Fr. Erhardt giebt ihr einen Wink, zu gehen. Christel durch die Mitte ab.)

Clarisse.

Was wirst Du von mir denken, Großmama!

Fr. Erhardt.

Wie so, Kind? Ich denke mir gar nicht immer was.

Clarisse.

Bernd ist verstimmt, und Du selbst — o ich kenne Dein Gesicht. Du bist mir böse, daß ich so heftig war, aber siehst Du, es ist doch unmöglich — nach dem, was vorgefallen — es wäre für Emmy selbst —

Fr. Erhardt.

O gewiß. Es ist das Beste, sie gleich wegzuschicken. Sie mag sehen, wie sie nun allein fertig wird.

Clarisse.

Nein, Großmama, so ist's ja nicht gemeint, und sie thut mir auch wirklich leid. Aber sage selbst, wenn es sie so hart trifft, daß sie unser Haus verlassen muß, kann ich dafür? Es wäre doch unmöglich, daß sie bliebe, nach dem, was vorgefallen.

Fr. Erhardt.

Natürlich.

Clarisse.

O ich habe so viel gelitten, seit sie zu uns kam! Ich gab mir alle Mühe, sie zu mir heranzuziehen, glaub es nur, Großmama. Aber es ging nicht. Es ist ja selbst unserer lieben, engelsguten Mama nicht gelungen. Und daß sie sich nun herausnahm, sich in Bernd zu verlieben, als ob ich gar nicht auf der Welt wäre —

Fr. Erhardt.

Das war freilich schlimm, das kann eine Schwester der andern nicht verzeihen.

Clarisse.

Nicht wahr, Großmama? O Du verstehst mich! (umarmt sie.) Du warst immer gut zu mir. Aber Bernd —

Fr. Erhardt.

Wäre der's nicht auch immer gewesen?

Clarisse.

O gewiß, bis sie ins Haus kam. Alles was Emmy thut und sagt, findet er bedeutend, selbst ihre offenbaren Fehler und Unarten. Ich dagegen kann ihm nichts recht machen. In unserer Brautzeit — wenn ich ihm etwas vorsang, war er glücklich. Jede kleine Blume, die ich malte, bewunderte er. Jetzt — wenn alle andern Menschen mir freundlich sind und mich loben — er bleibt immer stumm oder hat etwas auszusetzen. Und verbietet mir öffentlich zu singen. Mußt Du nicht selber sagen, daß seine Liebe erkaltet ist? Sei aufrichtig, Großmama. Ich weiß ja doch die Wahrheit!

(wirft sich auf einen Stuhl, drückt ihr Tuch gegen die Augen.)

Fr. Erhardt (für sich).

Jetzt wär' es wohl an der Zeit, ihr ein Gläschen reinen Wein einzuschenken. (laut) Du glaubst, alle Andern dächten besser von Dir, als Dein Mann? Da denkst Du doch wohl zu gut von diesen Andern.

Clarisse.

Wie meinst Du das?

Fr. Erhardt.

Ich saß neulich im Theater hinter zwei Damen, mit denen ihr umgeht. Sie kannten mich nicht. Ich komme ja bei Euren Gesellschaften nie zum Vorschein.

Clarisse.

Wer war es?

Fr. Erhardt.

Nein, liebe Tochter, ich mache nicht die Denunziantin. Aber was ich zu hören bekam, im Zwischenakt, werden diese Zwei wohl nicht allein denken.

Clarisse.

Und was hörtest Du?

Fr. Erhardt.

„Es war neulich wieder sehr elegant bei Clarisse, Sie ist doch eine sehr hübsche und liebe Frau. Nur schade, daß ihr Mann so schwach gegen sie ist."

Clarisse (gereizt).

Wirklich?

Fr. Erhardt.

„Meiner würde mir nicht erlauben, in Gesellschaften zu singen, wenn ich so wenig Stimme hätte und so schrecklich detonierte. Und was ihre Malerei betrifft, so weiß man ja —

Clarisse.

Sage nur Alles!

Fr. Erhardt.

„— daß ihr Lehrer, der Werner, das Gute, Beste daran macht. Sie sollte lieber für ihre Kinder sorgen. Das Lenchen wird sehr zurückgesetzt. Wenn sie dem rote Bäckchen verschaffte, wär's besser, als daß sie sie dem Jungen auf der Leinwand anmalt."

Clarisse (springt auf).

Abscheulich! Eine solche Perfidie! Nachdem sie mir ins Gesicht so holdselig gethan! Aber glaubst du's denn auch, Großmama?

Fr. Erhardt.

O ich — was versteht so eine altmodische alte Frau von Musik und Malerei!

Clarisse.

Aber Bernd, denkt auch der so von alle dem?

Fr. Erhardt.

Er hat mir's nie gesagt, eben weil er weiß, daß ich keine Kennerin bin.

Clarisse.

Nein, er denkt ebenso, o es wird mir jetzt ganz klar. Und er hält mich gewiß für eine sehr eitle Person, die sich wunder was einbildet. Aber wahrhaftig, Großmama, ich bin's nicht. Ich habe meine alten kindischen Talente nur wieder hervorgesucht, als Emmy zu uns kam und ich merkte, daß sie so viel vor mir voraus hätte. Nur um nicht ganz neben ihr zu verschwinden, um Bernd vielleicht ein wenig eitel auf seine Frau zu machen, aus purer Eifersucht, Großmama — o und das ist mir nun so schlecht bekommen!

(bricht in Thränen aus.)

Fr. Erhardt (für sich).

Der reine Wein hat sie ein bischen echauffiert. Aber wenn das verflogen ist, wird's ihr doch eine Herzstärkung sein. (klopft ihr auf den Arm; laut.) Sei nur ruhig, liebe Tochter. Es kommt Alles wieder ins rechte Gleis.

Clarisse (plötzlich aufblickend).

Warum hat aber auch Bernd mir nie die Wahrheit gesagt?

Fr. Erhardt.

Weil er eben schwach gegen Dich war und

fürchtete, Dich zu kränken. Hätt' es Dich nicht auch früher von ihm gekränkt? Hättst Du's ihm nur geglaubt?

Clarisse.

Aber Du selbst, Großmama, warum hast Du geschwiegen, wenigstens über die Kinder?

Fr. Erhardt.

Ja, liebes Kind, ich bin eben die Schwiegermutter. Es ist nun einmal die alberne Mode, Alles hackt auf uns ein. Da hab' ich mir's zum Gesetz gemacht, des lieben Hausfriedens wegen, nur zu reden, wenn ich gefragt werde. Und da Du mich nie zu Rat gezogen hast, wie Du Deine Kinder erziehen sollst —

Clarisse (umarmt sie lebhaft).

O liebe Mutter, von jetzt an will ich's thun, sage mir immer, was ich nicht recht mache, und dann, nicht wahr? dann wird noch Alles wieder gut werden!

Fr. Erhardt.

Gewiß, liebes Kind. Jetzt glaube ich selbst daran! (küßt sie.) Aber Du mußt mich entschuldigen, ich muß jetzt vor Allem sehn, was Emmy treibt. Sie war ganz außer sich vor Kummer und hat sich eingeschlossen. Ich will nicht hoffen —

Clarisse.

Um Gotteswillen, Großmama, komm geschwind! Wenn sie wirklich — nein, es ist unmöglich.

Fr. Erhardt.

Das denk' ich auch. Aber laß mich allein zu ihr. Sie wird gerade jetzt Dich nicht sehen wollen.

Clarisse (die Alte fortziehend).

Komm nur, komm! Ich will ihr abbitten, Großmama. Sie darf so nicht aus dem Hause gehen! (Beide ab nach rechts.)

Zweite Scene.

Christel (öffnet die Mittelthür, späht herein, spricht dann nach außen).

Christel.

Kommen Sie ruhig herein, Fräulein Emmy. Die Frau Schwester sind nicht mehr hier. Aber auch meine Frau — (Emmy tritt hastig ein, im Straßenanzug, sehr blaß und erregt.) — wo ist sie nur geblieben? Am Ende im Schlafzimmer. (sieht in die Thüre links.) Nein, auch hier nicht.

Emmy.

So ist's vielleicht besser. Sie hätte mich am Ende halten wollen. Sagen Sie ihr, Christel, ich hätte es nicht übers Herz gebracht, auch von ihr ohne Abschied fortzugehn.

Christel.

Du lieber Heiland! Fräulein wollen wirklich —?

Emmy (nickt).

— und ich wäre schon auf der Straße gewesen und noch einmal umgekehrt. Und ich ließe ihr sagen — Nein, das muß ich ihr selber — Kann ich hier nicht eine Zeile schreiben?

Christel.

Da auf den Sekretär —

Emmy.

Es ist gut. Nur zwei Worte! (setzt sich rasch zum Schreiben).

Christel.

Ach du gerechte Güte! Wenn Fräulein doch lieber erst mit ihr sprechen wollten —

Emmy (schreibend).

Halten Sie mich nicht auf. Ich habe Eile.

Christel.

Na, dann will ich nicht stören!
(kopfschüttelnd ab nach links.)

Emmy.

„und glaub es nur, meine liebe, geliebte Großmama, meine einzige Freundin —" (hält inne, trocknet sich die Augen.)

Dritte Scene.

Emmy. Werner (durch die Mitte).

Werner.

Verzeihen Sie, Großmama, aber es läßt mir keine Ruhe — Ah, Fräulein — Emmy!

Emmy
(faltet das Blatt, steckt es in ein Kouvert, steht auf).

Sie sind es, Herr Professor?

Werner.

Ja, Fräulein Emmy, ich bin's, aber ich bin nicht zur Malstunde gekommen. Ich habe Ihrer Frau Schwester schon sagen lassen, meine Zeit erlaube mir nicht mehr, ihr Unterricht zu geben. Werden Sie nun mit mir zufrieden sein? mich jetzt wieder zu Gnaden annehmen?

Emmy (bitter).

Ich? Wie käme ich dazu, Gnaden zu versagen oder auszuteilen!

Werner.

Und doch — gestern Abend — entsinnen Sie sich nicht?

Emmy.

Gestern Abend? Was war denn da? Verzeihen Sie, mein Kopf ist etwas aus den Fugen.

Werner.

Sie haben mir die Freundschaft aufgekündigt. Es that mir sehr weh.

Emmy.

Wirklich? So giebt es Jemand, dem an meiner Freundschaft gelegen ist! O das freut mich. Dafür dank' ich Ihnen, lieber Herr Professor. Und freue mich, daß ich's Ihnen noch sagen kann, ehe ich von Ihnen Abschied nehme für immer.

Werner (erschrickt).

Was sagen Sie?

Emmy (immer sehr hastig).

Ja, ich verlasse das Haus, gleich jetzt. Es ist notwendig geworden — Sie wissen — es giebt Verhältnisse —

Werner.

Und wo — wo wollen Sie hin?

Emmy (unsicher).

Ehrlich gesagt, das weiß ich selbst noch nicht recht. Aber das findet sich wohl — unterwegs. Und somit — leben Sie wohl!

Werner.

Nein, nein, teures Fräulein — so kann ich Sie nicht von mir gehen lassen. Und wenn es Ihnen wirklich so eilig ist, so erlauben Sie mir, Sie zu begleiten.

Emmy.

Ich danke Ihnen, aber ich muß allein gehen. Ich werde auch in Zukunft allein bleiben, ganz allein — mir ist dann am wohlsten, glauben Sie mir! (nähert sich der Mittelthür.)

Werner (ihr nach, faßt ihre Hand).

Sie sind bewegt, etwas Erschütterndes ist Ihnen begegnet. Haben Sie kein Vertrauen zu diesen grauen Haaren? Liebes teures Kind, wollen Sie mir nicht Ihr Herz ausschütten?

Emmy (düster).

Man muß Niemand in sein Herz sehen lassen. Hätt' ich es nie gethan, ich wäre nicht so elend! Sie meinen es vielleicht gut, aber Niemand kann mir helfen. Überlassen Sie mich meinem Schicksal! (will sich losmachen, er hält sie.)

Werner.

Ich lasse Sie nicht. Ich sehe es Ihnen an, Sie haben etwas Verzweifeltes vor. Auch wenn ich Sie weniger liebte, wenn Sie mir weniger nahe ständen —

Emmy.

Ich stehe Niemand nah — ich bin mutterseelenallein in der weiten Welt — und darum hab' ich Niemand Rechenschaft zu geben über das, was ich thun oder lassen will.

Werner.

Niemand?

Emmy (schroff).

Nein, Niemand! Halten Sie mich nicht auf! Leben Sie wohl!

Werner (nach heftigem Kampf).

Niemand? Auch nicht — Deinem Vater?

Emmy.

Mein Vater ruht im Grabe. Er hat mich nie gesehen, ich habe keine Verpflichtung gegen ihn — Sie werden ihn nicht von den Toten heraufbeschwören können, um meinen Willen zu zwingen. (macht ihre Hand frei.)

Werner (sehr mühsam).

Er ist auferstanden, Kind!

Emmy (zurückfahrend).

Sind Sie — von Sinnen?

Werner.

Kind, mein geliebtes, einziges Kind — (nähert sich ihr, die ihn groß anstarrt und langsam zurückweicht.)

Emmy.

Sie — mein Vater! Und so wäre — Clarissens Mutter — sie wäre nicht meine Mutter gewesen?

Werner (zu Boden blickend, dumpf).

Sie war es — Deine unglückliche Mutter, o glaub' es, Kind, unglücklicher als schuldig, und Der, der den größeren Teil der Schuld zu tragen hatte, der der Stärkere hätte sein sollen, war auch der Unglücklichere. Er hat achtzehn lange Jahre von seiner Tochter getrennt leben müssen, und jetzt, da er ihr endlich gegenübertritt, muß er sehn, wie sie mit Abschen und Entsetzen sich von ihm abwendet. (Pause.)

Emmy (kalt).

Ich glaube Ihnen kein Wort. (heftiger) Nein, ich glaube Ihnen nicht! Ich halte Sie für zu gut, um mich meinem einsamen Schicksal zu überlassen. Da erfinden Sie aus Mitleid dies Märchen — es kostet Sie ja nur eine Notlüge! Aber Ihr Märchen ist so häßlich wie abgeschmackt. Es vergiftet mir das Herz, es wird mich wahnsinnig machen. Gott vergebe Ihnen, was Sie mir angethan haben!

Werner.

Ich hätte Dein Herz vergiftet? Kind, warum stößest Du das Gegengift von Dir, die Liebe Deines alten Vaters! Will denn die Stimme des Bluts in Dir nicht erwachen und Zeugnis ablegen, daß ich die Wahrheit sprach? So wahr ich Deine arme unglückliche Mutter geliebt habe — so wahr sie unglücklicher war, als schuldig — Emmy, mein armes, geliebtes Kind —

(Emmy steht einige Sekunden wie leblos, versucht dann nach der Thür zu gehen und sinkt plötzlich zusammen.)

Werner.

Barmherziger Gott, was hab' ich gethan! Emmy! Hörst Du mich nicht? Komm zu dir! Hab' Erbarmen mit Deinem unglücklichen Vater! Emmy!

Vierte Szene.

Vorige. Frau Erhardt (von rechts).

Fr. Erhardt.

Was geht hier vor? Um Gottes willen, was haben Sie gethan? — Das Kind — Sie haben Ihr Wort gebrochen!

Werner (außer sich).

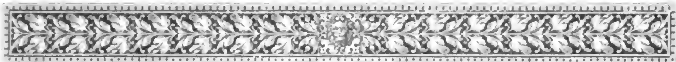
O Frau Erhardt, wenn Sie sie gesehen hätten — ihre tiefe Verzweiflung — den tötlichen Entschluß in ihrem Blick —

Fr. Erhardt.

Gehen Sie! Sagen Sie nichts! Sie können sich nicht verteidigen! Und wenn das Kind von diesem Schlage sich nicht wieder erholt — möge Gott Ihnen gnädig sein!

(Sie weis't nach der Thür. Werner schlägt die Hände vor's Gesicht wankt hinaus.)

(Schluß folgt.)



Aus Eduard Moerike's Briefwechsel.

Mitgeteilt von Prof. Dr. Jakob Bächtold.

Briefe Moerike's an seine Braut.

Im Frühjahr 1851, in den Monaten April bis Juni, weilt Moerike mit seiner Schwester zur Stärkung seiner Gesundheit in dem schweizerischen Egelshofen am Bodensee, im Kanton Thurgau, und auf der Reichenau. Es war die Zeit, da er mit der Aussicht auf eine baldige Verbindung mit Margareta v. Speth sein Mergentheimer Domizil aufgegeben hatte und sich in Stuttgart anzusiedeln gedachte, wo er zunächst eine Bibliothekarstelle und Privatlektionen suchte und wo dann freilich nur die kleine Lehrstelle am Katharinenstift sich fand. Im August erhielt er von seiner geliebten Braut das ersehnte Jawort. In diese Zeit fallen die folgenden schönen Briefe.

Den Egelshofer Aufenthalt schildert Moerike auch in einem Brief an Mährlen und ein anderer treuer Jugendfreund, der k. Leibarzt Hermann Hardegg, antwortet ihm am 7. Mai 1851 aus Stuttgart: „Du beschreibst Deinen idyllischen Sitz in Egelshofen so reizend, daß ich Dich darum beneiden möchte, wenn ich Dir ihn nicht so herzlich gönnte und wenn ich nicht hoffte, es könnte vielleicht daraus für Dich, uns und die Welt eine zweite „Idylle vom Bodensee" entspringen."

Egelshofen, den 5. Mai 51.

Es war am 25. April, als wir die erste Nachricht von unserem Gretchen auf ganz unerwartetem Wege erhielten. Ich hatte den in Mergentheim entworfnen Brief an Cotta frischweg und unverändert abgeschrieben und wir giengen nach Constanz, um ihn selbst auf die Post zu bringen. Wir kehrten in der Krone, unserem ersten Absteigequartier ein — (ein Wirthshaus, das wir gerne beibehalten, weil wir einmal die Leute kennen, weil man ganz ungenirt dort ist und sich im Lesezimmer des dasigen Bürgermuseums unter andern Zeitschriften [Allgemeine, Illustrirte Zeitung, Fliegende Blätter u. s. w.] auch der Schwäbische Merkur befindet). Die Jungfer Sophie Poppele, Tochter des Hauses, übergab uns alsbald ein, mit dem Stempel Fridrichshafen versehenes, v. Heinrich Krehls Hand adressirtes Briefpaquet, worin wir fanden, was gar nicht zu hoffen war. Um desto größer unsere Freude und Begierde! Wir setzten uns mit einem Glase Bier ins große Eß- und Billardzimmer: ich rauchte eine Cigarre und man theilte sich in die Blätter; denn leider erlaubte die Gegenwart der Madam, die vorn am Fenster strickte, das Vorlesen nicht und keine freie Besprechung der Dinge. Die detailirte Beschreibung so mancher Scene, Hofraths ersten Besuch bei der Mutter, die widersprechenden versteckten Intentionen beider Theile bei unserem Vorhaben, — Massi*) — und dann das ganze Bild von Gretchens wehmüthig zurückgezogenem Leben gieng alles lebhaft vor uns auf und ließ zuletzt eine befriedigte, den Rest des Tags verschönernde Stimmung zurück.

Wie sonderbar anheimelnd nahm sich das grüne Blätterkränzchen auf dem Rande des mit Mergentheimer Oster-Gefühlen ganz angefüllten Papierblattes auf dem grünen Wirthstisch aus und wie lüstern schielte die (katholische) Madam darnach! Ich war nur innig froh, schon einen Brief von uns unterwegs zu Ihnen zu wissen! Wir zogen hierauf eine Stunde in der Stadt umher. Drei weißgekleidete Nonnen gingen über die Straße, denen Klara aus Vorwitz eine Strecke nachlief. Wir sahen uns in der Stephanskirche um, die frisch von Weihrauch duftete, als dann am Münster, dessen Thürme soeben in ihrer ganzen Höhe, mit demselben lichtgrauen Schweizer-Sandstein, womit er ursprünglich gebaut ist, zweckmäßig restaurirt wird; schritten im Kreuzgang hin und her und traten in die Heilig-Grab Kapelle; sie stand gerade offen als Durchgang für eine weibliche Person, die Wäsche in dem innern Gärtchen des Geistlichen getrocknet hatte. In der Rotunde mitten erhebt sich ein gothisches durchbrochenes Grabgewölbe, reich mit Figuren. Zuletzt ein Gang um den Graben der Stadt bis zum Kreuzlinger (d. h. unserm) Thor, woselbst man links den schmalen Pfad, am andern Graben hin, bis in die Nähe eines alten viereckten Thurms, am See, verfolgt. Es ist ein Bänkchen dort auf dem grünen Rasen unter jungen Linden angebracht, wo man der vortrefflichsten Aussicht über den Obersee x. x. genießt. Die Schneeberge waren undeutlich. Vorzüglich bewunderte man die verschiedenen Farben des Wassers, streifweise abgesetzt, bald das herrlichste Hellgrün, bald dunkel und schwärzlich gemischt, hier silberglänzend, röthlich, manchmal im Ganzen regenbogenartig. Das stille Gehn und Kommen eines Schiffleins mit weither leuchtendem Segel ist mir da immer eine herzrührende Erscheinung im Gegensatz zu den übermüthigen Dampfboten, die man denn doch auch wieder gerne sieht. Auf dem Fußweg endlich nach Hause. Wir tranken den gewärmten Caffee im untern Zimmer unsrer guten Hausleute. H. Neuweiler hatte seine Arbeit schon beiseite geschoben: ein buntes rothgrundirtes Muster im türkischen Geschmack zu einem, für die Türkei bestimmten Zeug. Es ist ein reinliches, nicht allzu mühsames Geschäft. Wir sehn dem Manne mit Vergnügen oft halbe Stunden lang zu, wie er die palmenartige Zeichnung auf seiner saubern Holzplatte

*) Das Mergentheimer Hündchen der Geschwister Moerike.

mit scharfen Instrumenten nach und nach erhaben aussticht, die zärteren Linien mit eingefügten Messingstäbchen, die tausend und aber tausend Punkte aber (welche dem Umriß von allerlei Geblüme bilden) durch eingeschlagene Stiftchen hervorbringt. So eine Formplatte, 1 Spanne breit und 3 lang, macht er in vierzehn Tagen fertig, und hat vom Fabrikanten etwa zwei Carolin davon, auch mehr. Möchte man nicht so ein Holzstecher oder Dessinateur (Muster-Erfinder) werden? In acht Tagen wollte ich Jung, Gesell und Meister sein! — In der Nacht kam Regen und Sturm mit heftigen Blitzen. Ich sprang aus dem Bette, die Laden zu schließen. In der Früh' etwas Schnee und ziemliche Kälte.

Sonntag den 27. nach Mittag bei schönem Wetter mit den Hausleuten einen Spaziergang nach Gottlieben gemacht und in der Krone eingekehrt, vor deren Fenstern der Rhein vorbeifließt. Das schöne alte, durchaus im gothischen Styl von Louis Napoleon wiederhergestellte Schloß, in dem ich vor zehn Jahren war, betrachtet. Es liegt in einer hübschen Gartenanlage dicht am Strom; in einem seiner beiden festen Thürme zeigt man noch Hußens scheußliches Gefängniß, den Block, an dem er angeschlossen lag. Ein großes, mit Brettern geladenes Schiff mit hochgeschwelltem Segel zog langsam in der Mitte des Flusses hinunter. Wir sahen eine Zeitlang dem Gewimmel unzähliger kleinen Fischlein zu, die vorn im sonneklaren Wasser spielten. — Ach, dieses Alles sollte ich — Ihnen und mir zu lieb nicht so beschreiben! Das Wehgefühl, daß Gretchen fern sein muß, das mir schon immer im Angesicht der Wirklichkeit die Brust zusammenzieht, erneure ich mir schreibend und ihr ist's nur ein ärmlicher Ersatz. Aber neulich, als wir des Abends, von der Kreuzlinger Straße die golderhellten Zackenformen des Schneegebirgs hinter grauem Vor- und Mittelgrund mit Sehnsucht durch den Tubus beschauten, sagte Klara: das muß und wird Gretchen gewiß noch mit uns sehn! Vielleicht gibts einmal eine Reise dort hinein nach Appenzell.

Am 3. Mai Abends 7 Uhr von der Stadt herkommend (ausnahmsweise über Kreuzlingen, wo man das Kloster und die Kirche mit ihrer merkwürdigen Schnitzarbeit, die Passionsgeschichte, in Augenschein nahm) sagt' ich in der Hebelschen Weise zu Klara: „Jetzt wirds it lang dure, so wird das Böttemli chumme, Mit eine lichte Brief in der Hand und en schwere darnebe."

So kam es schon nach einer halben Stunde wirklich. Ein (nur zu leichtes) Antwortschreiben der Cottaischen Buchhandlung und Ihr liebes Paket mit unendlichen Blättern, die doch wohl noch einmal so viel hätten sein dürfen, um — plötzlich heil von aller Müdigkeit — noch gelesen zu werden, wobei ich nicht ein Wort verlieren wollte. Wie peinvoll war mir nur Ihr ängstliches Erwarten unsrer ersten Briefe. Ich hatte Ihre früher ausgesprochene Voraussetzung, daß wir erst vom erreichten Ziele schreiben würden, zu genau genommen, und hätte gern gleich etwas Ausführlichers gegeben.

Daß unsere neuen Stuttgarter Prospekte (so gering sie auch sind), Ihren Blick auf die Zukunft eher verdunkeln als erhellen wollten, hat mich zwar überrascht, doch find' ich solche schene Bewegungen des Gemüths aus eigener Erfahrung in der Natur gegründet und es bedarf nur eines ermuthigenden Zurufs von getreuem Munde, um sie schnelle zu stillen. Wär es nur schon so weit mit der Bibliothek*) und der Stuttgarter Ansiedelung, Sie sollten bald sehn, wie schön uns alle — der Basenschaft in Mergentheim zum Trotz — dies neue Element nun trüge, obschon ich es bei freier Wahl fürwahr nicht suchen würde! Wenn mir mitunter eine Sorge kommt, so liegt sie an einem ganz andern, Ihnen wohl bekannten Punkt, jedoch auch diese hält nicht Stand und seit Kurzem bin ich deshalb wieder getroster. Was unsern ursprünglichen bescheidenen Pensionsplan betrifft (zumal in Absicht auf die hiesige Gegend), so blick' ich oft mit Schmerz darauf zurück, denn nach den starren Einwürfen anderer ganz unparteiischer Leuten und den von ihnen angeführten Beispielen ist er uns eben nach und nach völlig entsunken. Wenn nicht die Bibliothek, so blieben nur die Vorlesungen übrig, die doch ein Ziemliches eintragen könnten. In dieser Rücksicht hab' ich wirklich ein dickes Buch, Grässe's Handbuch der Literaturgeschichte unter den Händen, mehr meinen Plan daran zu bilden und zu prüfen, als daraus zu lernen.

Ich schreibe diesen Schluß des Briefes im Löwen zu Kreuzlingen, wo wir dießmal Mittag gehalten haben (eine höchst nöthige Abwechslung des Täglichen). Am Tisch sitzt ein gutmüthig rothbäckiger katholischer Geistlicher aus dem Fürstenbergischen und ein junger Doktor aus Appenzell, die die Constanzer Messe besuchen. Die ganze Straße von hier bis in die Stadt steht rechts und links voll Buden. Kleine Kinder mit hölzernen Trompetchen begegneten uns schon in Egelshofen. Wir geben diesen Brief heut wieder selber auf die Post.

Ach einen Blick nur auf den See, der uns vor Augen ausgebreitet im Sonnenschein liegt, wenn Sie mit uns jetzt thäten!

Die Bücherpakete, die Cotta gesendet, schicken Sie nicht. Es werden wohl unwichtige Geschenke von da und dorther sein. Nur die Briefe nehmen Sie heraus, lesen Sie sie und legen dieselben Ihrem Nächsten bei. (So hatt' ich auch die „Idylle" nicht dringend verlangt, und nur etwa mit einer späteren Hemdensendung oder dgl. erwartet. Indeß kam sie doch recht.)

3 Stunden später. 3½ Uhr. Letzter Anhängsel. Abermals in einem Wirthshüsli an der Straße „zum Schäpfle" genannt.**)

Wir haben den Constanzer Markt durchstrichen, Rauchtabak und Magnesia gekauft und eine Weile dem lebhaften Treiben am Hafen zugesehen, wo drei Dampfboote, — das Eine „Maximilian", das uns schon trug, — zur Abfahrt fertig lagen. Es hat einen weißen Schwan als Symbol. Aus der „Constantia", mit einem goldnen Mädchenkopf, wurden viele Möbel, eingerahmte Gemälde u. s. w. ausgeladen — ich

*) Darüber schreibt Dr. Hardegg an Moerike am 7. Mai: „Leider kann ich Dir in Beziehung auf die Bibliothekarstelle keine günstigen Resultate meiner Nachforschungen mittheilen."

**) Wohl: „zum Schäfli".

dachte, wenn es doch die unsern wären — Hiob, Gretchen, Papst Innocens.*) —

Auf ein par große Frachtschiffe, deren noch eingewickelte Segel sich schon ungeduldig im Winde bewegten — wurde Holz geladen. Herr Bunz, seligen Angedenkens, stellte sich einen Augenblick ein. „Die Bündel neuer Pfähle, auf welchen wir da sitzen (sagte er), theilen uns eine angenehme Wärme mit, sie scheinen lange von der Sonne gebicht worden zu seyn. Das ist wohl Zwetschgen-Baumholz.“ O nein! sagt Clara, sie sind doch auch am Bodensee derselbe dumme Mensch, Herr Bunz.**) Endlich stieß der Max ab. Clara bewunderte besonders seine schöne Drehung um den gemauerten Damm, worauf der Leuchtthurm steht. Wir beobachteten noch lange die Bewegung des durch die Abfahrt aufgeregten Wassers, wie sich's auf den sanftansteigenden Steinplatten zu unsern Füßen brach und übersprang.

Ich grüße Frau Mamma von Herzen, auch Dr. Kraus und Schönhuts 2c. Dem erstern sagen Sie nebst meinem besten Dank, der nächste Ort vor Constanz, den er sah, sei schwerlich Egelshofen, sondern gewiß Kreuzlingen gewesen! Dem Schönhut***) gleichfalls meinen Gruß und noch einen zufälligen von einem seiner ältern Bekannten — einem H. Scheffold eben jenem Geistlichen, von dem ich oben sagte. Er erzählte mir von einem Funde alter Münzen seiner Gegend, wovon er kürzlich dem Herrn von Laßberg Proben mitgetheilt.

Das alte Hohentwiel haben wir hier im Zimmer, wo wir ein Glas Bier zu uns nehmen, in blauer Ferne vor den Augen! —

Auf eine kleine Zeichnung unseres Hauses für Gretchen denk ich schon. — — —

Egelshofen, 10. Juni 1851.

Theuerstes Gretchen! Mit doppelt und dreifacher Freudigkeit begrüßten wir den Morgen dieses Tags, nachdem Abends zuvor die ganz erstaunlich unerwartete Sendung eingetroffen war — von welcher ich für jetzt noch gar nichts sagen will, als daß ich nicht weiß, was mir darin lieber und wichtiger ist, der heitre zufriedene Brief oder die israelitische Beilage! Clärchen fing sogleich, nach dem Frühstück einzupacken an und sagte, während sie den ausgeräumten Koffer auf zwei Stühle stellte: „wenn das die Bitze†) säh', freute sie sich, wie über das beste Geburtstagspräsent“ (was zwar zu Gretchens Ehre völlig wahr, für uns jedoch beschämend ist). Ich schrieb indeß an Theodor, um unsre Ankunft anzusagen. Beim Essen ließ man ausnahmsweis Wein kommen und stieß die Gläser für dich an. Auf Nachmittag war ausgemacht, einige Stunden ausschließlich diesem Tag zu weihn und zwar, indem ich etwas für dich zeichne. Was nun den Gegenstand betrifft, so hatt' ich schon früher gefunden, daß aus dem Wohnhaus sich nichts machen lasse; ohne die hohen Bäume (an der Hinterseite), die auf dem abhängigen Grasgarten stehn, wo gar kein Standpunkt ist, gibt es durchaus kein bezeichnendes Bild. Dagegen ist auf der Höhe hinter Egelshofen, Emmishofen zu, dicht am Wald ein einsames Kirchlein, Bernrain genannt, bei dessen erstem Anblick wir Beide wie aus Einem Munde riefen: Wie würde aber das dem Gretchen gefallen! Es kann als ein Symbol unseres hiesigen Aufenthaltes um desto eher gelten, weil wir das Glöcklein auf dem Thürmchen jeden Abend um acht Uhr auf unserm Zimmer hörten, wenn Südwest blies oft so deutlich, als wär' es nur hundert Schritte von uns. Nach zwei Uhr gingen wir hinaus. Die Luft war schwül; mitunter Sonnenschein bei heftigem Wind. Es hatte geregnet, man konnte nicht sitzen und eben deßhalb Willens, nur eine Skizze nach der Natur zu nehmen, hatte ich das nächste beste Papier eingesteckt, um die Ausführung auf einem andern Blatt bequem daheim zu machen. Der kleine Kirchhof, von drei Seiten frei, ohne Zaun oder Mauer umgeben — wodurch ihm eben alles Aengstliche benommen ist — wird nur noch durch einen schmalen Fahrweg vom Wald getrennt. In dem vordersten Buschwerk desselben (meist Buchen) stand ich, etwas erhöht, mit dem Bleistift beschäftigt. Zwei Weiber und ein Kind gingen drei Schritt vor mir vorbei, ohne mich wahrzunehmen. Clara ging, Blumen für dich suchend, hin und her; sie verrieth unbewußt ihre friedsame Stimmung in dieser lieblichen katholischen Nachbarschaft, indem sie das von Mergentheim uns unauslöschlich in das Herz geschriebene Heiliggeist-Lied halb laut für sich hinsang. Einmal kam sie herbei, mir ein nicht leicht gesehenes grünes Blatt zu zeigen, auf dessen oberer Fläche, mitten, ein röthlicher Fleck, wie ein verlaufner Blutstropfen gezeichnet ist. Es schien ihr wunderbar und sie sagte, sie könnte glauben, daß dieß Laub unter dem Kreuze Christi gestanden habe. In diesem Augenblick machte ich just (ihr unbemerkt) das Crucifix bei der Kirche. Es soll ein Wunder auf Bernrain geschehen sein, das man auf einer Tafel in der Kirche liest, im Jahre 1360, wenn ich mich recht erinnere. Zwei Knaben hatten Holz gesucht im Wald und trieben sich jetzt müßig dort bei der Kapelle herum. Der Eine stieg muthwillig am Crucifix hinauf, um, wie er lachend sagte, dem Heiland einmal die Nase zu schneuzen. Wie er wieder herunter will, ist er zur Strafe für den Frevel am Bilde hängend fest gebannt und blieb in dieser Angst, bis eine Procession von Constanz auf dem Platz erschien.

Nachdem der Umriß meiner kleinen Zeichnung fertig war, aß ich mit großem Appetit (denn unser Mittagstisch fiel heute gar zu mager aus) ein groß Stück frisch gebacken Brod, das Clärchen mitgenommen hatte. Wir giengen unter liebevollen Erinnerungen an dich den Berg hinab und fanden den Caffee zu Haus bereit. Kaum hatte ich den Schlafrock wieder an, fiel draußen ein fürchterlicher Platzregen, vor dem dein Tages Genius uns noch glücklich bewahrte. Um dieselbe Zeit war auf dem See unweit v. Constanz ein mit Rorschacher Steinblöcken für den Münsterbau beladenes Schiff am Untergehen. (Es hatte „übersegelt“, d. h. des Windes zu

*) Bilder Gretchens in Mergentheim.

**) Ein fingierter alter Eßlinger Schulmeister, den Moerike mit seinem bekannten mimischen Talent gern redend auftreten ließ.

***) Othmar Schönhut.

†) Scherzname für Gretchen.

viel in die Segel bekommen u. sich daher auf die Seite gelegt. Mit Noth nur konnten sie noch in die Nähe des Ufers gelangen.) Auf meinem Sopha fing ich spielend im Gespräch mein Blättchen auszuführen an, und ließ nicht ab bis zu der Dämmerung; die letzten Striche machte ich, als es vom Kirchlein oben läutete, um diesen lieben Tag noch einmal zu segnen. Gesegnet ward er auch von mir noch einmal in der Stille des Herzens.

Den 12. Juni, Morgens halb 6 Uhr im Bette.

Es ist beschlossen daß wir heute gehn;*) gestern ward noch gepackt, im Pfarrhaus Abschied genommen, in Constanz einiges besorgt. Es thut mir weh, aus dieser Gegend zu scheiden und — unter uns gesagt — vor Stuttgart graut mir ins geheim. Am liebsten käme ich nach Mergentheim zurück, wenn es nicht Unsinn wäre. Da wir so viele Zeit verloren haben, so kam die Schwester mit mir überein, nun ihre Reise äußerst abzukürzen. Wofern ich nicht ganz leicht ein Interimsquartier bei Tante Prokurator finden kann, wollen wir sogleich eines mit zwei kleinen Zimmern für mich miethen; da kann ich freilich Clara nicht entbehren u. doch will sie von Plochingen aus die Seitentour nach Nürtingen machen. Sie meint, ich solle sie, um den Verwandten zu genügen, lieber gleich dahin begleiten, u. unter der Bedingung, daß wir nicht über zwei Tage dort zubringen, versprach ich es. Ist's recht? Von Stuttgart schreib' ich dir alsbald wieder. Einer meiner ersten Gänge wird zum Bibliothekar Stählin sein, um auf der Stelle, während Clara nach Wimsheim und Mergentheim geht, eine Arbeit anzufangen, bei der etwas herauskommen kann. Denn eh ich ordentlich eingerichtet bin, u. eine weibliche Umgebung habe, sind allerdings die Frauenzimmer Lektionen schicklicherweise nicht zu beginnen. Nimm, Beste, noch mit diesem Händedruck im Geist meinen Dank für Alles das Viele, Viele, Viele, was du in diesen Wochen für uns gesorgt und geleistet hast. Ich hab es tief empfunden, Clara nicht minder. Sie tragt mir noch (unter den letzten Packgeschäften — soeben siegelt sie) unzählige Grüße an dich auf.

*) Die Geschwister begaben sich vor ihrer Abreise nach Stuttgart noch nach der Reichenau.

Litterarische Notizen.

— Was soll der Rezensent sagen, wenn ihm die „Gesammelten Dichtungen“ von Ferdinand Freiligrath von einer Redaktion zur Besprechung zugesendet werden?! Soll er den Raum für einen größeren Aufsatz erbitten und darin dieses tausendmal gezeichnete Dichterprofil nochmals zeichnen? Oder soll er etwa genau festzustellen suchen, was in den 6 Bänden noch heute lebendige Wirkungen übt und was der Zeit zum Opfer gefallen ist? Ich meine, das beste ist, wenn ich kurz und gut sage: es ist doch eigentlich tröstlich, daß ein Dichter, wie dieser, auch heute noch, in dieser härtesten aller Zeiten, so unvergessen ist, daß der Verleger wagen kann, eine neue Auflage der Gesamtausgabe zu veranstalten. Es ist die fünfte Auflage, das zwölfte Tausend; das ist, da es sich um sechs Bände und durchweg um Gedichte handelt, eigentlich ein ganz respektabler Erfolg. Papier und Druck sind freilich nur eben mittelgut, aber dafür auch der Preis nicht allzu hoch. Der erste Band enthält das beste und bleibendste, was uns dieser Dichtermund gesungen, den Wiederabdruck der 1838 zuerst erschienenen „Gedichte“, der zweite die Übersetzungen aus derselben Sammlung und die „Nachlese“ „Zwischen den Garben“ (1849 erschienen), endlich einen Anhang, die 1852—1876 veröffentlichten Gedichte; in letzteren neben Manchem, was für den Tag geschrieben war, auch Prachtstücke, wie die Kriegsgedichte von 1870. Der dritte Band bringt die politischen Gedichte aus verschiedenen Zeiten: das „Glaubensbekenntnis“ von 1844, das „Ça ira“ von 1846, die wilden Lieder aus dem tollen Jahr u. s. w. Die geringste Freude kann Einem die erste Hälfte des folgenden Bandes machen: unter dem Titel: „Scherzhaftes“ findet sich da zusammengetragen, was Freiligrath während eines langen Lebens bei Vermählungen, Polterabenden, Kindtaufen, silbernen Hochzeiten und sonstigen angenehmen Gelegenheiten für seine Freunde gedichtet hat. Aber derlei läßt man nicht drucken oder wenn dies geschehen, so sollte es doch nicht auch in der Gesamtausgabe als Beweis dafür stehen, daß unser Freiligrath ein sehr liebenswürdiger Mann war, der nicht gern Nein sagen mochte, wenn man ihn um ein Verslein bat. Mehr als diese Charakter-Eigenschaft beweist die Nachlese wirklich nicht . . . Was hingegen wieder die Übersetzungen wert sind, welche die übrigen Bände füllen, braucht nicht erst gesagt zu werden. Alles in Allem: möge sich auch die fünfte Auflage dem Verleger (G. J. Göschen, Stuttgart) so gut lohnen, wie die anderen vier. Dazu möchten wir eine kleine Randbemerkung hinzufügen, die freilich mit der Gesamt-Ausgabe, wie sie da vorliegt, in sehr direktem Zusammenhange steht. Vor einem Jahr etwa bot ein bekannter Berliner Autographen-Händler die Briefe Ferdinand Freiligraths an diese Verlagshandlung aus. Es waren sehr interessante Briefe, welche die gesamte äußere und innere Geschichte der Gesamt-Ausgabe behandelten und unter Anderem auch erwiesen, daß es zwischen Autor und Verlagshandlung nicht immer sehr friedlich zugegangen. Die Briefe wurden eben darum, weil sie interessant waren, zu einem recht hohen Preise feilgeboten; der Käufer wird sich wohl schon inzwischen gefunden haben. Wer es ist, wissen wir nicht, aber uns interessiert auch eigentlich mehr der Verkäufer. Wer hat die Briefe Ferdinand Freiligraths an die G. J. Göschensche Verlagshandlung in Stuttgart in den Handel gebracht?! Daß es nicht die Verlagshandlung selbst war, steht für uns außer Zweifel; die Briefe waren intim, von dem Dichter an seinen Geschäftsfreund unter der in diesem Falle selbstverständlichen Voraussetzung der Diskretion geschrieben, und daß ein Verleger die Briefe seines Autors nach dessen Tode als Autographen verkauft, hat sich unseres Wissens noch nie ereignet. Also — wiederholen wir — die Firma G. J. Göschen war es nicht. Aber wer sonst?! Sind die Briefe der Handlung aus ihrem Archiv gestohlen worden? U. A. w. g. — was in diesem Falle bedeutet, daß hoffentlich schon im nächsten Hefte der „Deutschen Dichtung“ eine Aufklärung der Verlagshandlung über diese Angelegenheit zu lesen sein wird. K. B.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck und Verlag von A. Haack in Berlin.



Die Frau Stadträtin.

Novelle von Karl Theodor Schultz.

I.

„Schmeckt die Salat heut' wieder schön!" schnarrte der alte Watzeck los. Dabei schwielte er unter seinen buschigen Augenbrauen, die ihm fast die Augen bedeckten, nach einer Ecke des Herdes. Und gleichsam als Nachklang seiner Worte gerieten dort unter den zitternden Händen einer alten Frau ein paar Pfannen an einander, daß ein kräftiger Metallton durch die Küche fuhr.

„Das freut mich ja recht, den Jeschmack des Herrn Watzeck jetroffen zu haben!" versetzte geschmeichelt die neue, ihm gegenüber am Tische sitzende Köchin. Sie war zwar erst kürzlich aus der Residenz angezogen, hatte aber durch das übrige Küchenpersonal bereits erfahren, daß Gottfried Watzeck und die alte Lotte, das weibliche Faktotum des Hauses Astenbeck, ein nach zwanzigjähriger gemeinschaftlicher Dienstzeit eingegangenes Verlöbnis aus dem einfachen Grunde wieder gelöst hätten, weil Lotte dem Bräutigam zweimal hintereinander den Salat zu sauer gemacht (den oder vielmehr die Salat, wie Watzeck neuerdings beharrlich sagte, nachdem er bei einem Diner den Herrn Amtsrichter von der salade hatte sprechen hören). Dem betrübenden Mißgriff Lottens waren damals heftige Zankscenen und nach der letzten ein so schroffer Bruch gefolgt, daß die Beiden seitdem überhaupt nicht mehr direkt mit einander verkehrten. Darum hatte Jungfrau Lotte Richelmann auch eben (leider zu Watzecks unverblümter Befriedigung) ihre Antwort den beiden Pfannen anvertraut.

Die feinfühlige Köchin durchschaute diesen Zufall natürlich auch, und bemerkte, jedoch mehr zum Spaß, als um die brave Lotte zu kränken: „Ja, Salatmachen will jelernt sein! ein Löffelken Essig zu viel kann den janzen Brei verderben."

Lotte schwieg sogar zu dieser Narrerei, trippelte nun aber mit ihren gewohnten Jungfernschrittchen noch rascher als sonst zur Küche hinaus. Der arge Ex-Bräutigam lachte hell hinter ihr her, ohne sich dadurch in seinem Salatgenuß unterbrechen zu lassen.

Während er noch in seiner lauten Weise behaglich aß, tänzelte Fräulein Flore, die Zofe der Frau Stadträtin Astenbeck, von der schmunzelnden Lotte gefolgt, in die Küche. Bei Watzecks Anblick faltete sie die Hände geziert über der Tändelschürze und rief: „J Du mein Gott, Sie noch beim Essen? Die Frau Stadträtin hat schon den Hut auf!"

„De Dievel!" fuhr Watzeck aufspringend los und zog seine Uhr heraus. „Et es ja noch völlig Tiet!" Doch schob er hastig nur noch eine Gabel voll des geliebten Gerichtes in den Mund, und trollte sich dann, indem er vor sich hin brümmelte.

Ein wenig später, als der neue Landauer (mit seinen von dunkelgrünem Damast bezogenen Fond) vorgefahren war, hatte die alte Lotte, die ihrer Herrin einen kleinen Fußsack nachtrug, noch eine Genugthuung für den vorherigen Angriff, da die Frau Stadträtin gleich beim Betreten der Freitreppe nicht gerade gnädig sagte: „Sie wissen, Gottfried! Warten ist meine Sache nicht! War Ihre Uhr wieder nachgeblieben?"

„Wir haben noch Zeit die Masse, Frau Stadtrat!" entgegnete Watzeck, den Tressenhut mit der Miene tiefgekränkter Unschuld ziehend. „Es ist kaum Dreiviertel."

Frau Astenbeck machte nur eine Bewegung, nun zuzufahren. Sie blieb nach ihrer Gewohnheit kerzengerade im Wagen sitzen. Mit einem Blick streifte sie noch die beiden Fenster im ersten Stock, welche zu den Zimmern gehörten, die jetzt — hoffentlich auf einige Wochen! — ihr Jüngster bewohnen sollte. In Gedanken sah sie sich nochmals in ihnen um, ob auch für all die Bequemlichkeiten, die er daheim zu finden gewohnt war, gesorgt, nichts vergessen sei. Als sie Alles und Jedes bis zu dem Kästchen echter Habañas hinab, das ihr der Oberbürgermeister (auch in

Zigarren eine Autorität) persönlich besorgt hatte, an Ort und Stelle zu sehen meinte, wandte sie sich mehr den äußeren Eindrücken zu und blickte bald voller Anteilnahme hier und da in einen Garten oder über noch üppige, im Herbsttau glitzernde Wiesen bis zu dem bewaldeten Höhengürtel hinüber. —

Auf dem Bahnhof war der Berliner Kurierzug zwar noch nicht eingelaufen, doch herrschte bereits die Eilfertigkeit des Verkehrs und das erwartungsvolle Treiben, das dem Hauptereignis des Tages vorherzugehen pflegt. Die Frau Stadträtin, eine kleine, untersetzte Gestalt, die aber durch ihre stets abgemessenen Bewegungen und eine gewisse imposante Haltung des Kopfes überall sehr bemerkt wurde, empfing die ehrerbietigen Grüße des Bahnhof-Vorstehers und einiger entfernter Bekannten, dann blieb sie äußerlich vollkommen ruhig unweit des Ausganges der großen Bahnhofshalle stehen und sah unverwandt nach Westen, wo ein Rauchwölkchen den heranjagenden Zug kennzeichnete. Seit drei Jahren hatte sie ihren Hans nicht gesehen und verschiedene Fragezeichen standen für sie fast bedrohlich in der Luft: vor Allem, ob er auch völlig als der alte wiederkehre, und ob er ihren Wunsch erfüllen würde, das große väterliche Geschäft, dessen Oberleitung ihr nun allgemach schwer wurde, endlich selbst zu übernehmen. — Bei der Einfahrt des Zuges trat sie ein paar Schritte vor; bald grüßte auch eine Hand mit der lieb bekannten, stürmischen Lebhaftigkeit, welche die Mutter nicht hatte abgewöhnen können oder wollen, und die fröhlichen Augen ihres Jüngsten strahlten ihr scheinbar ganz so sorglos wie früher entgegen. Denn die stumme Frage in ihnen, die leichte Unruhe, die Frau Astenbeck nicht entgangen waren, setzte sie auf Rechnung der langen Trennungszeit und auf seine stets liebevolle Besorgnis um ihr Ergehen.

Auch ganz in seinem alten Ungestüm sprang er mehr aus dem Wagen, als daß er herabstieg, und zog die Mutter mit einer so zwingenden Innigkeit an sich, daß sie ihr nicht zu wehren vermochte, sondern Momente lang still seinen Zärtlichkeiten Stand hielt, ja, sie halb und halb erwiederte. Das war für Andere kaum bemerkbar, für den Sohn bedeutete es schon den höchsten Grad ihrer Hingabe: voll Übermut blickte er nach dem eben verlassenen Coupé zurück.

Da war eine junge Frau, nach dem Kinde auf dem Arme und ihrem Traueranzuge zu urteilen, eine Witwe, an die Coupéthür getreten und schickte sich an, ebenfalls auszusteigen.

Hans Astenbeck trat rasch näher und sagte: „Ich werde helfen!“ Dabei nahm er, während sie mit der freien Hand nach einem Stücke des Reisegepäcks langte, das Kind aus ihrem Arme, reichte es aber gleich, da es das Mäulchen augenscheinlich zum Weinen verziehen wollte, seiner Mutter mit dem Scherzworte zu: „Das ist Frauenamt, bitte!“ — „Ich nehme Tasche und Koffer!“ wandte er sich dann hastig wieder an die Dame, indem er ins Coupé stieg und sich mit verschiedenen Sachen belud.

Die Frau Stadträtin hatte das lebendige Gepäckstückchen mit stillem Protest übernommen, war aber doch zu sehr Frau und Mutter, um nicht bald mit einer liebkosenden Gebärde das kleine Gesicht zu berühren und dadurch auf ihm ein Lächeln statt des Thränenergusses hervorzurufen. Die junge Mutter trat in sichtbarer Befangenheit zu ihr und sagte leise: „Entschuldigen Sie gütigst! Meinen herzlichen Dank!“ Dabei streckte sie die Arme nach dem Kinde aus.

Frau Astenbeck übergab es nicht gleich, sah erst die schlanke, zarte Frau an, deren blasse Wangen sich unter ihrem Blicke röteten, und schaukelte das kleine Geschöpfchen noch ein wenig auf den Armen. — Als es dann wohlgeborgen wieder an der mütterlichen Brust ruhte, fragte die Stadträtin: „Wohl ein Mädchen?“

Die junge Mutter nickte.

„Und denke nur, es heißt wie Du — Christel!“ bemerkte nun Hans, indem er herankam. „Dabei hat sich Christel“ — er sprach und nickte dem Kinde zu, das ihn anlächelte, als ob es ihn verstände — „auf der ganzen langen Fahrt, wir waren von Anfang an Coupégenossen, ganz ungewöhnlich charming betragen. Kaum einen Laut hat es von sich gegeben! — Aber nach so langer Reise ist Ruhe erste Bürgerpflicht!“ Er winkte einem Gepäckträger und befahl ihm, die Sachen, die er zum Teil noch in der Hand hielt, nach einer Droschke zu tragen.

Die Damen verbeugten sich stumm und die junge Frau folgte, nachdem sie Hans zutraulich die Hand gegeben hatte, die er vielleicht etwas länger als nötig hielt, dem voranschreitenden Gepäckträger.

Gleich darauf fuhren auch Mutter und Sohn ab. Hans hatte Gottfried herzlich begrüßt, was dieser mit Respekt und strahlender Freude in den ehrlichen Augen erwidert hatte.

Natürlich war es für Gottfried mit seinem stolzen Trakehner-Gespann eine Ehrensache, nach wenigen Minuten sämtliche nach der Stadt fahrende Hotelwagen und Droschken hinter sich zu lassen — so fuhren sie auch bald an der Reisegefährtin von Hans vorüber. Er lüftete nur mit einer schlicht höflichen Bewegung den Hut, die der Mutter aber angenehm auffiel, weil sie ihr bewies, daß die unbestimmte Beunruhigung, die ihr bei der Scene auf dem Bahnhof aufgestiegen, offenbar grundlos war.

Beim Beginn der Nacht hatte sich ein schwerer Wind erhoben, drüben vom Frischen Haff her: er kam nur stoßweise, schlug dann jedoch Regentropfen an die Fenster der Astenbeckschen Villa und fuhr mit Stöhnen ihre Korridore entlang. Eben mußte er irgendwo eine Thür zugeworfen haben — ein schollernder Ton lief nachhallend weiter, bis er an der Schwelle des Wohnzimmers plötzlich erstarb. Hans, der mit der Mutter an dem Tische inmitten des Zimmers saß, fuhr in die Höhe und sah zu ihr hinüber: sie häkelte aber fort, hatte augenscheinlich nichts gehört. Eine Weile folgte auch er dem Hin und Her der Nadel, dann blickte er auf ihr Gesicht: die Freude des Wiedersehens schien vorüber, es war nun wieder so ernst, wie es stets gewesen war. Das Häubchen mit seiner breiten Spitzenrüsche, dieser glatt anliegende Scheitel, der einfache, starre Kragen, die noch steiferen Manschetten — eins so blütenweiß wie das andere — wie gehörte alles seit jeher zusammen! Nichts schien verändert; vielleicht war das Kleid noch schlichter gemacht, sein Stoff zeigte aber die gleiche Würde wie immer.

Hans lehnte sich von neuem zurück. Eine Zeitlang bewegten sich nur die Hände der Mutter leise fort, und die Flamme der großen, unbeschirmten Lampe züngelte wohl einmal höher, sonst war ein totes Schweigen ringsumher, selbst draußen auf der Chaussee und in den Räumen des unteren Stockes, da die Dienerschaft daran gewöhnt war, ihre Arbeit so geräuschlos als möglich zu verrichten.

Lebhaft und eingehend hatte Hans auf die Fragen der Mutter Bericht erstattet: von seinem Aufenthalt in Hamburg sowohl, als besonders von der letzten in Brasilien verlebten Zeit, wohin er von seinem Geschäftshause zur Oberaufsicht über Kaffee-Plantagen gesandt war.

Es hatte der Mutter dann geschienen, als sei er abgespannt.

Da sie um diese Abendstunde seit lange an Einsamkeit und tiefste Stille gewöhnt war, verhielt sie sich völlig ruhig, um ihm Zeit zur Erholung zu gönnen. Wie sie aber bei einem Aufblick in seine offenen, mit leichter Spannung auf sie gerichteten Augen sah, fragte sie — als ob sie sich seither nur damit beschäftigt hätte — in eingehendster Weise nach einem Krankheitsanfall, der ihn auf seiner Rückreise tagelang bettlägerig gemacht hatte. Hans berichtete geduldig auch dessen Verlauf, dann fuhr er aber lächelnd fort: „Doch jetzt weißt Du beinahe schon alles, was mir in den Jahren passiert ist! Nun dürfte die Reihe zu fragen, nach sehr Vielem zu fragen, endlich an mich kommen!“

„Gewiß!“ stimmte Frau Astenbeck ihm zu, „frage nur!“

„Vor allem, wie geht es Lore und Hartwig? In Deinen beiden letzten Briefen war von ihnen gar nicht die Rede, und die kurze Schilderung über Deinen Aufenthalt in Breslau in dem vorhergehenden Briefe, den ich noch in Bahia bekam, ließ allerlei zwischen den Zeilen lesen. Wenigstens schien es mir, als hättest Du beide Haushalte nicht nach Deinem Geschmack gefunden. Oder irre ich mich?“

Ein Zug des Mißmuts lief wie ein Schatten über die Augenbrauen der Mutter.

„Leben Sie etwa nicht glücklich? Ich meine — die Eheleute untereinander?“

„O,“ versetzte sie mit bitterem Spott, „das glaube ich doch! Sie verlangen nicht mehr. Es sind Ehen von heute! Jeder der Gatten lebt sein Leben für sich, und da für ihr Auskommen reichlich gesorgt ist, mögen sie sich ja ganz glücklich fühlen. Nur soll niemand zu ihnen kommen, der auf wahre Tüchtigkeit in Haus und Hof hält, dafür fehlt beiden der Sinn.“

„Selbst der Lore?“

Die Mutter nickte. „Sie ist eine dicke, bequeme Person geworden —“

„Unsere Lore? Mein schlankes Schwesterlein?“ unterbrach Hans sie auflachend. „Du willst mich necken?“

„Ist das meine Art?“ Frau Astenbeck schüttelte den Kopf. „Sie ist schon stärker als ich, dabei auf Schlecken und Naschen versessen: sie hat nur zwei Gedanken — Essen und ihren Salon!“

„Den Salon?“

„So nennen sie es! Zweimal in der Woche kommt ein Kränzchen von verschrobenen Frauen-

zimmern, alten Professoren und jungen Leuten, die ein „Talent“ haben, bei ihnen zusammen; auf Talente nämlich sind alle wie versessen, und wer von ihnen es irgend kann, bringt so einen Schützling mit seiner Violine oder seinem Gedichtbuch mit. Vollständig närrisch darin ist Lore! Und da man bei ihr eben gut und viel zu essen bekommt, so ist der Salon immer vollgepfropft. Mein Urteil über solche gelehrte Dinge bedeutet ja nichts: doch habe ich an den beiden Tagen, wo ich dabei sein mußte, lange Salme von Versen und ähnliches Zeug gehört — von einem Gehabe und Gethue wie in der Komödie, so daß mir vollständig übel wurde.“

„Und welche Rolle spielt ihr Mann dabei?“

„Firsterlin kommt erst gegen den Schluß, und salbadert dann wie gewöhnlich mit einem der alten Herren über seinen Wolfgang Goethe. Mich hat er in den acht Tagen — länger hielt ich es bei ihnen nicht aus — mit diesen Geschichten komplett krank gemacht: nun schreibt er gar ein Buch, worin er genau die Stunde feststellen will, in der sich zwischen Goethe und der Frau von Stein irgend eine Unanständigkeit zugetragen hat. Jeden Mittag — mitunter auch noch beim Abendessen — kam er damit; und hatte er mal gar einen Papierschnitzel aufgegabelt, in dem was davon stand, so stürmte er mit der Neuigkeit ins Zimmer, als ob es im Hause brenne. Mir fiel es schon auf die Nerven; Lore aber hört ihm immer zu, wie wenn er ein Evangelium verkündigte. Es war ein rechter Schwabenstreich von Astenbeck, Lore nach dieser berliner Pension zu geben, die sie neben allem Übrigen auch noch an einen solchen Professor geraten ließ.“

„Wenn sie sich aber, wie Du meintest, glücklich fühlen, was könntest Du mehr verlangen?“

Die Mutter versetzte erregt: „Ich könnte wohl eine Tochter ohne Salon verlangen! Wenn ich ihr nicht die Friederike überlassen hätte, die den Hausstand ja leidlich in Ordnung hält, da möchte ich wohl sehen, wie es bei ihr herginge! Gott bewahre jeden vor einem solchen verrückten Getreibe! — Natürlich hat sie dabei kaum noch eine Spur von Liebe für uns: nach Dir, glaube ich, fragte sie nur einmal und ganz obenhin.“

„Wahrscheinlich habe auch ich nicht oft an sie gedacht!“ bemerkte Hans mit einer reuigen Geberde.

„Du bist ein Mann!“ entschuldigte Frau Astenbeck. Dann schwieg sie.

Hans horchte eine Weile auf den Sturm, der von neuem einsetzte, und nach dem heftigeren Klatschen des Regens auf das Zinkdach der Veranda, dann begann er wieder: „Nun, und bei dem Bruder? Entspricht wenigstens Hartwigs Häuslichkeit Deinen Anforderungen?“

„O mein Gott!“ seufzte die Mutter auf, indem sie ihre Häkelarbeit in den Schoß sinken ließ. „Über die läßt sich erst recht nicht sprechen, ohne daß es Einem gleich einen Stoß ins Herz giebt.“

„Ich bitte Dich! Wie ich Dir auch schrieb — von Hartwig habe ich zweimal Briefe bekommen: in beiden stand nichts als eitel Glück und Genügen. Von Hilda spricht er trotz ihrer langjährigen Ehe noch immer im Bräutigamston!“

„Weil sie ihn um ihren kleinen Finger wickelt!“ fiel Frau Astenbeck empört ein. „Wie habe ich Euch immer gepredigt, in allen Dingen Maß zu halten; wie hoffte ich, daß, wenn auch hundert Worte verloren gingen, das hundertunderste doch behalten würde! Es muß gegen die Natur des Mannes gehen: stets das eine oder das andere! — Und Männer, die ihre Frauen nicht lieben, sind zwar ein Greuel vor Gott und Menschen, aber Mannsbilder, die immer verliebt bleiben, sind ein doppelter Greuel!“

„Diese schreckliche Erfahrung hast Du dort machen müssen?“ Hans lächelte wieder, indem er die Mutter halb ungläubig, halb von ihrem Eifer ergötzt ansah.

„Leider dort!“ entgegnete sie, noch ebenso aufgeregt. „Es ist, als ginge Hartwig mit einer Binde vor den Augen umher, natürlich nur bei dem, was sie angeht! Denn sonst bleibt er die Bravheit und der Ernst selbst. Seit er gar Justitiar geworden ist, kommt Jeder nach Rat oder Beistand zu ihm; so wird es neun Uhr Abends, ehe er seine eigenen Arbeiten anfangen kann! Sein Fenster soll immer das letzte sein, das in der ganzen Regierung beleuchtet ist. — Aber die Gnädige unterdeß! Nun sind die vier kleinen Jungen da, glaubst Du aber, die hielten sie zu Hause? Ja vormittags bis zur Besuchsstunde! Dabei wird erst um Neun oder Zehn aufgestanden, immer große Toilette gemacht — dann heidi fort zur lieben Präsidentin oder zu einer Frau Rätin oder sie bekommt selbst Besuch. Das geht so bis zum Mittagbrot, oft essen sie erst zwischen Vier und Fünf. Natürlich weiß sie niemals, was auf den Tisch kommt, ich habe mitunter Dinge essen müssen — zum Totärgern,

versichere ich Dich. Und das entschuldigt Hartwig noch! Nie fällt ein kräftiges, höchstens ein sauersüßes Wort. — Wie sie denn gar nur die Kindergärtnerin nach einem kranken Kinde fragen kann, statt sich selbst an sein Bettchen zu scheren, ehe sie von neuem irgend wohin, und oft für den ganzen Nachmittag, davonjagt! Ach, verzeih mir Gott die Sünde, ich glaube aber, die Weiber, die wie sie ihre Kinder so leicht in die Welt setzen, die haben auch keine Liebe zu ihnen! Unsereins hat jedes von Euch mit Schmerzen geboren, und dieweil der Tod zu Häupten stand, darum sitzt Ihr uns im Herzen!“

„Liebe Mutter!“

Frau Astenbeck war aufgestanden und hatte einen Gang durchs Zimmer gemacht. Bei dem herzlichen Ausruf des Sohnes drückte sie mit einer kurzen, aber innigen Bewegung seinen Kopf an die Wange, und sagte, während sie sich wieder setzte: „Das ist einmal nicht anders, auch dort wäre für mich nichts zu holen! — Und freilich ist es Weltlauf, daß Ihr Vater und Mutter verläßt und dem Weibe anhängt! Ich habe nur noch Dich!“ Sie sah mit einer gewissen Gespanntheit, die bald in ein gedankenvolles Forschen überging, in das plötzlich erglühte Gesicht von Hans.

Er ergriff ihre Hand, und wollte augenscheinlich von etwas sprechen, das ihm auf dem Herzen lag, als ein bei der Stille schrilles Anschlagen der Hausglocke bis herauf tönte, und man im unteren Stock Thüren gehen und schließen hörte. Dann trat auch schon die alte Lotte ins Zimmer und meldete mit jener Widerwilligkeit, die darauf gefaßt ist, etwas Unangenehmes vorzubringen, daß eine junge Weibsperson unten auf der Treppe sitze, die recht schwach thue und meine, bei dem Wetter nicht mehr bis in die Stadt zu kommen.

Frau Astenbeck erhob sich und ging von Lotte gefolgt nach unten; diese schien draußen erst ihrem Mißtrauen den vollen Ausdruck zu geben — Hans hörte wenigstens die Worte: „liederlich und zerlumpt“.

Unwillkürlich blieb Hans, der ebenfalls aufgestanden war und das Zimmer auf und nieder schritt, öfters in der Nähe der Thür stehen, wenn es unten lauter zu werden schien: und plötzlich klang ein Schluchzen und Gewimmer herauf, dem bald ein heftiges Weinen, sogar mit Geschrei und unverständlichen Worten vermischt, folgte. Ihn überfiel die Sorge, daß die Mutter irgend welchen Unannehmlichkeiten ausgesetzt sein könnte, so eilte auch er in den Flur hinab.

Ein Blick auf das verkümmerte, sicherlich tief kranke Weib, das sich an den innern Thürpfosten anklammerte, als könne man es nur mit Gewalt davon losreißen, zeigte ihm sofort, daß hier nichts zu fürchten, sondern mit Milde und Barmherzigkeit ein leidlicher Ausweg zu suchen sei.

Er trat zur Mutter und bat sie flüsternd, hinauf zu gehen und ihm das weitere zu überlassen. Doch Frau Astenbeck entgegnete in so harter Weise, wie sie selbst bei ihr zu den Ausnahmen gehörte: „Hierbei ist nichts zu überlassen! Ich würde es niemals zugeben, daß eine hergelaufene Person, die mit ihrer Schande noch groß auf Mitleid spekuliert, denn verlassen wird Keins, was es nicht verdient, in meinem Hause ein Unterkommen fände: nicht für eine Stunde, viel weniger für die ganze Nacht. Die paar Schritte bis zur Stadt bringen niemand um; das neue Krankenhaus liegt dicht vornan. Komm, mein Sohn! Watzeck, Sie bringen sie bis ans Hofthor — und das wird gleich hinter ihr abgeschlossen!“

Das Weib hatte seine stechenden schwarzen Augen, die wie Kohlen aus dem wirr darüber hängenden Haar hervorglimmten, auf Hans gerichtet, und mußte wohl aus seinen Bewegungen und Mienen irgend eine Hoffnung schöpfen — sie sah mit flehenden Blicken auf ihn und begann wieder leise zu wimmern.

Dieser Auftritt dauerte für das Anstandsgefühl der alten Lotte ihrer Herrin gegenüber schon zu lange, und so versuchte sie unter laut herausgestoßenen Worten höchster Entrüstung das Weib nach der Thür, die sie vorher geöffnet hatte, hinzudrängen. Von draußen schlug der Regen herein, das Weib schauderte unwillkürlich zurück, das schützende Dach zu verlassen und wehrte sich mit mehr Nachdruck, als man ihr zugetraut hätte, gegen das Zerren und die kraftlosen Stöße Lottens. Watzeck, der ebenfalls auf Hans sah, und sogar einmal mitleidig die Achseln gezuckt hatte, rührte sich nicht.

Da befahl Hans, an die Thür tretend: „Kommen Sie mit, Gottfried, wir bringen sie bis ans Krankenhaus!“

„Hans!“ rief Frau Astenbeck, „Das geht zu weit!“ Ein Zittern in der Stimme sprach deutlich von ihrer inneren Aufregung.

Doch er sagte mit ruhiger Bestimmtheit: „Es geschieht Alles nach Deinem Willen, liebe Mutter!

Zu Ende kommen müssen wir aber endlich, darum bitte ich Dich, die Sache nun mir anheimzustellen."

Die Mutter schwieg, von seinem entschiedenen Ton betroffen; ihre Lippen schlossen sich fest auf einander.

„Gottfried", wandte sich Hans an den Alten, „meinen Hut und meinen Schirm, wenn er zur Hand ist! Doch warten Sie, kommt da nicht ein Wagen?" Er trat in die Thür und horchte hinaus. „Ja! vielleicht noch eine Droschke aus dem Schützenthal?"

Watzeck war schon nach dem Hofthor gelaufen und rief zurück: „Es ist ein Bierwagen!"

„Auch gut!" erwiderte Hans, „wir kommen!"

Seiner freundlichen Aufforderung folgte die Bettlerin sofort und schritt schwankend hinter ihm her.

Watzeck hatte schon alles Nötige abgemacht, so drückte Hans dem Bierfahrer wie dem Weibe nur noch Geldstücke in die Hand; Beide dankten — das Weib wahrhaft überrascht von der Größe der Gabe, dann fuhren sie rasch ab. —

Während Hans noch einen Moment stehen blieb und dem Gefährt nachsah, strich Watzeck ihm mit einer treuherzigen Bewegung über die Schulter und zuckte stumm noch einmal die Achseln. —

Als der Sohn ins Wohnzimmer trat, fand er die Mutter, ganz gegen ihre Gewohnheit, da sie sich stets mit etwas zu beschäftigen pflegte, müßig am Kamin stehen. Dieser wurde seit dem Tode des Gatten nicht mehr benutzt, so hatte sie den einen Arm auf das vergoldete Gitter gelegt, das seinen äußeren Abschluß bildete. Hans wollte zu ihr treten; doch sie verhinderte es, indem sie in kurz befehlender Weise nach dem Stuhl wies, worauf er vorher gesessen hatte: „Setze Dich!" — Nach einer Pause fuhr sie, scheinbar halb widerwillig, jedoch wie unter einem Zwange stehend fort: „Ich bin Dir eine Aufklärung schuldig! über meine Grausamkeit — so wirst Du es wohl nennen!"

„Nein, Mutter, ich — —"

„Doch, mein Sohn!" unterbrach sie ihn, „ich sah es Dir an, daß Du mein Thun unbegreiflich fandest, ja, es verurteiltest. Es bedarf aber nicht einmal einer Entschuldigung!" In einer Art verächtlichen Hohnes waren die Worte gefallen. Nach einer Weile begann sie von neuem: „Zwar habe ich es stets vermieden, vor Euch Kindern an Dinge zu rühren, die zwischen Eurem Vater und mir leider berührt werden mußten; als Ihr heranwuchst, mögt Ihr Euch aber doch über dies und jenes Gedanken gemacht haben. Mein guter, braver Hartwig gab mir das wenigstens durch eine doppelte Liebe zu verstehen: Du warst damals schon außer dem Hause! — Vertuscheln oder Bemänteln ist aber meine Sache nicht, ist es nie gewesen! Ich wüßte darum auch jetzt keinen Grund, warum Du mich nicht so sehen sollst, wie ich nun einmal bin. Zumal, da gerade wir Beide, was ich nun erwarte, bald zusammenhausen werden! Da ist es ganz gut, wenn man sich gleich bis in die Herzgrube hinein kennen lernt; dann weiß Jeder, wie weit er auf den andern zählen darf, und was er ihm ein für allemal nachsehen muß. Nachsehen, weil Ihr jungen Leute, wie ich's eben auch an Dir erlebte, daran gewöhnt worden seid, über gewisse Sachen leichter zu denken, als wir Alten. Wir sehen die nämlich ganz so schwarz, wie sie's im Grunde sind. Was wißt Ihr auch von unsern hinunter gewürgten Thränen, und von dem Fressen am Herzen, bis es bricht — wenn es nicht gerade ein resolutes ist! Das meinige hielt Stand. — Ein armes, anderes, grundgütiges Herz mußte ich aber, Stück bei Stück, zerbrechen sehen!"

Sie starrte unbeweglich vor sich hin.

Hans erhob sich und trat mit einer teilnamsvollen Bewegung an sie heran. Sie schien das nicht zu beachten, und fuhr, die Worte oft gradezu hervorstoßend, fort: „Ich spreche von meiner Mutter! Deinen Großvater — Du hast den noch im Alter schönen Mann ja gekannt! nannten die Leute in ihrer Blankfärberei nur einen Lebemann! Sie entschuldigten ihn vor wie nach! Ich habe lernen müssen, über ihn und sein Thun anders zu urteilen. Mutter hatte ja eine zarte Natur! Aber so früh krank und elend hat sie nur der Kummer gemacht, ihr ewiger Kampf um das bischen Liebe, das ihr doch von Rechtens gehörte. Denn nur zu bald wußte sie, daß für sie kaum mehr als Brosamen abfielen und daß ihre Ehe der Schleier war, unter dem sich nebenbei eine Liebschaft nach der anderen abspann. Grausam sind in solchen Tagen die Menschen, grausam ist der Zufall, der gleich alles Neuste heranträgt oder aufdeckt, am grausamsten ist aber das eigene Herz gegen uns, wenn wir nicht so stolz werden können, daß wir verachten! Mutter vermochte das nicht! Ja, selbst den Abhub, der ihr noch wurde, konnte sie nicht entbehren — weil sie wohl fühlte, daß er das letzte war, das ihr Leben erhielt — bis es auch damit Ende hatte, und sie verlöschte, wie ein Lichtstümpfchen, das längst im Sterben

gewesen war. — Wer dergleichen aber mit ansehen muß, der darf auch seine Nächsten hassen lernen und vollends jene verruchten Geschöpfe, die immer und ewig die Verführerinnen zur Sünde und Schande sind." Sie hob drohend die Hand. — „So hatte es Dein Großvater getrieben! — Und mit Deinem Vater ging es wenig anders: allerdings trieb er es heimlicher und suchte immer zu bedecken. Im übrigen ist es dasselbe gewesen; nur war ich eine gesunde Person und wußte schon von Mutter her, daß in Thränen kein Heil steckt. Darum habe ich selten, und dann nur vor Zorn geweint — doch tief innen genagt hat es kaum weniger als bei Mutter. — Das Alles ist lange begraben! Nun wirst Du aber wissen, warum ich keine Dirne im Hause leide: ich würde lieber eine Pestkranke aufnehmen. Ja, glaube mir aufs Wort: hätten sie da am Kronleuchter solch' ein Geschöpf aufgehangen, und ich brauchte nur die Hand zu heben, um es abschneiden — die Hand sollte mir verdorren, wenn sie das thäte!"

Der Sohn blickte mit einem Ausdruck von Scheu und Mitleid, und zugleich seltsam befangen auf die Mutter, antwortete aber nichts. So schloß diese das Gespräch, indem sie an den Tisch tretend und ihre Handarbeit in ein Körbchen legend mit ihrem gewöhnlichen Tone sagte: „Und nun genug davon! Es ist auch bald zehn Uhr, für mich also Zeit, schlafen zu gehen: darin hat sich hier natürlich nichts geändert. Heute wirst Du wohl auch müde sein? Solltest Du aber künftig Lust haben, abends noch ins Kasino zu gehen — die Schlüssel und der Drücker hängen an dem Kleiderschrank. Vergiß mir nie, sie mitzunehmen, eine Klingelei nachts würde das ganze Haus aufschrecken!"

„Es soll nicht vorkommen!"

Die Mutter stimmte seinem Lächeln nicht zu, und schied wie sonst mit einem Händedruck von ihm; an der Thür wandte sie sich aber nochmals um und nickte in freundlichem Ernst.

II.

In dem größesten Zimmer des kleinen Gasthauses zum „Hochmeister", das an dem Kreuzungspunkte mehrerer Straßen lag, ging die junge Person, die gestern gleichfalls mit dem Kurierzuge angekommen und in so aufmerksamer Weise von ihrem Reisegefährten beschirmt worden war, immer von einem Fenster zum andern (das Zimmer bildete eine Ecke des Hauses) und sah in leichter Unruhe die Straßen hinunter. Klein Christel lag beinahe in der Mitte des Zimmers in einem sonderbar hochfüßigen, eleganten Gestell, dessen rote Vorhänge halb zugezogen waren, und hatte sich in ihrem süßen, mutterbewachten Schlummer schon ein purpurnes Bäckchen angeschlafen.

Die Kuckucksuhr am Ofen schlug Zehn. Christel rümpfte, ohne völlig zu erwachen, ein wenig die Nase und dahlte mit dem Fingerchen in so lieblicher Weise an ihr herum, daß sich die Mutter nur mit Mühe zurückhielt, das dralle Patschhändchen nicht an die Lippen zu drücken. Bald ging sie aber von neuem an eins der Fenster: doch sofort trat sie wieder zurück, als dürfe oder wolle sie von Jemand, der draußen daher käme, nicht gesehen werden. Vom Kopfende der Wiege aus lauschte sie nach der Zimmerthür: auf ihrem zarten, von schlichten, hellblonden Scheiteln umrahmten Gesichte lag nichts als glückliche Erwartung. —

Und es währte nicht lange, so kam ein kurzer, kraftvoller Männerschritt den Flur entlang, mit dem Anklopfen wurde die Thür bereits geöffnet und Hans Astenbeck schloß das junge Weib, das ihm entgegen geeilt war, unter einem bewegten Ausruf in die Arme. Das wurde Christel denn doch zu viel; sie erwachte vollends und sah mit ihren großen, tiefblauen Augen ernsthaft auf die beiden Menschen, die sich da zu ihren Füßen so ungeniert küßten. Als sie ihr nach einer Weile freilich bekannt vorkamen, lachte sie über ihr ganzes Gesichtchen, fing vergnügt zu krähen an und streckte ihnen zum Willkommen das rosige Beinchen entgegen.

Hans drückte auch darauf Küsse, nahm die jauchzende Kleine in die Arme, zeigte ihr am Fenster den mächtigen goldenen Adler der Apotheke drüben und hob sie dann ein paarmal fast bis zu der alten, verschnörkelten Holzdecke des Zimmers empor.

Als Christel wieder in ihrem Gestell lag, und nur durch ein lebhaftes Gezappel der Ärmchen und Beinchen um eine Wiederholung der schönen Luftfahrt bettelte, fragte Hans: „Worin liegt sie denn eigentlich? Soll das eine Wiege sein?"

Die junge Mutter bejahte lächelnd. „Die Frau Wirtin kam auf den netten Einfall! Es ist das Puppenbett ihrer Tochter; die hat es Christel großmütig für die paar Tage abgetreten und war schon zweimal oben, um sich die neue

Puppe, die sogar kleiner als die ihrige ist, die aber lachen und krehlen kann, ganz still anzusehen!" Sie hatte die letzten Worte an Christel gerichtet, indem sie ihr kosend das dicke Unterlippchen tätschelte. Dann sah sie plötzlich mit einem bangen Blicke auf Hans.

Dieser begegnete ihrem Blick. „Ich habe noch nicht gesprochen!" Indem er sich in eine Ecke des Sophas warf, fuhr er mißmutig fort: „Es ging nicht! Gestern Abend gab es nur eine beiderseitige Berichterstattung und einen häßlichen Auftritt mit einer Bettlerin, der mir Mutters Härte in allen Beziehungen, die ungewöhnliche sind, wieder recht vor Augen führte, wenn sie auch sehr zu entschuldigen ist. Heute den Morgen über hatte sie mit ihren häuslichen Geschäften zu thun, oder es war Besuch da. Der Oberbürgermeister begrüßte mich schon. — Fränzi!" Er streckte die Arme aus und Christels Mutter, die vor sich hinblickend dagestanden hatte, kam langsam näher und setzte sich zu ihm. Er schlang den Arm um ihre Schultern, hob ihren Kopf in die Höhe und sah ihr mit einem treuherzigen Lächeln in die Augen. „Es wird Alles gut!"

Auch sie lächelte ihm zu und fuhr sanft über seine Hände. „Ich weiß, daß Du für uns handeln wirst, so bald Du's kannst! Übereile auch nichts! Ich bin hier gut aufgehoben; die Leute sind freundlich zu mir, dabei ohne jede Neugier. An Langerweile, weißt Du außerdem, leide ich nie! Und nun gar jetzt — wie wäre das möglich? Mit Christel und mit den steten Gedanken an Dich und an unsere Zukunft! Die Bücher, die Du so vorsorglich miteinpacktest, werde ich gar nicht herausnehmen."

„Verschwöre nichts, Herz, denn heute Nachmittag werde ich Dich kaum mehr aufsuchen können — frühstens am Abend!"

„O!"

„Leider! Mutter will bei dem schönen Wetter vormittags ausfahren und mich gleich bei Tante Dore präsentieren, die davon schon benachrichtigt ist. Wer weiß, ob wir da nicht zum Mittag bleiben müssen oder gar für den Abend eingeladen werden. In dem Fall muß ich natürlich auch heute noch schweigen; denn aufs tiefste erregt — das ist mir schon gestern klar geworden — dürfte Mutter darüber werden! Sieh nur nicht gleich so traurig aus! Ein Hehl habe ich Dir aus Mutters Denkart nie gemacht, ich hoffte ja nur, daß sie durch das Alter und die lange Witwenschaft Manches milder anzusehen gelernt hätte. Zu Ende bringen wir es, so oder so, darauf verlaß Dich!"

„Gewiß, Hans!" erwiderte Franziska und sah ihn voll festen Vertrauens an. „Ich bin auch nicht traurig, was getragen werden muß, will ich ohne Klage auf mich nehmen; es ist nur die Furcht vor all den Kämpfen, die nun drohen, was mir wie ein Frost übers Herz läuft."

„Ohne Kämpfe kein Glück!" versetzte er ermutigend. „Auf der lieben Erde will einmal Alles und Jedes errungen sein. Wir Beide — oder vielmehr ich, nur ich war vorwitzig und nahm ein bischen Glück im voraus. Dafür haben wir jetzt Christel, die uns mithelfen wird: Christel und ihren Engel, Schatz! Du glaubst doch an die Engel der Kinder? In unserem frommen Brasilien stehen wir mit denen auf Du und Du!" Wieder ernst werdend, fuhr er fort: „Bleiben wir bloß zum Mittagessen bei der Tante, so spreche ich noch heute! Einmal muß das Gefühl, als würden wir von wilden Tieren zerrissen — so sagen wir drüben! wohl von uns Allen durchgekostet werden, je früher das also geschieht, um so rascher hat man überwunden."

„Lieber Hans!" Sie schauerte zusammen.

„Fränzi! Du versprachst mir, daß Du immer tapfer sein — —"

„Und daß ich auch so bleiben wollte!" fiel sie ihm kurz aufatmend ins Wort. „O, ich werde es fertig bringen!" Sie blickte mit unendlicher Zärtlichkeit nach Christel hinüber. „Mein Bangen freilich —? darauf mußt Du gar nicht achten! Daran ist allein der starre Zug um die Augen Deiner Mutter Schuld, den kann ich nicht vergessen. Daß er sich selbst nicht veränderte, als sie Christel auf den Armen hielt — als sie freundlich wurde!"

„Ja, sie ist sich ganz gleich geblieben!" antwortete er gepreßt. „Wie sie schon zu Vaters Lebzeiten stets die Frau war, die Recht hatte, es wenigstens in jeder wichtigeren Frage behielt, so dürfte sie jetzt nur um so fester auf ihren Grundsätzen bestehen. Mit irgend welcher Schwäche oder gar mit Rührseligkeit soll ihr Niemand kommen! — Nun, wir werden es ja erleben! Trotzdem aber, Herz, Kopf hoch! Meiner, das weißt Du hoffentlich wie ich selbst, bist Du sicher! Zwischen uns kann nichts brechen, stets nur neben uns!"

„Bliebe uns auch das erspart!" klagte sie leise,

„es müßte uns für immer nachgehen. — Wie jener Mönch, von dem Du erzähltest — der sein Gelübde gebrochen hat, nun stets die Glocke seines Klosters hört."

„Hinter dem geht Schuld her, hinter uns — —"

„O, laß das!" Unter jähem Erröten eilte sie zu Christel, die sich unruhig hin- und herwarf. —

Gleichfalls voller Unruhe stand indessen die Stadträtin Astenbeck an einem Fenster des Wohnzimmers und sah die Chaussee nach der Stadt hinunter, ob Hans nicht endlich zurückkehre. Doch sie mußte sich noch eine ganze Weile gedulden, ehe die gedrungene Gestalt des Sohnes unter den Pappelbäumen zum Vorschein kam. Dabei ging er viel langsamer als sonst, ja, schien so ganz mit Gedanken beschäftigt, daß sie ihren frischen Hans, der gewöhnlich in halbem Laufe dahinjagte, kaum wieder erkannte. Erst dicht an der Villa, als er die Mutter am Fenster erblickte, wurde er der alte, und beeilte sich unter Grüßen mit Hut und Hand die letzte kurze Strecke zurückzulegen.

Frau Astenbeck ließ nach der Seite des Haffs hinausfahren, wohin Hans als Knabe immer am liebsten gefahren war. Ihn berührte diese Aufmerksamkeit schon angenehm, außerdem aber kam die Mutter in ihrer zwar trocken-spaßigen, jedoch warmen Weise noch auf allerlei Anekdoten und Erlebnisse aus seiner Jugend. So langten sie aufs heiterste gestimmt bei der Tante an. Diese behielt sie, wie die Stadträtin schon angenommen hatte, gleich zum Mittagessen da und es wurde fast Vier, bevor sich die Familie nach lebhaft angeregten Stunden trennte, wozu vornehmlich Hans und der Tante jüngste Tochter Meta, ein ebenso kluges wie gewandtes Mädchen, beigetragen hatten. —

Als Astenbecks nach Hause kamen, ging die Stadträtin, diesmal von Lotte begleitet, da Flore für den Nachmittag beurlaubt war, in ihr Zimmer hinauf, um sich umzukleiden, ersuchte Hans aber, sie noch im Wohnzimmer zu erwarten.

Er war schon längere Zeit darin auf- und abgegangen, und hatte sich zum letztenmal Alles zurecht gelegt, was er nun sagen wollte — die Mutter kam nicht. In Sinnen verloren trat er schließlich ans Fenster und drückte den Kopf an eine Scheibe. So überhörte er der Mutter Eintritt und wandte sich überrascht um, als sie, plötzlich hinter ihm stehend, fragte: „Wie hat Dir Meta gefallen?"

Er bemerkte, daß sie ihn erregt, ja voll Spannung ansah. „O", erwiderte er nach einer Pause, als hätte er über den Eindruck, den sie auf ihn gemacht, erst nachsinnen müssen, „sonst recht gut! Für meinen speziellen Geschmack freilich wäre sie mir zu quecksilberig und auch zu „jebildet." Vielleicht, da ich selbst so lebendig bin, bevorzuge ich bei Euch Frauen Sanftmut, wenn Du willst, sogar eine gewisse Hilfsbedürftigkeit. Und Meta ist schon jetzt ganz Selbstbewußtsein!"

Frau Astenbeck sah ihn schweigend an; dann fragte sie von neuem: „Du bist vor unserer Ausfahrt im „Hochmeister" gewesen?"

Er bejahte. „Woher — —"

„Ich vermochte es Lotten nicht zu glauben!" unterbrach sie ihn. „So hast Du dort also auch mit einem Kinde auf dem Arm am Fenster gestanden?"

Er bejahte wieder. „Mit meinem Kinde!"

„Mit Deinem — — Kinde?" wiederholte sie mühsam. „Und die Mutter ist auch dort? Wer — wer ist sie?"

„Die Du an der Bahn gesehen hast!"

„Eine heimliche Ehe?"

Er schüttelte den Kopf.

„Ah! — Und ein solches Kind wagtest Du mir auf den Arm zu legen? Mir!"

Hans zuckte zusammen, sagte aber: „Ich hätte es auf keinen besseren legen können! Darf ich Dir Alles erklären?"

Frau Astenbeck wandte sich ab und schritt gleichsam tastend dem Sopha zu. Einen Moment später saß sie wieder kerzengrade da; die starren Züge um die Augen lagen nun wie eingegraben in ihr Gesicht, und nur durch eine Handbewegung gab sie dem Sohne, der ihr gefolgt war und sich in einen Sessel ihr gegenüber gesetzt hatte, das Zeichen ihrer Bereitwilligkeit, ihn anzuhören. —

Hans richtete sich energisch auf und begann: „Es liegt so einfach wie möglich! — Ich habe Dir mein Zimmer im Heymann'schen Hause, seine Lage und so weiter beschreiben müssen; Du wirst Dich erinnern, daß es nach dem Hofe hinausliegt? Dicht an unserem Hofe, nur durch eine niedrige Mauer davon geschieden, dehnt sich die Seitenfront des Nachbarhauses hin; dort, gerade meinen Fenstern gegenüber, wohnte in ein paar Stübchen eine Lehrerswitwe, Frau Düben, mit ihrer Tochter. Die Mutter, bei ihrer fortdauernden Kränklichkeit, stand nur mit Mühe dem kleinen

Haushalt vor, die Tochter Franziska, die eine gesuchte Zeichenlehrerin war, sorgte allein für Beider Lebensunterhalt. Mich rührte es anfangs nur, daß ich auch bei spätester Heimkehr drüben immer noch die Lampe brennen sah, und sich das Schattenbild des Mädchens über irgend eine Arbeit gebückt durch die Gardine abzeichnete. Aus der Rührung wurde Interesse, ich hörte überall das Beste von den Frauen, so suchte ich ihre Bekanntschaft."

„Was Dir leicht wurde!" warf Frau Astenbeck verachtungsvoll ein.

„Ja, Mutter! Ich will uns selbst im kleinsten Zuge nicht besser, oder vielmehr anders machen, als wir sind. Franziska hatte meine Beobachtungen, die bald in eine stille Huldigung übergingen, auch längst bemerkt, ich gefiel ihr — warum sollte sie also spröde thun? Das überlassen wir der sogenannten großen Welt!"

„Und der ehrbaren!" fiel Frau Astenbeck mit Schärfe ein, „aus der man sich in unsern Kreisen seine Gattin holt. Gott sei's gedankt! Das Liebchen freilich — —"

„Nicht diesen Ton, Mutter!" fuhr Hans stürmisch auf, „der paßt nicht hierher! Fränzi **wird** meine Gattin."

Sie sah ihn kalt an. „Vor der Hand fahre fort!"

„Das fällt mir nun doppelt schwer!" Er lehnte sich in den Sessel zurück und sah finster nach dem Kamin hinüber.

„Aber noch immer nicht so schwer, wie's mir fällt, Dich anzuhören!" entgegnete Frau Astenbeck, „doch es muß nun wohl sein. Ich werde Dich auch nicht mehr unterbrechen!"

(Schluß folgt.)

Morgenluft.

Wie würzig ziehst du doch herein,
Du frische Morgenluft!
Hast du durchstreift schon Wald und Rain
Und bringst mir ihren Duft?
Bringst mir den Gruß der weiten Welt
Im Morgensonnenschein?
Zieh ein, wenn dir's bei mir gefällt,
Du Morgenluft, zieh ein!

Nahmst du dir mit vom Vogelsang
Ein Liedchen frisch und hell?
Bist du getaucht, wo es erklang,
Im Wald in einen Quell?
Hast du die Blumen all geküßt
Vieltausend auf der Flur?
Du trägst, wie mich dein Hauch umgrüßt
Von alledem die Spur,

Zieh ein und füll' den ganzen Raum
Mit deinem Glanz und Glast,
Weck' aus dem Morgendämm'rungstraum
Mein Herz, du luftger Gast!
Wie kühn sich mir die Brust nun schwellt
In krafterneutem Sein —
Zieh ein, wenn dir's bei mir gefällt,
Du Morgenluft zieh ein!

Karl Jung.

Stimmungsbild.

Als wäre mir zu dieser Stund'
Ein unbekanntes Glück erblüht,
Küßt mir die Freude Stirn und Mund,
Und streichelt mein vergrämt Gemüt.

Vielleicht, daß sich ein Kind versenkt
Mit Andacht in mein Liederspiel,
Vielleicht, daß Jemand mein gedenkt,
Ein Glückszweig mir vom Himmel fiel.

Vielleicht, daß ich zur Frist entrann
Des Schicksals unsichtbarem Drohn —
Vielleicht, daß jetzt ein alter Mann
Die Hände faltet für den Sohn.

Alfred Beetschen.

Der Sturm weht rauh . . .

Der Sturm weht rauh, — die Rosen sind verblüht,
Die weichen Blätter sind im Wind zerflogen; —
Der Sturm weht rauh, — — ich bin so müd, so müd.
Erloschen ist, was in der Brust geglüht
Und all mein stolzes Hoffen hat gelogen.

Ich wähnte, eigenherrlich groß zu sein,
Und war doch nur ein unfaßbarer Schwärmer, —
Mein Wahn zerriß, — ich bin so klein, so klein, —
Nun muß ich wandeln meinen Weg allein,
S'ist keiner trüber, keiner sonnenärmer.

Umsonst ist's, hab ich einst mich hart gemüht,
Umsonst ist einst in Glut das Herz erglommen, —
Der Sturm weht rauh, — ich bin so müd, so müd,
Und all die dunklen Rosen sind verblüht, —
Der Herbst ist kommen . . .

Richard Specht.

Feierstunde.

An Lore.

Auf der alten Neckarbrücke hielten wir uns eng umschlossen,
Während drunten blaue Fluten mondbeglänzt vorüberschossen
Und auf deine heißen Wangen lichte Thränen niederflossen.
Und es weinten unsre Seelen und der Herbstwind pfiff dazu.
Und die Neckarwogen rauschten: Stürzt euch in die kühle Ruh'!

Was wir dort in leisen Worten Tiefgeheimes uns vertrauten,
Wie wir todesselig still uns in die feuchten Augen schauten,
Wie wir wieder hoffnungsstark gläubig auf die Zukunft bauten:
Fest wie mit dem Eichenstamme die Madonna himmlisch mild
Ist verwachsen mit der Seele dieser Feierstunde Bild!

Ob im heißen Liebesdrange sich die jungen Leiber finden,
Ob wir weitgetrennt in Schmerzen jammernd unsre Hände winden,
Ob des Todes Siegel Einem schon die bleichen Lippen binden,
Laß uns knien vor diesem Bilde fromm und rein in stiller Nacht:
Tausend wandeln dumpf zum Grabe, uns doch hat das Glück gelacht!

Gottfried Doehler.

Lied aus Italien.

Von **Wilhelm Waiblinger.**

(Ungedruckter Nachlaß*).

Vergiß der Heimat nicht! —
Wie oft habt ihr mir's schmerzlich zugerufen
Und ruft es noch, bis einst dies Herze bricht.

So schau' ich euch im Traum
Und möcht' um euch die Arme liebend schlingen,
Doch bleib' ich einsam stets im weiten Raum.

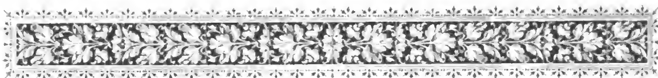
Ein scheuer Vogel zieht
Hoch oben nur durch sonnenglühnde Lüfte
Dem rauhen Norden zu; ihm folgt mein Lied.

Vergiß der Heimat nicht! —
O laßt mich euch, euch Einzigen es sagen,
Wie oft mein Geist zu der Verlass'nen spricht.

Wildgrollend zog ich fort
Und kann es kaum im tiefsten Herzen fassen,
Wie Volk und Land noch meines Dichtens Hort . .

Uralte Träumerei —
Ein Blick auf diese göttergleiche Schöne,
Und aller Gram von einst, er ist vorbei.

*) Wir verdanken die Mitteilung des Gedichts einem seither verstorbenen jungen Gelehrten, Victor J. Hübl, dem die Familie Waiblinger den Nachlaß des Dichters zum Zwecke der teilweisen Veröffentlichung anvertraut hatte. Das Lied, 1829 auf einer Fahrt von Neapel nach Capri gedichtet, war eine Antwort Waiblingers auf mehrere Briefe seiner Angehörigen und Freunde in der Heimat. D. Red.



Wahrheit?

Schauspiel in drei Akten von Paul Heyse.

(Schluß.)

Fünfte Szene.

Fr. Erhardt. Emmy.

Fr. Erhardt.

(beugt sich dann zu Emmy hinab und nimmt sie in die Arme).

Emmy — Kindchen — hörst Du mich nicht? Die Großmama ist bei Dir! (schüttelt traurig den Kopf, ruft dann) Christel!

Christel (tritt ein).

Was wünschen die Frau?

Fr. Erhardt.

Das Fläschchen neben meinem Bett, flink, Alte!

Christel.

Herrgott, das Fräulein!

(läuft händeringend wieder hinein, kehrt gleich zurück.)

Fr. Erhardt

(bestreicht Emmy's Schläfe).

Es wirkt schon. Sie schlägt die Augen langsam wieder auf. Geh nur wieder, Christel! Ich will sie nun schon allein wieder zurechtbringen. (Christel durch die Mitte ab.)

Fr. Erhardt.

(während Emmy in ihren Armen sich langsam aufrichtet.)

Ist meinem Kindchen nun wieder besser? Komm. Sei tapfer, Herzchen! Gottlob, es ist vorbei.

Emmy

(sich angstvoll umsehend).

Ach Großmama —

Fr. Erhardt.

Wir sind ganz allein. Aber sprich noch nicht. Willst Du nicht ein Schlückchen Portwein —! (da Emmy den Kopf schüttelt.) Nun, wie Du willst. Aber komm, setz' Dich auf's Sopha! (führt sie hin und läßt sie sanft darauf nieder.) Was macht ihr junges Volk uns alten Leuten alles zu schaffen!

Emmy.

O Großmama — wenn Du wüßtest —!

Fr. Erhardt.

Still! Ich weiß Alles, Kindchen. Aber davon wollen wir jetzt nicht sprechen. Weißt Du, daß ich sehr böse auf Dich bin, daß ich Dich schelten muß?

Emmy (schüchtern).

Was hab' ich Dir denn gethan, Großmama?

Fr. Erhardt.

Und was Du hast thun wollen?

Emmy (verlegen).

Ich — verstehe Dich nicht —

Fr. Erhardt.

Aber die alte Großmama versteht das böse Kind sehr wohl. Heimlich fortstehlen hat sich's wollen, sich aus dem Staube machen, um nur so rasch wie möglich selbst zu Staub zu werden, in's nächste beste Wasser springen, als ob es wer weiß was für garstige Flecken abzuwaschen hätte. Will mein Kindchen das ableugnen?

Emmy

(vor sich hinblickend, düster).

Nein, Großmama — Aber wenn es so wäre, könntest Du mir's verdenken? Hab' ich nicht mein reines Bewußtsein verloren und mir graut nun vor mir selbst? Nein, wer Niemand mehr Freude machen kann, der verletzt keine Pflicht, wenn er das Leben wegwirft wie ein unreines Kleid!

Fr. Erhardt.

Die voreilige Jugend! Sie weiß freilich nicht, mit wie viel scharfen Laugen wir im Leben gewaschen werden, daß unsere Jugendsünden herausgebleicht werden als hätten sie nie einen Flecken gemacht. Und Du könntest Niemand mehr Freude machen? Ich will von der alten Großmama schweigen, aber — hast Du nicht einen Vater, Kindchen?

Emmy (zusammenschauernd).

O Gott, sprich mir nicht davon, wenn es mich nicht wieder zu Boden schmettern soll! Er — wenn es wahr ist — ist es wahr, Großmama? (die Alte nickt.) O wie soll ich je ein Herz zu ihm fassen! Und er — kann er Freude an einer Tochter haben, bei deren Anblick er immer denken muß —

Fr. Erhardt

(setzt sich auf einen Stuhl neben dem Sopha, legt den Arm um Emmy's Hals).

Mein liebes Kind, Du bist kein Kind mehr.

Du weißt, daß nicht Alles in der Welt so glatt und eben zugeht, als wäre sie nur eine Gartenlaube in größtem Format, daß es Abgründe und schlüpfrige Stellen giebt, an denen der wackerste Fuß ausgleiten kann. Dein armer Vater —

Emmy.

Ich klage ihn ja nicht an, Großmama, gewiß nicht! Aber daß er mir auf das Andenken meiner Mutter einen so tiefen Schatten geworfen hat — wie soll ich das je verwinden! (drückt die Hände gegen das Gesicht.)

Fr. Erhardt (nach einer Pause).

Ich möchte Dir was erzählen. Aber Du mußt auch zuhören. Also es war einmal ein junges Mädchen, sehr brav und sehr schön, und doch sehr unglücklich. Denn sie wurde an einen Mann verheiratet, der ihrer nicht wert war. Du hörst doch, Kindchen?

Emmy

(nimmt die Hände von den Augen, starrt vor sich hin).

Fr. Erhardt.

Und da lernte sie einen Mann kennen, der ritterlich und edel war und ein großer Künstler und diese Frau vergötterte. Und seine stumme Liebe und Treue rührte sie, und in einer unglücklichen Stunde, wo ihr gekränkter Stolz und ihr heißes Blut sich gegen sie verschworen, vergaß sie ihr heiligstes Gelübde und beging eine Sünde, die alle Reuethränen ihres übrigen Lebens nicht vergüten konnten.

Emmy.

Siehst Du, Großmama, Du sagst es selbst: es giebt Verirrungen, die man sich nie vergeben kann!

Fr. Erhardt (überhörend).

Und sie bekam eine Tochter, die war auch gut und brav, und doch erfaßte sie eine Leidenschaft, die eine Sünde war vor Gott und Menschen, und da sie auch nur ein schwacher Mensch war, und ihr Gefühl erwiedert wurde, so kam auch ihr eine unglückliche Stunde, und auch sie —

Emmy (entsetzt auffahrend).

Nein, Großmama, um Gotteswillen, was erzählst Du da? So war es ja nicht, das erfindest Du nur hinzu, so schuldig hat Gott das Kind der unglücklichen Frau ja nicht werden lassen!

Fr. Erhardt.

Nicht? Hat er nicht? Richtig, so weit ist es nicht gekommen. Auch hat der verheiratete Mann die Leidenschaft des Mädchen ja nicht erwiedert. Aber wenn er es gethan hätte, wer kann dafür gut stehen, ob die Tochter stärker geblieben wäre als die Mutter! Und doch spricht diese Tochter, als gäbe es Dinge, für die alle Reue und Buße keine Vergebung erwirken könnten? und kann den Anblick ihres unglücklichen Vaters nicht ertragen, und will sich lieber aus der Welt hinausflüchten, als für den Rest seines Lebens ihm eine gute liebevolle Tochter sein?

Christel (durch die Mitte).

Herr Professor Werner.

Emmy (springt auf).

O mein Gott, Großmama, er ist es! Aber ich kann ihn nicht sehen, ich kann nicht. Sag es ihm, daß ich nicht heucheln kann, daß er mir Zeit lassen muß, mich an den Gedanken gewöhnen — viel Zeit — bis mein Herz von selber ihn bei dem Namen nennt, den ich jetzt nicht über die Lippen brächte. O bitte ihn, er soll fortreisen, weit, weit weg! Wie könnt' ich ihm hier begegnen, ihm wie sonst vor Andern die Hand reichen! Er wird es einsehen, er wird mir verzeihen, aber es ist unmöglich! (eilt nach links ab.)

Fr. Erhardt.

(sieht ihr bekümmert nach, schüttelt den Kopf, dann zu Christel).

Bitte den Herrn Professor hereinzukommen.

Sechste Scene.

Frau Erhardt. Werner.

Werner (sehr verstört).

Verzeihen Sie, Frau Erhardt, aber ich konnt' es nicht länger aushalten, ich muß wissen, wie es hier steht. Sie ist fort? Wo ist sie?

Fr. Erhardt.

Drinnen in meinem Schlafzimmer. Wir müssen sie jetzt in Ruhe lassen.

Werner.

Und — Sie haben schon mit ihr gesprochen? von mir? (Fr. Erhardt nickt) Und haben ihr — Alles gesagt?

Fr. Erhardt.

Alles, so wie sie's hat hören und verstehen können. Ich habe ihr gesagt, es sei eine unselige große Leidenschaft von beiden Seiten gewesen. Und vor der Leidenschaft hat so ein junges Herz immer Respekt, wenn es selbst schon einmal erfahren hat, wie schwach es mit seiner eignen Tapferkeit bestellt ist, wenn der Feind dagegen anstürmt.

Werner.

Sie geben mir das Leben wieder! Und so kann ich hoffen —

Fr. Erhardt.

Nein, Freundchen, machen Sie sich noch keine Hoffnungen. Die Stimme der Natur will in ihr noch nicht laut werden.

Werner.

Sie will mich nicht sehen?

Fr. Erhardt.

Sie kann noch nicht, sagt sie. Sie sollten mit ihr Geduld haben, und einstweilen lieber fortreisen.

Werner.

Das hat sie selbst —

Fr. Erhardt.

Sie selbst. 's ist ja auch wohl das Beste. Stellen Sie sich vor: mit welchem Gesicht wollten Sie ihr

in der Gesellschaft begegnen? Seien Sie ein Mann, Freundchen! Rom ist nicht in einem Tage gebaut. In Jahr und Tag vielleicht, wenn Sie ihr recht hübsche liebevolle Briefe geschrieben haben — (Werner drückt die Hand vor die Augen.) Stille! Fassen Sie sich! Man kommt.

Siebente Scene.

Vorige. Bernd. Clarisse (am Arm führend, von rechts).

Clarisse.

Ah, Meister Werner!

Werner

(aus seinem Brüten aufblickend)

Ich wollte mich eben entschuldigen, gnädige Frau, und Ihnen mitteilen, daß ich leider die Stunden nicht fortsetzen kann. Ich verreise morgen.

Bernd.

Sie verreisen?

Werner.

Nach Italien. Mir steckt ein Bild im Kopf, das ich nur dort malen kann. Sie begreifen —

Clarisse (lächelnd).

Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen, das Sie mich im Stich lassen. Sie kommen nur meiner eigenen Erklärung zuvor, daß ich mich aufrichtig schäme, wie viele kostbare Zeit Sie mit einer so unbegabten Schülerin verloren haben. O Sie hätten mir einen Dienst erwiesen, wenn Sie mir früher die Augen geöffnet hätten. Ein Genie braucht ja nicht höflich zu sein.

Werner.

O verehrte Frau, wenn Sie nur früher Ernst mit der Kunst gemacht hätten —

Clarisse.

Stille, stille, Ich habe meinen Namen auf dem Bilde meines Jungen schon ausgekratzt und „Werner pinxit" dafür hingesetzt. Nun ist das Bild um so wertvoller.

Achte Scene.

Vorige. Eckberg (durch die Mitte. Werner läßt sich ganz vorn zur Rechten auf einen Stuhl sinken und starrt düster vor sich hin).

Eckberg (zu Fr. Erhardt).

Pardon, meine verehrte Frau Erhardt, ich suche Ihre Frau Schwiegertochter, und man weis't mich hierher. (zu Clarisse) O meine Gnädigste, Sie sehen mich in Verzweiflung. Alles hab' ich nach Ihren Wünschen geordnet, die Ankündigung des Konzerts mit Ihrem Namen ist bereits in der Druckerei, und nun erhalte ich hier dies Billet von Ihrem Herrn Gemahl, in welchem er mir mitteilt, Ihr Hausarzt habe Ihnen für einige Zeit das Singen verboten. Natürlich nur ein Vorwand. Aber erklären Sie mir —

Clarisse.

Nein, lieber Baron, die Sache verhält sich wirklich so. Fragen Sie meinen Hausarzt nur selbst! (auf Bernd deutend) Hier steht er.

Eckberg.

Ihr Herr Gemahl? Unmöglich.

Clarisse.

Haben Sie denn nicht selbst bemerkt, daß meine Stimme sehr abgenommen hat und daß ich schrecklich detoniere? Und ist es meinem lieben Mann zu verdenken, wenn er nicht wünscht, daß seine Frau sich öffentlich blamiert?

Eckberg.

Aber teuerste Frau, was soll ich nun sagen, dem Komitee und Ihrer Hoheit, der Frau Herzogin?

Clarisse.

O sagen Sie nur die Wahrheit. Ist es eine Schande, seine Stimme zu verlieren? Und seien Sie ehrlich, Baron: Sie selbst, als treuer Hausfreund, sind im Stillen froh, daß ich nicht mitwirke.

Eckberg (in höchster Verlegenheit).

O gnädigste Frau — nein, das kann Ihr letztes Wort nicht sein!

Clarisse (lächelnd).

Wenn der Mann gesprochen hat, hat die Frau doch wohl kein letztes Wort mehr zu sagen.

Eckberg.

Dann bleibt mir freilich nichts übrig, als mich schweren Herzens in mein Schicksal zu ergeben.

(verneigt sich, geht nach der Thür.)

Clarisse (ihm nachrufend).

Die Wohlthätigkeit soll dabei nicht zu kurz kommen. Notieren Sie uns für zwölf Billette, lieber Baron!

(Eckberg verneigt sich abermals, begegnet in der Thür Normann, den er kühl begrüßt, und geht ab).

Neunte Scene.

Fr. Erhardt, Bernd, Clarisse, Werner, Normann.

Normann (sehr vergnügt und hastig).

Na da bin ich wieder, Mama Erhardt, und diesmal werde ich keine Schelte kriegen, sondern eine Belobung für meine diplomatischen guten Dienste. (nickt den Andern zu, sieht sich um.) Aber wo ist Fräulein Emmy?

Fr. Erhardt.

Sie war unwohl geworden, in Folge von Aufregungen, an denen Sie die Hauptschuld trugen.

Normann.

Wer? Ich? Ja so! Meine Tölpelei! Na aber, wenn ich sie krank gemacht habe, kann ich sie jetzt auch kurieren.

Fr. Erhardt (achselzuckend.)

Sie wollten —? Nein, man kann Ihnen nicht trauen. Erst sagen Sie —

Normann.

Fräulein Emmy will ich's sagen, die Herrschaften hier können's alle hören, es ist kein Geheimnis. Wo steckt sie?

Fr. Erhardt.

Sie ruht sich drinnen aus. Aber ich verbiete Ihnen —

Normann (ruft laut).

Fräulein Emmy, bitte, kommen Sie heraus! Eine große Neuigkeit!

Fr. Erhardt.

Fangen Sie wieder an in Ihrer gewohnten Manier? Ich verbitte mir, hier in meinem Zimmer — (Normann nähert sich der Thüre links, Fr. Erhardt weicht vor ihm zurück, ihn mit ausgebreiteten Armen abwehrend. Die Thüre öffnet sich).

Zehnte Scene.

Vorige. Emmy (tritt ein. Ihr Blick überfliegt rasch die Anwesenden bleibt dann an Werner haften, der bei ihrem Eintritt von seinem Stuhl aufgefahren ist und in heftiger Bewegung abgewendet stehen bleibt. Die Alte tritt zu ihr, will sie umfassen, Emmy wehrt sie leise ab, bleibt unschlüssig stehen und scheint von allen Andern keine Notiz zu nehmen, immer nur den Vater beobachtend).

Normann.

Mein teures Fräulein, Sie gönnen mir keinen Blick, Sie haben Recht, auf mich böse zu sein, ich habe mich unglaublich täppisch benommen, aber Sie brauchen mich nicht mehr auszuzanken, die Großmama hat's schon besorgt, und das gründlich. Sie hat kein gutes Haar an mir gelassen, na, unverdient war's nicht, wenn auch meine Absicht die beste war, das können Sie wahrhaftig glauben, Fräulein Emmy, — aber Sie hören mich gar nicht!

(Emmy nickt zweimal zerstreut, ohne den Blick von Werner zu wenden.)

Normann.

Und so, in meiner Zerknirschung, da ich hin und her sann, wie ich's ein bischen wieder gut machen könnte, bin ich zu der Vorsteherin des Töchter-Lyceums gerannt und habe es bei ihr durchgesetzt, daß sie Sie gleich jetzt als Hülfslehrerin in der Oberklasse anstellen will; das Examen könne nachgeliefert werden, auf meine Verantwortung. Daß Sie's jede Stunde mit Glanz bestehen können, weiß ich ja, und auch, daß es Ihr höchster Wunsch war, gerade an diesem Institut — (zu Bernd). Aber sie hört ja kein Wort! Was sie nur haben mag? (Bernd zuckt die Achseln.) Ich dachte, sie würde überglücklich sein — eine so ehrenvolle Anstellung — und statt dessen —

Emmy

(die sich langsam, immer wieder stehen bleibend, Werner genähert hat, sieht jetzt, daß er mit einer Geberde der tiefsten Hoffnungslosigkeit sich nach Rechts an Bernd und Clarisse vorbei hinausschleichen möchte. Da stürzt sie zu ihm hin und schlingt die Arme stürmisch um seinen Hals.)

Vater! Lieber Vater!

Werner

(erschüttert, drückt sie an sich.)

Mein teures Kind!

Normann, Bernd, Clarisse.

Vater? — Sein Kind? —

Fr. Erhardt

(ist ihr rasch gefolgt, sagt leise zu ihr).

Um Gottes willen, Emmy, was hast Du gethan! Niemand außer uns darf ja wissen —

Emmy (bestürzt aufblickend).

O Gott! Und Clarisse — (besinnt sich rasch, tritt einen Schritt vor, Werner's Hand festhaltend.) Ja, ihr Lieben, was werdet ihr sagen? Ihr seid erstaunt — o ich bin es mehr als ihr. Noch vor einer Stunde hätte ich nicht geglaubt, daß ich noch einmal so glücklich werden könnte. Aber dieser teure Freund — ihm verdank' ich's (stockend, nach den Worten suchend) ich darf ihn mit einem so lieben, traulichen Namen nennen, o es war so gütig von ihm! Als er sah, wie traurig ich war, daß ich hinfort — durch eigene Schuld — ganz allein in der Welt stehen müßte, da hat er mich gefragt, ob ich ihn nicht zum Vater haben wolle, er werde mich hüten und hegen, wie sein leibliches Kind. Und ich, noch ganz verstört von meinem Schmerz ich hab' es ihm erst gar nicht gedankt, ich meinte, ich könne Niemand mehr Freude machen. Aber wie ich jetzt sah, daß ich ihn schwer gekränkt hatte durch meine undankbare Weigerung, da brach das Eis in mir, und nun, wenn er mich noch haben will, nun will ich seine gute treue Tochter sein und ihm folgen, wohin er will! (wirft sich wieder in seine Arme)

Clarisse.

Ist es wahr, wertester Freund? Sie wollen unsere Emmy in aller Form an Kindesstatt annehmen?

Emmy

(wieder aufblickend, während Werner sprachlos nur zu nicken vermag).

Ja, das will er, und morgen schon reisen wir zusammen fort, nicht wahr, lieber Vater? — nach Italien, Deinem gelobten Lande, und überall hin, wohin es Dir gefällt, und wir werden glücklich zusammen sein, und Du sollst es nie zu bereuen haben, daß Du Dich Deines armen Kindes angenommen hast! (rasch zu Fr. Erhardt tretend, raunt ihr zu.) Hab' ichs recht gemacht, Großmama? (Die Alte nickt.) O es greift aber furchtbar an, so eine Notlüge! Fühle nur, wie ich zittere!

Normann.

Nun das gesteh' ich! Und meine treuen Dienste — die schöne Stelle am Lyceum — Aber Sie haben am Ende gar nicht gehört —

Emmy.

O doch, lieber Freund, und ich danke Ihnen von Herzen. Aber können Sie mir's verdenken, daß ich lieber selbst erst leben lernen will, eh ich Anderen meine arme Bücherweisheit vortrage?

Bernd

(mit dem Clarisse gesprochen hat.)

Gewiß nicht, Liebste. Nur so von heute auf morgen, wie Du Dir's vorstellst — eine so übereilte Abreise —

Emmy.

O Bernd, halte uns nicht zurück! Glaub, es ist besser so. (leise zu ihm.) Frage die Großmama, die wird Dir's erklären, Dir allein. Nie darf Clarisse es erfahren!

(Bernd sieht die Mutter an.)

Fr. Erhardt.

Laß sie ziehen, mein Sohn! Es ist das Beste für alle Teile.

Bernd.

Wenn Du es sagst, Mutter — (sich zu Werner wendend.) Da nehmen Sie sie hin, verehrter Freund! Ihnen kann ich unsre liebe Schwester getrost anvertrauen.

Emmy.

Glaub auch Du, Schwester, daß es zu meinem Glücke sein wird. Und (leiser) wenn ich manchmal nicht gut zu Dir war — o, ich war unglücklich. Jetzt aber — das Glück macht gut, und da Du selber glücklich bist, vergiß und vergieb!

Clarisse.

O Emmy, auch ich — aber nun soll Alles anders werden! (umarmt sie, [dann zu Bernd].)

Normann.
(sich Emmy nähernd.)

Mein teures Fräulein, ich habe mich in Ihnen getäuscht. Sie ziehen die Kunst der Wissenschaft, den schönen Schein der Wahrheit vor — das ist Geschmackssache und über den Geschmack soll man nicht streiten. Wenn Sie den Ihrigen noch einmal ändern sollten — ich werde dem meinigen immer treu bleiben. (bewegt.) Leben sie wohl und werden Sie glücklich!

Emmy.

Lieber Herr Doktor — was soll ich Ihnen sagen?

Normann.

O nichts! Denken Sie zuweilen — an einen sehr getreuen Freund. (rasch ab.)

Werner.

Meine Teuren —

Fr. Erhardt.

Ja, Freundchen, führen Sie ihr Pflegekind ein wenig in die frische Luft. Sie werden so Manches mit ihr zu plaudern haben. Hernach bringen Sie sie uns noch für eine Nacht, und dann müssen wir Ihnen wohl unsern Reisesegen geben.

Emmy

Großmama, wie Viel habe ich Dir —

Fr. Erhardt.

Still, still, Kindchen!

Emmy.

Und Euch, meine teuren Geschwister! O Dank, Dank — für Alles! Und wir sehen uns wieder und bleiben uns, für immer! (umarmt Clarisse, reicht Bernd die Hand, nimmt dann rasch Werner bei der Hand und führt ihn hinaus.)

Elfte Scene.

Fr. Erhard. Bernd. Clarisse.

Clarisse.

Und wir, Bernd, wollen wir nicht auch ein wenig ins Freie? Wir könnten ausfahren mit den Kindern, Lenchen kommt zu wenig an die Luft, und Du selbst, das Alles hat Dich angegriffen. Es ist ja so natürlich, daß es Dir schwer wird, Emmy herzugeben, Du hattest Dich so an sie gewöhnt. Nun mußt Du freilich mit Deiner Frau wieder vorlieb nehmen, die lange nicht so gescheidt ist, aber doch auch noch lernen kann. Nein, Bernd, keine schönen Künste mehr. Es war ja so thöricht, daß ich glaubte, Dich damit fesseln zu können.

Bernd.

Mich fesseln Liebste? Das überlaß nur Deiner Natur, dazu braucht's keiner andern Künste.

Clarisse (umarmt ihn).

Und Du hast mir's nie gesagt, Du Böser! und von jetzt an, nicht wahr? sobald Dir etwas an mir mißfällt, wirst Du mir immer schonungslos die Wahrheit sagen?

Fr. Erhardt.

Immer? und schonungslos? Wollt Ihr am Ende auch noch Wahrheitsfanatiker werden? Nein, Kinder, Alles hat seine Zeit, auch die Wahrheit. Nur Liebe und Güte, die sind immer zeitgemäß.

(Vorhang fällt.)

Sturm!

Das braust in den Föhren; das peitscht den Sand;
Das reißt von den Schultern mein flatternd Gewand;
Und die Tanne stöhnt; und der Eichbaum kracht;
Und kein grüßend Licht überm Haideland;
Und am Himmel kein Stern; und ringsum Nacht.

Der Eulenschrei durch die Schlüfte klagt:
Und wilder der Sturm in den Forsten jagt;
Da springt er mich an in fliegender Lust
Und zwingt mich zum Kampfe. Nun unverzagt
Zu nächtlichem Ringen, Brust an Brust! . . .

Hab' Dank, ungebändigter, rasender Nord!
Wie schlug in die Brust mir dein Donnerwort,
In das Herz, das thörig den Gram gehegt:
Auf flüchtigem Fittich trugst du ihn fort
Und hast mir den Staub aus der Seele gefegt.

Max Geißler.

Giovanna.

Von **Konrad Telmann.**

Versammelt war im Saal des großen Rats
Venedigs Adel; im Gestühl, das rings
Den mächt'gen Raum umlief, hob Kopf an Kopf
Sich ragend auf, und von den Wänden blickten
Die hier in mehr als drei Jahrhunderten,
Zu Herzogen gekürt, mit ernsten Augen,
Wie stumme Mahner, aus den dunklen Rahmen
Hernieder. Dumpfes Schweigen brütet. Leise
Nur flüstert hie und da ein greiser Mund,
Dem sich das Ohr des Nachbars neigt: ein Runzeln
Der Brauen geht, ein Blicken hin und wider,
Ein Achselzucken durch die Reih'n. Der Name
Des, der Venedigs Fürstenkrone würd'ger,
Als jeder Andre, tragen wird, den selber
Die Vorsehung bestimmt zu haben scheint,
In dieser gährend-wilden Zeit das Schwert
Der Herrschaft in der mächt'gen Faust zu halten,
Auf aller Lippen schwebt er, jedes Auge
Ist stolz-vertrauensvoll ihm zugekehrt,
Die Hoffnung aller ist er, kaum ein Neider
Mißgönnt die Macht ihm, die sein Ruhm erheischt.
Und dennoch dröhnt der Name jubelnd nicht
Im Zuruf Aller bis zur Deckenwölbung
Empor und löst der Stille eh'rnen Bann;
Der waltet fort, bis vor des Thrones Stufen
Der greise Prokurator tritt, die Stimmen
Der Edlen für die Dogenwahl zu sammeln.

Doch eh' er's thut, dem Brauch entgegen, hebt
Er vor der glänzenden Versammlung erst
Zu reden an und, was in Aller Seelen
Verborgen ringt nach Ausdruck, spricht er machtvoll,
Mit klarem Ernst und ruh'ger Hoheit aus:
„Venedig's Herzogskrone ziemt's dem tapfren
Ziani auf die edle Stirn zu drücken,
Dem Schlachtensieger, dem erprobten, weisen,
Gerechten Staatsmann, — in Venedig lebt
Nicht seinesgleichen mehr, wir Alle wissen's —
Denn schwere Zeiten droh'n uns: wilde Fehde
Entbrannte zwischen Christi Stellvertreter
Zu Rom und Kaiser Friedrich Rotbart: lodernd
Wälzt durch die Lombardei des Aufruhrs Flamme
Sich fort, die züngelnde, die Städte heischen
Zum Bund'sgenossen uns, von Petri Stuhle
Dringt Hülferuf, indeß die Söldnerscharen
Des Staufer's schon verheerend von den Pässen
Der Alpen sich ergießen. Solche Stunde
Gewaltig nahender Entscheidung heischt
Den rechten Mann, und das Geschick begnadet
In dieser Stunde das umdrohte Reich
Mit Sebastian Ziani. Dennoch zaudert
Der große Rat, verlegen schweigt der Jubel,
Der diesen Namen bis zu fernen Reichen
Des Ostens tragen möchte, allen Feinden
Zum Schreck, und allen Freunden zur Begeist'rung,
Den Namen, der uns Sieg und Ruhm bedeutet.
Denn Sebastiano's Herz hängt einem Weibe
In Treuen an, die einen Namen trägt,
Von üblem Klang, durch den des seinen Ehre
Befleckt wird, einen Namen, so verrucht,
Daß sich des Venezianers Lippe scheut,
Ihn nur zu nennen, — Alle kennt ihr ihn.
Daponte's Tochter ist es, die er liebt,
Des Dogenmörders. Mag von seiner Schuld,
Der furchtbar'n Blutschuld, die das Richtschwert sühnt,
Kein Teil die Jungfrau treffen, die in Züchten
Heranwuchs, unter allen edlen Töchtern
Der Stadt durch Wohlgestalt des Leibes, wie
Durch feine Sitte gleich bevorzugt, mag
Des Vaters Name wie ein düster drohend
Verhängnis nur auf ihren Schultern lasten
Und sie der Liebe eines Sebastiano
Ziani wert sein: niemals darf als Fürstin
Venedig's man Daponte's Tochter krönen.
Wir Alle wissen's gleicherart. Die Sünden
Der Väter sucht der Gott, zu dem wir beten,
Heim bis in's tausendste der Glieder: nimmer
Darf über Fürstenblut, von ihres Vaters
Verruchter Hand vergossen, die Daponte
Zum Throne schreiten, selbst nicht, wenn Ziani
Sie leitet. Also schwör' in dieser Stunde
Vor'm hohen Rat er seiner Liebe ab,
Der unheilvollen, um das Wohl des Staates,
Um Macht und Sieg und Ruhm, — und jauchzend grüßen
Venedig's Edle ihren neuen Dogen!"

Da geht ein Brausen durch den hohen Saal:
Es recken Aller Häupter sich empor,
Die Arme winken und die Augen leuchten,
Erleichtert atmet jede Brust, ein Rufen,
Ein Jubeln hallt: „Er schwöre ab! — Ziani
Sei unser Fürst! — Kein Würdig'rer, als er!"

Und dem der Zuruf gilt, ist's, wie wenn draußen
Im Schlachtfeld tausend nackte Schwerter dröhnten
Auf tausend Schilde und Drommetentöne
Zum Angriff mahnten, in der Feinde Reihen
Des Siegers blut'gen Lorbeer zu erstreiten.
Ihm über's dunkle Auge fällt die Wimper
Sekundenlang herab; als lauscht' sein Ohr
In weite Fernen, lehnt er schweigend, reglos
Im hohen Stuhl. Dann schreitet Sebastiano
Ziani vor und tritt, das mächt'ge Haupt,
Das bartumwallte — eines Löwen Haupt

Auf ries'gen Schultern, — stolz emporgereckt,
Auf hoher Stirn Entschlossenheit und Kraft,
Gebiet'risch an des Prokurators Seite.
Und wie sein Aug' mit hoheitsvoller Klarheit
Den Saal durchblickt, wird's plötzlich still und horchend
Ist jedes Ohr gespannt. Dann spricht Ziani:

„Ihr Nobili und Herrn des großen Rats!
Wohl ehrt mich das Vertrau'n, das ihr mir zollt,
Wohl reizt die hohe Würde, die ihr gnädig
Mir zugedacht, der Seele heißen Ehrgeiz,
Und ehrlich Wollen, stolze Zuversicht
Giebt Antwort eurem Drängen; auch ist billig
Nur, was ihr fordert, als Beding der Herrschaft
Nach göttlichem und menschlichem Gebot.
Ich aber kann euch nicht zu Willen sein,
Selbst nicht um solchen Preis, — um keinen je,
Und wenn's um Leib und Leben ging'! Giovanna
Daponte hat mein Wort und Sebastiano
Ziani bricht sein Wort nicht, könnt' er dadurch
Auch eine Krone auf die Stirn sich drücken.
Ich liebe sie, — des Fürstenmörders Tochter
Wird meine Gattin. Wählt nun euren Dogen!"

Er schreitet stumm zu seinem Platz zurück.
Noch bleibt es still im Saal; es ist, als könnte
Das Ungeheure Keiner fassen, daß man
Um eines Weibes Liebe eine Krone
Ausschlägt. Dann bricht der Unmut tobend los.
„Zur Wahl! Zur Wahl!" hallt's durcheinander, zornig
Erblitzen Aller Augen, Aller Lippen
Entringt sich's, wie empörter Aufschrei. Mühsam
Nur dämpft des greisen Prokurators Stimme
Den wilden Aufruhr, mahnt zur Ruh' und ordnet
Den Wahlgang an, wie das Gesetz ihn fordert.
Nun leise raunt ein Mund dem andren rasch
Den Namen zu, deß Träger nächst Ziani,
Dem Unbesonnenen, Verblendeten,
Des höchsten Anseh'ns und Vertrau'ns sich rühmt,
Und Aller Köpfe nicken Beifall. Selber
Ziani stimmt, gleich Allen, ernst und ruhig;
Und dem Venedig's Herzogskrone heute
Zu teil wird, ist sein Freund, deß' Hände sicher
Und treu das Schwert der Herrschaft halten werden.

Beendet ist die Wahl. Venedigs Doge
Heißt Malapiero; morgen soll die Krone
Der Erzbischof auf's Haupt ihm drücken, morgen
Begrüßt Venedig seinen neuen Herrscher.
Der Rat ist aufgelöst, der Saal wird leer:
Und drunten auf der Piazzetta, wo
Sich Kopf an Kopf gedrängt die Menge staut,
Pflanzt nun der Name des Gewählten sich
In Eile fort und hallt bis zu den Schiffen
Im Hafen weiter: Malapiero ist's.
Es spricht jedweder Mund den Namen nach
Mit ehrfurchtsvoller Scheu, doch mischt Verwund'rung
Sich d'rein und Unmut, bis man dort und hier,
Nun überall die Frage tönen hört:

„Und nicht Ziani? Warum er nicht? Keiner
Ist würd'ger doch, als er!"

Auch Malapiero,
Der an Ziani's Seite jetzt die Stufen
Herabkommt, hört's und seine güt'gen Lippen
Umfliegt ein mildes Lächeln: „Du vernimmst es",
Spricht er, des Freundes Arm umklammernd, „Niemand
Ist in Venedig mit der Wahl zufrieden,
Die heut der große Rat getroffen, selber
Der Rat nicht. Einen andren Fürsten fordert
Das Volk mit Ungestüm, es will sein Bestes
Nur dir vertrau'n, von dir erwartet's Sieg,
Ruhm ist dein Nam' ihm und Gewähr des Ruhmes.
Bis über ferne Meere hallt er fort
Und bannt das Glück an deine Fahnen. Glaubst du,
Das Alles wäge eines Weibes Liebe
Dir auf, Ziani? Wird dein wilder Ehrgeiz,
Der unbefriedigte, darin Genüge
Auch finden und dein heißer Thatendrang,
Dein Herrschbedürfnis? Und wenn einst das Volk
Dich nach verlor'ner Schlacht anklagend fragt,
Warum nicht du zum Sieg es führtest, du,
Der es allein vermochte? Was wird als Antwort
Ihm werden? Weil ich mehr, als Euch, und als
Venedig, mehr als Ruhm und Glück und Freiheit
Und Größe meines Vaterlands ein Weib
Geliebt?! Ziani, vor der Nachwelt halte
Von Schmach den Namen frei, den selbst zu Ehren
Du erst gebracht, laß nicht im Dunkel löschen,
Was strahlend aufstieg, wie die junge Sonne!
Laß mich dich mahnen, daß dich heilg're Pflicht
An's Vaterland, als — an ein Mädchen kettet,
Und daß der Treubruch, den du hier verübst,
Dich wie uns Alle in's Verderben stürzte.
Steh' ab von deinem Starrsinn! Poche trotzig
Nicht auf den Schwur, den die Daponte selber,
— Wenn anders venezianisch Blut die Adern
Ihr noch durchrollt, — zerbrochen dir zu Füßen
Muß werfen, da er nimmer doch ihr Glück
Begründen kann, — nicht ihr's und nicht das deine!"

So Malapiero, während sie den Hof,
Den marmornen, des fürstlichen Palastes
Durchwandern und von draußen dumpf, wie Brandung
Des Meers, der wild erregten Menge Aufruhr
Zu ihnen tost. Gesenkten Auges hört
Ziani seine Worte, flammend loht es
Ihm über die gewalt'ge Stirn, dann murmelt
Sein Mund mit bittrem Zucken: „Laß! Gefallen
Ja sind die Würfel".

Doch der Andre hebt
Die Hand beschwörend auf: „Du irrst, Ziani.
Nichts ist entschieden noch, bevor die Krönung
Vollzogen ward. Und ich — Vor'm Rat der Edlen
Verzicht' ich morgen auf die Herzogskrone,
Die deinem Scheitel nur gebührt; statt meiner
Krönt dich der Bischof und des Volkes Wille,
Des Volkes Hoffnung ist erfüllt; die Edlen,
Die heut dein Trotz erbittert, jubeln morgen
Dir stürmisch zu".

„Großmütig Herz!" erwidert
Bewegt Ziani, ihm die mächt'ge Hand
Fest auf die Schulter legend, treu und dankbar

In's helle Aug' ihm blickend, „Fast vermöchten
Mir soviel Edelsinn, selbstlos Verzichten
Und echte Glut den starren Geist zu schmelzen;
Klein fühl' ich gegen deine Größe mich.
Was du um mich thun willst, ich könnt' es nimmer
Um dich!"
Doch Malapiero schüttelt ruhig
Das ernste Haupt. „Ich will es nicht um dich!
Dir weich' ich nicht und Keinem, mächtig loht
In meiner Brust der Herrschbegierde Feuer
Und läßt von Thatendrang sie schwellen. Einzig
Um unf'res Landes willen weich' ich dir,
Das Vaterland erheischt von mir dies Opfer.
Was ich vermag, vermagst auch du. — Ziani
Läßt sich von Malapiero nicht besiegen.
Er opfert eines Weibes Liebe hin,
Wo Malapiero eine Krone opfert!"

„Und bricht den Treuschwur einem Weib", fällt finster
Ziani ihm in's Wort, „dem seine Seele
Zu eigen ward mit Allem, was sie birgt.
Wer das sich unterfängt, wird der die Treue
Dem Reiche wahren, dessen Fürst er heißt?
Bürgt dessen Name noch für Ehr' und Treue?
Ist er der Krone wert noch, des Vertrauens
Der Bürger und der Krieger wert? Und wenn mir
Daponte's Tochter stolzgemut die Freiheit
Als gnädiges Geschenk zurückgiebt, meinst du,
Ziani wäre feig' und schwach genug,
Aus eines Weibes Hand sie anzunehmen,
Sich durch ein Weib an Edelsinn besiegen
Zu lassen, — und er liebte dieses Weib?
Nein, Malapiero, nein! Daponte's Tochter,
Die durch des Vaters grause Bluttthat schuldlos
Befleckte, heischt, wie keine Andre, — Treue.
Mit zwiefach starken Banden hält sie mich,
Und zwiefach wär' der Frevel, sie zu brechen.
Böt'st du des Rotbarts Reich mir auch zum Lohn
Für meinen Eidbruch, Treue wahrt' ich ihr . . .
So laß uns scheiden, Malapiero. Nimmer
Machst du den starren Sinn mir wankend. Würdig
Bist du der Krone, die Venedig heute
Dir bot. So nimm sie hin und herrsche glücklich.
Dir huldigt morgen dein Vasall Ziani!"

Er legt in Malapiero's Hand die seine
Zum Abschied, doch der hält sie fest, mit traurig
Gefurchter Stirn, und blickt ihm vorwurfsvoll
Und mahnend einmal noch in's Auge. „Morgen
Sag' mir, wie du entscheidest, — heute nicht.
Leb' wohl!" Und der erwählte Fürst Venedigs
Verläßt den Schloßhof raschen Schritts.
Ziani
Sucht seine Gondel auf; doch ob er schnell,
Gesenkten Blicks die Piazzetta auch
Durchschreitet, jubelnd hat die Menge doch
Den Helden längst erkannt, und wie ein Strom
Von Felsenhöhen donnernd niederbraust,
So stürzt von ihrer aller Lippen jetzt
Der Ruf: „Ziani! Hoch Ziani! Keinen
Zum Dogen will Venedig, als Ziani!
Mit ihm zum Sieg, mit ihm zum Tod!"
Ziani
Erhebt, dem Meergott gleich, der einen Sturm
Beschwören will, den Arm, doch allzu mächtig
Erweist sich die entfesselte Gewalt
Und droht im Überschäumen jäh auf ihn
Hereinzubrechen. Und der im Getümmel
Des Kampfes nie um Haaresbreite wich,
Der Schwertgewalt'ge flieht vor diesem Anprall
Der wild erregten Volksgunst, vor den Blicken,
Den Mienen und den Worten, die gebiet'risch
Begehren, was sein eigen Herz verwirft.
Er springt in seine Gondel, heißt die Rudrer
Das Fahrzeug treiben, weist auf's Meer hinaus,
Und hinter ihm verklingen Lärm und Jauchzen.

Nun webt des Frühlingsabends Märchenstille
Um die Lagunen, deren lichte Flut
Das scheidende Gestirn des Tages spiegelt;
Um Kuppeln spinnt und Zinnen bläulich sich
Ein Dämmern schon und mählich schwimmt im Duft
Im goldverklärten, rings die Marmorstadt,
Die meergebietende. Ziani schaut,
An seiner Gondel Bug gelehnt, zurück
Zu ihr mit trauerumflortem Aug'. Und Bilder
Der Zukunft steigen plötzlich groß und glänzend
Vor seiner Seele auf: San Marko's Dom
Erfüllt vom Schwarm der hohen Kirchenfürsten
Wie von des Rotbarts reisigen Vasallen,
Und mitten in dem prunkvoll'n Kreis sie selber:
Der Weltmacht Träger und der Stellvertreter
Christi auf Petri Stuhl: Papst Alexander
Und Kaiser Friedrich, ihrer Zeit die Größten,
Und die Zerstörer einer Welt, solange
Sie Feinde sind; — heut aber Beider Hände
Legt in ineinander, der den großen Staufer
Zum ersten Mal in der lombard'schen Eb'ne
Auf's Haupt geschlagen mit geweihtem Papstschwert
Und vor der Macht der Kirche beugt der Kaiser
Auf's Neu' das stolze Haupt, der Welt den Frieden
Zurückzugeben. Der dies Werk vollendet,
Das größte, das die Zeit erheischt, — die Krone
Venedigs trägt er und des Staufersiegers
Gewalt'ger Name tönt vom Nordlandsmeere
Bis zu den fernsten Wüsten Afrika's
Als eines Weltbeglückers Name fort . .
Und dieser Name — Rief ihn nicht das Volk,
Venedigs eben jauchzend, mahnend, feiernd
Erst über die Lagunen hin? . .
(Schluß folgt).



Aus Eduard Mörike's Briefwechsel.

Mitgeteilt von Prof. Dr. Jakob Bächtold.

Briefe Mörike's an Rektor Karl Wolff.

Der Empfänger der folgenden Briefe ist ein den Mörike-Verehrern wohl bekannter Mann, Karl Wolff, der Rektor des Stuttgarter Katharinenstifts, der Pfleger weiblicher Jugend, Mörikes „Lykos", auf den das schöne Gedicht „Hermippus" geht.

Die Freundschaft zwischen den beiden Männern ist eine junge: sie lernten sich erst bei Mörikes Antritt der kleinen Lehrstelle am Katharinenstift 1851 kennen. Wolff war ein feinsinniger Beurteiler des Dichters. Er mahnte bei einer frischen Auflage zur Aufnahme neu entstandener. noch ungedruckter Gedichte und schrieb ihm: „Mich verbarmts, was außen bleibt". Des Dichters Wunsch, den Freund als Neunziger, den Urenkel auf den Knieen, im Gärtchen sitzen zu sehen, ist leider nicht erfüllt worden: Wolff starb am 11. Mai 1869.

Die Briefe Mörikes, von denen der zweite über Mörikes bekannte keramische Künste Aufschluß giebt, verdanke ich Frau Justizrath Walther in Stuttgart, der kunstreichen Stieftochter Wolffs, Mörikes verehrter, oft besungener Freundin.*)

---

23. März 1864 Morgens.

Wie lang doch, Bester! haben wir einander nicht mehr gesehen, und wie oft hat es mich inzwischen verlangt, auf eine Viertelstunde bei dir zu sein! Die letzte Zeit herein wäre das meinerseits auch wohl möglich gewesen; ich hörte aber immer, du meidest jeden Anlaß mehr zu reden sehr. Nach dem jüngsten Bericht von Pauline G. (vor etwa 4 Tagen) geht es dir jetzt allmählich doch viel besser, und meine Hoffnung, daß wir beide nach Ostern wieder zugleich im Stift**) antreten werden, kann sich doch noch erfüllen! Ich gehe jeden Tag bei wärmerer Luft um die Mittagszeit spazieren und war schon 2 mal im Garten, die aufbrechenden Knospen zu sehn und den Kindern, welche leider wegen Husten noch nicht vor's Haus dürfen, die ersten Veilchen zu bringen. Dabei trink ich das Selzer-Wasser und stelle öfters Leseübungen mit lauter Stimme an — dieß Alles nach des guten Fetzers***) Rath, der mir schon vor 4 Wochen Ostern als meinen Befreiungstermin in Aussicht stellte.

Nun großen Dank für das zurückfolgende Buch, das ich mit wahrer Lust gelesen habe. Schleiermacher ist und bleibt ein einziger unvergleichlicher Mann. Das Griffige in seinem Wesen erscheint bei solcher näheren Bekanntschaft in einem ganz andern Licht als es mir sonst vorkam. Seine Geduld mit Schlegel†) ist rührend! Wie hat er aber nur jemals im Ernst aus der Lucinde so viel machen können! die gewiß auch dir in jedem Betracht unausstehlich sein wird. — Die ächten Freunde, der ehrliche Spalding, Reimer, und früherhin der arme Ockely mit den Genossen werden einem ganz lieb.

Ich schicke dir den zweiten Band von Grimms „Michel Angelo", auf die Gefahr daß du ihn sonsther schon gehabt oder jetzt nicht dazu aufgelegt bist. Was man auch gegen gewisse Sonderlichkeiten des Styls sagen mag, es ist, mein ich, doch immer „ein schönes Lesen drum". — — —

Die Anacreontica*) sind in der Druckerei, J. Kl.**) hat sie sorgfältig und sehr zum Vortheil des Büchleins, besonders hinsichtlich der Erklärung, durchgesehn, deßhalb ich dir für deine Anwerbung dieses braven Mithelfers nochmals bestens danke.

Mit den herzlichsten Grüßen und Empfehlungen an dein liebes Haus.

Ganz der Deinige
M.

Mein theurer Freund!

Der Dank für deinen lieben Brief und was er Köstliches mitbrachte, ist ungebührlich lange ausgeblieben, — so lang, daß keine Art Entschuldigung recht hinreichen will. — Mitunter war indessen Schuld, daß ich mir in den Kopf gesetzt hatte, die Schachtel nicht leer zurückgehen zu lassen, sondern mit irgend etwas specifisch Laureacensischem***) zu füllen, wozu sich die Gelegenheit erst neulich fand, und dieß zwar in folgender Weise. Meine Frau hatte etwas Geschirr für ihren kleinen Interims-Haushalt bei dem Hafner zu kaufen; ich begleitete sie auf dem Rückweg von einem Spaziergang dahin und sah ihm in der Werkstatt mit Vergnügen eine Zeitlang bei seiner Drehscheibe zu†). Da fielst du mir ein, und es wurde sofort ein Blumentopf nach meiner Zeichnung bestellt, der mir ins Haus geschickt wurde, so lang er noch weich genug wäre, um darein zu graviren. Der Alte lächelte ein wenig zweifelhaft, das sei ihm noch nicht vorgekommen, war aber zu Allem bereit, nur müsse der Topf schon „lederhart" sein, wenn ich ihn erhalte. Dieß machte nachher bei der Bearbeitung mit dem

*) Gedichte (7. Aufl.) S. 285 f.
**) Im Katharinenstift.
***) Des Arztes. — †) Friedrich Schlegel.

*) Anakreon und die sog. Anakreontischen Lieder. Von E. Mörike (1864). — **) Professor Julius Klaiber.
***) Aus Lorch stammendem.
†) Mörike hat in seinem handschriftlichen Lorcher Hausbuch den wackern Meister portraitiert. Ebenso die verschiedenen Töpfe. Es kamen Leute zu ihm und wollten bestellen und kaufen.

Griffel (einer Schusterspfrieme) einige Schwierigkeit, es gab ein trockenes Gebröfel, jede Furche mußte mehrmals übergangen und ausgeräumt werden. Auch sonst ist nicht Alles nach Wunsch ausgefallen. Das Schildchen hat mein Meister nach eigenem Geschmack so eingefaßt und meine Schrift ist krumm. Nun, wie es sei, die erste Probe meines neu erwählten Metiers soll hiemit in das Wolff'sche Haus gestiftet sein. Du wirst sie deiner lieben Frau in meinem Namen mit der Bitte um freundliche Nachsicht präsentieren.*)

Denke dir, der Syrakuser ist noch zur Stunde nicht angebrochen! Gretchen wollte durchaus, daß es erst auf meinen Geburtstag geschehe. Doch verspreche ich dir, bis auf ein kleines Spitzglas soll die Flasche ganz ihr zu gut kommen. Die Brödchen aber schmeckten vortrefflich.

Das Lorcher Clima thut uns beiden sehr gut. Die ersten Wochen fühlte ich mich auffallend angegriffen und herunter, bis meine Frau auf den Gedanken kam, die hiesige Luft verlange mehr Nahrung, als ich von daheim gewohnt war. Drauf gieng es gleich besser. Den größten Theil des Tags ist man im Freien, besonders auf den Höhen, auch im Garten. Auf dem Wäscherschlößchen war ich zweimal. Zuerst in Begleitung des Oberförsters (Paulus — eines „gar netten" Manns, wie mir der Sonnenwirth ihn anfangs rühmte), der mich in seiner leichten Calesche auf der Göppinger Straße hinkutschirte; dann später zu Fuß durch ein herrliches, mildes, von 3 Mühlen besetztes Thälchen (das Beutenthal) wir Alle, zu sieben Personen (Fanny und Marie**) mit einem Stuttgarter Besüchlein sammt unserer Magd) und diesesmal über Mittag. Es ist ein angenehmes Wirthshaus dort, der Wäscherhof, mit der prächtigen Aussicht auf den Rechberg, Stauffen u. s. w. Vom Schlößchen konnten wir uns Abends kaum losreißen. Die Kinder, denen man den schuldigen historischen Respect davor nach Kräften beibrachte (sie hatten theilweis in der Schule schon etwas von den Hohenstauffen gehört), nahmen allerhand Andenken mit. Ich lege hier auch etwas bei: ein Stückchen Holz von der ältesten Zeit aus der Mauer und eine Raubvogelfeder, expreß für dich von meiner Kleinen im Gras des Schloßhofs aufgelesen.

Inzwischen wurde auch das Lorcher Kloster mehrmals besucht; der dicke (Römer-) Thurm mit seiner Wendeltreppe, deren massive Spindel ein Mann bei Weitem nicht umklaftern könnte, bestiegen, die öden Mönchszellen durchgangen, die Kirche ohnehin. An der niedern Ringmauer gegen das Thal sind schmale liebliche Blumengärten. Da war ich wieder halb in Bebenhausen!***) Gewiß haben wir beide, du dort und ich hier, während der letzten Tage ein und das andre Mal zur gleichen Stunde dasselbe milde Herbstgefühl in klösterlicher Umgebung genossen. Eins hättest du mit ansehn sollen. Wir standen vor dem Klosterthor, vierzig Schritt von der uralten Linde, und schauten in die Weite und ins Thal hinab, wo links nach Gmünd die Eisenbahn, mit einer schönen Krümmung um den Berg herum, verschwindet. Hinter unserm Rücken tanzten die Kinder auf dem Grasboden im Schatten der Linde. Als wir uns endlich nach ihnen umsahen, standen sie alle drei, mit der Magd, einem jungen singlustigen Ding aus Weinsberg, in dem hohlen Innern des riesigen Stammes, so daß man kaum etwas von ihnen sah, und sangen selbviert mit heller Stimme:

„O Lindenbaum, o Lindenbaum
Wie grün sind deine Blätter!"

So fort mit Grazie in infinitum.

Und was wir sonst hier treiben? Ich habe mancherlei gelesen, z. B. Ötingers Leben von Ehmann, das ich bei unserer Hausfrau fand; sodann, in einem soliden Schweinslederband, einen Theil seiner Murrhardter Epistelpredigten, worin sich aber seine Seltsamkeiten weniger gut als in den Briefen ausnehmen. Ferner einen interessanten Roman: „Unüberwindliche Mächte" von Hermann Grimm, drei starke Bände, kürzlich von ihm geschenkt. Knapps Hohenstaufen Lieder (die mir nicht gefielen) — „Nige Blomen" von Frau Wuthenow u. s. w. Auch wurde vom Maler Nolten*) ein Stück ins Reine gebracht.

Uebrigens könnte ich hier vielleicht wieder ein Lehramt erhalten. Es hieß gleich Anfangs, ich sei ein Präceptor aus Stuttgart und komme an die Stelle eines unbeliebten (deutschen) Schullehrers (also rückwärts dienend), worüber große Freude unter der Schuljugend war.

Wir hatten halb und halb gehofft, du würdest einmal auf dem Weg nach Ellwangen bei uns einkehren; auch hatte Mährlen uns einen Besuch versprochen; wenn du ihn siehst, erinnere ihn doch daran, und er möchte mir ja einen Pack Beilagen der Allg. Ztg. mitbringen. Grüße alle deine lieben Leute, besonders Frau Charlotte, an deren Krankheit und glücklicher Wiedergenesung wir innigen Antheil nahmen. Auch die übrigen Freunde, wer nach mir fragt, Julius Klaiber 2c.

Wie immer
dein
dankbarer M.

Lorch, d. 13. Aug. 1867.

N. S. Der Hafner bittet mich um meinen Reim; dazu sollte er aber auch die Uhlandische Ballade haben, deren Inhalt ich ihm nur ungefähr sagte. Wolltest du doch so gut sein, das Gedicht, etwa durch eine Schülerin, recht deutlich auf derbem Papier abschreiben zu lassen.

Ich werde, wenn wieder Geschirr gebrannt wird,

*) Die Inschrift auf der Blumenvase von Frau Marie Wolff lautet:
„Ich bin ein schlecht Gefäß aus Erden;
Was hätt' ich Beßres können werden?
Ich bin kein seltsamer Krystall
Wie jener Becher von Edenhall;
Drum, sollt ich heut in Scherben gehn,
Dein Glück wird immer fort bestehn."

**) Die Kinder Mörikes.

***) Die alte Cisterzienserabtei in der Nähe von Tübingen, wo Mörike in der Sommerfrische jene anmutsvollen „Bilder aus Bebenhausen" dichtete.

*) Die Umarbeitung.

noch zwei solche Stücke, das eine für Frau Lempp,*) das andre für Klaibers machen.**)

Lorch, den 20 Febr. 1868.

Du hattest, liebster Freund, wohl eine Ahnung von der eigenthümlichen Herzensnoth, in welche mich dein aller Ehre werther Antrag wegen eines Festgesangs***) versetzen würde, und ich kann dir für die milde, ächt Wolffsche Art, womit du mir die Antwort erleichtertest, nicht genug danken. Zwar habe ich die Tage her, deinem Rathe gemäß, hin und wieder einen eingehenden Blick auf die Sache gerichtet, fand aber mein anfängliches Gefühl, daß ich etwas, das mich zunächst und dich befriedigte, nicht würde machen können, ganz entschieden bei mir bestätigt.

Wofern nun du nicht etwa selbst mit dieser Aufgabe dein Glück versuchen willst — und warum solltest du das nicht? ich las ja schon sehr liebliche Verse von dir†) — so ist Freund Gugler allerdings mein nächster Trost. Er wird es leichter als ich nehmen und eben darum wirklich auch etwas Besseres machen. Uebrigens war es schön von dir, bei diesem Anlaß an deinen ehemaligen Schulcollegen zu denken.

So viel auf deine Frage, Theuerster. Damit mein Schreiben aber doch auch etwas Ergötzliches mitbringe, leg' ich die beiden neusten Briefe Schwinds hier bei. Die Zeichnungen und Aquarelle, von welchen er redet und die ich einige Tage im Hause gehabt, sind höchst bewunderswerth. Wär' ich nicht grade während dieser Zeit unwohl gewesen — von einem leidigen Zahnweh geplagt, das mir anfangs die Freude an den Herrlichkeiten fast verdarb — so hätte ich es wohl gewagt, dich und wer sonst Lust hätte, auf einen Sonntag dazu einzuladen. Am Ende mußte aber eben die Kiste wieder fort. Der magere Hansel††) ist aus meinem Märchen „Der Bauer und sein Sohn".

Da man zum Dank für die Mittheilung einer solchen Masse von Sachen nicht anfangen kann, über das Einzelne zu schreiben, so hab ich vor, ihm ehestens in Form einer poetischen Epistel etwas Verbindliches zu sagen, was mir schon bei einer früheren Gelegenheit vorschwebte und nicht zur Ausführung kam.†††)

Gegenwärtige Sendung erhälst du durch Gretchen, die uns heut in aller Früh mit unsrer Kleinen überraschte.

Durch sie wird dir in Bälde auch deine nach Stöckenburg*) mitgetheilte Rede zukommen.

Wie steht es mit deiner Gesundheit? Es wollte ja etwas von einem neuerlich erlittenen Anstoß verlauten.

Tausend Grüße
dein treuer Mörike.

Lückenbüßer. (Verslein ungefähr vom J. 1845.)

An W. Hartlaub auf das von ihm mir mitgetheilte Schreiben eines seiner Collegen, worin er seinen theologischen Standpunkt darlegte.

Dieser hat sein Schäflein ganz,
Wenn auch etwa nur am Schwanz,
Aus betrübten Zweifelswogen
Auf das Trockene gezogen,
Und zwar durch Philosophie —
Freundchen, so weit bringst du's nie!

Dank für die schöne Stelle aus dem Pindar!

Mein spärlicher Erwerb mit der Hafnerei wird nun, nachdem ich kürzlich noch das versprochene Hochzeitpräsent nach München, oder vielmehr Wien, nachträglich geliefert habe, auf eine Weile sistirt, wo nicht für immer aufgegeben!

Lorch, den 4. Januar 1869.

Bester Wolff! Die grämliche December-Witterung hat mir so übel mitgespielt, daß ich nur einen halben Genuß von meinen Weihnachtsgästen hatte und vor lauter Grämlichkeit auch gar nicht dazu kommen konnte, dir noch ein gutes Wort im alten Jahr zu schreiben. Jetzt, da ich mich seit anderthalb Tagen, Gott weiß durch welchen unsichtbaren Vorgang in der Luft, etwas erleichtert fühle, sollen die ersten Zeilen im Neuen an dich gerichtet sein, zumal um einen allzulang verspartem Dank für allerlei Freundliches nachzuholen. Zuvörderst für die Mittheilung jener Uracher Rede!

Du hast dir wohl gedacht, wie angenehm beschämend so etwas immer wirkt; — dann für die schöne Version meiner Distichen, die sicherlich durch dich veranlaßt wurde. Danke doch Schwind in meinem Namen auch recht angelegentlich! Endlich dein jüngstes, ganz mit Griechischem durchwürztes Brieschen! Zwar habe ich den Schatz aus dem du schöpftest, selbst im Haus. Professor Ziegler, der edle Mann, hat auch mich mit seinem Theognis (nebst Theokrit, Bion und Moschus) überrascht, doch war es mir eine wahre Freude, die ausgewählten Stücke in deiner Handschrift zu sehen und dir dabei so recht in Herz und Sinn zu lesen. Sie waren mir fast alle noch, von meiner „Blumenlese" her, erinnerlich, zu der ich Webers gute Uebersetzung hatte. Gern schickte ich dir auch etwas Entsprechendes dagegen zu deiner Unterhaltung, und lege in Ermanglung von was Bessern ein Häuflein Briefe bei. Unter Anderm einige Aktenstücke,

*) Inschrift: „Der l. Frau Gevatterin Marie Lempp.
Nimm hier mit Gunst die arme Kunst
Womit wir dich behaben!
Mein Griffel hat bei manchem Strich
Die treusten Wünsche still für dich —
Auch einen wohl für uns mit eingegraben.
E. Mörike, Hafner in Lorch mit seiner Frau 1867."

**) Auf eine Blumenvase für Julius und Sophie Klaiber:
„Wie mag ich armer Topf aus Erden
Am Hochzeitstisch empfangen werden?
Doch, Freunde, lacht soviel Ihr wollt:
Ihr werdet Wunder noch erfahren,
Denn wißt, von heut in fünfzig Jahren
Verwandl' ich mich in pures Gold."

***) Für das Jubiläum des Kathrinenstiftes.

†) Karl Wolff sandte z. B. an Mörike Verse auf den 7. Mai 1855 zur Geburt Fannys, oder zu Mörikes eigenem Geburtstag am 8. Sept. 1863:
„Der diesen Tag dir geschenkt, er möge noch oft ihn erneuern,
Bis des Hermippus Zahl nicht mehr so ferne dir däucht." rc.

††) Illustration Schwinds.

†††) Vgl. Briefwechsel zwischen Moritz v. Schwind und Eduard Mörike S. 52 ff.

*) An Wilhelm Hartlaub.

meine Buchhändler-Sache betreffend. Daß der Abschied von Cotta so glimpflich ausfiel, wird dich gewiß auch freuen. Theile sein Schreiben doch gelegentlich auch Julius Klaiber und Mährlen mit.

Der Anfang von Schwinds neustem Brief bezieht sich auf ein Capitel in Daumers Geisterreich, worin es sich von doppelgängerischen Erscheinungen handelt. Er traf das Buch hier bei mir an und las ein Weniges darin.*)

Jetzt tausend Glück zum Neuen Jahr, dir und den Deinigen. Insonderheit, daß Krampf und Gicht für immer ferne von dir bleibe. Ich, für mein Theil, was nämlich die Gesundheit anbelangt, will schon zufrieden sein, wenn es von mir aus heißt wie dort: ὡς εὖ μὲν χαλεπῶς, ὡς χαλεπῶς δὲ μάλ' εὖ.*)

Mit alter Liebe
dein treuer E. M.

N.B. Du kommst doch ganz gewiß an einem schönen Wintertag einmal wieder herauf!

Ei, hätte ich fast das Hutzelbrod vergessen! Das macht, weil ichs noch nicht einmal versuchte, da Gretchen mir das Beste immer auf die Letzte aufspart. Also der edlen Spenderin unsern besondern Dank!

*) Vgl. Briefwechsel Schwind-Mörike S. 64.

*) Theognis Vers 520.

Litterarische Notizen.

— Adolf Foglar ist ein österreichischer Jurist (zur Zeit k. k. Landesgerichts-Rath in Steyer), der einst in seinen jungen Jahren auch litterarische Lorbeeren angestrebt und sich dabei der Gönnerschaft Franz Grillparzers erfreuen durfte. Interessante Briefe Grillparzers an ihn hat die „Deutsche Dichtung" (Band VI. S. 105 ff.) mitgeteilt; dort findet sich auch Foglars 1871 erschienenes Schriftchen: „Grillparzers Ansichten über Litteratur, Bühne und Leben" erwähnt. Es ist kürzlich (bei G. J. Göschen in Stuttgart) in zweiter, vermehrter Auflage erschienen. „Auch heute", sagt Foglar im Vorwort, „kann ich noch nicht Alles bieten, was ich besitze. Die Schuld davon liegt nicht an mir, sondern an den Zeitverhältnissen. Noch immer hat die schönste Mutter das häßlichste Kind — das heißt: veritas odium parit. Was hier fehlt, mag einmal gedruckt werden, wenn ich außer dem Publikum und mir sonst keinem Richter Rechenschaft zu geben haben werde". Das bezieht sich offenbar auf politische Äußerungen Grillparzers; da man weiß, mit welcher zornigen Liebe er sein Österreich umfaßte, so wird Foglar nach dieser Hinsicht kaum etwas zu bieten haben, was uns überraschen könnte. Hingegen sind die hier zusammengetragenen mündlichen Äußerungen Grillparzers über die im Titel genannten Themen zum großen Teil sehr lesenswert; sie fügen dem geistigen Profil des Dichters manche bezeichnende Linie bei. Freilich hat Foglar Manches für baare Münze genommen, was der Dichter sichtlich ironisch meinte, so wenn er schon bei dem ersten Besuche (1839) des damals Siebzehnjährigen, der ihm das Manuskript eines Trauerspiels überreichte, äußerte, in Deutschland gebe es nur drei beachtenswerte dramatische Dichter: Halm, Bauernfeld und Raupach! Hingegen ist es ein ernstgemeintes und glückliches Wort, wenn Grillparzer von Grabbe sagt: „Er hatte mehr Genie und ich glaube, Talent sei doch auch erforderlich!" — und vollends trifft es den Nagel auf den Kopf und klingt wie heute gesprochen, wenn Grillparzer 1839 sagt: „Man spricht jetzt in Deutschland, daß eine neue Poesie aufkomme in unserer Zeit. Das finde ich lächerlich. Wer soll denn diese neue Poesie erfunden haben? Alles hält sich an Theorien, die sich schon dadurch als unzureichend bewähren, daß die besten Köpfe nichts darnach hervorbringen können". Daran seien einige andere Aussprüche von besonderem biographischen oder essentiellem Wert gereiht: „Vielleicht wenn ich Weib und Kind hätte, gäbe mir das einen Impuls zu poetischen Arbeiten, dann wüßte ich doch, für wen ich arbeite". (1840). „Die Leute im Theater sind wie ein Rudel Schulknaben, denen man immer zurufen muß: „Aufgepaßt!" und die uns jeden Augenblick zu entschlüpfen suchen. Da aber das französische Publikum das leichtsinnigste ist und daher die Dramatiker dieser Nation von jeher alles aufbieten mußten, die Sammlung zu erhalten, so bleiben sie für uns stets Muster in der Form; in Geist hingegen die Engländer und Spanier . . . Der dramatische Dichter soll nach Effekt ringen, denn Effekt heißt Wirkung, und Jeder, der etwas macht, will etwas bewirken". (1842). „Ich habe nie einen Menschen gekannt, der so seine Werke erklärte, und sie ihn, wie Goethe. Er war ein echt großer Mann. Ich zweifle, ob selbst Napoleon so mit sich einig und abgeschlossen war. Obwohl viele Umstände glücklich auf seine Bildung einwirkten, hemmten ihn wieder andere, besonders das Hofleben, in das er dann gezogen wurde, wo er darnach strebte, stets einen klaren, ruhigen Blick zu behalten und jede starke Aufregung zu entfernen; was er „leises Empfinden" nannte, und was auch in seine Poesie überging, die sich sehr dem bloß Verständigen nähert. Höchst fatal ist sein ihm eigenes Streben, das Idealistische im Konflikt mit dem Realistischen untergehen zu lassen, womit er sich selbst zum Narren hält. Die letzte Scene im „Tasso" lacht den Inhalt des ganzen Werkes aus. Ebenso bei „Wilhelm Meister". In der „Iphigenia" erregt keine einzige Person Besorgnis für den Orestes. Denn Worte, Gesinnungen, Charaktere — alles ist Gold, aber die Handlung untragisch. Im „Tasso" fallen Stoff und Behandlung glücklich zusammen; das Stück ist der Stolz der deutschen Dichtkunst; aber der Schluß ärgert mich, er ist wie der eines Epigramms. Mit etwa fünf Versen ließe sich — nicht etwa das Werk verbessern, aber doch ein dramatischer Schluß bewirken, etwa wenn Tasso zum Antonio sagte: „Nun wohl! Ich weiche dir. Aber die Blüte meines Geistes ist dahin, ich werde nicht mehr dichten!" — was auch historisch wahr ist, denn Tasso schrieb wirklich von dieser Periode an nichts mehr. (1843). — „Raimund, dieser vortreffliche Mensch und höchst talentvolle Dichter, starb eben zu rechter Zeit. Er hätte nichts Gutes mehr geschrieben, seit man ihn auf seine unbewußte Tiefe aufmerksam machte und er nun mit Absicht darauf hinarbeitete". (1844). — „Ich möchte Lessings „Nathan" wohl geschrieben haben; aber die Verse darin sind doch nicht angenehm. Oft schließen sie mit einem unbedeutenden Wort, oft wird der Sinn in den folgenden Vers hinübergezogen und der Wohlklang gestört". (1845). — „Ich liebe es, wenn der Künstler allein bleibt. Wo drei sind, kommen schon hundert Spitzbuben und Esel mit" (1845). — „Die Frauenzimmer sind da, um die Unglücklichen glücklich und die Glücklichen unglücklich zu machen". (1881). — Solcher Bemerkungen enthält fast jede Seite des Büchleins mehrere; man sieht, es verdient Aufmerksamkeit. K. B.

— Vom Stamm der Ikariden. Roman in vier Bänden von Konrad Telmann. (Leipzig. Carl Reißner 1891). Auch dieses neueste Werk des bekannten Schriftstellers wird sich wohl ebenso schnell, wie seine früheren Romane und Novellen, die Aufmerksamkeit vieler Leser erwerben. Auch hier gelingt es ihm, uns die Gestalten seiner Erzählung menschlich nahe zu rücken. Wie aus dem Titel ersichtlich, handelt es sich hier um einen sehr interessanten Vorwurf. Die Ausführung trägt die Züge der den Lesern dieser Zeitschrift wohlbekannten geschickten Hand. Mit Verstandesschärfe und recht guter Beobachtung entwickelt Telmann die Schicksale einer Reihe von Menschen, die alle den verhängnisvollen Flug zur Sonne thun; die einen im unklaren, dumpfen Drang nach Glanz und Genuß; die anderen in der vollbewußten, leidenschaftlichen Sehnsucht nach den im Licht gebadeten fernen Höhen. Zur Sonne gelangt keines von ihnen. Die wächsernen Flügel schmelzen. Aber nicht alle stürzen in die Tiefe, nicht alle verschlingt das Meer. Der ewige, unstillbare Durst nach der Schönheit und Wahrheit, die alte Ikarus-Sehnsucht trägt die Erwählten über Dunst und Nebel, über Morast und Klippen, so daß sie ohne Flügel schweben, die Augen der Sonne entgegen gerichtet. o. v.

— Als Reiseerlebnisse, welche sich eingeregnete Touristen erzählen, führt Johannes Proelß einen Novellenkranz vor, welchen er „In der Alpenschutzhütte“ (Leipzig, Heils Nachfolger, o. J.) benennt. Die kleinen Geschichten, in denen es sich lediglich um gut bestandene Abenteuer und, mit einer Ausnahme, um glücklich gewordene Liebesleute handelt, erheben keinen höheren Anspruch, als freundlich zu unterhalten. Probleme aufzustellen und schwerwiegende Fragen zu lösen, fühlen sie sich nicht berufen und da der Autor sich im Allgemeinen in herzlichem Plauderton ganz auf dem Niveau eines gemütlichen Tischgespräches hält, so hat er bei jedem harmlosen und gutgesinnten Leser seinen Zweck völlig erreicht. Die Sprache ist gefällig und flüssig, manchmal etwas mehr ausgeschmückt, als der Wirkung zuträglich ist. Für die beste der acht Novellen halte ich die mit dem Titel: „Im ewigen Eise“, die einzige, die wohl versöhnlich, aber nicht mit einer Heirat der Liebenden schließt. o. v.

— Es sind nun etwa fünfzehn Jahre her, daß der Streit um einen Buchtitel große Heiterkeit im litterarischen Deutschland erweckte. Berthold Auerbach hatte ein Häuflein kleiner Arbeiten zu einem Buch gesammelt und unter dem Titel: „Unterwegs“ erscheinen lassen. Flugs veröffentlichte ein damals viel genannter, heute verschollener Wiener Schriftsteller, Johannes Nordmann, einen fulminanten Protest gegen diesen Titel: so seien seit vielen Jahren die Reiseskizzen überschrieben, die er regelmäßig für ein Wiener Blatt schreibe. Einige Tage darauf meldete sich ein greiser Schulmeister aus Kärnten: er habe die Überschrift: „Unterwegs“ schon lange vor Nordmann für seine Skizzen gebraucht; der Titel gehöre ihm. Da aber erschien ein weiser Bibliograph aus dem deutschen Norden und wies nach, daß mindestens zwei Dutzend Bücher, die im XIX. Jahrhundert in Deutschland erschienen, diesen Titel führten. So ward der gute Auerbach gerettet und der grimmige Nordmann durch die allgemeine Heiterkeit besiegt. Was uns die seinerzeit viel belachte Historie wieder in Erinnerung gebracht hat? Da lesen wir eben die pathetische Erklärung eines jungen Dichters, Konrad Nies, daß ihm ein anderer lyrischer Jüngling den Titel seiner Gedichtsammlung vorweg genommen. Und wie heißt dieser uroriginelle Titel?! „Funken“. Man sieht, dieselben Geschichten kehren immer wieder, aber ein Fortschritt ist doch unverkennbar, denn mit diesem Titel verglichen, war ja jenes vielumstrittene „Unterwegs“ noch ein neuer und überaus geistreicher Einfall . . . Zum Glück sind die Verse doch wenigstens ein wenig besser, als sich nach diesem Vorspiel befürchten ließ. Zwar wird man in dem stattlichen Bande (Großenhain und Leipzig, Baumert & Ronge) keine guten Gedichte finden aber hier und da hat man doch die Empfindung, als hätte man es wirklich mit einem Talent zu thun. Freilich, wird dieses Talent einmal reif, dann werden ihm gerade die allerpathetischsten Stücke seiner Erstlingssammlung gewiß nur denselben Eindruck machen, wie uns; er wird darüber lächeln. Man begreift Konrad Nies' Schmerz, daß ihm ein schlimmer Bruder in Apoll mit diesem Titel zuvorgekommen, ein anderer wäre unmöglich gewesen, denn fast jedes Gedicht sprüht Funken, sofern nicht gleich die Flammen daraus schlagen. Wir haben, als uns die Temperatur nachgerade bedenklich hoch zu werden schien, einige kleine statistische Übersichten angelegt. Da ist z. B. Cyclus IV. „Tönende Glut“. Motti aus Heine: „Noch brennet im Herzen die tönende Glut“ und aus Schönaich-Carolath: „Um große Flammen geht ein großer Zug mitzuverlodern“. Gedicht: „Weh“: „Ich muß verbrennen in starrendem Eis, Und mein Leib ist jung und mein Herz ist heiß“. Gedicht: „Im Blitzstrahl“: „Da aus der Nacht von Blitzesglut umhaucht; „In Blitzeshelle, nur sekundenlang“; „umzuckt vom Flammenstrahl“. Gedicht: „Gebet“: „O schütze mich vor diesen Flammenpfeilen“. Gedicht: „Kampf“: „Wo Licht und Rosen gluten“ und „Lösch aus, lösch aus die Flammen!“ Gedicht: „Bann“: „Du hast den sünd'gen Funken“, „Wild lodern nun die Flammen“, „Die Flamme, die du schürtest . .“, „Verderben sollst du in Glut und Qual!“ Gedicht: „Irrwisch“: „Blaue Flämmchen schimmern“, „Und ein wirres Flimmern“, „Irrwisch, willst du weichen“, „Irrwisch and'rer Art“, „Nur zwei Augen funkeln“, „Diesen Irrwisch jage“, „Wirr die Flammen winken“. Gedicht: „Im Abendstrahl“: „Da fuhr herab ein Blitz des Glückes jach“, „Und Himmelsglut zerriß des Alltagskühle“; „In Flammen stand dein Aug — Ein Abendstrahl“; „Mir war's, als leuchte . .“ Das ist die Ausbeute aus 9, schreibe neun splendid gedruckten auf einander folgenden Seiten! — man sieht, Herr Konrad Nies ist eine Spezialität unter den Lyrikern: Konrad der Pyrotechniker ... Aber dem Kundigen braucht nicht erst gesagt zu werden, daß sich so heiße, glühende, blitzstrahlende Phrasen in solcher oder ähnlicher Häufung nur bei jenen Dichtern finden, deren Empfindung eben noch nicht zur inneren Wärme abgeklärt ist, oder bei jenen, die nie zu solcher Klärung kommen können, weil eben nur durch das Schwelgen in der Phrase den Schein erweckt, als ob sie Poeten wären. Herrn Nies möchten wir trotz alledem der ersten Gattung beizählen; ab und zu findet sich doch ein inniger Ausdruck, ein richtiges bezeichnendes Bild, auch der Sinn für Lokalfarbe, zwar noch nicht genügend ausgebildet, fehlt doch nicht ganz; man vergleiche z. B. den Cyclus: „Auf der Prärie“; Herr Nies ist Nord-Amerikaner. Aber wie viel wird der junge Dichter noch an sich zu arbeiten haben, bis man ihn ernsthaft wird nehmen können! Selbst das Allererste und Allernotwendigste: die Herrschaft über die Sprache, ist noch nicht genügend vorhanden; eine Wendung wie: „Was pochest so unbändig du und ringst dich zu entsklaven!“ (S. 101) ist noch lange nicht das Schlimmste, was da zu entdecken ist. An einigen Stellen thut Herr Nies so, als ob er zu dem jüngsten, aber schon allerjüngsten Deutschland gehören würde: mit Unrecht! Er gehört zu jener uralten Schule, die unreif in Jünglingsjahren einige Bände Gedichte zusammenschreibt, eine Auswahl davon gegen Garantie der Druckkosten erscheinen läßt und nichts dafür erntet, als die notgedrungene Ablehnung der gewissenhaften Kritik.

r. g.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck und Verlag von A. Haack in Berlin.



Die Frau Stadträtin.

Novelle von **Karl Theodor Schultz.**

(Schluß.)

Hans warf nach seiner Gewohnheit, wenn er irgend eine Widrigkeit in sich überwinden wollte, den Kopf wiederholt heftig in die Höhe, bevor er mit gedämpfter und anfangs leicht zitternder Stimme von neuem anhob: „Auf unsere Bekanntschaft folgten einige Monate des Glücks. Mutter, ich weiß nicht, ob Du mir nachfühlen kannst? Wie Du gestern sprachst, vom Vater sprechen konntest, da möchte ich es nicht glauben! — Doch wer so Unvergeßliches erlebte, dem müßte auch bei jedem Anderen Alles verständlich und natürlich erscheinen und ehrbar, ja zwingend, weil uns Menschen eben — Alle, Alle unsere Natur zwingt.“ Er sah mit festem Blick auf die Mutter. — „Dann kam es in Bahia zu dem Konkurs des Compagnons und zu der heillosen Wirtschaft auf unseren Kaffee-Plantagen. Als der Prinzipal gerade mich dazu auswählte, dort wieder Ordnung zu schaffen, war ich anfangs so bestürzt, daß ich diese augenscheinliche Bevorzugung abzulehnen versuchte: bald sprach mein Ehrgefühl aber doch zu laut, ich fügte mich und traf meine Anstalten, um schon den nächsten Dampfer zu benutzen. Franziska nahm die Sache verhältnismäßig gefaßt auf, weil sie eine resolute Natur ist. Da ging das Schiff aber einige Tage früher, als wir angenommen hatten und es mußte plötzlich, fast von einer Stunde zur anderen, Abschied genommen werden. Das nahm uns Beiden jede Fassung! Die Mutter brachte den Nachmittag, wie stets an dem Tage in der Woche, bei einer Bekannten zu, wir waren uns selbst überlassen, in Schmerz, in der Zärtlichkeit des Abschieds vergaßen wir Alles — ich verließ sie als mein Weib!“

Frau Astenbeck machte eine abwehrende Bewegung, erwiderte aber nichts.

So fuhr er hastig fort: „Die Dauer meines Aufenthaltes war ja, wie Du weißt, auf ein Jahr bemessen; es wurden anderthalb daraus, da ich schließlich nicht bloß die Kaffee-Ernte, sondern auch noch ihre Verwertung abzuwarten hatte. — Als Franzisca mir von einer Hoffnung sprechen mußte, verlangte ich natürlich, daß die Frauen hinüberkämen. Doch die Krankheit der Mutter — sie starb an einem innern Leiden — war so vorgeschritten, daß sie die lange Reise nicht mehr unternehmen konnte und Franziska vermochte es nicht über sich, sie zu verlassen, trotzdem ich ihr aus tiefster Sorge um sie, alle möglichen Vorschläge machte, wie wir für die Mutter, die selbst dafür war, ein anderweites, passendes Unterkommen fänden. Ich will Dir ihre Briefe aus der Zeit vorlegen: in ihrem schlichten Vertrauen zu mir, in ihrer Frömmigkeit, wie in der unweigerlichen Hingabe an diese heilige Pflicht, der sie und ihr eigenes Geschick sich ohne Frage unterzuordnen hätten, zeigte sich erst ganz die Selbstlosigkeit und Stärke ihres Herzens. — Noch ehe dann die Mutter starb, wurde Christel geboren: meine Rückkehr stand nun bevor, so blieb alles Weitere bis dahin verschoben. — Auf meiner Heimreise, in diesen langen Stunden aufgezwungener Unthätigkeit hatte ich viel Zeit, mir das Ganze zurechtzulegen; ob ich das Richtige gewählt habe, weiß ich aber selbst heute noch nicht. Ich glaubte aber an Dich und an Dein starkes Gefühl für Gerechtigkeit. Nur darum stellte ich Dich nicht vor eine vollzogene Thatsache. Wie gern würde ich uns Beiden die fatale Lage erspart haben, die unverheiratete Mutter Deiner Enkelin herzubringen, doch ich wollte, ich konnte Dich nicht dazu verurteilen, durch den Bürgermeister von meinem Aufgebot zu erfahren. Und über das Alles erst zu schreiben, dieses Hin und Her! Mir erschien eine persönliche Aussprache als

der mildeste und zugleich der einzig natürliche Ausweg." Er sah in düsterm Ernst auf die Mutter. „Hätten wir uns geirrt und das Schwerere erwählt? Wir, denn Franziska empfand wie ich, und wollte es wenigstens versucht wissen, Deine Einwilligung zu unserer Heirat zu erbitten."

Frau Astenbeck hatte die Hand über die Augen gelegt und saß völlig regungslos da. Nach Minuten beiderseitigen Schweigens, welches so tief war, daß man von draußen, von der Chaussee her das Mahlen der Räder eines Lastwagens bis zu ihrem Geknirsche an der zufällig im Wege liegenden Steinen genau unterschied, fragte sie, die Hand von den Augen ziehend: „Und wenn ich nicht einwillige? Weil ich es nicht kann!" Da Hans sofort und augenscheinlich in bestimmt abschließender Weise antworten wollte, kam sie ihm zuvor und sagte in einem bewegten Tone, der darum nur um so eindringlicher war: „Ein Zufall brachte es gestern mit sich, daß ich Dich bis ins Herz sehen ließ; glaubst Du, in dem einen Tage oder durch eine solche Beichte, wie ich sie eben anhören mußte, könnte sich meine Ansicht ändern? Eine Ansicht, die in einem langen Leben unter Kämpfen jeder Art entstanden ist? — Auch Du sprachst eben von meiner Gerechtigkeit! Ich hör' es noch heute, wie einmal solch' ein verlorenes Weib den Leuten zuschrie: Eure Frau ist eine verdammt stolze Frau, aber gerecht ist sie doch! — Durch das Wort soll ich geehrt werden! Wer dergleichen anzuerkennen vermag, darf doch selbst nicht anders handeln? Wie steht es aber mit Deiner Gerechtigkeit? Das, wovon ich gestern sprach, war immer mehr oder weniger Geheimnis des Hauses; gelitten haben nur wir Frauen darunter, nach außen hin, hat so lange ich denken kann, bis von den Großvätern her, die Ehre und die Respektabilität der Astenbecks Allen vorangeleuchtet. Gerade wir Frauen haben da gewacht und Jedes abgewehrt, was nach Unehrbarkeit hätte aussehen können. Und jetzt verlangst Du, daß ich mir für dieses unser Haus eine Nachfolgerin aufdrängen lasse, an der ein Makel hängt, wie er stärker an keinem Mädchen hängen kann?"

„Mutter!"

„Es ist so!" unterbrach sie ihn heftig. „Ob Du sie auch entschuldigst, ich kenne uns Weiber! Und hierbei gar! Wie sehe ich sie Schlinge an Schlinge legen! Du mit Deiner Ehrlichkeit hattest nur hineinzutappen, bis Du über den Kopf drinsaßest! Vorn wie hinten Plan und Absicht! Den Sohn aus gutem Hause konnte man Dir wohl ansehen, es lohnte sich also! — Und ihre Mutter! Sie ist tot, darum will ich über ihr Thun und Lassen schweigen! — doch ihre Abwesenheit damals? Man kennt die Gefälligkeit solcher Mütter und weiß — —"

„Wie arm mußt Du sein!" rief Hans mit zuckenden Lippen, „daß Dir so traurige Vorstellungen geläufig sind! Du thust Franziska bittres Unrecht, wie noch mehr der Toten, die uns — wie oft — beschwor und warnte, da nicht zu hoffen, wo sie nur Unglück kommen sah. Immer war ich es allein, der auf Dich baute. Und heute? Doch Mutter, es kann nicht sein! Du wirst Dich mit der Zeit hineingewöhnen: ich verlange das nicht sofort, laß uns aber Alles in Frieden schlichten! Bereitwillig wollen wir Dir jedes Opfer bringen, uns in jede Anordnung fügen, die Dir nötig, ja, nur wünschenswert erscheinen könnte, selbst gleich wieder abreisen — nur in dem einen Punkte, daß ich vor meinem Fortgange von hier das zu unserer Heirat Notwendige in Ordnung bringe, darf sich nichts ändern!" Der Eifer, mit dem er gesprochen hatte, ließ sein ehrliches Gesicht geradezu schön erscheinen.

Die Mutter wurde von diesem Ausdruck betroffen: sie sah aber weniger dessen Schönheit, als die tiefe Wahrhaftigkeit das Gefühls darin und zugleich eine Art von Unbeugsamkeit, wie sie dann in den Mienen ihres Vaters hervorzutreten pflegte. Noch niemals war ihr eine Ähnlichkeit zwischen Großvater und Enkel aufgefallen! Dem Vater hatte sie nachgeben müssen, dem Sohn nie und nimmer.

Sie legte die Arme über einander und sagte mit eisiger Entschiedenheit: „Du wirst es mir lassen, daß ich Dich ruhig angehört habe! Thue jetzt das gleiche! — Ich nahm nun an, daß es mit Deinem Leben in der Fremde zu Ende ist, und daß Du dem Hause — anfangs noch unter meiner Oberleitung — wieder ein männliches Haupt giebst, bis Du Dich verheiratest und ich mich zurückziehen kann. Dabei halte ich es auch für meine Pflicht, Dir mitzuteilen, daß ich, wie unsere übrige Familie, Tante Dore und Deine Geschwister, hofften, Meta würde an meinen Platz treten, damit sich unser Vermögen, was Dir schon als Kaufmann einleuchten wird, nicht zersplittert. Übrigens würde mir jedes andere

Mädchen ebenso willkommen sein, daran zweifele nicht! An der Ehre dieses Mädchens darf aber selbstverständlich kein Makel sein. — Und so laß uns nun vereint darüber schlüssig werden, wie man sich mit Deiner Geliebten auseinander setzt! Sie muß lieber heut als morgen zurückexpediert werden, damit die Geschichte nicht erst in die Lästermäuler der Stadt kommt."

Er nickte lässig vor sich hin.

Die Mutter nahm das für eine Zustimmung und ihre Augen erhellten sich, als sie hinzufügte: „Auf Lottens Schweigen können wir uns verlassen, und im „Hochmeister" dürftest Du kaum gekannt sein? Wenn das aber auch der Fall wäre — ein Gerede, dem der Kern entzogen ist, fällt bald zusammen. Für das Beste hielte ichs, wir übergeben die ganze Sache unserem Ackermann: er ist aufs Wort verläßlich und in Geldgeschäften — darum würde es sich hier doch nur handeln — seit lange meine rechte Hand. Freilich wüßte Einer mehr darum! Ich fürchte aber, Du steckst noch zu tief in dieser Liebelei, um allein mit Anstand herauszukommen."

„Du bist zu Ende?" Hans hatte scheinbar ruhig gefragt.

„Ja!" entgegnete die Mutter. „Wir Alten halten es einmal mit der Tugend, gar beim Weibe — und sind unser Leben lang dabei gut gefahren."

„Ich will Dir nicht widersprechen!" antwortete er bitter. „Für die gewöhnliche, gemeine Notdurft des Lebens, für all die kleinen Leute, ich meine die mit kleinen Herzen und engen Gewissen, ist das wohl richtig, auch statthaft, weil es sie ohne Fährlichkeiten bis an ihr gottseliges letztes Stündlein bringt. Für uns Einzelne, die wir offenen Auges in die Welt sehen, und die wir uns schon durch allerlei Dickicht schlagen mußten, hat dergleichen aber blitzwenig Sinn und noch weniger Verbindlichkeit. Darum glaube nicht, daß es mir leicht ums Herz ist. Für mein Leben gern wäre ich nun heimgekehrt und mein eigener Herr geworden, doch mit einer Ehrlosigkeit vermag ich das nicht zu erkaufen. So muß denn wieder geschieden sein, Mutter!" Er sprang auf, während er mit einer jähen Bewegung seinen Sessel zurückschob.

„Hans!"

„Wir wollen uns nicht gegenseitig noch mehr erbittern!" sagte er fest. „Wie habe ich mich schon zusammennehmen müssen — bei dem fast Unverantwortlichen, das Du mir vorher anzuhören gabst, um nicht zu vergessen, daß meine Mutter sprach. Jeder Andere hätte daran ersticken müssen!" Die Worte knirschten zwischen den Zähnen, dann fuhr er in der früheren Weise fort: „Ein für allemal also: Franziska wird noch in diesem Monat mein Weib! Jetzt, von hier aus, gehe ich unser Aufgebot anmelden. Mit achtundzwanzig Jahren weiß man endlich selbst, was zu thun oder zu lassen ist. Du sprachst immer von Verworfenen, und mischtest dabei bunt durch einander Dirnen und arme, von ihrer Liebe — meinetwegen sogar von ihrem Blut schlecht beratene, doch unbedingt aber rührend selbstlose Mädchen. Meine Fränzi mindestens war ein solches Mädchen! Das weiß ich, wie ich mich selbst in meiner Schwäche kenne. Ich, nur ich überwältigte sie — ihr Flehen, ihre Gewissensangst, ihren Gott, wenn Du willst! Und das war so herrlich, ein solcher Augenblick aus dem Himmel herabgerissen, daß ich der elendeste Schurke unter der Sonne wäre, wenn ich ihr das nicht dankte, oder mein Unrecht vielmehr einfach sühnte. Das heißt mich mein Gefühl, und dem wäre durch Nichts und durch Niemand auf der Welt beizukommen."

Auch Frau Astenbeck erhob sich. Es berührte sie seltsam unheimlich, daß sie bei dieser vollen Auflehnung gegen jeden Gehorsam nicht die richtigen Worte der Entgegnung fand, die ihr doch sonst stets zu Gebote gestanden, und ihr oft das Heft wieder in die Hand gegeben hatten. Und was war es, was sie verstummen ließ? Mit einer solchen Entschossenheit war sonst nur sie verfahren! Nun trat ihr die entgegen, und von wem? von ihrem Sohne! Zum erstenmale sah sie einem Mann ins Gesicht, wie sie sich wohl einst, als sie jung war, einen Mann gedacht hatte — ganz so fest, so klar und ohne Winkelzug. — Dennoch war es unmöglich, nachzugeben! Was blieb dann von ihrer Vergangenheit? von einer so lange streng ehrenwerten Vergangenheit! — Der Verwandtschaft, den Freunden des Hauses, ihren Untergebenen eine solche Tochter zuführen zu sollen — ein unerhörtes Verlangen!

„Da wären wir also wirklich am Ende!" sagte sie langsam. Ihre Stimme klang bei der Anstrengung, die sie machte, sie nicht zu erheben, rauh und heiser.

„Ich fürchte!" erwiderte er, „da Du eben mich und meine Lage nicht begreifen willst. Und doch ist Alles zu tragen, wenn es unser Herz

auf sich nimmt — freilich nichts, wenn es schweigt: das Deinige schweigt, Du läßt mich lieber wieder gehen, als daß Du den Kampf mit einer Welt, die Du im Grunde verachtest" — —

„Woher glaubst Du das?" unterbrach sie ihn, indem sie zusammenfuhr.

„Bei dem ewigen Wind auf, Wind nieder dieses Popanzes von öffentlicher Meinung muß das jeder ganze Mensch, mindestens jeder, der von Niemand abhängig ist."

„Du irrst, Du irrst!" entgegnete sie hastig, als müsse sie rasch über etwas fortkommen. „Uns Frauen stände das nicht zu: Gnade Gott, wenn wir uns jemals über die Sitte wegsetzen könnten!"

„So habe ich nichts weiter zu sagen!"

„Aber ich, mein Sohn!" rief sie nun beschwörend, „Du wirst Deine alte Mutter, die müde ist, und jetzt ganz auf Dich baute —"

„Quälen wir uns wenigstens nicht!" fiel Hans mit unterdrückter Heftigkeit ein, „ich darf und kann nicht anders!"

Frau Astenbeck atmete schwer auf, dann antwortete sie gefaßt: „Ich habe keine Gewalt mehr über Dich, was zerbrechen will, zerbricht! — Einen Wunsch wirst Du mir aber nicht versagen? Du thust die nötigen Schritte auf dem Standesamt erst von Hamburg aus, nicht, wie Du dachtest, gleich heute. — Länger hier bleiben würdest Du nun doch nicht?" Die Frage fiel wie nebenbei. Er schüttelte den Kopf. „So kommt noch Alles zur Zeit!" bemerkte sie, ihn starr ansehend. „Und ich könnte inzwischen die Verwandtschaft vorbereiten. Das eben halte ich für nötig und geziemend. Ich darf selbst hierbei nicht wie eine Landstreicherin verfahren. — Darum erwarte ich auch, daß Du Dich bei ihnen empfiehlst? Einen Vorwand für Deine Abreise wirst Du ja finden! Telegramm von Heymanns — oder dergleichen!"

„Wie Du willst! Ich werde also packen und morgen früh reisen." Nach einem Augenblicke inneren Kampfes setzte er kurz hinzu: „Lebewohl sage ich Dir selbstverständlich noch!"

Die Mutter nickte nur; so hob auch er nur grüßend die Hand und verließ das Zimmer.

III.

Frau Astenbeck setzte sich wieder; sie war mit den Blicken dem Sohne gefolgt und hielt auch jetzt noch die weitgeöffneten Augen auf die Thür geheftet, hinter der er verschwunden war. Fort? — für immer fort?! Und ein wahrhaftes Grauen vor der nun drohenden Einsamkeit, die sie doch so gut kannte und liebte, überfiel sie plötzlich. Bisher war ihr Hans immer bei ihr gewesen, wenn er auch noch so fern war! Was hatte sie sich Alles auszudenken gehabt, wie es kommen würde und werden sollte, wenn er und Meta erst im Hause wären. Jetzt? — Sie sah tief in sich hinein: da war auf einmal eine Stelle leer geworden, eine Stelle, die bis heute all ihre Gedanken eingeschlossen hatte. Und die Leere schien zu wachsen, und Etwas in ihr fragte schon: was belohnt noch? —

Scheinbar unvermittelt fielen ihr die Worte des Sohnes von dem Glücke seiner Liebe ein, und sein Zweifel, ob sie je Ähnliches erfahren habe — — weil sie sonst milder fühlen müßte. Und aus Grau und Ferne sah sie die Gestalt ihres Gatten auftauchen, seine junge Gestalt, Herzensgüte in den Augen und Zärtlichkeit: so unverändert war er von seinen Reisen heimgekehrt, und hatte immer nur ihrer gedacht! Die Zeit, die dann folgte! — Auch sie wußte, was Glück war. — Später freilich, als sie von seiner Untreue erfahren hatte, von seiner ersten Untreue! Ah! — Wie rasch es anders wurde! — So schen — er, voll verschwiegener Bitten um Nachsicht und trotzdem überall Heimlichkeiten! Und sie! — hätte sie milder sein können? Mußte es nicht hart in ihr werden! — bei einem solchen Leid, bei der Schmach ohnegleichen. — Und Ähnliches heute wieder, bis zuletzt dasselbe Weh! O, das hatte sie nicht verdient! —

Sie stöhnte auf. — Als aber nebenan Schritte hörbar wurden, faßte sie sich sofort wieder. Doch die Schritte verloren sich, Hans mußte da nur etwas geholt haben! — Ihr Gatte hatte dort gewohnt — auch gestorben war er dort, mit den brechenden Blicken den geliebten Garten suchend, und zuletzt sie. Wie in dem Blick noch einmal etwas aus der Jugend aufgestiegen war, seine ganze Weichheit! In der Tiefe freilich waren die Vorwürfe stehen geblieben: der Vorwurf über sich und seine Schwäche, doch auch einer über sie! Als ob es besser gekommen wäre, wenn sie barmherzig zu ihm gestanden hätte, als er schuldig wurde, statt daß sie richtete?!

Sie erhob sich und ging mechanisch bis an eins der Fenster. So war auch die Frage wieder da, die ewige Frage! Warum fiel ihr die ein, jetzt ein? So lange hatte sie nicht mehr daran gedacht: es

war zehn Jahre her, daß er starb, im nächsten Monat schon zehn Jahre. —

Ihre Blicke irrten den Stacketenzaun entlang und trafen auf die kleine Gaisblattlaube, in der ihr Gatte vor seinem Ende so oft gesessen hatte. Wenn sie ihn von hier aus sitzen gesehen, den Kopf müde, geneigt, die Hände schwerfällig auf den Stock gestützt — welches Erbarmen sie überkommen war! Wie es sie getrieben, mit ihm davon zu sprechen! Dennoch hatte sie es nicht gethan: allzutief war sie von ihm gekränkt worden. Er mußte sterben, ohne zu ahnen, was in ihr vorgegangen war! — Sollte es wieder so kommen? Noch ein solcher Kampf? und wieder nichts, als die Genugthuung, fest geblieben zu sein! —

„Hans!" murmelte sie vor sich hin, „mußtest Du mir das anthun?"

Ihre Gedanken sprangen abermals ab. Es war nimmer, wie Hans es dargestellt hatte! Er war schuldlos, sie allein trug die Schuld, die Schlange, die sich so nach und nach seiner bemächtigt hatte. — Wie hatte sie denn ausgesehen? Blaß, krankhaft: nur in ihren Augen war etwas! Doch eine rechte Erinnerung von ihr besaß sie nicht. Nur das Kind sah sie deutlich: — das Kind von Hans! Christel hieß es: das erste Mädchen unter ihren Enkelkindern. O Gott, wie schön und gut konnte Alles sein! —

Da hörte sie drüben die Thür öffnen, die auf den Flur führte: Hans ging. Sie trat bis an ihren Schreibtisch zurück und spähte nach dem Hofe hinunter; ja, er ging! — So strack und resolut wie sonst: er schien unbekümmert. Und was brauchte ihn auch zu bekümmern? Das Leben lag vor ihm, tüchtig war er, mit welchem Lobe hatten Heymanns noch jüngst seiner Tüchtigkeit in Brasilien gedacht, wie wünschten sie ihn festzuhalten — und überdies hatte er an Liebe, was er an Liebe bedurfte! So hatte er Alles, sie nichts! —

Unter den Pappeln der Chaussee erschien er nun von neuem, nachdem er eine Weile durch die Hofgebäude verdeckt worden. Da blieb er stehen: ob er herübersah? Was hätte sie darum gegeben, um seine Gedanken zu kennen! Freilich Gedanken, die sich ihrem Willen fügten, würden es doch nicht sein: er war so fest wie sie — ihr ganzer Sohn! — Ihre Augen leuchteten in unbewußtem Stolze auf. —

Und auf einmal fielen ihr allerlei Fälle ein, die sie mit erlebt, wo Eltern nachgegeben hatten und dann alles gut geworden war. Wie auch der Vetter Stein immer verlangte, daß die Alten nachgiebig wären, weil sie die Empfindungen der Jugend nicht mehr verständen und darum ihre Leiden unterschätzten. Er hatte darnach gethan und sich so seine Lisbeth trotz ihrer Mißheirat erhalten; gerade im Hause der Tochter war er in Frieden gestorben. Und in welcher Dankbarkeit hatte sie ihn gepflegt!

Als Hans weiter schritt und seine Gestalt undeutlicher wurde, steigerte sich Frau Astenbecks Angst mehr und mehr. — Vorüber jede Hoffnung: der Vetter hatte grausam Recht — nichts Ernsteres, als der junge Mensch, der weiß was er will! Alle Kraft steht zu ihm, und aller Mut der Jugend. Was stand zu ihr? Ja, es war, als entsänke ihr jetzt selbst ihre letzte Stütze, ihr Stolz, an dem sie sich doch bis dahin stets wieder aufgerichtet hatte. — Dazu kam ein Fragen über sie, erst leise, dann immer dringender, ob sie es überhaupt vermöchte, noch einmal Öde um sich her zu schaffen! Und ob es nicht eine Versöhnung mit ihrem Toten wäre, wenn sie dem Sohne nachgäbe? Auch war es ja so, wie er's ihr auf den Kopf zugesagt hatte! Spottwenig kümmerte sie sich um das Gerede der Anderen, wenn sie nur mit sich einig war. Das aber — das! Wie es erlangen? —

Doch wenn Hans nun die Wahrheit gesprochen hätte, seine Geliebte ganz die wäre, die er ihr geschildert? wie er schon darin Recht hatte, daß sie keine Dirne war! — Oder wenn sie im Rechte bliebe? sich an dem Mädchen nichts als Unwürdigkeit und niedrige Selbstsucht zeigte? — Ein paar Minuten des Sehens, wenige Worte mußten schon entscheidend sein! —

Und warum nicht? Eine bloße Prüfung? Was war da vergeben? Sie vergab sich nichts, eher forderte es die Billigkeit gegen den Sohn und das Weib! — Auch war noch immer gut gewesen, was sie rasch gethan! — Da verschwand Hans auf dem Wege, der nach der Friedensau führte. Er ging also zuerst zu den Verwandten! —

Sie widerstrebte noch einen Moment, dann klingelte sie. Flore mußte dem Klingelzuge etwas Ungewöhnliches angemerkt haben, sie kam in höchster Eile. Frau Astenbeck befahl, von neuem anzuspannen. —

Bald darauf hörte Franziska Düben an ihrer Thür ein festes Klopfen. Sie war Christel hätschelnd im Zimmer umhergegangen, blieb nun jedoch betroffen stehen und rief auch in einem gewissen Zagen: „Herein!" Wer konnte sie hier aufsuchen?

Sobald die Stadträtin aus dem Schatten an der Thür trat, erkannte Franzisca die strenge Frau und barg unter unwillkürlichem Erschrecken Christel an der Brust. „Die Großmutter!“ floh es zitternd über ihre Lippen. —

Dann aber legte sie das Kind hastig in die Wiege zurück und sagte, an dieser mit gefalteten Händen stehen bleibend: „Vergeben Sie meinen Schreck! Ich war unvorbereitet!“

„Natürlich konnten Sie nicht ahnen, mich hier zu sehen!“ entgegnete die Stadträtin herbe.

Franziska sah ihr angstvoll in die Augen, erwiderte aber in aufsteigendem Zutrauen: „Doch daß Sie selbst zu mir kommen, kann ja nur Gutes bedeuten! Ich weiß es nun schon! O mein Gott, lieber Gott!“ Ihre Augen füllten sich mit Thränen und eine solche Anmut und Reinheit war um die stille, noch so jungfräuliche Gestalt, daß Frau Astenbeck sie nur stumm anzusehen vermochte.

Als die Stadträtin nach einer ganzen Weile noch immer schwieg, fuhr Franziska anfangs stockend, bald aber freier, ja, voll bescheidener Würde fort: „Es ist von uns gefehlt worden, ich fühle das am schmerzlichsten! Doch ich habe schon hart gebüßt — Sie werden mir das glauben! Meine arme Mutter! wie hat sie noch auf dem Sterbebette um mich gebangt! — weil sie Hans nicht kannte. Ich bangte nie, nicht einen Augenblick: er hatte mir sein Wort gegeben, das hätte nur einer brechen können — der Tod!“

„Sie waren sehr sicher!“ versetzte Frau Astenbeck mit Stirnrunzeln. „Für so gering achteten Sie seine Rücksicht auf mich? die Wünsche der Mutter?“

„Ich verstehe Sie nicht ganz!“ antwortete Franziska, sich mit der Hand auf die Wiege stützend, „Wie er Sie mir geschildert hat — bei Ihrer strengen Rechtlichkeit, da hätten Sie zwar Ihren Segen verweigern, doch Hans nie zumuten können, seiner Pflicht zu vergessen!“

„Seiner Pflicht?“ wiederholte die Stadträtin in vollem Hohne. „Und Sie glauben, daß er nur Pflichten gegen Sie hat, aber keine gegen das Elternhaus? Gegen dieses Haus, das ihn fünfundzwanzig Jahre vor Ihnen besessen hat, und das jetzt hoffte und sich rüstete, in ihm sein Oberhaupt zu finden! — Unsere Stadt ist nicht groß, wir nehmen hier aber den ersten Platz ein; in Hamburg bliebe er Diener sein Leben lang. Und das Alles halten Sie für nichts? Oder doch gerade gut genug, um für eine einzige leichtsinnige Stunde hingeworfen zu werden?“

In Franziska krampfte sich etwas zusammen; wenn Hans das ebenso ansehen könnte, jetzt schon ansähe? Doch nein, nimmermehr? Keinen unrechten Gedanken über ihn! — So richtete sie sich auf und erwiderte: „Gewiß! unser Loos ist kein leichtes. Wir sind aber Beide entschlossen, alles hinzunehmen, was Sie über uns bestimmen. Denn das Eine könnten doch selbst Sie nicht wollen — einen Sohn zu besitzen, der wortbrüchig würde und damit sein Kind vaterlos machte? Und es handelt sich um Hans, der die Ehrenhaftigkeit selbst ist!“ Ihr felsenfestes Vertrauen strahlte wahrhaft aus ihren Blicken.

Durch Frau Astenbecks Gedanken, ja, bis in ihr Herz hinab ging ein Riß: wie anders hatte sie sich dies Mädchen gedacht, wie anders sie noch eben auf der Herfahrt vor sich gesehen! Immer nur in demütiger Reue und alle Gnade von ihr erhoffend! — Vor dieser ruhigen Sicherheit, der ein Zweifel an der Erfüllung ihres Anspruchs überhaupt nicht kam, war sie völlig machtlos. Ein seltsam ungewohntes Gefühl! — Zürnend wollte das Blut aufwallen: war ihre Einwilligung wirklich keiner Bitte wert? Bei einem solchen Opfer! — Dabei sie, die Greisin mit der makellosen Vergangenheit, und diese leichtfertige — — nein! das war sie nicht; kein Zug ihres Wesens deutete darauf — Hans ist der Schuldige! So hatte sie zu fordern, nicht zu erbetteln. —

Wenn sich Frau Astenbeck dieser bitteren Erkenntnis nicht verschloß — eine geheime Abneigung grollte noch in ihr nach und sie blickte an der jungen Frau vorbei über das Zimmer hin. Aber selbst da bemerkte sie nichts, was ihr zu wirklichem Mißfallen hätte Anlaß geben können: das Zimmer lag so eigen klar da, wie ein anderes Spiegelbild seiner Bewohnerin. Nirgend war Ungehöriges zu entdecken; die Koffer standen geschlossen, jene verschiedenartigen Gerätschaften, deren es bei einem so kleinen Kinde bedarf, lagen bei einander auf Stühlen an der Wiege, alle Wäsche war sauber und schneeig weiß, auf dem Fensterkopf lag sogar eine angefangene Stickerei — unwillkürlich mußte sie daran denken, wie es in diesem Raume aussehen würde, wenn Lore oder Hilda ihn unter solchen Umständen bewohnten. — Und auf einmal empfand sie mit einer Art von freudigem Schreck, daß dies wohl gar eine Schwiegertochter recht nach ihrem Herzen sein könnte. —

Franziska sah erwartungsvoll zu ihr nieder, wagte aber das Schweigen wohl nicht mehr zu unterbrechen.

Doch endlich mußte gesprochen werden, das fühlte Frau Astenbeck: ehe sie aber die rechten Worte fand, um Franziska einzugestehen, daß sie sich von ihr allerdings ein ganz anderes Bild gemacht hätte und jetzt Manches anders beurteile, da hörte sie rasche Tritte näher kommen, die sie nur zu gut kannte. Sie beugte sich in einer, von ihr noch niemals empfundenen Befangenheit über Christel und ließ sich unter einem Sturm der widersprechendsten Gefühle von ihr anlachen, während Franziska dem Eintretenden entgegeneilte. — Eine Minute völliger Fassungslosigkeit ging über die drei Menschen hin, bis Frau Astenbeck dem beweglichen Geangel von Christel nicht mehr widerstand, sie aufnahm und sich mit ihr auf den Armen umwandte.

Hans hielt Franziska umschlungen und hatte ihren Kopf an seine Brust gedrückt. — Er vermochte nur unter einem weichen Lächeln zu sagen: „Als ich drüben den Wagen stehen sah, wußte ich schon Alles!“

„Deinetwegen kam ich nicht!“ versetzte die Mutter, indem sie zärtlich auf Christel sah.

Hans trat zu ihr und erwiderte mit bebender Stimme: „Und doch hast Du mich sehr glücklich gemacht!“ Er preßte sie an sich und drückte einen Kuß auf ihre Stirn. „Dank, tausend Dank! Nun ist Alles gut! Das allein wünschten wir uns! — Es bleibt natürlich bei der morgigen Abreise, Du wie wir sollen keinerlei Demütigungen zu ertragen haben! Vielleicht nach Jahren, wenn die Welt vergessen haben wird, dürfen wir uns noch ein wenig näher kommen, das sei unsere neue Hoffnung!“

Die Stadträtin schüttelte den Kopf: „Nein, Ihr bleibt bei mir!“

„Mutter!“ rief Hans halb bestürzt, halb aufs freudigste bewegt. „Legst Du Dir auch nicht zu viel auf?“

„Ich meine nicht!“ antwortete sie tief aus ihren Gedanken heraus, vor denen plötzlich wieder ihr Gatte stand. Dann schloß sie mit ihrer gewohnten Energie: „Demütigungen, sagtest Du? Von wem? Ihr habt nach Keinem mehr zu fragen, wenn ich Euch verziehen habe!“ —

* * *

Der nächste Frühling war ins Land gekommen, nach seiner Art hier zögernd und spät — und doch schien er nun bereits im Gehen. Das Laub begann dunkler zu werden, und selbst die Büsche spanischen Flieders auf dem Rondel vor der Hinterfront der Astenbeck'schen Villa hatte abgeblüht.

Heute gab es aber noch einen echten Frühlingstag, der wie ein Nachzügler der Frühlinge des Südens die Luft ganz mit Licht und wonniger Wärme füllte. Wohl fehlte der Glanz des Südens, doch Wohlsein bis ins Herz hinein schuf er auch hier.

Alle Fenster der Villa standen offen, bis hinunter zu den Bogenfenstern der Küche. Da hatten sich die Astenbeck'schen Leute zum Vesperbrot versammelt und blickten ebenso neugierig wie teilnehmend zugleich nach der großen, halbrunden Weinlaube hinüber, die an dem Rondel lag, Vor dieser war ein dicker Teppich hingebreitet, worauf ein Tisch und Rohrsessel und Christels Wägelchen standen, während diese selbst unter den wachsamen Augen von Mutter und Großmutter auf dem Teppich mit ein paar kleinen Puppen spielte, das heißt, sie hin und herwarf, und dann flugs hinter ihnen dreinrutschte.

Als Gottfried Watzeck seine dritte Tasse Kaffee getrunken hatte, gab er den Empfindungen Aller Ausdruck, indem er schmunzelnd sagte: „Ist daß ein Leben jetzt! Über so was Junges und Respektables im Haus giebt's schon nichts! Unsre Frau weiß das auch; heut die ganze Fahrt über hat sie wieder so freundlich ausgesehen und hat komplett gelacht!“

„Ach!“ zweifelte die Köchin.

„Ich sag' Ihnen, Malchen, gelacht!“ behauptete Gottfried, höchst entrüstet über ihren Zweifel. „Ich seh' doch, was ich seh'! Und hat sie keine Ursach' dazu? Wie führt der junge Herr das Regiment! Es ist der reine Staat — das sagen Alle! — Da kommt er gerade — und die Frau Tante und Fräulein Meta mit!“

Die Köchin, die eben auf einem großen Tablet das Kaffeegeschirr zusammenstellte, sah rasch hinaus und sagte, während sie noch zwei Tassen aufsetzte: „Jetzt nur fix, Trude! ich jlaube, die Frau hat schon herjesehen.“ —

Bei der warmen Begrüßung zwischen den beiden Damen und Franziska Astenbeck, die ihnen entgegengegangen war, knurrte die alte Lotte: „Ist das nu schon 'ne Freundschaft! Im Anfang hielt es sich noch sehr damit. Was die liebe Zeit nicht thut!“

„Und die Frau Stadtrat!“ entgegnete die Köchin kurz. „Wie die was anjesehen haben will, so wird es angesehen!“

„Da haben Sie wieder mal Recht, Malchen!" rief Watzeck eifrig, der bei Lottens verstecktem Angriff auf die Hausehre seines Hans am liebsten gleich dazwischen gefahren wäre. „Wie's vordem auch gewesen ist, gut ist's gewesen: das sage ich! Denn ein junger Herr wie unserer, der soll noch gesucht werden. Na, und seine kleine Puppe erst! s'ist ja nicht auszuhalten, wenn sie Einen ankräht!" —

Diese Thatsache, mußte selbst Lotte innerlich zugeben. Und so waren die „vergangenen" Liebesleute seit Jahren wieder einmal im Stillen einig. Nach außen ließ sich das Lotte natürlich nicht anmerken. — es stand nur auf ihrem verklärten Gesicht. Denn Christel war ja sofort — mit ihrem Einzuge ins Haus — die letzte Liebe dieses jungfräulichen Herzens geworden.



Erinnerungen an Sizilien.

Von Hermann Lingg.

I. Monreale.

Hier wo sie schlafen
Die Fürsten und Grafen
Sizilischer Throne,
Die stolzen Barone,
In Grüften hier
Im Schmuck der Bauten
Mit Bilderzier
Und Wappentier,
Hier steht es geschrieben,
Was Gott sie vertrauten,
Von ihrem Lieben,
Von ihrem Hoffen,
Von ihrem Recht:
Der Himmel stand offen
Dem stolzen Geschlecht.

Von Gott dem Sohne
Aus eigner Hand
Empfingen die Krone
Die Herrscher im Land,
Die kühnen Normannen,
Die sturmumbraust
Die Küste gewannen
Mit siegender Faust.
Sie liebten und stritten,
Und zechten und ritten,
Und hatten schmausend
Zur Wahrheit gemacht
Die Märchen von tausend
Und einer Nacht.

Sie sahen verlangend
Gazellen sich flüchten,
Zu Gärten hochprangend
Mit goldenen Früchten, —
Den Osten schmückte
Der Morgenstern,
Die Sklavin entzückte
Das Auge des Herrn.
Sein Herz erfreuten
Die Waffen im Saal,
Die köstlichen Beuten,
Der schwere Pokal —
Die Mädchen und Rosse
Arabischer Zucht,
Im maurischen Schlosse,
An wogender Bucht.

Die Künste schritten
Durchs finstere Thor
Der rauhen Sitten
Zartsinnig hervor.
Auf Goldgrund erhoben
Flog Engelschaar
Mosaik-umwoben
Um Kreuz und Altar.
Die Musen als Zofen
Erweckten den Klang
Der schönsten der Strophen
Im Wettgesang.
Dann folgten Balladen
Im Mondenglanz
Bei Serenaden
Und Reigentanz.

II. Im alten Palast.

Einsam brennt ein Licht noch dort
In dem öden Marmorsaal,
Wo das Wort
Eines Herrschers sonst befahl,
Geisterhaft erklingt noch fort,
Horch! ein Ach der tiefsten Qual!

„O wie eitel war mein Glanz!
Wie der Kerze Wachs zerschmolz
All mein Stolz,
Und ist nun zerflossen ganz
Auf dem schwarzumflorten Kranz
Auf dem Sarg von Ebenholz.“

„O wie groß glaubt ich zu sein,
Welch ein mächtig starker Dorn!
Und wie klein
Und wie thöricht war mein Zorn!
Krone, Scepter, Helm und Sporn,
Ziemt dem „König Tod“ allein!“

III.

Im antiken Theater.

Gleichwie den Felsen eingehauen,
Stehn Richterstühle hier, bis jetzt
Seit ält'sten Zeiten, seit der grauen
Vergangenheit nicht mehr besetzt.
Ich steh an ihren Stufen
Und Richter will ich herberufen.

Vorüber schreiten auf der Bühne
Der großen — Zeit und Welt genannt —
Erblick ich alles Große, Kühne
Erniedrigt und verhöhnt, verkannt,
Und wie dagegen Kleines
Triumphe feiert und Gemeines.

Zu Richtern ruf ich her euch alle,
Die Unrecht ihr erlitten habt,
Die ihr, einst Warner im Verfalle,
Der Menschheit euer Bestes gabt,
Die ihr dafür zum Lohne
Vergiftet ward mit jedem Hohne!

Sie nah'n, die mächtigsten Gestalten,
Gehüllt in graues Lavakleid;
Entstieget ihr des Aetna Spalten?
Es leuchtet nun ein hell Geschmeid,
Ein Abglanz von Gestirnen
Um eure Schultern, eure Stirnen.

Urteilt! Verdammt! Zerbrecht! Die Starken
Und Mächtigen seid ihr! Beweist,
Daß über unsrer Erde Marken
Ein etwas lebe, das Vergeltung heißt!
Das unsre Welt erreiche,
Und hebend oder stürzend, gleiche!

Ihr schweigt? Ihr kennt, ihr Mitleidvollen,
Vergebung nur, und wo von Qual
Der Martern eure Wunden quollen
Trieft Balsam nun und quillt ein Strahl
Von göttlichem Verzeihen,
Und von Versöhnen und Befreien.

IV.

Daphnis und Chloë.

Sag' Eros, hast du das erlaubt,
Daß mir mein Mädchen ward geraubt?
Noch gestern küßten wir uns hier
Vor deiner Büste küßten wir.

Wir schwuren, ganz uns dir zu weih'n,
Und ewig uns getreu zu sein:
Und heute — weh! was ist gescheh'n,
Wir sollen uns nie wiederseh'n?

Ist's wahr, was eine Sage spricht:
Du seist der Gott der Liebe nicht?
Du seist der Tod, dein Antlitz zeigt,
Die Trauer, die zu Grabe neigt? —

So hat, anstatt der Liebe — nur
Dem Tod gegolten unser Schwur?
Nun denn — so schwör' ich ihn auf's neu
Und bleib' ihr auch im Tod getreu!

V.

Die Brücke.

Inmitten einer Brücke ragt
Ein Kreuz. Es kommen Reiter
Von beiden Seiten hergejagt,
Und mild sieht auf die Streiter
Vom Kreuz herab des Dulders Bild,
Rings klirren Lanze, Schwert und Schild.

Verwundet stürzen Roß und Mann
Kopfüber in die Fluten,
Das Blut, das aus den Wunden rann
Scheint von dem Kreuz zu bluten.
Und hoffend blickt voll Zuversicht
Empor manch' sterbend Angesicht.



Herbstmorgen.

Wir ziehn hinaus am Sonnentag
Und vor uns springen heiter,
Ob unser Fuß auch schleichen mag,
Jung-lockige Begleiter.

Und straffer wird der matte Schritt,
Der trübe Blick wird freier:
Das Herz erlebt, wie viel es litt,
Die stille Sonnenfeier.

Die Berge winken, Fluß und Feld. —
Herbstfäden ziehn im Blauen. —
Und Kinderlachen füllt die Welt,
Wo Kinderaugen schauen.

Durch unsern Herbst der Frühling zieht,
Der läßt ihn nicht entlauben,
Und giebt uns, wie im Märchenlied,
Die Veilchen mit den Trauben! —

Oswald Schmidt.

Erinnerung.

Noch rauscht das Meer in meinen Träumen
Die alten Wundermelodie'n,
Die Wogenkämme seh' ich schäumen,
Die Möwe ihre Kreise zieh'n.
Ich sehe, wie im Abendrote
Erglänzt die weite Wasserbahn
Und, Schwänen gleich, die Fischerboote
Dem heimatlichen Strande nah'n.

Dann wird der Seele wie vor Zeiten,
Da sie ihr kleines Leid vergaß
Wenn schimmernde Unendlichkeiten
Mein Auge ahnungsvoll durchmaß,
Wenn wunderbare, heil'ge Sagen
Die Wellen rauschten fern und nah
Und offen vor mir aufgeschlagen
Des Meeres heil'ges Buch ich sah.

W. Langewiesche.

Die Nacht.

Der Tag hat langsam sich verblutet,
Ihr Sternendiadem im Haar
Setzt sich zu Thron die Nacht, es flutet
Ihr schwarzer Schleier wunderbar
Die silbergraue Luft entlang:
Wie Mondlicht rieselt in den Zweigen,
So tönt hinab in's heil'ge Schweigen
Ihr uralt ernster, weicher Sang:

Komm in den Arm, du Tochter Erde,
Die einst mit Schmerz gebar mein Schoß,
Als ein geheimnisvolles Werde
Dir zuerteilt das Lebenslos!
Nur flüchtig streift dich jetzt mein Kuß,
Weil bei dem raschen Vorwärtsrollen
Ich stets mit meinem liebevollen
Umarmen nach dir haschen muß.

Doch kommt die Zeit, da sinkst ermattet
Du still an meine Brust zurück,
Mein dunkles Lockenhaupt beschattet
Für immer dein erstorbnes Glück.
Die Arme breit' ich dann geschwind
Nach dir, zu stillen mein Verlangen,
Doch seufzend werd' ich nur umfangen
Ein kaltes, starres, totes Kind.

Max Hoffmann.

Heilige Thränen.

O weiche, warme Sommernacht,
Da alles duftet, sprießt,
Und still der Mond in reicher Pracht
Sein sanftes Licht ergießt.

Ich wandre durch die Flur dahin
Mich selber fühl' ich kaum,
Und märchenhaft wird mir zu Sinn,
Als sei die Welt ein Traum.

Die Seele schmiegt sich unbewußt,
Von Leid und Last befreit,
Allmutter Erde, an deine Brust
Und weint vor Seligkeit.

Wilhelm Kunze.

Giovanna.

Von **Konrad Telmann.**

(Schluß.)

Die Schleier
Der Dämm'rung breiten weich und dunkel sich
Um Meer und Land: da fährt Ziani auf
Aus Traumesfesseln, blickt empor zur Wölbung
Des Firmaments, wo schon ein erstes Sternbild
Den Dunst durchschimmert, gleißend, wie die Krone
Venedigs, über seinem Haupt, und lockend,
Gleich ihr: da ringt ein dumpfes Stöhnen sich
Aus seiner Brust. Dann heißt er hastig wenden
Die Gondel; pfeilschnell schießt das schlanke Fahrzeug
Zur Stadt zurück und taucht in der Kanäle
Gewirr, wo lautlos Dunkel brütet. Leise
Hier gleitet's auf den stillen Wassern fort,
Und legt an flutumspülter Marmortreppe
Zur Seite bunter Wappenpfähle jetzt
Vor altverfallenem Palaste an.
Matt flackernd wirft im eisernen Gehänge
Ein Lämpchen über'm gothischen Portal
Sein Licht auf die zerborst'nen Stufen hin
Und über bröckelnde Gemäuer. Machtvoll
Durchdröhnt des Klopfers Schlag am Eisenring
Der Pforte nun der Runde düstre Stille,
Dann tritt Ziani ein und kreischend schließt
Das Thor sich hinter ihm. Die hohe Treppe
Klimmt er hinan im todesruh'gen Haus,
Jetzt auf der Schwelle des Gemaches zaudert
Sein Fuß, — da fliegt die Thür auf, jauchzend bricht
Ein Schrei von Weiberlippen, weiche Arme
Umschlingen seinen Hals, ein üpp'ger Busen
Drängt wilden Herzschlags sich an seine Brust.
Da zündet in Zianis Blute auch
Sich nun die Flamme heißer Leidenschaft:
„Giovanna!" ruft er trunknen Lauts und lodernd
Die Lippen überglühn ihr seine Küsse.
Auf seinen Armen trägt er in's Gemach
Das schöne Weib; hier, bei der Ampel Schein,
Die rosig die verstaubte Pracht durchdämmert,
Die Zeugin einst'gen Glanzes, der das Haus
Dapoute groß gemacht, zu ihren Füßen
Schmiegt sich der stolze Mann an ihren Schoß,
Und während sie im Sessel lehnt, ein Lächeln
Traumhafter Seligkeit im blassen Antlitz,
Läßt ihrer gold'nen Locken seid'ge Zier
Er spielend durch die Finger gleiten, tausend
Süß-schmeichlerische Liebesworte stammelnd.
Es ist, als ob die Welt da draußen plötzlich
Mit allem Streit, mit Ruhm und Schmach, mit Ehren
Und Schande, aller Zukunft Wahngebilden
Und dieses Tages glänzend-hehrem Inhalt
Versunken sei vor Sebastianos Blicken,
Als bärge nichts die Zeit mehr, locke mahnend
Kein Ziel sonst, als Giovanna und die Liebe . . .
Er rafft aus seiner Traumversunkenheit,
Die immer, einem Nebelschleier gleich
Auf abendlicher See, hier im Gemach
Ihn zu Giovannas Füßen überfällt,
Nicht eh'r sich auf, als bis zur Abendmahlzeit
Der Diener ruft, dann tafeln Beide sie
Im Eßsaal schweigsam. Öfter nur, als sonst,
Läßt sich den silbernen Pokal Ziani
Mit dunklem Wein von Conegliano füllen,
Der flammend durch die Adern rinnt. Und dennoch
Brennt düster, nach wie vor, seit er erwacht,
Sein dunkles Aug' und auf der Stirne lagert
Ihm trüber Ernst, er sinnt und sinnt, bis mälich
Sein stierer Blick in's Leere dringt, die Hand
Zur Faust sich ballt, als wollte sie den Griff
Des Schwerts umklammern, und er endlich ganz
Giovannas Nähe wie den Ort vergißt,
Wo er verweilt.
Ihr mahnend Wort erst reißt
Aus finsterm Brüten ihn empor, er stammelt
Ein zärtliches Geständnis zur Entschuld'gung,
— Das sein verdüstert Auge Lügen straft, —
Und führt mit ritterlichem Anstand sie
Zurück in's dämm'rige Gemach vom Eßsaal.
Dort tritt an's Fenster er und reißt es auf.
„Es ist so schwül", kommt's über seine Lippen,
„Und draußen atmet feuchte Abendkühle
Vom Wasser auf — das thut mir wohl!" Er lehnt
Verstummend von der Brüstung sich hinaus,
Nur wie ein Seufzer gleitet's in die Nacht.
Die beiden Hände über seiner Schulter
Zusammenfaltend, schmiegt Giovanna sich
An ihn und blickt mit traurig-großen Augen
Zu ihm empor. „Was drückt dich, Sebastiano?
Du bist nicht froh heut."
Sebastiano schweigt.
„Bin ich's nicht wert, zu teilen, was dich schmerzt?"
Hebt sie von Neuem schmeichelnd an; „sonst gab es
Nichts in Zianis Leben, d'ran Giovanna
Nicht Teil gehabt, Ziani liebte sie
Und wußte sich geliebt, wie nie ein Mann
Von einem Weibe noch, sein Innerstes
Lag klar und offen, wie der junge Tag,
Vor ihrem Blick und in das ihre schaute
Ziani wie in lichte Flut. Und heute" —
Ein heißer Blick, aus seinem Aug' sie streifend,
Läßt sie verstummen. „Heute so, wie nie,"
Klingt's zwischen seinen Lippen flüsternd auf,

„Gab ich von meiner Liebe dir Beweis,
Den höchsten, den ein Mann nur geben kann.
Laß dir's genügen, — frag' mich weiter nicht,
Giovanna!"
„Dessen nicht bedarf's; ich weiß es,
Was du gethan, nur prüfen wollt' ich dich,
Ob dieser Mund zu stolz nicht, sich zu rühmen
Der That."
„Du weißt?!"
„Was durch Venedigs Gassen
Gleich dem Scirocco, schwül und atemraubend,
Fortbraust, in jeden weltverlor'nen Winkel
Des Reichs die ungeheure Kunde tragend,
Es pochte mahnend auch an meine Pforte.
Der Ausgestoß'nen, der Verfehmten klang es
In's Ohr: Um dich schlug eine Herzogskrone
Ziani aus, die keinem Würdig'ren
Den Scheitel zieren könnte, — nur um dich!
Da jubelte mein angstbeklommen Herz
In Weh und Wonne auf, und diesen Tag
Erlebt zu haben, dünkte mich ein Leben
Der Qualen wert, durch keine Qualen je
Zu teuer zu erkaufen. Diese Stunde
Hat mich zum unglückseligsten der Weiber,
Hat mich zum glücklichsten gemacht auf Erden!
Nun neid' ich keine Staubgebor'ne mehr!"
Gleich einem Hauch nur flieht's von ihrem Munde
Zuletzt, sie gleitet an dem Manne nieder,
Deß Kniee ihre Hände jetzt umklammern,
Wie kraftlos hingegossen. „Hier im Staube,
Aus dem du mich erhobst, laß mich dir danken,
Du Herrlicher!"
Er hebt mit starkem Arm
An seine Brust sie auf. „Nicht so, Giovanna!
Dein Platz ist hier. Und sprich mir nicht von Dank!
Wer that, was er gemußt, verdient ihn nicht.
Dem Manne, der dich liebt, blieb keine Wahl,
Der Ehrvergess'ne wär' der Krone unwert!"

Nun unter seinen Küssen schauert leise
Das schöne Weib, in seinen Schoß geschmiegt:
Und Stille waltet. Leise glucksend schlägt
Das Wasser des Kanals nur an die Stufen
Der Treppe draußen, manchmal geisterhaft
Schwebt einer Gondel schwarzer Bug vorüber.
Dann hebt Giovanna leise an: „Und jetzt?
Was wirst du jetzt thun?"
„Was ich dir gelobt,"
Versetzt er düster. „Gäb's ein Andres auch?
Venedigs Fürst wird morgen Malapiero.
Als sein Vasall und als Giovannas Gatte
Zieh' wider Barbarossa ich in's Feld."
„Und suchst den Tod!"
„Den Sieg nur und den Ruhm.
Den blut'gen Lorbeer bring' ich meinem Weibe, —
Dem ich die Fürstenkrone zugedacht."

„Und glaubst, daß ich es schweigend tragen werde,
Zu sehn, wie du in steter Unrast dich
Verzehrst, und Unbefriedigung, zum Höchsten
Berufen, einem Andern dienen mußt
Und, deinen stolzen Nacken beugend, alle
Die edlen Kräfte, die in deiner Seele
Noch schlummern, ungenutzt verkümmern läßt,
Statt zu Venedigs Größe sie zu brauchen?
Du glaubst, ich trüg' es, — wenn ich all den Haß
Und all' die grollende Verachtung auch
Des Volks, das zum Gebieter dich begehrt
Und dem ich dich geraubt, ertragen wollte, —
Den Zorn im Herzen wachsen dir zu sehn,
Der jedes Mannes Brust schwellt wider den,
Der ihn dem Größten, das er wirken könnte,
Entreißt, — und wär's sein Weib gleich, das er liebt,
Entfremden dieser Liebe müßt' es ihm;
Gleich einem Dämon wüchse zäh der Ruhmdurst
In seinem Herzen auf, gefräßig tilgend,
Was außer ihm dort Raum begehrt: ohnmächtig,
Nach Ehren lechzend, würd'st du an den Ketten,
Die heut dich unzerreißbar drücken, rütteln,
Und tausend Flüche schleudertest du einst. —
Sähst du Venedig, das du retten konntest,
Durch Andrer Unverstand und feige Schwäche
Geknechtet, — gegen die, die es verschuldet,
Daß du zum Retter nicht ihm wardst. Und wähnst du,
In der Daponte Adern fließe nicht
Mehr venezianisch Blut, ich könnte ruhig
Venedig klagen hören, wo ich jauchze?
Sein wild Verlangen rührte nicht mein Herz?
Dies Opfer, das mir deine Liebe bringt,
Ich nähm' es an und könnte glücklich werden,
Indeß Venedig sich den düstren Flor
In's helle Haar flicht? Nein! Ziani, nein!
Auch ich bin seine Tochter, will es groß
Und mächtig sehn vor allen Erdenreichen,
Und was ich um die Schätze nicht der Welt,
Was ich für keinen Staubgebor'nen je
Zu thun vermöchte, — für Venedig kann ich's.
Ihm opfr' ich klaglos meine Liebe hin,
Wie du die deine seiner Größe opferst . . .
Oh, schüttle nicht dein Haupt! Laß mich die Schuld
Des Vaters sühnen durch das schwere Werk,
Das vor mir liegt! Dies Herz, das alle Wonnen
Der Welt erfuhr durch deine Liebe, laß mich's
Am Altar niederlegen, mich erweisen,
Daß ich Zianis würdig war, an Großheit
Mich nicht von ihm besiegen lasse. Heute
Kann der Daponte alten Ruhm die Letzte
Des Stammes erneuern. Was mein Vater that,
Von heißem Rachedurst gestachelt und
Durch sein verweigert Recht zum Äußersten
Getrieben durch den Dogen, — mag ein Höh'rer
Es richten: wild in seinen Adern tobte
Das stolze Blut und den Verderber traf
Das Eisen; — der Daponte Ehre war's,
Die ihn zum Mörder werden ließ; — die Ehre,
Die heute von mir fordert, um Venedig
Ziani zu entsagen!"
Wieder will sie
In Demut, flehend ihm das Knie umklammern;
Er aber läßt sie nicht, er hält sie fest
In starkem Arm und düstre Blitze sprüht
Sein mächtig Aug'. „Hätt' bis zu dieser Stunde
Ich nie geliebt dich, heute liebt' ich dich,

Um diese Seelengröße, um das Feuer,
Das lodernd dir vom Auge bricht. Und wär' es
Dein Ziel gewesen, inn'ger mich und fester
An dich zu ketten noch, als je zuvor,
Und unzerreißbarer, — du hätt'st's erreicht!
Sprich mir von Trennung nicht mehr! Meinen Willen
Versuche nicht zu brechen! Solch' ein Kleinod
Besäß' ich und ich opferte es hin?
Und glaubst du, Thörin, denn, ich könnt' es tragen!
Ruhmvoll und groß im Leben dazustehn,
Venedigs Herzog, während dich im Dunkel
Ich eines freudlos-öden Lebens wüßte,
Vereinsamt und mißachtet, ungeliebt,
— Wohl hinter Klostermauern gar verborgen
Vor'm Licht des Tag's, lebendig eingesargt —
Dich, die zu mir gehört, wie zu Venedig
Das Meer gehört, dich, die von meiner Seele
Der beste Teil, ohn' die mir Glück und Ruhm
Nur nicht'ger Tand? Das duldete mein Stolz
Und meine Liebe das? Die Sonne könnt' ich
Erhob'nen Haupts noch schau'n und wüßte doch:
All', was ich bin und hab', verdank' ich der,
Die scheu vor dieser Sonne birgt die Stirn
Und die Verachtung dieses Volks, das dich
Emportrug, schweigend auf sich nahm? Ich könnte
In Glanz mich baden, wo in düstrer Enge
Du schmachtetest, mir ewig fern? Giovanna,
Du willst Ziani groß sehn und du denkst
So klein von ihm? Besiegen willst du mich
An Edelmut? Noch ward Ziani nie
Besiegt, — auch dir nicht will er unterliegen!
Da mir die Wahl nur bleibt, mit Ehren glücklich
Zu werden oder ehrlos groß, — wie gäb' es
Ein Zaudern für Ziani? Nur wohin ihn
Die Ehre wirft, führt ihn sein Weg von je . . .
Und nun genug des Streitens! Meinen Willen
Versuche länger nicht zu beugen. Immer
Noch ließest du von ihm dich machtvoll leiten;
So thu's auch jetzt, Giovanna. Sebastiano
Ziani hat den Träumen seiner Größe
Und seines Ruhms entsagt, — ein Glücklicher
Nur will er werden, — laß ihn glücklich sein,
Giovanna!"
Schweigend läßt sie neu den Sturm
Entfesselt wilder Leidenschaft nun über
Sich rasen, heißer glühen seine Küsse
Und Flammen loh'n aus seiner Augen Tiefen.
Das Wort, das noch aus ihrer Seele sich
Empor will ringen, stirbt auf ihren Lippen,
An seinen Küssen hin. Es schlägt, wie Wellen
Des Meeres zusammen über ihren Häuptern,
Schon droht die Ampel zu erlöschen, stiller
Und stiller wird's auf den Kanälen draußen,
Und im Palast ist Alles stumm.
Die Stunde
Der Trennung schlägt, die Gondel harrt Zianis:
Doch als er müd' vom Sessel sich erhebt
Und sanft aus ihres Arms Umschlingung sich
Zu lösen strebt, als wär's ihm selber nicht
Recht ernst dabei, da flüstert sie in's Ohr
Mit heißem Beben ihm ein Wort: „Bleib' hier!"
Nur wie ein Hauch entgleitet's ihren Lippen,
Doch strömt daraus ihm Siedeglut durch alles
Geäder, gleich als wenn der Lavastrom
Des Berg's geheimnisvoller Tiefe jäh
Entquillt und überschäumt und rasend nieder
Zu Thale strebt, Verderben um sich säend,
Und packt ihn wild; auf seinen Armen trägt
Die Zitternde, die wie in Tigerpranken,
Sich angstvoll-selig windet, er mit fort
Auf's Lager, auf den blumenduft'gen Pfühl
Sie bettend.
Nun verlischt die Ampel leis;
In ihrer Gondel drunten sind die Rudrer
In Schlaf versunken; milde webt und weich
Die Frühlingsnacht, mit lauem Hauche fächelt
Zum offnen Fenster manchmal sie herein
Und trägt verwehte Mandolinenklänge
Herüber, wie aus traumhaft-ferner Welt;
Dann waltet rings geheiligt Schweigen . . .

Schüchtern
Stiehlt früher Dämmerung erster, grauer Schein
Sich durch der Himmelswölbung nächtig Schwarz,
Des jungen Tages Nah'n geheimnisvoll
Verkündend, als aus Schlummerfesseln sich
Ziani losringt, wohlig-müd' ein Lächeln
Voll sel'ger Traumversunkenheit im Antlitz.
Und, ohne seine Lider noch zu öffnen,
Die Arme breitet er, sein holdes Weib
— Sie ist's seit dieser Nacht — voll heißer Inbrunst
An seine Brust zu schließen, eine Stunde
Noch weltvergessen so und glücklich zu
Verträumen, eh' der neue Morgen kommt
Und eines neuen Lebens harte Pflichten.
Doch greift in's Leere tastend seine Hand,
Und wie er unmutsvollen Staunens nun
Die Wimpern aufschlägt, ruht er in den Kissen
Allein; da überrinnt's ihn, wie ein Fröstelu,
Und leise ruft er seines Weibes Namen,
Empor sich richtend; Scham wohl trieb sie fort
Vor Tagesgrau'n, daß sie in's Aug' ihm nicht
Zu blicken wagte bei des Lichts Erwachen
Und dieser Nacht beseligend Geheimnis
Entweiht nicht werde durch die dreiste Helle.
Ziani denkt es lächelnd, dennoch kann er
Sich eines Schauers nicht erwehren; wieder
Ruft er nach ihr, jetzt lauter, flehend, mahnend,
Doch ist's umsonst; denn keine Antwort wird ihm,
Und vor der öden Stille um ihn her
Beginnt's ihn zu durchgrausen. Nun vom Lager
Springt er empor, noch einmal klingt sein Ruf,
Dann eilt er schreckverstörten Angesichts
Durch die Gemächer. — Plötzlich bricht ein Schrei,
Ein todesbanger, von den Lippen ihm,
Als säh' des Lebensrätsels Lösung er,
Die grauenvolle, die das Blut erstarren
Macht, jählings vor sich: in des Sessels Polstern,
Darin er gestern bei der Ampel Schein,
Giovanna auf den Knieen ihm gelehnt,
Um unter tausend Küssen ihr zu schwören,
Daß er sie nimmer lasse und ihr Opfer

Verwerfe, liegt das Weib, das sein gewesen
Im Rausche dieser Nacht, entseelt und bleich, —
Das schöne, schwermutsvolle Aug' gebrochen,
Das aller Himmel Wonnen ihm verhieß,
Und aus der Wunde unter ihrer Brust
Tropft, langsam sickernd, noch das rote Blut.
Indes die schlaff herabgesunk'ne Hand
Den Dolch umklammert, der sie schlug, — er selber
Schenkt' ihr ihn einst, damit sie waffenlos
In ihrer Einsamkeit nicht hausen möge,
Er kennt ihn gut. Die Hand ist kalt und kalt
Der schöne Leib, den er in seinen Armen
Gehalten, kalt die Lippen, die so warm
Erst seinen Kuß erwidert, — kalt und tot,
Was die Natur zu blüh'ndem Dasein schuf,
Was sie zu freudigem Genuß bestimmte . . .

Entgeistert starrt Ziani, noch begreift er
Das Ungeheure nicht, er will es nicht
Begreifen; zärtlich streichelt seine Hand
Das kalte Antlitz, d'raus es eisig ihm
Durch seine Adern strömt, er ruft den Namen
Ihr kosend, schmeichelnd tausendmal in's Ohr,
Er fleht sie an, die Augen aufzuschlagen, —
Bis er verstummend endlich ihr zu Füßen
In heißem Schmerze sinkt; er beugt sein Haupt,
Das keinem Mächt'gen dieser Welt sich beugte,
Vor seines Weibes stiller Heldengröße . . .

Lang' ruht er im Gebet; dann steht er auf,
Ein Andrer dünkt er sich, als der er war,
Erstorben ist in seiner Brust ein Etwas
Mit diesem Weib, er weiß es nicht zu nennen,
Doch dünkt's das Höchste und das Köstlichste
Von Allem ihm, was sein war.
Auf dem Marmor
Des Tisches zu der Toten Seite liegt
Ein Blatt, er hebt es auf, dann liest sein Aug':
„Du nahmst das Opfer nicht der Lebenden,
So grüßt die Tote denn Venedigs Herzog!"
Da beugt er sich zum letzten Mal herab,
Und küßt erschauernd seines Weibes Lippen.
Dann streift den Ring, den er ihr einst geschenkt,
Der Treue Zeichen, die der Tod nur endet,
Er ihr vom Finger. „In die blaue Flut
Der Adria," spricht seine Lippe tonlos,
„Versenk ich ihn, mich ihr, als meiner Braut,
Für immer angelobend, — keine Andre
Soll je nach dir das Weib Zianis heißen!"
Nun nach des Hauses Dienern hallt sein Ruf,
Und da sie nahn, und schreckensbleich gewahren,
Was hier geschehn, wehrt er das Jammern ihnen,
Die laute Klage, heißt die Herrin sie
Auf's Lager betten, heißt den Priester rufen,
Und ordnet ruh'gen Ernstes, was die Stunde
Gebiet'risch fordert . . .
Da im Strahlenglanze
Der Frühlingsmorgen die Lagunenstadt
Begrüßt und alle Kuppeln, alle Türme,
Ja, jedes Daches Zinnen wie vom Schimmer
Des Himmelsgoldes triefen, sitzt am Lager,
Darauf die Letzte man von der Daponte
Uraltem Stamme gebahrt, in ihren Händen
Das Kruzifix, Ziani, einsam, wie
Versteint in seinem Schmerz, sein Auge läßt
Der Toten hold=verklärte Züge nicht.
Im lauen Frühhauch, der zum off'nen Fenster
Hereinweht, flackern schwelend nur die Kerzen,
Die zu des Katafalkes Häupten man
Entzündet hat, und eine Woge Duft's
Schwimmt mit herein, sich mit den Wohlgerüchen
Des Weihrauchs mischend, wie ein Gruß des Frühlings,
Der einmal noch die Tote küssen möchte,
Eh' ew'ge Nacht ihr lichtes Sein umschließt . . .
Da draußen lockt und gleißt der junge Tag,
Da draußen gährt und tost das wilde Leben: —
Doch Sebastian Ziani weiß es nicht
Und hört es nicht, er hält bei seinem Weibe
Die Totenwache . . .
Stunden rinnen hin.
Da plötzlich hallt im Vorsaal laut ein Schritt
Vom Marmorboden auf, kommt näher, — näher —
Und eine Hand legt wuchtend auf die Schulter
Des Schmerzversunk'nen sich. Ziani blickt
Verständnislos empor; der vor ihm steht,
Ist Malapiero. Wie ein Grauen rinnt's
Durch sein Gebein; doch Malapiero spricht
Mit fester Stimme: „Komm'! Sie hat's gewollt.
Venedig harrt; komm', Herzog von Venedig!"

Der See liegt still . . .

Der See liegt still, als ob leise die Nacht
Ihm ein duftiges Märchen erzähle,
So still, so tief, so zum Himmel gekehrt,
Wie das Heimweh in unserer Seele.

Im Röhricht seufzt und flüstert es leis,
Als wollte der Nachtwind klagen,
Daß auf diesem Ball in die Öde entrollt
Wir das Weh der Verbannung tragen.

Vom Schlosse blinkt herüber ein Licht,
Wie ein Stern, der vom Himmel gefallen,
Durch das flüsternde Schilf hör ich ferne Musik
Und Lachen silberhell hallen.

Gute Nacht nun einsame, grübelnde Nacht!
Laß mich bei der Freude verträumen,
Daß wir ein Menschenalter zu lang
Auf diesem Sterne säumen.

Karl Strecker.

Zweck der Sprache.

Gedanken zu verbergen? Nein.
Zu offenbaren? Keins von Beiden.
Nur das kann Zweck der Sprache sein,
Gedanken passend einzukleiden.

Albert Benda.



Ernst Schulze und Cäcilie Tychsen.

Nach den ungedruckten Tagebüchern, Gedichten und Briefen Schulzes.

Mitgeteilt von Karl Emil Franzos.

Auch die Litteratur-Geschichte hat ihre Legenden, und unter jenen, welche sie uns aus diesem Jahrhundert erzählt, ist kaum eine zarter und rührender, als die vom Sänger der „Bezauberten Rose“ und seiner Seelenbraut. Ein reiner, hochstrebender Jüngling wird von der innigsten Neigung zu einem herrlichen Mädchen ergriffen, sie macht ihn zum Dichter und bringt zur Blüte, was an verborgener Begabung in ihm geschlummert. Die Liebe wird erwidert; den beiden schönen, guten, begabten Menschen scheint das reinste Glück sicher; da wird das Mädchen von tückischer Krankheit ereilt und siecht dahin. Der Poet aber — einer der Menschen, die nur einmal lieben — umfaßt auch die Tote mit gleich heißer Hingebung, wie einst die Lebende, er lebt nur in ihr, nur ihrer Verherrlichung erklingt sein Lied, bis ihn Schmerz und Sehnsucht ihr nachziehen; nach wenigen Jahren stirbt auch er, von derselben Krankheit gefällt, dahin. So hat zuerst ein Dichter, dem damals das Ohr der Nation gehörte — Heinrich Zschokke, — die Beziehung zwischen Ernst Schulze und Cäcilie Tychsen ausgemalt und das rührende Bild ist in den siebenzig Jahren, die seither verflossen, fast unangetastet geblieben.*)

Diese Legende wird durch die folgende Darstellung für immer beseitigt. Vor der Sprache, welche die hier zum ersten Male in voller Ausführlichkeit mitgeteilten Quellen führen, der Sprache der Wahrheit verflüchtigt sich Zschokke's Dichtung bis zur Unkenntlichkeit. Das wäre auch dann ein berechtigtes Beginnen, wenn die Wahrheit trostlos, häßlich und nüchtern wäre. Aber dies ist sie nicht. Statt der Ideal-Gestalten, an die wir bisher geglaubt, treten Menschen vor uns hin, schwach und makelvoll, wie wir Alle, aber unter der Hand eines eisernen Geschicks immer höher aufstrebend, immer reiner und geläuterter, bis sie vor unseren Augen fast Alles abthun, was Menschenthum entadelt. Aus der duftigen und idealischen Legende wird ein erschütternder Herzensroman. Auch wenn Ernst Schulze ein völlig Unbekannter geblieben wäre und nicht nach seinem Tode dauernden Ruhm erworben hätte: die folgenden Blätter verdienten doch Aufmerksamkeit, denn sie sind von höchstem psychologischem Interesse und auch als Zeit- und Sittenbild nicht ohne Bedeutung.

Eine Sachlage, wie die vorliegende, legt dem Herausgeber doppelte Pflicht der Offenherzigkeit, wie der Zurückhaltung beides an der rechten Stelle auf. Ich

*) Zschokke's gemüt- und phantasievolle Darstellung, die er in Briefform kleidete und „An Cäcilie in Paris“ überschrieb, erschien zuerst in der Zeitschrift: „Erheiterungen. Herausgegeben von Heinrich Zschokke und seinen Freunden“. (Aarau. Jahrgang 1819, S. 97—142). Sie basierte auf den Andeutungen, welche der erste Biograph Schulzes und Herausgeber seiner Werke, der Göttinger Ästhetiker Bouterweck, in dem biographischen Abriß gegeben hatte, mit welchem er die „Sämtlichen poetischen Werke“ Ernst Schulze's (Leipzig 1818—19, 4 Bände) einleitete. Ohne Zweifel hat Bouterweck, welcher Schulze genau kannte und ein naher Freund der Familie Tychsen war, die volle Wahrheit gewußt; daß er sie nicht sagte, geschah vielleicht weniger aus dem Grunde, weil er sie dem Andenken der beiden Toten — Cäcilie war nun seit sechs, Ernst seit einem Jahre tot — für abträglich hielt, sondern weil es den ästhetischen Anschauungen der Zeit und namentlich jenen, die er selbst vertrat, „poetischer“ erschien, statt Menschen Idealgestalten darzustellen; vor Allem aber mag bei Bouterweck der — wie es scheint, mit großer Energie kundgethane — Einfluß der Familie Tychsen ausschlaggebend gewesen sein. Immerhin gab er nur Andeutungen in dem gewünschten Sinne und enthielt sich jeder breiteren Ausmalung, um sich nicht über Gebühr mit den ihm bekannten Thatsachen in Widerspruch setzen zu müssen. Auf dieser Grundlage baute dann Zschokke seine schwärmerische Dichtung auf; da er sie auch in die Gesamtausgabe seiner Werke aufnahm, so wurde sie ungleich mehr gelesen, als Bouterwecks Abriß, und galt bald als volle und unbestreitbare Wahrheit, nicht bloß in den breiten Schichten des Publikums, sondern auch — in Ermangelung anderen Materials — bei sonst kritischen Forschern. Als nun volle 36 Jahre später Hermann Marggraff mit seinem Buche: „Ernst Schulze. Nach seinen Tagebüchern und Briefen sowie nach Mitteilungen seiner Freunde geschildert“ (Leipzig, 1855) hervortrat, mußten die Thatsachen, die er gab, aus verschiedenen Gründen mehr verwirrend als klärend wirken. Erstlich waren auch seine Materialien ganz unzulänglich; er verfügte über eine verhältnismäßig geringe Anzahl von Briefen, ferner aber lagen ihm, obwohl der Titel seines Buchs das Gegenteil vermuten läßt, keineswegs die Tagebücher selbst vor, sondern nur ein relativ dürftiger Auszug aus denselben. Zweitens aber versuchte Marggraff, so gut es gehen wollte, das

teile aus den Quellen, welche das Vertrauen der Erben des Dichters in meine Hand gelegt, seinen Tagebüchern, Gedichten und Briefen, Alles mit, was für diese seine Beziehungen von Wichtigkeit ist; bis auf das Wenige, was Marggraff 1855 und Tittmann 1868 für ihre Biographien benutzten, ist es durchweg ungedrucktes Material; weggelassen ist nur ganz Unwesentliches; ich habe der Pietät am besten zu dienen geglaubt, indem ich der Wahrheit diente. Meine eigenen Beifügungen aber beschränken sich auf Notizen und Einleitungen, die zum Verständnis des Ganzen unentbehrlich sind; habe ich mich auch nicht ganz des eigenen Urteils enthalten können, so beschränkt es sich doch auf einige wenige Andeutungen, welche jenem des Lesers nicht vorgreifen wollen.

I.

Ernst Schulze lernte Cäcilie Tychsen zuerst im Dezember 1811 im Hause eines Göttinger Professors näher kennen, nachdem die bisherigen Beziehungen sehr flüchtige gewesen. Beider Wesen und die geistige Atmosphäre, in welcher sie einander begegnet, in kurzen Worten zu charakterisieren wäre eine schwere, vielleicht unlösbare Aufgabe, wenn nicht in den Briefen und Tagebüchern des jungen Dichters für das kundige Auge die besten und bezeichnendsten Aufschlüsse darüber ständen.

Thomas Christian Tychsen, 1758 zu Horsbyll in Schleswig geboren, 1834 zu Göttingen gestorben, war damals als Orientalist und Archäologe eine Zierde der Göttinger Hochschule, welcher er seit 1784 als akademischer Lehrer angehörte. Gleich ansehnlich wie die wissenschaftliche war die soziale Stellung des mit dem Hofratstitel geschmückten Gelehrten; sein Haus, von einer ebenso gebildeten, als gesellschaftlich geschulten Gattin geleitet, von zwei anmutigen und geistreichen Töchtern, Adelheid und Cäcilie, belebt, war „das glänzendste in Göttingen," nicht bloß der Mittelpunkt der akademischen Geselligkeit, sondern auch von den Beamten der westfälischen Regierung, dem Adel der Umgebung, den jungen, an der Georgia-Augusta studierenden Aristokraten mit Vorliebe aufgesucht. Man vergnügte sich nach der Sitte der Zeit durch gefühlvolle Gespräche, durch jeux d'esprit, aber auch durch harmlose Amourschaften, wie denn der Ton des Hauses überhaupt nicht um Vieles ernsthafter gewesen sein mag, als jener der gebildeten deutschen Gesellschaft im Reiche des „König Lustik" überhaupt. Eine Ausnahme scheint durch ihren vaterländischen Sinn und die Ernsthaftigkeit ihres Denkens Cäcilie gemacht zu haben. Was an Zeugnissen über sie vorliegt, geht insgesamt aus derselben lobenden, fast überschwänglichen Tonart. So urteilt z. B. Professor Bouterweck, der erste Biograph Schulzes: „Cäcilie, die Tochter eines Göttingischen Gelehrten, hatte alle Eigenschaften, die einen jungen Dichter von Ernst Schulzes Denk- und Sinnesart bezaubern mußten. In der vollen Blüte der Jugend, reizend vor Vielen ihres Geschlechts, von zarter Sittsamkeit, empfänglich für alles Schöne, geistvoll, von hinreißender Lebendigkeit in ihrem ganzen Wesen, zeichnete sie sich auch durch ihren feinen Kunstsinn und ihre Talente aus. Im Zeichnen und Malen hatte sie es schon weit gebracht. Mit Fertigkeit und Ausdruck spielte sie das Klavier und die Harfe."

Cäcilie war damals kaum siebzehn Jahre alt; Ernst Schulze — geboren am 22. März 1789 — stand erst im dreiundzwanzigsten Lebensjahre*). Aber wohl hat Tittmann Recht, wenn er hervorhebt, daß seine bisherige Entwicklung „einen Reichtum an Lebensmomenten aufweise, wie derselbe kaum jemals einem so jugendlichen Alter vergönnt worden ist," nur daß dieser Reichtum dem flüchtigen Blick etwas zu teuer, weil einzig auf Kosten des Gemüts erkauft erscheinen muß. Allerdings hatte er bis dahin nicht viel Liebe empfangen. Weder der vielbeschäftigte Vater (Advokat und Bürgermeister zu Celle) noch die jugendliche Stiefmutter wußten mit dem trotzigen, verschlossenen Knaben, dem die bereits 1791 verstorbene Mutter ein kränkliches und nervöses Naturell vererbt hatte, etwas Rechtes anzufangen. „Man versprach sich nicht viel von ihm," erzählt sein älterer Bruder August in einem mir vorliegenden Briefe, „weil er keine Art von Ordnung zu halten schien; der Direktor von dem Gymnasium tröstete den besorgten Vater damit, daß es dem Knaben nur am Fleiße, nicht an Talenten fehle" — und der Dichter selbst erzählt in seinem Tagebuche: „Ungefähr bis in mein vierzehntes Jahr wurde ich zu Hause für ein ganz gutmüthiges, aber höchst unnützes und zu allen Dingen unbrauchbares Geschöpf gehalten, weil ... meine Bücher, sobald ich sie erhalten hatte, verloren waren, weil ich alle Aufträge verkehrt besorgte, das Rechnen nicht lernen konnte u. s. w. Da ich denn so allgemein für ganz unbedeutend gehalten wurde, glaubte ich am Ende selbst, die Leute müßten doch wohl Recht haben, und betrachtete mich immer als einen Menschen, aus dem nie etwas werden würde. Diese Idee gab mir eine gewisse Scheu und ein linkisches Wesen, das mich nie verließ, so lange ich

durch Zschokke dem Gedächtnis der Nation eingeprägte Idealbild mit den Quellen, die er gab, in Einklang zu bringen — und das ging eben nicht gut. So stand man denn vor der Wahl, ob man Marggraff oder seinen Quellen glauben wollte, und wesentlich mehr Licht, brachte auch Julius Tittmanns kurze Biographie (Leipzig, 1868) nicht, obwohl er über mehr Briefe verfügte, auch kritischer verfuhr, als sein Vorgänger. So bildeten sich denn allmählich zwei Anschauungen heraus, die in schroffem Gegensatze zu einander standen. Die eine hielt völlig an der Zschokke'schen Darstellung fest, schmückte sie wohl auch noch ein wenig mehr aus: die Fest-Artikel zu Ernst Schulzes 100. Geburtstag (22. März 1889) gingen fast alle aus dieser Tonart. Anders aber urteilte nun die ernsthafte Forschung; sie hielt sich nur an die Quellen, und da ihr diese nur in dürftigem Auszug vorlagen, so war ihr Urteil über Schulzes Charakter ein völlig absprechendes und darum höchst ungerechtes. Dieser Gefahr zu begegnen, entschloß sich die Familie des Dichters, ihr Archiv der litterarhistorischen Benutzung zu eröffnen; daß sie damit recht und würdig gehandelt, wird auch die vorliegende Veröffentlichung erweisen. Für das gütige Vertrauen, mit welchem mir zu diesem Zwecke das gesamte Archiv übergeben wurde, sei auch an dieser Stelle mein herzlicher Dank gesagt.

*) In der folgenden Charakteristik war die Wiederholung einiger Details unentbehrlich, welche den Lesern dieser Zeitschrift bereits aus meinen früheren Veröffentlichungen über den Dichter, namentlich in Band VI und VII bekannt sind.

nicht bey meinen Spielgesellen, sondern in der Gesellschaft meiner Hausgenossen war. . . Unter meinen Bekannten genoß ich aber im Gegentheil ein großes Ansehen, theils weil ich die Meisten an geistiger Bildung, die ich zu Hause verbarg, übertraf, theils weil ich immer der erste auf dem Eise war, wenn es nur mit Mühe hielt, der höchste auf den Bäumen und Dächern und der letzte, der fortlief, wenn wir Fenster einwarfen. . . Überhaupt reizte mich alles, womit ich Gefahr verbunden sah und viele alte Matronen schalten mich oft einen heillosen Buben und tollkühnen Waghals, während man in meiner Ältern Hause nichts davon ahnte. Dort saß ich gewöhnlich ganz ruhig und las entweder Romane und Gedichte oder träumte von dem, was ich gelesen hatte. Man glaubte, ich sey höchstens zum Pastor gut, der auf dem Lande die Hände in den Schooß legen und im erbaulichen Müssigang die schöne Natur betrachten könne. Hiezu ward ich auch bestimmt, als ich mich zum ersten Mahle verliebte. . ." Drei Umstände, die für die Beurteilung dieser Natur von ungemeiner Wichtigkeit sind, treten schon hier hervor: die Liebebedürftigkeit, der im elterlichen Hause keine rechte Befriedigung wurde,*) der trotzige Drang, gerade den nächsten Angehörigen schlechter zu erscheinen, als er war, und eine ungemein früh geweckte Neigung zum weiblichen Geschlecht, die sich freilich zunächst nur in harmlosen Schwärmereien kundgab. Im Übrigen wurde er von seinem vierzehnten Jahre ab und in dem Maße, als er sich „zuerst einiger poetischer Ideen" bewußt wurde, immer schwärmerischer, melancholischer, aber auch fleißiger. Er studierte und las ganze Tage lang und die Nächte dazu, am liebsten in der Einsamkeit des Landgutes Havighorst, welches sein Vater administrierte, und schloß mit einigen Altersgenossen den innigsten Freundschaftsbund, dessen Zeugnisse — lange, überschwängliche Briefe — mir vorliegen. Wie seine eigenen ersten Versuche in Matthissons und Klopstocks Manier gehalten waren, so überquellen diese Briefe, wie er es selbst nennt, von „sanfter Schwärmerey, welche nicht selten in Schwermuth übergeht, mich oft in meinen süßesten Augenblicken überfällt, mich in meiner reinsten Freude immer noch ein unbekanntes Etwas vermissen läßt und mich oft vom höchsten Gipfel des Vergnügens plötzlich in die trübeste Laune versetzt. Dann mag man mir so viele Vergnügungen und Zerstreuungen anbieten, als man will, ich bleibe gegen alle unempfindlich. Ich fürchte, daß diese Seelenstimmung auch vorzüglich von der, vor einigen Jahren mich ganz fesselnden Lesewuth herrührt, da ich ohne Unterschied und Auswahl jeden Roman, welchen ich nur in die Hand bekommen konnte, so flüchtig, daß ich mich davon fast nichts mehr erinnere, durchlas. Dabey sammelten sich in meiner Seele so viele dunkle und mir bisher noch unbekannte oder nicht ganz aufgeklärte Gefühle und Begriffe, daß sie mich jetzt noch in einer undurchdringlichen Verschleyerung, ohne daß ich ihre wirkliche Existenz wahrnehme, beunruhigen. Ich verfalle dann in ein dumpfes Hinbrüten, höre nichts, was um mich geschieht, und erwache endlich wie aus einem Traum, ohne zu wissen, was ich geträumt habe." (Brief an seinen Freund Olbers vom 26. Juli 1805). Aus diesen Stimmungen, die an dem Siebzehnjährigen kaum einer Erklärung bedürfen, riß ihn vor Allem der Einfluß Wielands. Kaum ein Jahr später, am 26. März 1806, bekennt er: „Wieland gewährt mir zwar einen nicht so stürmischen, feurigen, aber doch einen sanfteren, bleibenderen und wohlthätigeren Genuß als Schiller. Seine lachende Philosophie, welche ich mir eigen zu machen suche, hat meinen Geist so heiter und so fröhlich gemacht, daß fast nichts von den Spuren einer Melancholie, welche mich sonst überfiel, an mir übrig ist. . . Er ist der Leiter, Beurtheiler und Schöpfer meines Geschmacks."

Auch seine eigenen Versuche gehen nun völlig in Wielands Bahnen, und in dieselbe weltfreudige, ja etwas frivole Richtung drängen ihn die kleinen Amourschaften seiner Schülerzeit, die sich nun hageldicht in fast verblüffender Fülle folgen. Ein reiner, schwärmerisch angelegter, poetisch reich begabter, aber sehr eitler und in seinem Empfinden wenig gefesteter Jüngling bezieht er zu Michaelis 1806 die Göttinger Hochschule, beschäftigt sich aber statt mit der Theologie, hauptsächlich mit romanischer und klassischer Philologie, und daneben mit dem Bestreben, sein Leben mit den Freuden „Wielandischer Grazie" auszustatten. „Eine seltene Mischung von Schwärmerei und Kälte in meinem Charakter," urteilt er selbst in einem Briefe vom Oktober 1807, „macht mich zum glücklichsten Menschen. Ich habe es weit in der Kunst gebracht, mich da nicht zu betrüben, wo ich die Unmöglichkeit sehe, das Gewünschte zu erreichen. Ich genieße die Gegenwart mit Enthusiasmus, jedoch wenn der Genuß verfliegt, betrübe ich mich nicht unnützer Weise, sondern suche so bald als möglich einen andern zu erhaschen . . . Ich glaube, ich könnte zwölf Geliebten haben, ohne die eine weniger als die andere zu lieben. Wenn gröbere Sinnlichkeit mein Endzweck wäre, so würde diese Denkart wohl ein wenig tadelhafter sein, aber mein größter Genuß liegt in der Fantasie, in der Hoffnung und Erinnerung, und dieses sind doch wohl ganz unschuldige Freuden." Ganz und gar unschuldig sind diese Freuden freilich nicht, und insbesondere die Beziehung zu einer jungen Witwe, Sophie von W., welche in sein zwanzigstes Lebensjahr fällt, läßt uns auf eine frühreife Blasiertheit, ja auf eine Koketterie des Empfindens schließen, die ohne genauere Kenntnis seines Entwicklungsganges befremdlich wäre und an sich wenig erfreulich wirkt, obwohl dieser Beziehung eine Reihe von Liedern und Elegien entstammen, die mit zu dem Schönsten gehören, was wir von ihm besitzen. „Vier Dinge", habe ich an anderer Stelle ausgesprochen, und wiederhole es hier, um nicht dasselbe mit andern Worten sagen zu müssen, „waren ihm feither ein stetes Bedürfnis, ohne daß er nicht leben konnte: angestrengteste wissenschaftliche Thätigkeit (namentlich auf dem Gebiete der provençalischen Poesie, dann der klassischen Philologie), starke dichterische Produktion, großer geselliger Verkehr, darunter mindestens eine, zuweilen auch zwei oder drei zärtliche Beziehungen zu gleicher Zeit, und endlich die Führung einer Korre-

*) Erst seit 1813, wo harte Prüfungen über ihn kamen, schloß sich Schulze seinen Angehörigen immer inniger an; er fand die rührendste Gegenliebe und die Beziehung zu Vater, Stiefmutter und Geschwistern ward von da ab die denkbar herzlichste.

16

pondenz, in welcher er von alledem berichtete, was er trieb, am eifrigsten von seinen Liebesaffairen. Auf mehrere Umstände ist das seltsame Wesen, wie es sich uns in seinen überaus zahlreichen, vorzüglich geschriebenen Briefen und Tagebüchern enthüllt, zurückzuführen: neben einer ungewöhnlichen Dosis von Eitelkeit auf eine durch Wielands Muster gebildete Weltanschauung und, ich nenne es als das dritte, obwohl es vielleicht das Wichtigste ist, auf das Beispiel, welches er um sich her sah." Es war keine gute und reine Luft, welche damals in der gebildeten Gesellschaft der Rheinbundsländer und namentlich des Königreichs Westfalen wehte; von geistigen Interessen war wenig, von vaterländischen gar nicht die Rede. Alle Welt folgte jener Tonart, welche der Hof angab, und wenn der Zwanzigjährige 1809 an einen Freund schreibt, er „flattere um die Mädchen her, ohne sich je fesseln zu lassen, und suche nur das Bedürfniß der Unterhaltung und der feineren Sinnlichkeit zu befriedigen," so ist dies ein Geständnis, welches in jeder andern Zeit befremdlicher wäre als in dieser, während, wenn man die Atmosphäre betrachtet, hier der folgende Zusatz fast versöhnend wirkt: „Junge Weiber und vorzüglich kokette junge Weiber ziehen mich mehr an als unschuldige junge Mädchen. Diese flößen mir Achtung ein und ich würde es mir nie verzeihen, in ihnen auch nur den geringsten Funken von Sinnlichkeit erregt zu haben, jene hingegen, denen die Koketterie, wenn sie nicht zu weit getrieben wird, etwas außerordentlich Reitzendes giebt und bey denen man nicht zu fürchten braucht, den feinen Takt der Sittlichkeit zu beleidigen, dienen mir zum unterhaltenden Spiele, indem sie ebenso wohl auch mit mir spielen." Daß er daneben seine Studien mit allem Eifer betrieb, auch außer einer Reihe kleinerer Arbeiten das Epos „Psyche" vollendete, welches, obwohl eine Nachahmung Wielands, gleichwohl als Zeugnis einer seltenen Begabung gelten muß, darf dabei gleichfalls nicht vergessen sein; am schwersten aber fällt das Beispiel in die Wagschale, welches er um sich sah. „Es ließe sich," schreibt er, „hier in Göttingen wirklich recht hübsch leben, wenn man sich nach den Leuten etwas bequemen kann, und vorzüglich bey den Damen das Bemühen, Grazien zu seyn, für Grazie annehmen will. Ueberhaupt ist das größte Verdienst, welches man sich hier erwerben kann, zu scheinen was man nicht ist und nicht sein möchte," und ein Jahr darauf schreibt er, so recht mitten aus den Erfahrungen heraus, die er selbst gemacht und um sich her sieht: „Es ist ein recht hübsches Gefühl verliebt zu seyn, und sich ein wenig, wenn auch nicht feurig, wieder lieben zu lassen. nur daß man wie in der Poesie Schwärmerey mit Besonnenheit verbinden muß, wenn man Vortheil aus solchen Verbindungen ziehen will, ohne den gewöhnlichen Nachtheil dieser Engagements auf sich zu laden." Daneben freilich finden sich Briefstellen genug, welche deutlich erweisen, daß er sich über Wert und Wesen dieser Geselligkeit keinen Täuschungen hingiebt und vielleicht die bezeichnendste darunter ist jene aus einem Schreiben an seinen Freund Fritz von Bülow vom 19. März 1810: „Da Jeder in dieser Gesellschaft, um nicht als Null betrachtet zu werden, einen bestimmten Charakter nach dem Zuschnitt der eleganten Welt haben muß, habe ich den eines höchst malizieusen Menschen angenommen, der jedem bey allen Gelegenheiten etwas anzuhängen sucht und kein größeres Glück kennt, als über andere zu medisiren und zu satyrisiren. Bei Leuten von grader und ungemodelter Denkungsart würde sich ein solcher Charakter grade nicht sehr empfehlen, hier ist er indeß am Platze." Freilich wird ihm dieser „Charakter" je länger er ihn trägt, um so mehr zur zweiten Natur, und vielleicht läßt sich sowohl das Wesen des jungen Dichters, als auch der gesellschaftliche Hintergrund, auf welchem sich die nun klarzulegenden Herzensbeziehungen abspielen, nicht besser vergegenwärtigen, als durch die Wiedergabe des folgenden, bisher ungedruckten Schreibens an seinen Freund, den Arzt Dr. Bergmann in Celle, welches auch insofern beachtenswert ist, als es die ersten Urteile Schulzes über die Schwestern Tychsen enthält.

„Göttingen am 20. Januar 11. Ich bin heute recht muthwillig, mein lieber Doktor; der Himmel weiß ob die Göttin der Laune mir in dieser Nacht eine Schäferstunde gegeben hat, oder ob mir noch etwas von einem Sprichworte anhängt, welches ich gestern in einer Gesellschaft spielen half und wo ich einen Fat zum Eckel schön gemacht haben soll, so daß eine Dame boshaft genug war, mir zu versichern, es schiene als ob ich meine eigne Rolle gespielt hätte. Die Metrik und die Geschichte der römischen Jurisprudenz, woran ich jetzt meinem Geiste die Hörner abzustumpfen gezwungen bin, werden heute gute Ruhe vor mir haben, denn meine Fantasie würde den ehrwürdigen Graubärten Pomponius, Tribonian, Myran, Paginian u. s. w. eine Pierrots- oder Scaramouches-Jacke anziehen und sie nach einem trochäischen Pentameter eine Menuet tanzen lassen. Doch de mortuis nil nisi bene! ich muß mich also wohl an die Lebenden halten und schreibe deshalb an dich, um mich bey Gelegenheit über dich und über alles was mir aufstößt, lustig zu machen. Doch da fällt mir grade zur rechten Zeit die gestrige Gesellschaft ein und ich kann meine Zwecke, dich und andre zu verhöhnen, nicht besser vereinigen, als wenn ich dir eine Reihe von Personen charakterisire, die du vielleicht in deinem Leben nicht gesehen hast. Du wirst die Langeweile und sie den Spott davon haben und da du zu viel Geist besitzest, um je durch dich selbst Langeweile zu empfinden und sie sich zu sehr über den Spott erhaben fühlen, als daß sie glauben sollten, er könne sie treffen, so werde ich beyden Theilen grade das, was ihnen das Schlimmste ist, zubereiten. Doch zur Sache. Der Thee bestand aus den schönsten und beliebtesten Damen von Göttingen, die sich, da es ein wöchentlicher Thee war, wozu nicht eingeladen wird, sondern wohin jeder geht, der der Dame und dem Herrn vom Hause präsentirt ist, unvermuthet zusammenfanden und ob sie sich gleich sehr zärtlich begrüßten, doch über ihr Zusammentreffen nicht sehr erfreut schienen, weil durch die vielen hübschen Gegenstände die Aufmerksamkeit vertheilt wurde und sich daher nicht genug auf jede Einzelne richten konnte. Die anwesenden Herrn waren von einer sehr gemischten Gattung und trugen sehr viel dazu bey, die

Gesellschaft durch Contrast interessanter zu machen. Der Zufall hatte so gut für Einige gesorgt, daß mancher Strohkopf noch eine Folie fand, wodurch er einen Glanz erhielt, den er allein nicht behaupten konnte. Doch Ehre dem Ehre gebührt. Ich will also mit den Damen anfangen, worunter es doch gewöhnlich mehr Karrikaturen giebt als unter uns.

1) Fräulein Julie von L.*) Das gnädige Fräulein würde es mir sehr übel nehmen, wenn ich sie nicht zuerst nennte, denn ich glaube, daß sie lieber die erste auf der Bank der Thoren, als die zwente auf der Bank der Weisen seyn will. Die Natur scheint sie schon, als sie ihren Körper bildete zum sinnlichen Ausdruck des Stolzes haben geschickt machen wollen, denn sie hat ihr nichts reitzendes gewährt, als einen schlanken Wuchs und einen schönen Busen, es gelingt ihr also vortrefflich sich in die Brust zu werfen. Sie tanzt am liebsten Quadrillen, weil sie da keinen über sich stehen hat und kann das Chassiren in den Ekossaisen nicht leiden, weil sie lieber immer oben stehen bliebe, wenn sie auch gar nicht tanzen sollte. Da sie nicht Geist genug hat um witzig zu seyn und das Weinen weniger Verstand erfordert und überhaupt der Witz langgewachsenen Personen nicht so gut kleidet als die Sentimentalität, hat sie sich in den Charakter des Romantisch-Tragischen geworfen. Die Hauptstärcke ihrer Koketterie liegt in der Affektazion dieses Charakters, nur vermischt sie diese zuweilen mit einer gewissen Naivetät, in der ich indeß außer einer gewissen betäubenden und einschläfernden Kraft nichts reitzendes gefunden habe. In einem Spottgedicht, das ich einmahl auf sie machte und worin sie, ein Reich von Maulaffen gründend vorgestellt wurde, bezeichnen sie die folgenden Couplets ziemlich natürlich:

Mit sanfter Lammsgeduld wirst du
Dann die vereinten Völker weiden;
Mild rufst du jedem Schwachkopf zu:
Komm her, geh ein zu meinen Freuden!
Man hat genug dich chikanirt,
Empfange jetzt, wie sich's gebührt,
Als Märtyrer die Palmenkronen,
Denn wo ein Schaaf den Scepter führt,
Da kann kein Wolf im Lande wohnen.

Den Spott, der derb die Wahrheit sagt,
Des Witzes feinre Nadelspitzen
Hab' ich aus meinem Reich verjagt,
Kein Dörnchen soll dich ferner ritzen;
Fern ist die Neckerey verbannt,
Wer je ein Epigramm erfand,
Den sollen Schwert und Pranger strafen,
O glücklich, wunderseelig Land,
Wo man nur wacht um einzuschlafen!

Sprichwörter spielt sie gern, weil sie darin gewöhnlich die Rolle der Geliebten macht und nur die Lektion herzusagen hat, die sie aus ihrer Lektüre lernte, auf andre jeux d'esprit hingegen läßt sie sich gar nicht ein. Ich fragte sie um die Ursache und sie antwortete: ihre Grundsätze erlaubten es nicht. Ach, mein gnädiges Fräulein, sagte ich, ich wünsche manchen Schriftstellern Ihre Grundsätze, dann würden wir manches entbehrliche entbehren. Sie nahm es nicht übel, weil ich hier einmahl das Recht habe, jedem Sottisen zu sagen.

2) Cäcilie Tychsen. Eine schöne, zarte, ätherische Gestalt, in deren Gesicht jeder Zug zugleich Geist und Leidenschaft ist. Sie hat einen brillanten Verstand und ist fein gebildet, hütet sich aber auch sehr diese Vorzüge unter den Scheffel zu setzen und glänzt mehr, als sie Gold in sich hat. Sie ist gefühlvoll aus Temperament und kokett aus Mode und Gewohnheit und könnte vielleicht lieben, wenn sie nicht vergöttert würde. Ich stehe sehr bey ihr in Gunst, weil ich jeden witzigen Einfall, der bey den jeux d'esprit auf den Zetteln steht, auf ihre Rechnung schreibe, bin aber gestern wieder im Preise gesunken, weil ich erklärte, ich hielte die für Narren, die sich um etwas schlügen, auf dessen Erreichung sich keiner von Beyden auch nach dem Siege Hoffnung machen dürfe, denn es haben sich in dieser Zeit ein Paar von ihren Verehrern um sie geschlagen und weiter nichts gewonnen, als der Eine eine Schmarre und der Andre das Consilium.

3) Adelheit Tychsen. Die ältere Schwester der vorigen, gleicht einem Dudelsacke, der nicht für alle Ohren gleich angenehm klingt. Für viele ist sie hübsch, für mich ein Meerkatzengesicht, für viele geistreich, für mich höchst unbedeutend, um nichts schlimmeres zu sagen. Das letztere behaupten gewöhnlich nur die armen Schlucker, die in der Unterhaltung nicht viel Geist zuzusetzen haben und denen ihre Bereitwilligkeit sie anzuhören und ihnen zu antworten schon Geist scheint, denn auch hierin hat sie Ähnlichkeit mit einem Dudelsacke, daß ihre Äußerungen am ersten durch fremden Wind und Dunst hervorgebracht werden. Dieselben armen Schlucker versicherten mir, sie sen weder kokett noch affektirt und ich glaubte es daher sehr der Mühe werth, ein so großes Wunder in der Göttingischen Damenwelt genauer zu betrachten. Nach einer näheren Untersuchung fand ich aber bald, daß ihre Koketterie grade darin liege, nicht kokett scheinen zu wollen, und daß sie affektire, unaffektirt zu seyn. Sie spielt durchaus die Natürliche, aber nur mit wenigem Glück, und es ist unausstehlich, wenn ein Mädchen von 19 Jahren ein Kind von zwölfen scheinen will und eine Mine annimmt, als ob sie wie die Agnes in Molieres école des Femmes fragen könnte: Si les enfants qu'on fait, se faisoient par l'oreille?

4) Nanny O. Ein schöner Marmorblock, aus dem sich eine reitzende Graziengestalt meißeln ließe, woran der Künstler aber nicht die Mühe gewandt hat ihn ein wenig zu poliren und die zu sehr aus dem Groben gehauen und für mich zu Junonisch ist. Sie hat große schöne Augen, aber die Augen reden nicht, sie hat hübsche Arme und Hände, aber sie leben nicht, sie hat einen reitzenden Mund, aber er öffnet sich nur, ihre Zähne, nicht ihre Seele zu zeigen. Sie hat vielleicht gar Geist, aber man sieht, hört und fühlt ihn nicht. Man kann auf sie die Verse von Zachariä beziehen:

*) Die Namen, die sich im Briefe voll ausgeschrieben finden, sind hier — soweit nicht für die Zwecke dieser Darstellung das Gegenteil erforderlich — nur durch die Anfangsbuchstaben wiedergegeben.

Sie neigt sich artig und steht da
Und sagt aufs höchste: Was? und Ja!
Ach, sie ist noch Monade,
Wahrhaftig, das ist Schade!

Uebrigens hat sie wahrscheinlich ein sehr gutes Herz und liebt alle Menschen, aber leider keinen mehr als den andern, es müßte ihr denn einer mehr Zuckerwerk geben, denn hierauf scheint die einzige Leidenschaft zu gehen, die ich an ihr bemerkt habe.

5) Auguste G. Die einzige unserer Damen vielleicht, die ihre Wissenschaft, die Koketterie studirt hat und sie systematisch behandelt. Sie ist mehr hübsch als schön, mehr geistreich als gebildet und hat mehr Fantasie als Gefühl, mehr Witz als Verstand, mehr Schlauheit als Klugheit. Sie ist medisant aus Eitelkeit, launenhaft aus Herrschsucht, intriguant zum Zeitvertreib und kokett aus Grundsatz. Beträgt sie sich gegen Jemanden gleichgültig, so hat er nichts zu fürchten, ist sie freundlich, so muß er besorgen, daß sie ihm einen schlimmen Streich spielt, ist sie zurückstoßend, so sucht sie ihn zu fesseln. Nie habe ich einen gewandteren weiblichen Proteus gesehen, nie bey einem Frauenzimmer die Kunst, mit Blicken anzuziehen und abzustoßen, in einer größeren Feinheit und Vollkommenheit gefunden. Sie kann in einer Stunde bescheiden und frech, dezent und frivol, ernst und fröhlig, witzig und schwärmerisch, medisant und gutmütig, beißend und schmeichelnd, empfindlich und nachsichtig, warm und kalt, liebenswürdig und verächtlich seyn, kurz sie ist ein semper variabile monstrum, die nur ihren Launen, sonst keinem Dinge auf der Welt Beständigkeit geschworen hat. Keine ihrer Mienen ist ohne Bedeutung, denn sie hat immer einen bestimmten Zweck vor Augen, nehmlich den, sowohl Schöne als Häßliche, sowohl Dumme als Kluge zu unterjochen. Sie lacht um zu fesseln, sie weint um zu fesseln, sie seufzt um zu fesseln, ja sie gähnt um zu fesseln. Wir sind von jeher Feinde gewesen, weil ich die in ihren Augen unverzeihliche Kühnheit gehabt hatte, ihr in mir selbst einen ihr ähnlichen Charakter entgegensetzen zu wollen, aber trotz dieser Feindschaft gehe ich doch recht gern mit ihr um, weil ich täglich bey ihr etwas lerne. Wo wir uns treffen führen wir einen ewigen Krieg mit einander, wozu die hier gebräuchlichen Gesellschaftsspiele, die die Medisance selbst erfunden zu haben scheint, einen schönen und geräumigen Tummelplatz abgeben. Sonst verhielt ich mich nur defensiv gegen sie, seit sie mir aber einige zu arge Streiche gespielt hat, handle ich durchaus offensiv gegen sie und suche die Spötter zuerst auf meine Seite zu bringen, denn dieses thut sehr gute Wirkung und der Gegner muß schon viel Geistesgegenwart haben, wenn er den unvermutheten Stoß geschickt pariren und den Vortheil zu sich herüber ziehen will. Gestern habe ich einen vollkommenen Sieg über sie davongetragen, denn ich schmetterte sie durch einen malitiösen Ausfall so zu Boden, daß sie in der Eile keine Antwort finden konnte, die zugleich witzig und boshaft gewesen wäre: dieses war gewiß das sicherste Zeichen ihrer Niederlage, daß die Beschäftigung mit ihrem Ärger sie zur augenblicklichen Rache unfähig machte.

6) Minna Schl. Ein nicht schönes, aber sehr interessantes Gesicht. Sie hat viel Bildung, viel Geist, viel Gefühl und noch mehr Fantasie. Die Verbindung zwischen glühender Schwärmerey und schlauer Koketterie in ihrem Charakter, giebt ihr eine Aehnlichkeit mit der Frau v. W.*) Sie könnte natürlich seyn, wenn sie es nicht zu seyn affektirte und sehr graziös, wenn sie ihre Grazie nicht in die Schnürbrust des ängstlichen Studiums zwängte. Sie ist für ein Frauenzimmer in dem Alter der Krisis, daher ist ihre Koketterie, so ausschweifend sie auch scheinen mag, sehr verzeihlich, denn sie gleicht den letzten verzweiflungsvollen Angriffen eines ringsum eingeschlossenen Heers, das sich nur durch gewagte Coups retten kann. Obgleich es ihr nicht an Witz gebricht, zeigt sie doch äußerlich einen Hang zur tiefen Schwermuth, vielleicht aus Temperament, vielleicht um stärker anzuziehen. Uebrigens huldigt sie dem Scheine, läßt sich von den ersten Eindrücken hinreißen, schwimmt stets auf der Oberfläche, und ändert ihre Launen mit dem Wetter, das heißt zusammengenommen, sie ist ein Frauenzimmer.

Mit den Damen wäre ich jetzt fertig. Es waren freylich noch manche Gesichter da, die ich Dir zum Besten geben könnte und womit ich meinen Zweck, dich zu langweilen, am sichersten erreichen würde, weil sie selbst die langweiligsten unter der Sonne sind, aber die Sorge für mein eigenes Amüsement trägt jetzt über meine Begierde, Andern Mißvergnügen zu machen, den Sieg davon und ich fühle, daß es zu wenig Interesse für mich haben würde, uninteressante Charaktere zu beschreiben. Ich will Dich daher auch mit den Charakteren der anwesenden Herrn verschonen, drohe dir aber ernstlich, wenn du nicht künftigen Posttag einen Brief an mich abschickst, nicht allein diese nachzuholen, sondern auch noch eine Schilderung von allen über vierzig Jahr alten Koketten hinzuzufügen, die unserem thee dansant zum Theil das Ansehen eines verhagelten Kornfeldes geben und sich von dem Antiken nur durch ihren enorm wohlfeilen Preis unterscheiden. Glaube nicht, daß dieses nur leere Drohungen sind:

Ferram, mare, sidera juro,
Latonaeque genus duplex Janumque bifrontem,
Vimque deum infernam et duri sacraria Ditis,
Fontesque fluviosque voco, quaeque aetheris alti
Religio et quae caeruleo sunt numina ponto!

Adieu, mein Lieber! Nimm mich heute einmahl, wie ich grade bin, denn ich verlerne allmählig in dieser ewigen Maskerade, die mir hier zum Schutz und Trutz nothwendig ist, meinen eigenthümlichen Charakter.

E. Schulze.

Der überaus bezeichnende Brief bedarf keines Kommentars. Als Ernst Schulze fast zu gleicher Zeit an einen andern Freund, den schlicht biederen, später als Preußischer Geheimer Legationsrat verstorbenen Friedrich Carl von Bülow ein ähnliches Schreiben

*) Die bereits oben erwähnte junge Wittwe, mit welcher Ernst Schulze eine kokette Tändelei unterhalten hatte.

richtete, erwiderte dieser: „Verzeih mir, mein Geliebter, aber die Fahne, zu der ich geschworen habe, weht nicht in Napoleons Musenhain". Eine anscheinend etwas unlogische Antwort, welche gleichwohl den Nagel auf den Kopf traf. In Wahrheit entstammte dieses gesellschaftliche Treiben, wie die Stimmung des jungen Dichters, weniger Wielands als Napoleons „Musenhain", der Luft, wie sie in der traurigen Zeit von der Niederwerfung des preußischen Staates bis zum Beginn der Befreiungskriege in Deutschland wehte. Auf einem andern Hintergrunde wäre auch jene Liebesgeschichte kaum möglich, in welche wir Schulze nun verwickelt sehen und deren das folgende erste Tagebuchblatt, welches sich mit Cäcilie Tychsen beschäftigt, Erwähnung thut. Er lernte im September 1817 bei einem Ferienaufenthalt in Celle eine ebenso schöne als sentimentale und in ihren Grundsätzen wenig gefestete Frau, Louise v. B., die Gattin eines Gros-Majors in westfälischen Diensten kennen, eroberte sie binnen wenigen Wochen und ward in noch fast kürzerer Zeit ihrer überdrüssig. Es war das erste Mal, daß er wirkliche und ernste Gewissensschuld auf sich geladen, und die Briefe, wie die Tagebuchblätter lassen erkennen, daß er diese Schuld auch deutlich genug empfand und vergeblich durch Sophismen und Liebeleien zu übertäuben suchte.

In diesen Tagen, den bis dahin unruhigsten seines Lebens, lernte er Cäcilie Tychsen näher kennen, und keine Darstellung könnte uns eine bessere Anschauung von der Entstehung und Entwicklung dieses Verhältnisses geben, als das Tagebuch, aus dem ich nun die bezüglichen Stellen folgen lasse:

Göttingen, am 13. Dezember 11. Ich werde von Tage zu Tage kühler gegen die B. Geliebt habe ich sie freylich nie, aber meine Eitelkeit machte mir dieses Verhältniß sehr werth. Jetzt läßt meine Eitelkeit es mich nur noch dulden. Es geht aber vielleicht eine neue Sonne für mein Herz auf. Ich war heute in einem Thee beym Hofrath Mayer. In dieses Haus habe ich durch einen seltsamen Zufall Zutritt erhalten. Ich ging neulich um 7 Uhr Abends zum Hofrath, um ihn zu meiner Disputation einzuladen. Weil es regnete, war ich in Stiefeln. Auf der Diehle traf ich Karoline Mayer, mit der ich mich zuweilen aus Barmherzigkeit in Gesellschaften unterhalten habe und die mich deshalb in Affektion genommen zu haben scheint. Ich fragte nach ihrem Vater, sie wollte es aber durchaus so verstehen, als ob ich ihrer Mutter die Visite machen wolle und führte mich trotz meiner Remonstrationen zur Hofräthin. Ich war gar nicht in der Gestalt, worin man einer Dame zum ersten Mahle eine Visite macht und kam überdies zu einer sehr lächerlichen Zeit. Die Hofräthin schien auch etwas verwundert, ich zog mich aber ganz passabel aus der Verlegenheit. Heute wurde ich zum Thee eingeladen. Ich traf Cäcilie Tychsen dort, ein Mädchen, welches mich immer außerordentlich interessirt hat, obgleich ich fast in gar keiner Berührung mit ihr stand und sie im vorigen Winter einmahl heftig beleidigte, nach meiner Gewohnheit, den hiesigen Damen Bitterkeiten zu sagen. Ich charakterisirte sie einst in einem Briefe an Bergmann so*): „Eine schöne zarte, ätherische Gestalt, in deren Gesicht jeder Zug zugleich Geist und Leidenschaft ist. Sie hat einen brillanten Verstand und ist fein gebildet, hütet sich aber auch sehr, diese Vorzüge unter den Scheffel zu setzen und glänzt mehr, als sie Gold in sich hat. Sie ist gefühlvoll aus Temperament und kokett aus Mode und Gewohnheit, und könnte vielleicht lieben, wenn sie nicht vergöttert würde." Ich glaube auch jetzt noch, daß diese Charakteristik sehr wahr ist. Sie hat sehr viele Liebhaber gehabt, obgleich sie erst 17 Jahr alt ist und man hat sich wüthend um sie geschlagen, aber ihr Ruf ist nie verletzt. Wenn ich sie erobern könnte, so würde ich nicht geringe Ehre davon tragen.

Am 27. Dezember. Heute war ich wieder bey Mayers. Dieser Thee ist ein Kränzchen, das zwischen Mayers und Tychsens wechselt. Ich fing an, Cecilie zu observiren und sie schien dasselbe zu thun. Dann rückte ich mit einigen Belagerungsmachinen hervor. Ich hatte zum Glück einige Räthsel im Kopfe, die ich bey andern Gelegenheiten gemacht hatte. Unter andern folgendes auf das Wort holdselig:

„Das Erste nennet dich, das Zweyte nichts auf Erden,
Das Ganze bist du wiederum allein,
Ach wolltest du mir nur das Erste seyn,
Im Augenblick würd' ich das Zweyte werden."

Sie deutete es so, als hätte ich es in diesem Augenblick auf sie gemacht und dieses scheint mir schon ein großer Vortheil zu seyn. Ich muß nur erst das Terrain gehörig rekognosciren, denn ich weiß nichts von ihren jetzigen Verhältnissen. Wir sprachen sehr viel miteinander. Im vorigen Kränzchen hatte ich sie zu Hause geführt, heute wollte ich ihr wiederum den Arm bieten, aber der kleine Baron von Stromberg kam mir zuvor. Von diesem Menschlein scheine ich indeß nichts zu befürchten zu haben. Wenigstens würde mir meine Eroberung nicht sehr wichtig scheinen, wenn ich dieses denken müßte.

Am 28. Dezember. Ich war heute im Concert. Forkel**) spielte ein Concert bewunderungswürdig schön. Ich war entzückt und fand Gelegenheit meine Entzückung gegen Cecilien, die auch dort war, zu äußern. Sie ist Enthusiastin für die Kunst. Ich versprach ihr, halb im Scherz, einen Hymnus auf die heilige Cäcilia, werde aber, si Phoebus favet mein Versprechen halten. Gustav von Usedom scheint jetzt ihr declaré zu seyn, ich glaube aber nicht, daß es mir viele Mühe machen würde, ihn zu verdrängen. Die beyden Grafen Schulenburg sind auch viel um sie, der schwarze scheint sich aber in dieser Hinsicht nie zu etwas Ernsthafterm stimmen zu können, und der blonde hat sich zurückgezogen, seit er für sie eine Schmarre erhalten hat. Auch mit der Hofräthin habe ich einige Worte gewechselt. Wenn ich sie erst

*) Vergleiche den vorstehend abgedruckten Brief vom 20. Januar 1811.

**) Johann Nikolaus Forkel (1740—1818), Musikdirektor in Göttigen, Virtuos, Komponist und Musikgelehrter.

gewonnen habe, so wird mir der Zutritt ins Haus nicht schwer seyn.

Am 4. Januar 12. Ich hatte den Hymnus an Cecilie fertig und wie es mir scheint ist er mir gelungen*). Ich hatte auf eine ziemlich feine Weise auch die irdische Cecilie mit darin verflochten. Heute Abend im Concert gab ich ihn ihr. Wenn er seine Wirkung thut, so bin ich geborgen. Ich bemerkte heute den Baron von Itzstein viel in Tychsens Nähe; er scheint sich indeß mehr mit Adelheit abzugeben. Der Graf Solms scheint Cecilien die Cour zu machen. Er könnte mir ein großes Hinderniß seyn. Er ist ein regierender Graf und dieses wirkt schon, überdem ist er schön und scheint seinem Ansehen nach nicht ohne Geist zu seyn. Ich muß ihn näher sondiren. Mit der Hofräthin unterhielt ich mich viel und schien ihr zu gefallen. Morgen werde ich meine Visite machen.

Am 5. Januar. Heute morgen war ich bey der Hofräthin. Man war entzückt über mein Gedicht und sagte mir viel schmeichelhaftes. Man sieht mich für ein Genie an und bewundert besonders meine Bescheidenheit oder meinen Stolz. Denn man wußte nicht, wie man es nennen sollte, daß ich bisher der Welt meine Gedichte vorenthalten hätte. Ich affektirte das ächte Wesen eines Künstlers, der nur für sich arbeitet. Ich werde in das Haus aufgenommen werden, denn man bat mich meinen Besuch zu wiederholen. Die Hofrähin ist schwach, wenn man ihr und ihren Töchtern schmeichelt, wenn man ihr zu Gefallen glänzt, so ist man sicher, ihr zu gefallen.

Am 10. Januar. Ich wurde heute in's Kränzchen zu Tychsens eingeladen. Die Gesellschaft ist ziemlich zahlreich. Ich begann heute meinen Kampf mit Gustav von Usedom und habe ihm schon viel Raum abgewonnen. Er versteht durchaus nicht fein und geistreich zu schmeicheln, und weiß nicht, das man sich oft etwas vergeben müsse, um zu gewinnen. Bloß durch seine schöne Gestalt und seinen unaussprechlich süßen Mund will er gefallen. Ich nahm meinen Platz neben Cecilien und wir sprachen fast nur miteinander. Ich war unbeschreiblich maliziös und medisant. Dieses ist freylich eigentlich nicht der Weg zu Ceciliens Herzen, aber sie liebt den Geist auch, wenn er nur nicht auf ihre Kosten geübt wird.

Am 16. Januar. Man gab heute ein Concert für die Armen und der Saal war drängend voll. Ich hatte mich hinter Tychsens postirt. Neben mir saßen die beyden Grafen Schulenburg, der Graf Solms und der Graf Rantzau. Ich glaubte neulich schon zu viel gewonnen zu haben; heute sah ich, daß Solms mir sehr im Wege steht. Cecilie betrug sich kalt gegen mich, wenigstens glaubte dieses meine Eitelkeit. Ich bekümmerte mich nicht um sie und scherzte ziemlich laut mit Rantzau. Sie sprach fast nur mit Solms. Endlich wandte ich mich zu ihr und sagte ihr einige Bosheiten. Ich bat sie ihr Tuch umzuschlagen, weil sie sehr zu friern schiene, ich neckte sie wegen ihrer Vorliebe für das Aprilwetter, wo auf der einen Seite Regen, auf der andern Sonnenschein sey — Solms saß ihr nehmlich zur andern Seite. Beym Fortgehen wünschte ich ihr eine gute Besserung. Sie schien alle meine Winke nicht verstehen zu wollen.

Am 25. Januar. Heute im Concert habe ich viel gewonnen. Je parlais sentiment und gefiel dadurch. Auch brachte ich Cecilien auf eine sehr wohlfeile Art einen hohen Begriff von meinem Scharfsinn und meiner Menschenkenntniß bey. Ich stand nicht weit von ihr, ehe ich mit ihr gesprochen hatte und hörte daß Usedom ihr vorwarf, sie sey heute Morgen nicht guter Laune gewesen. Sie längnete es nicht, Ich ging nachher zu ihr und sagte ihr, als ich ein paar Worte mit ihr gesprochen hatte, sie scheine Schmerz zu haben. Sie können dem Menschen in die Seele sehen, sagte sie verwundert; ich glaubte meinen inneren Zustand jedem verborgen zu haben und habe, soviel es mir scheint, auch jeden getäuscht. Sie heiterte sich nachher in der Unterhaltung mit mir auf und wir sagten uns wechselseitig tausend schöne Sachen.

Am 26. Januar. Ich suchte Cecilien auf dem thé dansant, fand sie aber nicht. Bloß die Hofräthin und Adelheit waren da. Die Hofräthin brachte mir indeß einen freundlichen Gruß von ihr.

Am 31. Januar. Heute war Kränzchen bei Mayer. Ich war anfangs in meinem lustre und hatte mit Cecilien eine sehr interessante Unterhaltung. Sie wollte mich über meinen Charakter ausforschen und äußerte, es sey ihr unbegreiflich, wie ich bey so vielem Gefühl soviel Medisance haben könne. Ich that mehr als ich je gethan habe und sagte ihr die Wahrheit, daß der spottende Charakter nur eine angenommene Maske sey, um in der Gesellschaft etwas zu gelten. Ich würde es ihr indeß nicht gestanden haben, wenn ich nicht von diesem Geständniß Vortheil zu hoffen gehabt hätte. Nachher ward ich geistloser und am Ende gar unausstehlich. Man fängt indeß an, auf unser Verhältniß aufmerksam zu werden, und ich werde von manchen schon als der amant declaré betrachtet. Ich gab Cecilien beym Fortgehen den Arm. Unterwegs sollte ich ein Räthsel rathen, ich hatte aber zu wenig Geist und entschuldigte mich. Ich werde sie indeß morgen im Concert überraschen. Ich habe es eben errathen und werde es ihr in einem andern Gewande wieder zu rathen aufgeben. Das Wort war „Milchstraße“ und so eingekleidet:

*) Das Gedicht: „Hymnus an die heilige Cäcilie. Für Cäcilie“ steht in allen Ausgaben von Schulze's Werken (in der letzterschienenen Ausgabe: „Sämtliche Poetische Werke, Dritte Auflage, 1855 Band IV S. 196.) Die „irdische Cäcilie“ erscheint in der Schlußstrophe „mit darin verflochten:“

„Hehre, die am Himmelsbogen
Und im Erdenkreise weilt,
Sei der Reizenden gewogen,
Die, von deinem Hauch erzogen,
Geist und Namen mit dir teilt!
Als von dir ihr Auge glühte,
Weckte sie des Liedes Blüte
Und der Worte Kraft in mir.
Und gefiel ich dir, so biete
Ihr allein den Lohn dafür!“

„Mein Erstes dient zum Trinken und zum Essen;
Durch manches Land siehst du mein Zweytes gehn,
Mein Ganzes ist so groß und unermessen
Daß Welten selbst in seinem Strom sich drehn."

Ich habe es so umgestaltet:

„Mein Erstes beut dir schon dein erster Tag im Leben,
Mein zweytes zeigt zum Ziele dir den Pfad,
Doch wenn dein Geist dem Ziele sich genaht,
Dann wird es hoch mein Ganzes überschweben."

Am 1. Februar. Mein Räthsel that gute Wirkung. Sie lobte meinen Scharfsinn und sagte mir manches Schmeichelhafte. Ich entschuldigte mich wegen meiner gestrigen Unbehülflichkeit und sagte ihr, um sie an mir zu rächen, hätte ich ein Sünden-Register des ganzen Tages aufgesetzt, welches ich ihr zu lesen geben wolle. Künftigen Sonnabend soll sie es auch wirklich erhalten.

Am 9. Februar. Gestern im Concert hatte ich mein Sündenbekenntniß übergeben*) und heute ging ich nach Tychsens, um den Erfolg zu sehen. Die Litaney war so eingerichtet, daß ich mir freylich offenbar die größten Sottisen darin ins Gesicht sagte mir aber auf eine versteckte Art sehr fein den Hof machte und im Vorbeygehn der ganzen Welt einige Nasenstüber austheilte. Besonders hatte ich die Thorheit an mir darin getadelt, daß ich Cecilien an jenem Abend eine sehr versteckte Seite meines Charakters entdeckt hätte, da ein Rätsel doch nur so lange schön bliebe, als bis es errathen wäre. Cecilie gab mir auf eine feine Art zu verstehen, daß ein Räthsel, wenn es inneren poetischen Werth habe, immer gefalle. Sie griff mich darauf wegen einiger Lästerungen an, die ich gegen das weibliche Geschlecht ausgestoßen hatte, ich zog mich aber ziemlich geschickt aus der Sache. Überhaupt war ich heute mit meinem Geiste sehr zufrieden. Das interessanteste bey einem solchen neuen Verhältnisse ist die Neugier, womit sich die beiden Partheyen gegenseitig betrachten. Jeder ist auf die geringste Miene, auf jedes Wort des Andern aufmerksam. Kein kleiner Umstand ist ihm unbedeutend und gerade weil er eine Bedeutung darin sucht, macht er ihn für den Andern bedeutend. Diese wechselseitige Aufmerksamkeit schmeichelt der Eitelkeit beyder Theile unendlich. Ich werde meine Muse aufs Neue in Bewegung setzen. Ich sah heute zufällig ein noch unvollendetes Gemählde von Cecilien, welches den heiligen Johannes in der Entzückung darstellt. Das Mädchen hat herrliche Talente. Ich denke, eine Epistel über die Kunst wird keinen übeln Effekt machen.**)

Am 18. Februar. Gestern war ein sehr interessanter Tag. Es war Ball und Concert bei Tychsens. Ein Kampf folgte auf den andern. Usedom ist aus dem Felde geschlagen und gänzlich ruinirt; jetzt habe ich es nur noch mit Solms zu thun. Cecilie scheint sich in Rücksicht unserer Beyden noch nicht recht bestimmen zu können. Doch ist es schon viel, daß ein Doktor der Filosofie nicht längst hoch in die Höhe geflogen ist, da ein regierender Herr auf der andern Wagschaale liegt. Anfangs hatte ich das ganze Feld schon eingenommen und den Prinzen von Hohenlohe, der freylich nichts ist, als ein Prinz, zu einem schimpflichen Rückzuge genöthigt.

. . . „ἤιε πολλ' ἀέκων
ὡς δ' ὅτ' ὄνος παρ' ἄρουραν ἰὼν . . ."

Da erschien Solms und bedrängte hart die Trojaner. Der Mensch hat wahrhaftig mehr Geist, als es sich für einen Grafen schickt. Cecilie sollte nur zwey Tänze tanzen. Ich jagte meinem Widersacher den ersten Tanz ab; aber leider zu meinem Nachtheile, denn jetzt blieb ihm der Kehraus. Doch wollte sie mich nicht ganz trostlos seyn lassen und ließ mich daher vor sich kommen. Solms spielte eine für sich unangenehme Rolle dabey, denn er mußte selbst das Kissen vor mir niederwerfen. Nach dem Kehraus bemerkte ich etwas, das durchaus nur ein Fantom meiner Fantasie gewesen seyn kann. Ein Nebenzimmer war nicht sehr hell erleuchtet; ich sah Solms und Cecilien darin und er raubte ihr einen Kuß. Meine schwachen Augen und der Nebel, den die Ermattung vom Tanze und der Taumel des ganzen Abends darum gezogen hatte, müssen mich getäuscht haben. So etwas liegt durchaus nicht in Ceciliens Charakter, denn so kurze Zeit ich sie auch erst kenne, so kenne ich sie doch schon genau. Auch war die Gelegenheit zu unsicher und der Ort troz seiner Dämmerung zu sehr beobachtet, als daß Solms so etwas hätte wagen können. Ich will mir keine grauen Haare darüber wachsen lassen. Übrigens war sonst alles vortrefflich. Cecilie spielte ein Concert auf dem Fortepiano und ein anderes auf der Harfe, beydes zum Erstaunen. Auch ihr Johannes war fertig und vortrefflich gerathen. Ich hatte meine Epistel bey mir, um sie ihr gelegentlich zu überreichen, behielt sie aber zurück, weil sich eine schönere Gelegenheit darbot, die auch für mich glänzender und vortheilhafter ist. Als ich nähmlich das Gemälde nach Verdienst lobte, sagte sie, sie könne sich nie überreden, daß ich je ohne Ironie spreche. Morgen werde ich ihr nun das Gedicht, welches ziemlich lang ist, zuschicken, als hätte ich es heute gemacht und darauf schreiben: „Für diejenigen, welche Gefühl für Ironie halten." Man wird die Schnelligkeit meines Genies bewundern, denn die Epistel ist nicht ganz übel gerathen, da ich über acht Tage daran gearbeitet habe.

Am 20. Februar. Es war heute schönes Wetter und ich ging auf dem Walle spazieren. Dort traf ich Tychsens. Cecilie unterhielt sich mit dem Herrn von Schönberg. Mich nahm der Hofrath gleich in Beschlag und demonstrirte mir, wie der Garten des Alkinous beschaffen gewesen wäre. Er vertiefte sich so sehr in diese Materie, daß ich mich gar nicht los machen konnte und kein Wort mit Cecilie sprach. Als ich befreyt war, verlor ich plötzlich, ich weiß nicht wie, alle Lust mich Cecilien zu nähern. Sie sah sich mehrere Mahle nach mir um, aber ich rührte mich gar nicht. Endlich, nicht weit

*) Der Aufsatz ist nicht erhalten.

**) Die Epistel wurde am selben Tage begonnen. Sie steht unter dem Titel: „An Cäcilie, als sie einen Johannes gemalt hatte" in allen Ausgaben. (Sämtliche poetische Werke, Dritte Auflage 1855. Bd. IV. S. 130.)

von ihrem Hause machte sie sich von il,.em Begleiter los, ging an meine Seite und fing selbst eine freundliche Unterredung mit mir an, die freyli h nicht lange dauern konnte. Über das Gedicht fiel natürlich nichts vor.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Litterarische Notizen.

— Der Insulaner. Eine Bergseenovelle von Hermann Meißner. (Pierson. Dresden und Leipzig 1889). Fritz Helbig sieht nach schweren Kämpfen und Enttäuschungen ein, daß er Julie Ra..ner nicht heiraten kann, weil sie nicht imstande ist, ihm die Treue zu bewahren. Er scheidet nichtsdestoweniger in Freundschaft von ihr. Sie ehelicht einen braven Mann und er nach einigen Jahren das bescheiden am Wege blühende Veilchen, das er schon längst hätte haben können. Ersichtlich kein ganz neues Thema. Und doch hätte ein stärkeres Talent aus den hier gegebenen Konflikten greifbarere und interessantere Gebilde formen können, als es Hermann Meißner gelungen ist. Seine Schilderungen erheben sich weder inhaltlich, noch der Form nach wesentlich über das Niveau der Durchschnittsleistungen, die uns alljährlich in reicher Fülle geboten werden. Trotz Fleiß und Sorgfalt in seiner Arbeit ist er nicht imstande, das Interesse des Lesers an irgend einer seiner Gestalten festzuhalten. Die Darstellung ermangelt in den entscheidenden Momenten der männlichen Kraft und Geschlossenheit, dehnt sich dagegen hier in reichen Überschwänglichkeiten und dort in allzu gehäuften und lang ausgesponnenen Fach-Gesprächen über griechische Kunst. Und so ist, trotz der Anerkennung für manches Hübsche und Subtile in der Ausarbeitung, eine schwer zu unterdrückende Langeweile der Haupteindruck, den das Buch auch dem wohlwollenden Leser hinterläßt. Ein minder wohlwollender würde sich anders äußern. o. v.

— Wir haben vor einiger Zeit die vortreffliche Ausgabe von Bürgers Gedichten, welche Eduard Grisebach im Groteschen Verlage in Berlin herausgegeben hat, mit gebührendem Lob[?] angezeigt. Diesem Meisterstück textkritischer Arbeit gegenüber wird jede folgende Ausgabe einen schweren Stand haben; genug, wenn sie sich neben jener sehen lassen kann. Das ist der Edition, welche Arnold E. Berger für die Sammlung „Meyers Klassiker-Ausgaben“ (Leipzig, Bibliographisches Institut) redigiert hat, wohl zuzugestehen; die Gedichte erscheinen chronologisch geordnet, die „Anmerkungen des Herausgebers“ sind knapp und verständig gehalten, der textkritische Teil sorgfältig bearbeitet. Auch hat Berger einige (acht) Gedichte beifügen können, die Grisebach entgangen; vier davon sind bis dahin ungedruckt gewesen; bei einem „Nach Horaz“ haben wir gelinde Zweifel, ob es wirklich von Bürger herrührt, und zwar aus äußeren, wie aus inneren Gründen; jedenfalls ist die Qualität aller acht Nummern keine solche, um in ihrer Hinzufügung den Wert dieser neuen Ausgabe zu finden. Derselbe besteht darin, daß sie Bürgers Gedichte in sorglich festgestellter Form und in hübscher Ausstattung dem größern Publikum zu billigem Preise bietet. Auch die Biographie, die Berger vorausgeschickt, giebt in aller Knappheit ein gutes Bild von Bürgers Leben und Schaffen. Über die sinnliche Natur des Dichters und die traurigen Folgen, die sich daraus für ihn ergeben, werden freilich Viele, und darunter auch wir, milder und darum auch gerechter urteilen, als dieser jüngste Biograph des unglücklichen Mannes. Fr.

— Fritz Reuter, Heinrich Seidel und der Humor in der neueren deutschen Dichtung. Von Alfred Biese. Nebst Selbstbiographie von Heinrich Seidel. (Kiel und Leipzig. Lipsius und Tischer.) Dieser Titel führt eines der Heftchen der „Deutschen Schriften für Litteratur und Kunst“, welche Eugen Wolff herausgiebt und mit der Selbstbiographie Klaus Groths so schön eröffnet hat; noch ein Heft wie das vorliegende und die bisher beachtenswerte Sammlung wird völlig diskreditiert sein. Wie hübsch auch wir das Talent Heinrich Seidels finden — ein kleines, aber reines und erfreuliches Talent — haben wir bereits wiederholt, auch in den Spalten dieser Zeitschrift ausgesprochen, aber wer ihn neben einen Riesen, einen uroriginellen Dichter, wie Fritz Reuter stellt, macht sich einer unerhörten Geschmacklosigkeit schuldig und wenn Herr Biese dazu bereit war, hätte doch Herr Wolff dagegen Einspruch erheben sollen, vor Allem aber Seidel selbst, denn sein Geschmack hätte ihm sagen müssen, daß ihn eine derartige Paralelle in den Augen der Wohlwollenden unrettbar dem Fluch der Lächerlichkeit preisgiebt; was die Übelwollenden dazu sagen werden, kann man leicht prophezeihen. Er hätte Herrn Alfred Biese schreiben sollen: „Lieber Freund, es ist sehr hübsch von dir, daß du solcher Meinung über mich bist, aber ich selbst kann noch nicht ganz deiner Überzeugung sein, und wenn auch, so wirds doch klüger sein, es nicht gleich im Titel zu sagen. Sieh, ich bin ja nun ein Mann in reifen Jahren, werde von der Kritik immer in liebenswürdigster Weise behandelt; viele höchst verständige Leute haben bisher über mich geschrieben, aber so oder auch nur entfernt ähnlich hat noch keiner geurteilt!“ Statt dessen steuert Herr Seidel fröhlich seine Selbstbiographie bei; zwar hat er dies schon einmal gethan, wie er selbst erzählt, im „Daheim“ und „in einem Artikel, der durch drei Nummern geht“ und sich — höchst geschmackvoll! — „Von Perlin nach Berlin“ betitelt, aber da hat ja Freund Biese sich in seiner Broschüre den köstlichen Satz geleistet: „Jean Paul, Fritz Reuter und Heinrich Seidel sind ohne Frage die größten Humoristen, welche die deutsche Litteratur bisher gezeitigt hat“, und da man über Jean Pauls und Fritz Reuters Leben bereits ziemlich viel weiß, und über jenes Heinrich Seidels trotz jenes Artikels, der durch drei Nummern geht, noch ziemlich wenig, so war dies allerdings eine Lücke, die allsogleich ausgefüllt werden mußte. Was nun Herrn Bieses Arbeit betrifft, so bedarf sie keiner kritischen Beleuchtung; wer jenen oben wörtlich zitierten Satz hinschreiben konnte — er steht auf S. 12 —, wer allen Ernstes unsere wahrhaft großen humoristischen Dichter, wie Gottfried Keller, Victor Scheffel, Fr. Th. Vischer, Wilhelm Raabe, für weit unbedeutender hält, als Heinrich Seidel, den kann man als Kritiker nicht mehr ernsthaft nehmen und verhöhnen mag man ihn nicht, weil Einen unwillkührlich das Mitleid mit solcher ästhetischen Verschrobenheit anwandelt. Verzeiht ihm, Ihr wahrhaft großen, guten, edlen Tröster und Erheller unseres Lebens, vor Allem du, großer Meister Gottfried von Zürich — der Mann weiß nicht, was er schreibt ...

— n —

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck und Verlag von A. Haack in Berlin.



Krethi und Plethi.

Novelle von **Otto Roquette.**

Der Garten des „goldenen Löwen" war am Sonntag Nachmittag von Gästen sehr besucht. Vier als Bergleute gekleidete Musikanten, welche anlocken und die Stimmung der Anwesenden erhöhen sollten, wurden zeitweise übertönt durch Unterhaltung und Gelächter. Hier saßen um die Tische die Bewohner des benachbarten Städtchens, welche ihrem Spaziergange im Löwengarten ein Ziel gesetzt hatten, mit Frauen und Kindern, die in ihrer Unruhe sich überall umherdrängten und die Sitzenden belästigten. Dort wurden an einem Tische die grau und grünen Röcke der Forstakademiker sichtbar. Auch mehrere Förster und Beamte einer benachbarten Fabrik, Müllerssöhne mit ihren für den Sonntag beurlaubten Freunden in Uniform, sprachen, lachten, lärmten sogar durcheinander. Von den Dorfbewohnern hatten nur wenige Platz genommen, denn der „goldene Löwe" bot sich Sonntags den jüngeren Leuten des Dorfes nicht als Tanzplan. Männer, Frauen und Kinder standen aber in Menge draußen, und blickten über den Lattenzaun in den Garten.

Durch dieses Gedränge mit Tischen und Stühlen wie festgerammter Gruppen, suchten sich jetzt noch drei Gestalten zu winden, welche vergeblich nach einem noch unbesetzten Platze ausspähten. Voran ein älterer, etwas altmodisch gekleideter Herr, lang und hager, mit etwas gesenktem Nacken, aber ausdrucksvollen Zügen, welcher die Augen lebhaft umherschickte, und die Hoffnung auf ein Unterkommen noch nicht aufgegeben zu haben schien. Ihm folgte ein junges Mädchen, einfach sommerlich, aber geschmackvoll gekleidet. Daß bei dem langsamen Vordringen die Augen Vieler, besonders der Jüngeren, auf sie gerichtet waren, erkannte sie wohl, und die nicht eben höfliche Musterung der Herrn Forstakademiker, bewirkte, daß sie, mit dem Ausdruck des Verdrusses die Augen gesenkt hielt. Den Schluß machte eine hochgewachsene ältere Dame, von entschiedener Haltung und in etwas herausforderndem Modeputz.

„Aber Schwager," rief die letztere, „Sie sehen ja, daß es unmöglich ist! Kommen Sie doch zurück!"

Da die Musik grade schwieg, und man die vergeblich Steuernden beobachtete, wurde es still an den nächsten Tischen, zumal man ihre Unterhaltung vernehmen wollte.

„Sie sind müde von dem langen Spaziergange und wollen ausruhen," gab der alte Herr zurück. „Warten Sie nur, da drüben glaube ich ist eben ein Tisch mit Stühlen leer geworden."

„Was fällt Ihnen ein?" rief die Dame. „Hier unter Krethi und Plethi setze ich mich nicht nieder!"

„Oho? Krethi und Plethi!" ertönte plötzlich eine Stimme in der Nähe. Ein junger Mann mit prächtigem Schnurrbart und selbstbewußten Zügen sprang auf, und schien unternehmungslustig entgegnen zu wollen.

„Gemach, Waldau! Gemach!" sagte ein fröhlich dreinschauender Förster, indem er den Aufgeregten am Arme festhielt. „Es ist ja nur lächerlich! Buntgewürfelt sitzen wir ja allerdings durcheinander."

Die Bezeichnung „Krethi und Plethi", laut genug ausgesprochen, war auch an anderen Tischen vernommen worden, daher man denn den Rückzug der Fremden nicht eben erleichterte, zumal die Dame jetzt voran zu schreiten hatte. Hier und da wurden sogar unter höhnischem Lachen die Stühle zurückgeschoben, um den Weg völlig zu versperren.

Schon aber hatte sich auf der anderen Seite ein junger Mann in jägermäßiger Kleidung erhoben, und suchte der Verlegenheit der Ratlosen zu Hülfe zu kommen. Schnell überredete er die zunächst Sitzenden aufzustehen und für die Gäste eine neue Bahn zu eröffnen. Die ältere Dame

benutzte dieselbe sofort, ohne die Blicke umherzuschicken, das junge Mädchen aber erhob die Augen gegen ihren Helfer, und schien so überrascht, daß sie dieselben nicht sogleich wieder abwenden konnte. Sie blickte in ein sehr jugendliches, noch bartloses Gesicht, welches einem Knabenkopf mit dunklem Kraushaar angehörte. Auch der Jüngling schien betroffen, und einige Sekunden lang hielten vier junge Augen einander fest, als fühlten sie sich wie von einem Bann gefesselt. Aber der alte Herr schob kräftig nach, und so gelang es den mühsam Eingedrungenen den Ausgang zu gewinnen.

„Seht doch, wie Peter Busch, der dumme Junge, dort gar noch den Angenehmen spielt!" rief der Herr mit dem schönen Schnurrbart. „Und wer sind denn die Leute? Aus der Stadt werden sie nicht sein. Kennt sie hier jemand?"

„Werden Sommerfrischler aus Walderode sein, die sich hierher verlaufen haben", so wurde geantwortet.

„Ich will's noch herausbekommen", rief Waldau, „und ihnen das Krethi und Plethi zurückzahlen. Die Junge ist hübsch, sieht aber verdammt hochmütig aus. Wollen doch mal sehen, ob's mir bei der nicht gelingt!"

„August! August!" drohte der Förster. „Keine neuen Dummheiten! Es steht schon genug auf Ihrem Kerbholz."

Der Angeredete schlug ein kurzes höhnisches Lachen auf, und drehte selbstgefällig an seinem Schnurrbarte. Herr August Waldau war der Sohn eines reichen Müllers, der etwas weiter das Thal hinauf in einem wahren Mühlenpalast wohnte. Der ältere Sohn waltete in der Mühle, der jüngere spielte den großen Herrn, that nichts, gab viel Geld aus und machte seinen Namen in der Umgegend übel beleumdet. Obgleich viel Beklägerisches gegen ihn vorlag, wußte er sich in Ansehn zu setzen, und hatte sich mit seiner Frechheit noch immer eine führende Stimme unter jüngeren Leuten erhalten.

Unterdessen war für die Fremden vor der Thür des Wirtshauses noch ein Platz zum Ausruhen gefunden worden, da die Löwenwirtin die beiden letzten Stühle aus ihrer Schlafstube hatte hinaustragen lassen. Daß kein Dritter mehr vorhanden war, machte dem jungen Mädchen keine Sorge. Sie sah einen Eimer in der Nähe, den sie herbeiholte, kehrte ihn um, breitete ihr Taschentuch darüber und nahm darauf Platz, um sofort ihr Zeichenbuch aufzuschlagen und rasch eine Skizze aufzunehmen. Denn ihr gegenüber saß am Brunnen eine alte Großmutter, ihr Enkelchen auf dem Schoße und blickte neugierig und lächelnd auf die ermüdeten Stadtleute.

Während die Nichte zeichnete, ließ die Tante ihren Unmut und Hader freien Lauf. Der übermäßig weite Weg zu dem der alte Herr sie verleitet hatte, und den man, über eine Stunde lang, wieder zu Fuße werde zurücklegen müssen, wenn nicht ein Wagen im Dorfe aufgetrieben werden könnte; das Gedränge im Garten, die Hitze, der Staub, die Erschöpfung, der Ärger über die Gelassenheit der beiden Andern bei diesen Leiden — das Alles verlangte einen erbitterten Ausdruck von ihren Lippen. Der Schwager war in's Haus gegangen, um selbst einige Erfrischung für die Damen zu holen, doch dauerte es geraume Zeit bis er dazu gelangen konnte.

Herr Stromberg war Fabrikbesitzer in der Nähe der Hauptstadt. Seit einigen Tagen erst befand er sich in der Sommerfrische zum Besuche seiner Familie, die in dem anmutig gelegenen Walderode einen längeren Aufenthalt genommen hatte. Diese Familie bestand, nach dem Tode seiner Frau und seines Sohnes, nur aus zwei Personen, nämlich aus seiner Nichte Agathe, der Tochter seiner verstorbenen Schwester, und seiner Schwägerin. Diese war die Witwe seines Bruders, hatte sich dann aber wieder verheiratet, um zum zweitenmal Witwe zu werden. Als Frau von Schmidt fühlte sich die Dame dem Adel zugehörig und suchte ihr Auftreten und Betragen in großem Stil einzurichten. Gleichwohl hätte sie nur in dürftigen Verhältnissen leben können, wenn die Freigebigkeit ihres Schwagers sie nicht reichlicher ausgestattet hätte. Herr Stromberg war lange in Zweifel gewesen, ob er Agathen, seinen verwaisten Liebling, unter die Obhut dieser Dame geben sollte? Aber da er das Kind in der Vereinsamung seines ländlichen Hauses nicht wohl erziehen konnte, entschloß er sich, es der Schwägerin anzuvertrauen, deren Verhältnisse dadurch nur noch günstiger gestaltet wurden. Trotzdem nannte Frau von Schmidt ihn einen Geizhals, einen beschränkten Geldmenschen, der weder an Andre noch an sich selbst etwas wenden möge. Was ihn selbst und seine äußere Erscheinung betraf, sprach der Anschein freilich für ihre Behauptung. Denn seine Kleidung war auffallend, aber nicht im Sinne des Eleganten oder Modernen. Selbst

wenn er die besten Stoffe für sich gewählt und teuer bezahlt hatte, sah der lange Mann darin aus, als hätte er seinen Anzug beim Trödler gekauft, ohne zu fragen, ob er ihm wohl stände oder gut sitze. So war er hier in einer Zusammenstellung von Kleidern in unbestimmten Farben erschienen, die der gute Geschmack nicht geregelt hatte, noch dazu geschmückt mit einer grauen Mütze mit weit hervorspringendem Augenschirm, einer Kopfbedeckung, wie sie sonst niemand trug. Frau von Schmidt empfand es sehr unangenehm, mit einem solchen Begleiter in der Sommerfrische gesehen zu werden, und schämte sich seiner, so sehr, daß sie die gemeinsamen Spaziergänge lieber nach weniger betretenen Richtungen lenkte. Das hatte sie auch heut beabsichtigt, leider aber mit schlechtem Erfolge, denn man war vom Wege abgekommen und erst recht in das sonntägliche Getümmel geraten.

Agathe hörte den Äußerungen des Mißmutes ihrer Tante gelassen zu und zeichnete ohne Unterbrechung. Sie stand mit dem Oheim auf dem besten Fuße, lächelte über seine kleinen Wunderlichkeiten, neckte ihn auch wohl damit, aber sie war stets voll Dankes gegen ihn und liebte ihn, wie einen Vater. Sie war mit ihren achtzehn Jahren eine sehr selbständige Natur, der sich zuweilen sogar Frau von Schmidt zu fügen für gut fand, schon um sie nicht so bald aus ihrer Obhut zu verlieren. Agathe hatte viel Talent zum Bildniszeichnen und wußte die Gesichtszüge auf's Beste zu treffen, obgleich sie bisher noch wenig künstlerische Anleitung erhalten hatte. Herr Stromberg freute sich über ihr Talent und wußte es zu fördern, obgleich er von ihrem Gedanken, sich der Kunst zu widmen, nicht viel wissen wollte. Denn, so dachte er, für Agathens Zukunft war ja ausreichend gesorgt. —

Inzwischen hatte der junge Mann, der den Fremden im Garten behülflich gewesen, seinen Platz am Tische wieder verlassen, und sich nahe an den Zaun begeben, wo er, durch ein Gebüsch gedeckt, die Gruppe vor der Thür beobachten konnte. Daß die junge Dame zeichnete, erregte seine besondere Aufmerksamkeit. Dann hörte er, wie der alte Herr mit dem Wirt wegen eines Wagens nach Walderode verhandelte, daß aber höchstens ein Leiterwagen aufzutreiben wäre, welcher von Frau von Schmidt mit Entrüstung zurückgewiesen wurde. Dann sah er, wie die Gesellschaft aufbrach, um den nächsten Weg nach dem Luftkurorte zu Fuße zurückzulegen. Es drängte den Jüngling, ihnen zu folgen, damit sie sich nicht noch einmal verirrten, obgleich er sie auf der breiten Fahrstraße sah, von der ein Verirren eigentlich ein Kunststück gewesen wäre.

Dafür machte sich Peter Busch am andern Morgen auf den Weg in der Richtung nach Walderode, den er im Auftrage seines Lehrherrn, des Oberförsters, zu gehen hatte, und es war ihm, als müßte ihm etwas sehr Schönes begegnen. Er schritt aber nicht auf der Fahrstraße dahin, sondern über den Berg, auf ihm bekannten Waldpfaden. Nach einer halben Stunde gelangte er zu den parkartigen Plätzen und Wegen, welche für die Spaziergänge der Sommergäste angelegt worden waren. Da bog er um die Ecke eines hervorspringenden Felsens und prallte fast zurück vor Überraschung. Denn grade an diesem Felsen war ein von Buchen überschatteter Aussichtsplatz, wie eine Nische, mit einer halbkreisförmigen Ruhebank, und auf dieser Bank saß, in ein Buch vertieft, die junge Dame, an welche er seit gestern immerfort gedacht hatte. Er war so verblüfft vor Schreck und Freude, daß er schwankte, ob er vorübergehen oder schnell umkehren sollte.

Agathe, welche die Tritte eines Herankommenden gehört hatte, blickte von ihrem Buche ein wenig auf, aber sie hob die Augen gleich darauf ganz und gar, und schien durch seine plötzliche Erscheinung nicht unangenehm berührt. Sie bemerkte seine Verlegenheit und es belustigte sie ein wenig, den jungen Menschen so ratlos vor sich zu sehen. Endlich hatte er sich gefaßt, that ein paar Schritte näher und begann mit befangener Stimme: „Sie müssen sehr furchtlos — sehr mutig sein, gnädiges Fräulein, da Sie sich so allein auf diesen entlegenen Waldplatz wagen.“

„Ich hege in der That keine Furcht“, entgegnete Agathe ruhig. „Aber warum gehört Mut dazu, diese Einsamkeit zu genießen? Ist es denn hier nicht ganz geheuer?“

„Sonst wohl“, sagte Peter Busch, schon etwas sicherer. „Aber seit einigen Tagen streift verdächtiges Volk im Walde umher, dessen Spuren aufzufinden auch ich ausgesendet bin.“

„So?“ entgegnete Agathe lächelnd, indem sie ihr Buch zuklappte. „Dann bin ich ja wohl durch Ihre Gegenwart durchaus gesichert. Sie tragen die Flinte über der Schulter, sind also wohl ein Jäger, und werden mich durch Ihre

Waffe beschützen, wie Sie uns gestern schon durch Ihren Ritterdienst verpflichtet haben."

Peter verneigte sich errötend, und erstaunt über das formgewandte und unbefangene sichere Wesen der jungen Dame. Sie aber sah in sein hübsches Gesicht mit dem treuherzigen Ausdruck, und plötzlich rief sie heiter: „Haben Sie ein wenig Zeit? Dann nehmen Sie mir gegenüber auf der Bank Platz, und lassen sich von mir abzeichnen!"

Eine noch lebhaftere Röte schoß durch seine Wangen, und von Verlegenheit und Freude ganz hingenommen, stotterte er: „Sie wollen mich zeichnen — aber gnädiges Fräulein — mein Gesicht ist ja gar nicht so —!"

„Ihren Kopf will ich zeichnen und vielleicht ein Stück Ihrer Figur — so viel auf das Blatt geht!"

„Aber diese Ehre, gnädiges Fräulein — wie komme ich dazu?"

„Eine Ehre? Nun es ist artig von Ihnen, daß Sie es so nehmen. Eigentlich aber ist Krethi und Plethi in dem Büchlein vereinigt. Mein guter Onkel ist freilich auch darunter. Sonst — Bauernkinder, Holzsammler, alte Weiber! Wenn Sie Ihre Züge auf kurze Zeit meinem Griffel aussetzen wollen, dann sollen Sie zur Belohnung meine Galerie durchblättern dürfen!"

Sie machte eine auffordernde Handbewegung, ihr gegenüber auf der Bank Platz zu nehmen, und Peter Busch wußte nicht wie ihm geschah, denn plötzlich saß er gehorsam da, um ihr als Modell zu dienen. „Aber nein!" rief sie lachend. „So stramm und aufrecht dürfen Sie sich nicht halten! Es muß ganz nachlässig aussehen. Legen Sie den linken Arm über die Lehne der Bank. Die Flinte stellen Sie neben sich und umfassen sie mit dem rechten Arm. Und wenn Sie — nun meinetwegen auch — wenn Sie die Knie über einander schlagen, wie eben, so will ich die Stellung festhalten."

Sie begann sofort zu zeichnen, während er sich glücklich fühlte, die Gestalt und die reizenden Züge des jungen Mädchens unausgesetzt betrachten zu dürfen. Zuweilen aber überkam es ihn wie ein Schreck, wenn sie ihre Augen so musternd auf ihn richtete, als könnte sie auch in seinem Inneren lesen, und er mußte die seinen wie verschüchtert niederschlagen.

Nach einer Weile begann Agathe: „Wir dürfen uns dabei auch unterhalten, je heitrer desto besser."

Neue Verlegenheit überkam ihn, denn er traute sich nicht zu, eine so gewandte junge Dame unterhalten zu können. Endlich begann er zögernd: „Sie haben in Ihrem Zeichenbuche Krethi und Plethi beisammen — so sagten Sie. Wissen Sie auch, was diese Worte eigentlich bedeuten?"

„Diese Worte haben Sie hoffentlich nicht verletzt", entgegnete sie schnell. „Vermutlich haben Sie dieselben auch gestern in dem Garten des Wirtshauses gehört, wo sie — etwas zur Unzeit ausgesprochen wurden. Ich versichere Sie, ich habe mich schon zuweilen in der sogenannten guten Gesellschaft mehr unter Krethi und Plethi gefühlt, als gestern in dem Volksgarten. Ja, aber — was haben denn die Worte sonst noch für eine Bedeutung, als: Gemischte Gesellschaft?"

„Sie sind hebräischen Ursprungs, und bedeuten: Henker und Eilbote."

„Das ist ja schrecklich: Da kann man schön ankommen bei Einem, der hebräisch versteht!"

„Und zwar wurde die Leibwache König Davids so bezeichnet. Und da sie aus Söldnerhaufen von Kretern und Philistern gesammelt war, wurde daraus Krethi und Plethi, was einen Haufen zusammengelaufenen Gesindels bezeichnete. So steht es im zweiten Buche Samuelis."

Agathe sah ihn verwundert an. „Das wußte ich nicht", begann sie. „Aber Sie sind am Ende so gelehrt, selbst hebräisch zu lesen?" Es lag etwas von leichtem Spott in ihrer Frage.

„Ein wenig würde ich es zur Not noch zustande bringen", entgegnete er. „Denn da ich zur Theologie bestimmt war, mußte ich auf dem Gymnasium auch hebräisch lernen, um die Ursprache des alten Testamentes zu verstehen."

„Oh, da habe ich wohl die Ehre, einen Herrn Studiosus zu zeichnen?"

„Leider nicht!" sagte er, und es flog wie ein Schatten über seine Züge. „Zwar der Theologie würde ich mich doch wohl nicht gewidmet haben, selbst wenn mein Vater länger gelebt hätte. Nach seinem Tode aber verschloß sich mir jedes akademische Studium."

„So? Aber warum denn?"

„Es fehlte eben an dem — sogenannten Besten, und somit an Allem."

Agathe wollte nicht weiter mit Fragen in ihn dringen. Nach einer Weile aber begann sie doch wieder: „Und so wurden Sie Jäger?"

„Nun, ja — wenn Sie es so nennen wollen.

Die Jägerei ist eigentlich nur Nebenbeschäftigung. Ich bin dem Forstfach zugeteilt — freilich das Studium und die höhere Laufbahn ist mir auch da abgeschnitten."

„Ich denke es mir doch sehr schön," begann Agathe nach einer Pause wieder, „so immer im Walde zu leben und die freie Natur zum Studium um sich zu haben."

„O ja, das ist es auch, und häufig bin ich ganz zufrieden damit. Aber dann kommen mir immer die Gedanken wieder — an die Hoffnung, einst der Kunst zu leben —"

„Der Kunst? Das ist überraschend! Und welcher Kunst?"

„Ich habe immer viel gezeichnet, thue es auch noch, auch in Thon geknetet und modelliert. Damit wird es nun aber zu Ende sein müssen!"

„Das wäre doch sehr schade! Ich, an Ihrer Stelle, setzte Alles daran, die Kunst für mich zu erobern!"

„Der Gedanke kommt mir oft genug, aber — die Schwierigkeiten sind unüberwindlich. Ich bin nun auch wohl viel zu alt dazu. Im vergangenen Monat wurde ich schon zwanzig Jahre!"

„Das ist allerdings ein furchtbares Alter!" rief Agathe.

Er verstand den neckenden Spott und ein Lächeln ging durch seine Züge. Agathe fand dieses Lächeln so hübsch und kleidsam, daß sie es mit einem spitzeren Stift noch in ihrer Zeichnung anbrachte. Nach einer Weile begann sie wieder:

„Die Sonnenlichter tanzen durch die Zweige bereits etwas unruhig über Sie hin. Ich muß es genug sein lassen. Da Sie so artig ausgehalten haben, dürfen Sie die Zeichnung betrachten und das Buch durchblättern."

Peter Busch sprang mit zwei Sätzen hinüber und rückte an ihre Seite. Mit Überraschung erkannte er sein Abbild, ein Kniestück, und durfte die Zeichnung gut finden, denn er verstand etwas davon. Auch auf den übrigen Blättern traten ihm bekannte Gesichter und Figuren entgegen.

„Ja, wenn man so vortrefflich zeichnet, wie Sie, gnädiges Fräulein", sagte er, „dann — ja dann — Sie haben jedenfalls die Kunst zu Ihrem Beruf gemacht?"

„O nein! Vielleicht — wer weiß, was noch geschieht! Vielleicht aber auch bin ich schon zu alt dazu, gerade so wie Sie — denn ich zähle achtzehn Jahre, also nur zwei weniger als Sie. So alte Leute dürfen nicht mehr Pläne für das Leben machen."

Sie sah ihn mit einem schalkhaft betrübten Blicke an, und plötzlich fingen Beide laut und vergnügt an zu lachen.

„Aber liebes Kind, mit wem bist Du denn da in so munterer Unterhaltung?" So rief plötzlich Herr Stromberg, dessen Herankommen die jungen Leute nicht bemerkt hatten. Beide erhoben sich, beinah erschrocken.

„Du bist's lieber Onkel?" rief Agathe schnell gefaßt. „Dieser junge Herr war so freundlich, mir als Modell zu sitzen. Da sieh —!"

„Aber mit wem habe ich denn das Vergnügen —?" fragte Stromberg, die Blicke starr in des Jünglings Gesicht gerichtet.

„Ja so!" rief Agathe. „Nach dem Namen des jungen Herrn habe ich selbst noch nicht gefragt."

„Peter Busch, in Diensten des Oberförster Bock zu Forsthaus Arnstein."

Der junge Mann verneigte sich vor Oheim und Nichte, etwas betroffen durch das Anstarren des Alten, der in seinen Zügen etwas zu suchen schien und den Gegengruß darüber vergaß.

Agathe übernahm die Vorstellung: „Dies ist Herr Stromberg, und ich bin seine Nichte Agathe, die er gleich sehr ausschelten wird."

Sie ergriff ihr Zeichenbuch und fuhr fort:

„Aber vielleicht schiltst Du weniger, wenn Du meine Ausbeute der letzten Stunde betrachtest. Da! Ist es nicht ähnlich?"

„Ähnlich — sehr ähnlich!" sagte Stromberg, die Zeichnung kaum mit einem Blick streifend, die Augen nur erfreuter auf das Original richtend.

Agathe glaubte etwas von Verwirrung oder gar Verdruß über die scharfe Musterung des alten Herrn in dem Gesichte des jüngeren zu erkennen. Und, schnell zu Hülfe kommend, begann sie:

„Ich will es nur gestehen, Herr Busch, daß es Ihre Ähnlichkeit mit meinem verstorbenen Vetter Franz ist, dem Sohne Onkel Strombergs, welche mich bewog, Sie zu zeichnen. Diese Ähnlichkeit fiel mir gestern schon auf, da Sie so höflich gegen uns waren. Als Sie aber jetzt hier wieder erschienen, faßte ich mir ein Herz, Ihre Züge festzuhalten, um meinem Onkel eine Freude zu bereiten."

„So? So — so! Nun das ist ja recht schön!" sagte der Alte.

Er nahm jetzt die Zeichnung, um sie mit dem Lebenden zu vergleichen, wobei er mehrfach zustimmend nickte.

Peter Busch war nicht empfindlich darüber, daß er nicht um seiner selbst, sondern um seiner Ähnlichkeit mit einem Andern willen gezeichnet worden war. Hatte er doch eine köstliche Stunde dabei verlebt! Doch glaubte er seine Rolle für jetzt hier ausgespielt zu haben, und es kam ihm zum Bewußtsein, daß er sich im Dienste dabei recht sehr verspätet hatte. Denn er war ausgeschickt worden, das Revier abzuschreiten, und räuberischem Zigeunergesindel nachzuspüren, nicht aber sich im Walde von schönen Händen zeichnen zu lassen. Er verneigte sich daher schnell, um sich zu verabschieden. Herr Stromberg ließ sich noch einmal seinen Namen und das Forsthaus nennen, und rief ihm nach:

„Hoffentlich haben wir uns nicht zum letzten Mal gesehen!"

Das wünschte Peter Busch auch, und ließ es in einem glänzenden Blick auf Agathen erkennen.

Der alte Herr aber nahm das Zeichenbuch Agathens wieder zur Hand und begann:

„Es war doch recht gewagt, liebes Kind, mit einem jungen Manne hier so allein zu verkehren!"

„Gewagt?" rief sie lachend. „Du hast doch in seinem Gesicht gelesen, daß er ein ganz harmloser Junge ist! Es war mir ja nur um die Ähnlichkeit mit Franz zu thun. Habe ich sie getroffen?"

„Ja — ja! So groß und stattlich hätte auch er jetzt sein können, mein armer Franz."

„Ich schneide das Blatt heraus und schenke es Dir!"

„Nein, nein, liebes Kind! Laß es nur in Deinem Buche! Wenn immer ähnlich, so ist es doch das Porträt eines Fremden, Franz hat Dir nicht selbst dazu gesessen. Aber ich will es mir zuweilen bei Dir ansehen."

Da die Mittagstunde nahe sein mußte, machten sich beide auf den Rückweg nach Walderode. Und wie sie die Waldgänge hinunterstiegen, erzählte Agathe ihrem Oheim von den halben Geständnissen, die ihr Peter Busch von seinem Leben und seinen vereitelten Hoffnungen gemacht hatte. Der Alte wurde aufmerksamer und warf manches Hm! hm! dazwischen, und endlich sagte er:

„Nun, er sieht doch nicht aus wie Einer, der sich besonders unglücklich fühlt."

Während sie sich unterhielten, kam denselben Weg ein junger Herr herauf, mit prachtvollem schwarzem Schnurrbart und einem gewissen frivolen Zug im Gesichte. Sie schenkten ihm im Eifer des Gespräches kaum ihre Aufmerksamkeit, er aber beobachtete beide scharf, ging aber ohne Gruß vorüber. Nach wenigen Schritten schlüpfte er seitwärts in ein Gebüsch und spähte aus seiner Deckung, welchen Seitenpfad sie einschlagen würden. Dann folgte er ihnen langsam, und so immer fort nach Walderode hinab, bis in die Nähe des Hauses, in welches sie eintraten, worauf er lächelnd den Rückweg einschlug. —

Weder Herr Stromberg noch Agathe erzählten der Tante von ihrer Begegnung mit dem jungen Manne aus der Oberförsterei. Sie hatten sich nicht verabredet, aber beide dachten, daß es nicht nötig sei. Auch sein Bild kam ihr nicht zu Gesicht. Denn da sie alle die Gestalten, welche Agathe zu zeichnen liebte, der Beachtung ganz unwürdig erklärte, ihren Anblick sogar ablehnte, so fühlte Agathe nicht das Bedürfnis, ihren neuesten Zuwachs vorzulegen. Sie ließ ihrer Nichte hier auf dem Lande volle Freiheit, um dieselbe auch für sich zu beanspruchen. Den Vormittag brauchte Frau von Schmidt für sich selbst, denn sie badete. Für die Nachmittage hatte sie einen Kreis von älteren Damen gefunden, welcher sich im „Kurgarten" beim Kaffee zu vereinigen pflegte. Agathe, als einziges junges Mädchen in diesem Kreise, fühlte sich nicht zum Besten unterhalten, und pflegte der redseligen Gesellschaft auszuweichen oder zu entschlüpfen. In den letzten Tagen, seit auch der Onkel eingetroffen war, hatte sie an ihm eine ihr erwünschte Gesellschaft gefunden. Nun aber war es Herrn Stromberg eingefallen, auch Bäder zu nehmen, und so war sie denn doch einige Morgenstunden auf sich selbst angewiesen.

Und so stieg sie, wie gestern so heut mit ihren Büchern die Waldespfade allein hinauf. Sie dachte so wenig daran, Peter Busch wieder zu begegnen, daß sie eine andere Richtung einschlug, wo sie, etwas höher hinauf, einen schattigen Platz und eine Ruhebank wußte. Eine Zeitlang las sie hier ungestört. Plötzlich schritt ein junger Herr mit einem Schnurrbart auf sie zu, grüßte sehr keck, und setzte sich ohne Umstände an ihre Seite. Befremdet rückte sie von ihm ab, während er eine Unterhaltung begann, die sie erschreckte. Ohne ihm zu entgegnen, erhob sie sich, um den Platz zu verlassen. Er aber ergriff lachend ihre Hand und hielt sie zurück. Von dem, was er in

seiner Zudringlichkeit sprach, verstand sie kaum etwas. Es gelang ihr, ihre Hand aus der seinigen zu befreien, aber nur für einige Augenblicke. Denn er sprang auf, umschlang sie, drückte einen Kuß auf ihre Lippen, und schien der in seinen Armen Schaudernden seine Übermacht beweisen zu wollen. Sie rang tapfer mit ihm, aber da sie ihre Kräfte schwinden fühlte, blieb ihr nichts als ein lautes Rufen um Hülfe.

Und diese zeigte sich bereits von zwei Seiten her. Peter Busch flog auf der einen herbei, und, wütend über den Anblick, der sich ihm bot, packte er den Angreifer beim Rockkragen und riß ihn mit einem starken Ruck zurück, daß derselbe taumelte und sich am Boden überschlug. Auch Agathe wankte, und wäre fast mit ihm umgesunken, doch gelang es ihr, sich an einem Baumstamme festzuhalten. Der Gestürzte erhob sich, und wollte sich mit geballter Faust gegen Peter wenden, schon aber waren zwei Landgendarmen, die den Vorgang mit angesehen, herbei geeilt, und traten mit ihren Gewehren zwischen die zum Kampfe Gerüsteten.

„Diesmal wird's angezeigt, Herr Waldau!" rief einer derselben. „Wir sind unser vier Zeugen."

Waldau, vor Ärger und Wut außer sich, holte aus und gab mit der noch geballten Faust dem Sprecher einen Schlag in's Gesicht. Da faßte ihn der andere Gendarm kräftig bei der Brust.

„Das giebt doppelte Anklage! Jetzt gehen Sie gleich mit uns, oder — ich schieße hinter Ihnen her!"

Waldau aber schlug eine höhnische Lache auf und flog den Pfad hinunter. Es wurde doch nicht hinter ihm hergeschossen.

„Gut, gut!" sagte der Gendarm. „Wir kennen ihn ja, und man weiß, wo er zu finden ist. Diesmal kriegt er sein Teil!"

„Ich bin Ihnen ja auch bekannt", begann Peter mit gedämpfter Stimme, „und Sie wissen wo ich zu finden bin. Machen Sie Ihre Anzeige, ich will hernach dem Herrn Oberförster Bericht erstatten. Jetzt möchte ich nur jene Dame, die vor Schreck kaum von der Stelle kann, nach Hause begleiten."

„Sehr wohl, Herr Busch! Na, das hätten wir uns auch nicht vermutet, daß wir, auf der Fährte von Zigeunern, gar den da abfassen würden!"

„Den Schlag soll er auch noch entgelten!„ rief der Andre. „So reicher Leute Kind er ist, diesmal wirds nicht mit Geld zugedeckt!"

Peter legte den Finger auf den Mund. Die Gendarmen verstanden, grüßten und gingen ihres Weges. Der junge Mann aber hob die Bücher vom Boden auf, trat zu Agathen und sagte: „Gebieten Sie über mich, gnädiges Fräulein! Welchen Dienst soll ich Ihnen leisten?"

Agathe hatte Unerhörtes erlebt, und zwar im Verlaufe von wenigen Minuten. Der Atem stockte ihr, sie hatte die Fassung verloren, und schien kaum fähig, den Baumstamm, der ihr zum Anhalt diente, zu verlassen.

Ihr Retter aus der Gefahr mußte sie von Neuem anreden. „Ich wage nicht, Ihnen meinen Arm als Stütze anzubieten, aber wenn Sie mein bedürfen —"

Agathe schüttelte schweigend den Kopf, und that einige Schritte.

„So dulden Sie wenigstens meine Begleitung bis hinunter nach Walderode!"

Agathe ließ es geschehen, und schickte sich zum Rückwege an. Sie gingen in tiefem Schweigen neben einander her, innerlich sprach es um so lauter in ihnen. Obgleich in Peters Gemüt der Zorn gegen Waldau tobte, wurde seine Aufregung doch mehr und mehr besänftigt durch die Teilnahme an der schmerzvollen Ergriffenheit seiner Dame. Agathe aber fühlte ihr Inneres doppelt dadurch belastet, daß der junge Zeuge ihres niederdrückenden Erlebnisses, den sie zugleich als ihren Helfer in der Not anerkannte, neben ihr herschritt und mit seiner gestrigen Warnung vor der Einsamkeit Recht behalten hatte. Ein Wort des Dankes wollte nicht über ihre Lippen, und er selbst wagte nicht das Wort an sie zu richten. Stumm gingen sie neben einander her, so peinlich ihnen Beiden das Schweigen auch war.

(Fortsetzung folgt.)

Etymologisches Gespräch.

„Herr Lehrer, ich muß Sie etwas fragen:
Wenn die Vereine sich versammeln
Und dann crescendo und decrescendo
Feste feiern und Reden stammeln,
Warum heißt es dann immer: ‚Sie tagen'?"
„„Mein lieber Sohn, das will ich dir sagen:
Das heißt man ‚Tagen'
A non lucendo.""

Ludwig Fulda.

 Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Der Unterstaatssekretär.

Lustspiel in vier Aufzügen von **Adolf Wilbrandt**.

Personen.

Baronin Sophie Schwartau.
Lili von Helldorf.
Helmut von Stargard, Unterstaatssekretär.
Herr von Wachsmuth.
Oberst a. D. Felsing.
Kurt, Marianne } seine Kinder.
Röschen von Hiller, seine Pflegetochter.
Doktor Bormann.
Kammerdiener der Baronin.
Dienstmädchen beim Oberst Felsing.

Die Handlung spielt in einer deutschen Mittelstadt, in der Gegenwart.

Erster Aufzug.

Geteilte Bühne. Links (vom Zuschauer aus) ein Teil eines Parks, mit hohen Bäumen, einer großen offenen Laube, Tisch- und Gartensesseln; rechts Straße (von der sich der Park durch eine Mauer abscheidet), und vorne an der Straße das Profil eines Hauses, vorstädtisch villenähnlich, doch einfach, nicht groß; vor dem Hause, zu beiden Seiten der Thür, Bänke mit kleinen Tischen. Im Hintergrunde sieht man Häuser an den Ecken mehrerer Straßen, und hohe Bäume von Gärten, in beginnender herbstlicher Färbung.

Erster Auftritt.

Kurt (sitzt auf der vorderen Bank, eine Zeitung lesend, andere liegen auf dem Tisch vor ihm, noch andere blicken aus seinen Taschen hervor). **Der Oberst** (sitzt auf der hinteren Bank, gleichfalls in einer Zeitung lesend). Der Park ist leer.

Oberst
(in bürgerlicher Kleidung; würdevoll elegante Haltung; gähnt nach einer Weile, legt die Zeitung auf seinen Tisch).

Mir brummt der Kopf von dem langen Lesen. (Steht auf; sieht nach seiner Uhr.) Werde auch schon erwartet. Unsere Nachmittags-Sitzung. Was ich noch sagen wollte — — (Unterbricht sich, indem er Kurt länger beobachtet.) Junger Mann, Du kommst ja von der Bank nicht mehr los, wenn Du Dich nicht einmal auflockerst; mußt schon so ziemlich angewachsen sein. Wie man drei Stunden lang Zeitungen lesen kann, bei dem schönen Wetter . . . Schnurrige Leute!

Kurt (flüchtig aufblickend).

Ich lese sie ja nicht zum Spaß, sondern weil's mein Beruf ist.

Oberst.

Teufel auch! Das ist ja mein crève-coeur, daß Du diese gottvergessene „Politik“ zu Deinem Beruf gemacht hast — — (Legt sich eine Hand auf den Mund.) Aber wir wollen darüber nicht mehr streiten. Hausfrieden. Allons. (Nimmt Hut und Stock von seiner Bank.) Kurt, vergiß nur nicht —

Kurt (lesend).

Was, Vater?

Oberst.

Na, die — — den Zug — — (Kurt aufmerksam betrachtend). Mit Deiner gütigen Erlaubnis, mein Junge, muß ich Dir bemerken, daß Deine Joppe sehr gealtert ist. Für den Sohn eines Obersten sieht sie garnicht mehr reputierlich aus.

Kurt (zuckt die Achseln).

Ich habe aber kein Geld.

Oberst.

Und von mir —

Kurt.

Von Dir nehm' ich keins.

Oberst.

Stolzer junger Mann! — Dann hättest Du aber Dein schönes Amt wohl nicht aufgeben sollen —

Kurt (verzieht ungeduldig den Mund)

Ich bitte — — Du weißt ja doch. Wenn ich nun einmal — — (Bricht ab.)

Oberst (für Kurt fortfahrend).

„Dieser Regierung nicht mehr dienen konnte.“ . . . (sich ereifernd.) Junger Mensch! Dieser Regierung! die das ganze Kartenhaus zusammenhält — die weiß, was sie will — die so Großes leistet —

Kurt.

Aber nicht das, was mich freut!

Oberst.

Demokrat! Allesbesserwisser! Wer am Wege baut, der hat viele Meister! — — Dieser Regierung konnte er nicht mehr dienen; dafür sitzt er in einer malproperen Joppe die halben Tage bei seinen Fortschrittsblättern, oder schreibt Brand-Artikel gegen

den „Racker von Staat“, der verruiniert werden muß —

Kurt.

Vater, ich bitte Dich —

Oberst.

Ja, ja! Schon gut. Wollten nicht mehr streiten. Ich sag' auch kein Wort mehr. Adieu, Volkstribun! (Geht; bleibt stehn.) Aber was ich sagen wollte: vergiß unser Röschen nicht. Deine Pflegeschwester. (auf seine Uhr sehend) In fünfzehn Minuten spätestens kommt ihr Zug. Ich hab' nicht Zeit, sie abzuholen, Marianne auch nicht; also geh' Du auf die Bahn —

Kurt.

Jawohl, Vater; gewiß!

Oberst.

Es würde sie kränken, wenn Niemand —

Kurt.

Ich bin auf dem Bahnhof! Er ist ja so nah —

Oberst.

Gut. — Also ich gehe. — — Und dabei hat dieser Mensch ein so treuherziges, offenes, menschenfreundliches Gesicht . . . Der Sohn des Obersten Felsing, mein Sohn, gegen die Regierung! (Kurt steht auf. Der Oberst legt sich eine Hand auf den Mund.) Schon gut. Pax vobiscum. Mund halten. 'Runterschlucken. — Adieu, Demokrat!

Kurt (lächelnd).

Auf Wiedersehen, Reaktionär!

Oberst

(will erwidern, bezwingt sich; wie triumphierend).

Diesmal sag ich nichts mehr. (Wendet sich. Für sich.) Ein dummer Kerl! — Aber doch mein Junge! (Geht, einen alten Soldatenmarsch pfeifend oder summend, nach hinten und dann rechts ab.)

Kurt (mißmutig).

Ja, und der Redakteur. Was antwort' ich dem? (Zieht einen Brief aus der Tasche, sieht hinein, liest.) „Ihre Berichte aus der Provinz sind uns sehr willkommen; in Ihren politischen Ideen ist Feuer, Schwung, Logik, Stärke der Gesinnung; gestatten Sie uns nur, Sie noch einmal darauf aufmerksam zu machen, daß Ihrem Stil noch immer die Leichtigkeit und die Frische fehlt, ohne die ein Tagesblatt nicht zu wirken vermag. Unser Publikum, und zumal unser großstädtisches — —“ (Drückt den Brief zusammen.) Ja, ja, ja, ich weiß. Ich hab' keinen Stil! Meine Gedanken schachteln sich immer ineinander; aus meinen Sätzen werden Weichselzöpfe. (Blickt wieder in den Brief.) „Feuer, Schwung, Logik, Stärke der Gesinnung“ . . . Ich danke Ihnen, sehr freundlich; thut wohl; — aber woher nehm ich einen populären Stil? oder woher nehm ich einen Menschen, der meinen Ideen den Rock anzieht, den man „Stil“ nennt? — Denn verzichten — nein. Ich verzichte nicht! Nein, Vater, das nicht! Lieber in Lumpen umherlaufen, als nicht mehr ankämpfen gegen diese Regierung, die uns nicht respektiert, unsere Ideale nicht achtet; gegen diesen alten Junker von Ministerpräsidenten — und gegen diesen Gottseibeiuns, diesen Herrn von Stargard, der den alten Junker mit seinem kleinen Finger führt, wohin er ihn haben will. Der regiert das Reich! Ein Unterstaatssekretär, ein lustiger Junggesell — aber der Ministerpräsident ist sein Onkel, und er ein Intrigant . . . Ein Genie, sagen seine Leute. Zum Teufel mit diesem Genie! Er ruiniert das Land! Er verachtet uns! Ich hasse ihn; mit Wollust!

Zweiter Auftritt.

Kurt (rechts); Herr von Wachsmuth und der alte Kammerdiener der Baronin Schwartau (kommen von vorne links in den Park).

Wachsmuth.

Nein, nein, Sie melden mich nicht. Wenn — — Baronin noch diniert (spricht aus Nachlässigkeit undeutlich, so daß man immer nur einzelne Worte hört) — — nicht stören. — — Baronin — wohl?

Kammerdiener

(angestrengt horchend, zuweilen eine Hand hinter dem Ohr).

Bitte um Entschuldigung: wie beliebt?

Wachsmuth.

Ob die Frau Baronin sich wohl befindet?

Kammerdiener.

Zu dienen, Herr von Wachsmuth! Ganz wohl. — Das heißt, etwas unwohl wie immer. Aber —

Wachsmuth.

Also doch nicht wohl!

Kammerdiener.

Bitte um Entschuldigung; ich wollte sagen: aber den Umständen nach recht wohl. Auch ihrem Arzt, dem Doktor Bormann, geht es heute besser.

Wachsmuth.

Nach dem — — nicht gefragt. Frau von — — hier?

Kammerdiener.

Wie beliebt?

Wachsmuth.

Hören Sie denn so schlecht? — Ob Frau von Helldorf — (wiederholend) Helldorf!

Kammerdiener.

Ich verstehe schon, Herr von Wachsmuth. Ob die hier ist? bei der Frau Baronin?

Wachsmuth.

Das frag' ich!

Kammerdiener.

Freilich ist sie hier. Sie besucht die Frau Baronin schon seit vierzehn Tagen. Heute Abend fahren sie beide miteinander ab, nach der Hauptstadt zurück.

Wachsmuth.

Heute Abend?

Kammerdiener.

Zu dienen. Da der September zu Ende geht ... Vorher werden die Herrschaften (auf die Laube deutend) hier noch den Kaffee nehmen.

Wachsmuth (setzt sich).

Dann erwart' ich die — — hier. (Zieht ein Buch aus der Tasche.) — — lesen. — Na, und Herr von — —? (Spricht den Namen undeutlich.)

Kammerdiener.

Bitte um Entschuldigung: wie beliebt?

Wachsmuth.

Hören Sie denn so schlecht?

Kammerdiener.

Ich höre wohl ganz gut ... (für sich) Aber weil ich kein Millionär bin, sprechen Sie so undeutlich.

Wachsmuth.

Stargard! Herr von Stargard! Der Unterstaatssekretär!

Kammerdiener (immer fein, gemessen).

Ich danke; ich verstehe. Was befehlen Sie über Herrn von Stargard?

Wachsmuth (hinter sich deutend).

Noch da unten — — Seebad?

Kammerdiener.

Zu dienen: der Herr Unterstaatssekretär befindet sich noch im Seebad. Die Frau Tante, die Baronin, hat heute einen Brief von ihm. Er selbst ist nicht hier.

Wachsmuth.

Das hatten Sie schon gesagt. (Oeffnet sein Buch.) — — Weiteres — — Baronin — —. Danke. (Kurze, entlassende Bewegung.)

Kammerdiener (verneigt sich, geht. Für sich).

Was er wohl eben gesagt hat?! — Na, er scheint ja nicht zu verlangen, daß ich es verstehe. — Als man ihn auf zwanzig Millionen schätzte, da war er zuweilen noch recht gut zu verstehen; aber seit er fünfzig oder sechzig gilt, hör ich immer schlecht! (Links ab. — Wachsmuth liest. Kurt hat sich nach seinem Selbstgespräch wieder in seine Zeitung vertieft, eine neue aus der Tasche holend.)

Dritter Auftritt.

Wachsmuth (links), Kurt (rechts); Helmuth von Stargard und Röschen von Hiller (treten hinten rechts auf, kommen nach vorne).

Röschen (zuerst noch hinter der Scene).

Nun sind wir gleich zu Hause, und ich danke Ihnen. Danke Ihnen herzlich —

Helmuth (heiter).

Erst vor Ihrer Thür verlasse ich Sie, mein Fräulein; eher nicht!

Röschen (noch hinten, nach vorne deutend).

Sehen Sie, dort ist unser Haus. (Für sich, überrascht stehen bleibend) Herrgott! Kurt sitzt vor der Thür! — Bei seinen Zeitungen ... (schmerzlich) Es drängte ihn also garnicht, mich abzuholen —

Helmuth.

Sie standen plötzlich still; (auf ihre Füße blickend) haben Sie sich weh gethan?

Röschen.

O nein. — Ich gehe weiter. (Für sich) So gleichgültig bin ich ihm! — — Wie dumm ich war. Diese kindische, letzte Hoffnung ... (Wischt sich heimlich und rasch ein paar Thränen fort. Mit erkünstelter Heiterkeit) Guten Abend, Kurt!

Kurt (noch ins Lesen vertieft, trocken).

Danke; gleichfalls. (Blickt auf, fährt erschrocken empor.) Heiliger Gott! Röschen!

Röschen (sucht zu lächeln).

Ja, ja, Kurt: ich bin's.

Kurt.

Schon! Wie ist das möglich! Ich wollte Dich ja abholen —

Röschen.

Wolltest Du? — — Ja, mein lieber Kurt, die Eisenbahn ist oft so entsetzlich pünktlich ... (auf Helmuth deutend, den der noch verwirrte Kurt anstarrt) Herr von Werben; ein neuer Freund aus dem Seebad. Wir fuhren zusammen her — (wieder mit ihrem Schmerz kämpfend) und er war so liebenswürdig, mich vom Bahnhof nach Hause zu begleiten —

Helmuth (lächelnd).

Der Weg war leider sehr kurz! — Vermutlich Ihr Pflegebruder, liebes Fräulein —

Röschen.

Ach ja. Entschuldigen Sie. Ich war ganz konfus ... (vorstellend) Kurt Felsing, mein Pflegebruder. Herr von Werben ... Aber das hatt' ich ja schon gesagt.

Helmuth (heiter).

Von Ihrer musikalischen Stimme klingt es auch zweimal gut!

Wachsmuth

(hat schon eine Weile verwundert gehorcht; für sich).

Das ist ja Herr von Stargard. Man ist hier so nahe an der Straße? — Und mit wem spricht er da? Und warum unter einem falschen Namen?

Kurt (hat inzwischen mit Helmuth gesprochen).

Liebes Röschen, verzeih —

Röschen.

Was denn?

Kurt.

Daß ich nicht am Bahnhof war .. Mir ging etwas durch den Kopf, und —

Röschen.

Gewiß, gewiß; das versteh' ich! Entschuldige

Dich doch nicht! (Mit gemachtem Frohsinn.) Ich bin also wieder zu Haus. . . . Zu Haus. Haben Sie nochmals Dank, und leben Sie wohl!

Helmuth.

Das heißt, bis auf Wiedersehen. Ich bin unendlich fest entschlossen, liebes Fräulein, Sie wiederzusehn —

Röschen (harmlos lächelnd).

Das freut mich! Adieu! (Zu Kurt.) Also — gehen wir ins Haus. (Im Gehen, für sich.) Nun bin ich ganz mit mir einig: als Erzieherin in die weite Welt! (Ab ins Haus. Kurt, der inzwischen seine Zeitungen zusammengerafft hat, nach stummer Verabschiedung von Helmuth, ihr nach.)

Helmuth (ihnen nachsehend).

Ein Mädchen zum Lieben; wirklich. (Auf die Hausnummer blickend.) Also Gartenstraße Nummer fünfzehn!

Wachsmuth

(ist mittlerweile aufgestanden, hat an der Parkmauer gehorcht).

Offenbar ist er jetzt allein. (Laut.) Herr von Stargard!

Helmuth (überrascht).

Was ist das? Wer ruft mich? Wo?

Wachsmuth.

Habe die Ehre, Herr von Stargard!

Helmuth.

Ah! Sie sind's! im Park! — Bitte, schweigen Sie still; rufen Sie mich nicht aus wie ein verlorenes Halsband. Ist die Thür da offen?

Wachsmuth (mit gedämpfter Stimme).

Was für eine Thür?

Helmuth.

Die von dieser Straße in den Park führt; so eine Nebenthür —

Wachsmuth.

Ist mir nicht bekannt!

Helmuth

(geht etwas nach rückwärts, an eine kleine, unscheinbare Thür in der Mauer; rüttelt daran).

Nein, sie ist verschlossen. Der Schlüssel wird innen stecken. Bitte, schließen Sie auf!

Wachsmuth.

Sogleich! (Geht, schließt auf; Helmuth tritt in den Park, zieht die Thür wieder an, ohne abzuschließen.) Welche angenehme Überraschung, Verehrtester: in der Villa Ihrer Tante, (lächelnd) durch die Hinterthür!

Helmuth.

Ich danke Ihnen für den Aufschluß. (Giebt ihm die Hand.) Guten Tag, Herr von Wachsmuth. Das Meer läßt Sie grüßen!

Wachsmuth.

Ich danke. — Aber erlauben Sie: ein Aufschluß ist des andern werth —

Helmuth.

O weh!

Wachsmuth.

Verzeihen Sie diesen schnöden Calembourg; und gestatten Sie mir die Frage: was für eine „musikalische Stimme“ brachten Sie da eben nach Hause?

Helmuth.

Wie Ihnen die Neugier aus den Augen leuchtet. Diesen „Aufschluß“ sollen Sie haben; (nimmt Wachsmuth geheimnisvoll beim Arm, führt ihn ganz nach links) Röschen von Hillern heißt sie. Im Seebad badete sie und verschönerte den Lebensrest einer alten Tante. Dort sah sie den Herrn von Stargard, den sein Urlaub aus Weltmeer führte, und er wiederum sah sie, und aus Abend und Morgen wurden vierzehn Tage, und sie wurden Freunde. Und nun wohnt sie da drüben Gartenstraße fünfzehn, und ihr Pflegevater war Oberst, und Sie sind so reich, wie er arm ist; aber Er ist ein Biedermann!

Wachsmuth.

Also ich wäre keiner?

Helmuth.

Beachten Sie wohl, ich sagte nur als Diplomat von Beruf: Er ist ein Biedermann!

Wachsmuth.

Wie heiter Sie das alles sagen. Gestatten Sie mir die Bemerkung: ich finde Sie verändert, verjüngt; (lächelnd) und sogar verschönert!

Helmuth.

Das verletzt mich nicht.

Wachsmuth.

Aber noch eine Frage, wenn Sie gütigst erlauben: warum nennt die junge Dame Sie „Herr von Werben“ und nicht „Herr von Stargard“?

Helmuth.

Das haben Sie auch gehört?

Wachsmuth.

Ich konnte es nicht hindern.

Helmuth (schnell gefaßt).

Nicht wahr, das überraschte Sie? Und aus den schlechten Romanen, die Sie lesen, wenn Sie Rheumatismus haben, erinnerten Sie sich geistvoller Abenteurer, die unter falschem Namen blondlockige Jungfrauen zu bethören suchen. So unheimlich interessant ist der Fall diesmal nicht! Ich habe mich im Seebad gegen Röschen und alle Welt nach meiner Mutter genannt, die eine Werben war, weil ich einmal unter unbefangenen Menschen unbefangen baden, segeln, frühstücken und dummes Zeug reden wollte; weil ich diesen ledernen Unterstaatssekretär von mir werfen wollte, mit dem ich sonst herumgehen muß, wie die Könige in den Märchen mit der goldenen Krone. (Lächelnd.) Ich hoffe, Sie vergessen nicht, daß ich als Unterstaatssekretär Ihnen schaden kann, und wahren mein Geheimnis!

Wachsmuth.

Sie wissen ja, so weit bin ich auch „Biedermann“. Aber erlauben Sie: von irgend Jemand wurden Sie doch erkannt?

Helmuth.

Es scheint nicht. In diesem gemütlichen Seebad verkehrt unsere Welt nicht; und aus den illustrierten Zeitschriften und den Schaufenstern kennt man mich nicht. Ich habe nicht viele Grundsätze, aber einen guten: um keinen Preis laß ich mich photographieren, so lang' ich nicht — nun, sagen wir, so lang' ich nicht etwas Großes geleistet habe; — dann aber, meinetwegen, gleich in Lebensgröße!

Wachsmuth.

Nun, ich wollte, ich hätte so viel geleistet, wie Sie —

Helmuth (in genialer Heiterkeit).

Ja, Sie; aber ich —!

Wachsmuth
(blickt ihn eine Weile betroffen und ungemütlich an; für sich).

Wie hat er das gemeint? (laut) Erlauben Sie: ein so unerhört junger Minister —

Helmuth.

Noch nicht! Nur Unterstaatssekretär!

Wachsmuth.

Aber an Einfluß und Bedeutung mindestens Minister!

Helmuth.

Bitte, lassen wir das. (scherzhaft ablenkend) Ich habe noch vierzehn Tage Urlaub, bin noch „Herr von Werben“. Es lebe die Freiheit!

Wachsmuth (mit einer Art von Seufzer).

Das sagt Ihre Freundin, Frau Lili von Helldorf, auch.

Helmuth.

Ist die schöne Hexe noch hier?

Wachsmuth.

Ja, sie ist noch hier. (nach hinten links deutend) Bei Tische.

Helmuth.

Und inwiefern ist sie für die Freiheit?

Wachsmuth (mit etwas erzwungenem Lächeln).

Nun, sie will nicht wieder heiraten.

Helmuth.

Pah. Das sagt sie nur so. Legen Sie ihr nur einmal Ihre Millionen zu Füßen, so sollen Sie sehen, wie graziös sie sie aufhebt.

Wachsmuth.

Ich glaube, da irren Sie. (scheinbar unbefangen) Angenommen, ich hätte Lust dazu —

Helmuth (für sich).

Ich glaube, die hast Du auch!

Wachsmuth.

Und meine „Millionen“, wie Sie sagen, lägen ihr zu Füßen, so würde die schöne Frau wahrscheinlich plötzlich sentimental werden und denken: ich warte noch auf Helmuth von Stargard!

Helmuth (nach kurzem Schweigen).

Aha! Sie möchten wissen, wie mein noch unverehelichtes Herz zu Frau Lili steht.

Wachsmuth (abwehrend).

Bitte! Wie können Sie denken —

Helmuth.

Geben Sie es nur zu; warum nicht. Ich kann Sie beruhigen. Ich habe Ihnen so manchen Gefallen, den Sie sich vom Staat wünschten, standhaft nicht gethan —

Wachsmuth (scherzhaft seufzend).

Weiß Gott!

Helmuth.

Aber diesen Privatgefallen kann ich Ihnen thun. Die Magnetnadel zeigt nicht auf Lili. Ob die schöne Frau sich zuweilen einbildet, ich sei liebenswürdig, darüber hab' ich kein Urteil; aber ich erkläre hiermit feierlich: ich trete sie Ihnen ab.

Wachsmuth
(einen Augenblick seine Freude verratend).

Wirklich! (wieder verschlossen, lauernd) Verzeihen Sie, wenn ich da doch noch so eine Art Unglauben behalte. Sie gehören zwar auch zu den neuen Diplomaten, die aus Grundsatz die Wahrheit sagen, und nur in ganz besonderen Ausnahmsfällen noch ein Bischen — Komödie spielen; aber (lächelnd) das ist der Teufel, man weiß nie ganz genau: ist dies ein besonderer Ausnahmsfall oder nicht?

Helmuth.

Wenn Sie durchaus zweifeln wollen, kann ich Ihnen nicht helfen. Ich habe Frau Lili gern, aber nicht für's Haus. Sie muß Herzen knicken, sonst ist ihr nicht wohl; sie braucht zu viele Männer — mindestens zwei bis drei — und ich bin nur Einer. Wenn ich einmal heirate, so muß es eine sein, die weniger interessant ist; eine stille Seele vom Lande, oder aus der Mittelstadt; nicht so eine Großstädterin mit tausend Bedürfnissen und hunderttausend Nerven!

Wachsmuth (aushorchend).

Erlauben Sie: vielleicht aus einer „angenehmen Mittelstadt“ wie diese?

Helmuth.

Warum nicht? Das ist eine allerliebste Stadt, die mir gut gefällt; alt und altertümlich; nicht weit vom Meer und nicht weit von der Hauptstadt: allerlei Leute drin: Studenten, Matrosen, Soldaten, Sozialisten — hier und da auch eine Art von Millionär. Man ist hier nicht so klug wie in der Hauptstadt, aber viel gescheidter. Diese Millionenstädte, was sind sie denn? Notwendige Übel; Sammelpunkte für die schönsten Museen, die stilvollsten Theater, die klügsten Geheimräte, die schnei-

digsten Lieutenants und die besten Biere; — aber ich sage Ihnen, meine Tante ist nicht dumm, die sich diese Villa mit diesem Park gekauft hat und von Zeit zu Zeit aus der Millionenstadt herflüchtet, um eine Weile ein schuldlos glücklicher Mensch zu sein!

Wachsmuth (lächelnd).

Verzeihen Sie: vielleicht sind Sie auch darum so hart mit der „Millionenstadt“, weil Sie dort am herzhaftesten angefeindet werden —

Helmuth.

Nun, was das betrifft, da thut auch die Provinz ihre Schuldigkeit. In unserm gemütlichen Seebad fand ich den Herrn von Stargard recht stimmungsvoll verhaßt; und Fräulein Röschen da drüben — sie selbst kann nicht hassen, und versteht von Politik so viel wie ein Bund Heu — aber sie hat einen Pflegebruder, wie sie mir erzählte, der den Herrn von Stargard längst persönlich umgebracht hätte, wenn er nicht theoretisch gegen jeden Mord wäre. Sie sehen, dieser „angenehmen Mittelstadt“ fehlt nichts: auch nicht Fanatiker und Gedankenmörder!

Wachsmuth (wieder aushorchend).

Vielleicht verbringen Sie hier den Rest Ihres Urlaubs, da Ihnen der Ort so gefällt?

Helmuth (für sich).

Wie er mich belauert. (Laut.) Unmöglich wär's nicht. Ich dachte zwar eigentlich, noch ins Gebirg zu gehen. . . . Wie kommen Sie denn hierher?

Wachsmuth.

Auf der Durchreise; für einen Tag; die Damen zu begrüßen.

Helmuth (für sich).

Frau Lili und die Millionen!

(Fortsetzung folgt.)

De profundis.

Nun auch du! Die Schollen dröhnen,
Aus der Brust ringt sich ein Stöhnen;
Einen Blick noch. Armer geh'
Ich zur Welt zurück. Ade!

In des Lebens dumpfem Jagen
Sah ich dich vor allen ragen,
Und du warst, gerecht und gut,
Mir ein Leitstern auf der Flut.

Wie der Ast sich zweigt vom Stamme,
Flamme lodert von der Flamme,
Wollt' ich sein, getreu der Spur,
Deines Lichtes Abglanz nur.

Doch nun kann ich's nicht verdecken!
Heut hab' ich geseh'n den Flecken,
Hab' dem Auge kaum getraut,
Doch es sprach die That zu laut.

Was mein unbeirrter Glaube,
Mußt ich schau'n beschmutzt vom Staube,
Und durch's Herz ging mir ein Riß
Hoffnungsloser Finsternis.

Viel erlosch von meinen Sternen —
Aber den verachten lernen,
Dem ich anhing Tag um Tag,
Ist der allerherbste Schlag.

Dies auch muß ertragen werden!
Alles wankt und weicht auf Erden
Und die Warnung, die es läßt:
Ranke dich nicht mehr so fest!

Fahre wohl! Die Schollen dröhnen,
Aus der Brust ringt sich ein Stöhnen;
Einen Blick noch. Armer geh'
Ich zur Welt zurück. Ade!

Friedrich Adler.

Frohe Fahrt.

Was war das für ein süßes Klingen?
Ein Hufgetrappel weckte mich:
Trompetentöne hör' ich schwingen,
Es schwebt ein leises Silbersingen
Durch's Fenster, fremd und feierlich.

Da raff' ich mich von meinem Bette
Und tret' ans off'ne Fenster vor.
Hallo, welch' kühne Pirouette!
Es klirrt des Rößleins Halfterkette
Wie Silber in dem Morgenflor.

Auf weißem Zelter sitzt ein Knabe,
Der trägt ein seidenes Panier,
Das blaue Banner rauscht vom Stabe
Im Maiwind. Munteres Getrabe,
Ein Fähnlein folgt dem Kavalier.

Im Morgennebel tönt das Becken,
Die Cymbel und der Schellenmond;
Im Winde weht's von samt'nen Decken,
Es geht ein Kosen und ein Necken
Durch's Dickicht, drin der Morgen thront.

Ein Rosenduft weht durch mein Fenster;
Es wölbt sich fern ein Blütenthor.
Des Frühlings luftige Gespenster
Durchzieh'n das Land. Am Himmel glänzt der
Verträumte Morgenstern im Flor.

Maurice von Stern.

Romane und Novellen.

Dieser Aufsatz will auf einige Romane und Novellen hinweisen, die künstlerisch wertvoll sind, und andere, die zum Mindesten ein Streben nach künstlerischen Zielen aufweisen. Von den Handwerkern, auch von den Kunsthandwerkern, so notwendig sie sind, soll diesmal nicht die Rede sein.

Es ist erfreulich, daß unsere Übersicht diesmal zunächst eines Werks von Heyse gedenken darf; man weiß, er hat in den letzten Jahren weit mehr große Dramen, als kleine Novellen geschrieben. Seine „Weihnachtsgeschichten" (Berlin, W. Hertz) sind nun freilich fast ein Jahr alt, aber sie werden noch manches Jahr jung bleiben. Daß er unter den Vertretern der erzählenden Prosa-Dichtung in Deutschland noch immer der „primus inter pares" ist, beweist schon die eine kleine Novelle dieses Bandes: „Die Dryade". Wie es die Dryade im Fichtenbäumchen dazu bringt, daß der Maler Ralph seiner Toni wieder gute Worte giebt, ist mit einer poetischen Kunst, einem Zauber der Sprache erzählt, die doch keinem Anderen gegeben ist. In der phantastischen Stimmung erinnert das kleine Ding an den „letzten Centaur", an Lieblichkeit und Innigkeit der Empfindung hat es auch unter Heyse's Novellen wenig ebenbürtige Genossen. Diesem Meisterwerkchen zunächst wäre die Geschichte vom „Freifräulein" zu nennen; das Problem ist sehr fein, die Charakterzeichnung, namentlich der Dorette, vortrefflich. Nicht ganz auf gleicher Höhe steht die „Geschichte von Herrn Wunibald und dem Frosinchen", so hübsch und rührend sie ist. Am schwächsten ist die „Weihnachtsbescheerung", mit der sich der Band eröffnet; Heyse weiß nun einmal viel besser, wie Dryaden und junge Damen und Künstler, als wie alte Wachtmeister sprechen.

Zu jenen Gaben und Gnaden, die Theodor Storm gegönnt waren, zählt auch, daß er im Alter bis hart an's Ende als Künstler gewachsen ist. Keine seiner Novellen steht höher, als seine vorletzte Arbeit „Der Doppelgänger", mit welcher er vor fünf Jahren den ersten Band dieser Zeitschrift eröffnete, und seine letzte „Der Schimmelreiter", die seit geraumer Zeit in Buchform (Berlin, Gebr. Paetel) vorliegt, aber an dieser Stelle bisher nicht gewürdigt wurde, mag an Tiefe der Seelenergründung nicht an jene erschütternde Erzählung heranreichen, aber auch sie ist echter Storm. Und das will hier zunächst sagen: ein Stück engen Lebens, aber von einem so überquellenden inneren Reichtum, daß sogar der stoffhungrige Leser gefesselt wird, geschweige denn der feinfühlige. Wie Storm seine Heimat und das Leben am Meer zu schildern versteht, weiß alle Welt; zuweilen mag er es früher noch anschaulicher dargestellt haben, als hier; in einer Beziehung aber steht der „Schimmelreiter" fast einzig da: künstlerisch wahrer, so voll von Stimmung und dabei so anscheinend nüchtern zugleich, kann das Unheimliche, das Gespenstische nicht geschildert werden; nach dieser Hinsicht verdient die Erzählung als Muster- und Meisterstück in jeder Poetik Erwähnung. Der gleiche Verlag bringt Storm's „Geschichten aus der Tonne" in dritter Auflage; sie bedürfen keiner Empfehlung.

Aus einer anderen Künstlerfeder, die nun heut' endlich auch so geschätzt ist, wie sie verdient, liegen uns vier Bände vor; drei ältere, auch früher bereits hier angezeigte Arbeiten von Marie von Ebner-Eschenbach in neuen Auflagen und eine neue, die Erzählung „Unsühnbar" (Berlin, Gebr. Paetel). Es ist eine häßliche Mode der deutschen Kritik — und nur der deutschen —, daß sie auch den trefflichsten Autor gleichsam mit jedem Buche neu beginnen läßt und ihn für ein schwächeres züchtigt, wie für ein Verbrechen; wir wollen sie nicht mitmachen. Gesagt muß es freilich sein: ein Buch von so geringem Werte, wie wir es aus dieser Hand nie zu erhalten befürchtet hätten. Es fehlt an dem Besten, was der Dichter bieten soll: diese Gräfin Maria ist unverständlich in ihrer Sünde, unverständlich in ihrer Reue, kein lebendiges Menschenwesen, sondern ein Schemen. Sie wird zunächst als junges Mädchen vorgeführt: ein Ausbund von Schönheit, Herzensadel, Klugheit und Charakterstärke; das mag hingehen, obgleich uns Frau von Ebner, wie jeder wahre Dichter, daran gewöhnt hat, in ihren Büchern keinen himmelblauen Idealgestalten zu begegnen, sondern Menschen von Fleisch und Blut. Diese unendlich edle Comtesse Wolfsberg wird von einem noch unendlich edleren Grafen Hermann Dornach geliebt, einer solchen Verkörperung aller menschlichen Tugenden, wie sie das Leben niemals, der Gouvernanten-Roman schon sehr oft hervorgebracht hat. Sie aber liebt ihn nicht; warum, verstehen wir nicht ganz; denn an der sehr flüchtigen Neigung, welche sie für einen Grafen Tessin empfindet, kann es nicht liegen; und diese Neigung muß wohl flüchtig sein, da sie ihr auf eine hingeworfene Äußerung ihres Vaters hin entsagt. Nun, gleichviel, Maria liebt Hermann nicht, heiratet ihn aber, und die Ehe gestaltet sich vortrefflich, sie lernt ihren Gatten immer höher schätzen und die Dichterin läßt uns auch daran nicht zweifeln, daß sie ihn allmählich lieben lernt. Da taucht, kaum daß ihnen der erste Knabe geboren ist, auf ihrem Gute ein wüster Bursche auf, Wolfi, der früher Straßenkehrer gewesen, ein Halbbruder Maria's, ein unehelicher Sohn des Grafen Wolfsberg und — die Beiden nehmen den Vagabunden im Schlosse auf. Dieser ehemalige Straßenkehrer ist ein Freund des Grafen Tessin und spinnt mit ihm ein Komplott, damit Tessin Maria ungestört sprechen könne. Kaum aber stehen sich die Beiden gegenüber, da — sinkt Maria, dieser Ausbund aller Tugenden, Tessin in die Arme und ergiebt sich ihm. Das kommt dem Leser geradezu verblüffend und nachdem er sich davon erholt hat, sagt er sich: Und wenn die Dichterin von nun ab das Höchste an Kraft und Kunst leistet, das bleibt ein schwaches Buch. Aber sie leistet auch in der Folge nicht, was sie sonst kann und was wir von ihr erwarten durften. Gräfin Maria versucht es der Reihe nach mit allen möglichen Sühnemitteln, mit dem Wohlthun, dem Vergnügen, der Beichte, vergeblich. Da versucht sie es auch mit der Liebe zu ihrem ahnungslosen Gatten, der Tessins Kind, Erich, womöglich noch heißer liebt, als den Erstgebornen, und das scheint zu glücken. Da ereignet sich urplötzlich ein grauenhafter Zufall, wie ihn wohl das Leben zuweilen bringt, ein Dichter aber nur dann bringen darf, wenn er ihn uns als eine sittliche und künstlerische Notwendigkeit nachzuweisen versteht: Graf Hermann und sein Erstgeborner ertrinken. Warum enden der treffliche Mann, der herrliche Knabe so gräßlich?! Weil es für die Fortführung der Handlung nötig ist, sonst aus keinem Grunde. Denn nun erklärt Maria, daß Erich nicht des Toten Sohn sei und nimmt als Sühne die Verachtung der Welt auf sich. Auch das wirkt nur verblüffend, nicht befreiend; wir haben es ihr eben nicht zugetraut. Nun erfahren wir auch, warum sie bisher geheuchelt hat, aus Schonung für ihren Gatten, aber wir können's ihr nicht glauben. Auch sagt sie nun, sie habe Tessin unsäglich geliebt; wir wissen nichts davon. Er habe es sogar, ehe sie gefallen, verstanden, „den Brand des Schuldbewußtseins gegen ihn" in ihre Seele zu werfen — wodurch? fragen wir erstaunt. Kurz, die Dichterin beginnt im Nachhinein zu motivieren; und das geht nicht; sie hätte im Vorhinein darstellen sollen, das Plaidoyer besorgt dann schon der Leser selbst. Und darum rührt uns schließlich auch der frühe Tod Maria's nicht, so ausgezeichnet er erzählt ist. Lesenswert ist das Buch natürlich doch, — schon um der Meisterhaftigkeit willen, mit der alle Nebenfiguren gezeichnet sind. Die weltliche Gräfin Dolph und die fromme Gräfin Agathe, der alte frivole Wolfsberg, der Landadel um Schloß Dornach, der biedere Vetter Wilhelm mit seiner wackeren Frau und seinen prächtigen Buben — Alle, bis auf die Diener hinab, sind in einer Weise vor uns hingestellt, wie es außer dieser Frau heute wenige Männer in Deutschland können. Aber weil sie so viel kann, so wird sie künftig wohl darauf achten müssen, was sie diesem Können schuldet. Noblesse oblige! — In zweiter Auflage liegen uns von ihren Werken vor: die hübsche mährische Dorfgeschichte „Die Unverstandene auf dem Dorfe", ferner die Novellen-Sammlungen:

„Miterlebtes“ und „Dorf und Schloßgeschichten“ (sämtlich Berlin, Gebr. Paetel).

Eine andere bekannte Erzählerin desselben Verlags ist nur durch einen Neudruck jenes ihrer Werke vertreten, welches ihren Namen in der Roman-Litteratur begründet hat: Wilhelmine von Hillerns „Geyer-Wally“ liegt nun in sechster Auflage vor. Ein schöner und, wie man weiß, nicht unverdienter Erfolg.

Ferdinand von Saar gilt mit Recht als ein feinsinniger Erzähler, und seine Meister-Novelle „Innocens“ sichert ihm bei Jedem, der sie kennt, ein freundliches Gedenken. Seine Hauptstärke liegt in der Stimmungsmalerei, wie er denn ja auch sein Bestes und Tiefstes als Lyriker gesagt hat; dem zunächst ist seine Kunst des Charakterisierens keine gewöhnliche; namentlich passive Charaktere, leidende und entsagende Herzen hat er wiederholt mit großer Feinheit zu analysieren und darzustellen verstanden; sein Hauptgebrechen liegt in dem Mangel an Erfindungsgabe; die Fabel ist sehr selten interessant und an sich erzählenswert. Das aber ist auch künstlerisch eine Schwäche; wie weit sich die moderne Novelle von der alten „Novella“ entfernen mag, die nichts war und sein wollte, als die Aufzeichnung einer merkwürdigen, ungewöhnlichen Begebenheit — auf das, was der Dichter erzählt, wird es auch immer ankommen und nicht allein auf das wie. Diese Schwäche zu bewältigen, braucht Saar zwei verschiedene Mittel: entweder wählt er ein sehr alltägliches, ja abgebrauchtes Problem, ohne sich offenbar über die Eigenschaften desselben irgend einer Täuschung hinzugeben, umkleidet es aber mit aller Kunst seiner Stimmungsmalerei und verwendet auch auf die Vertiefung der Charaktere ernste Mühe, oder er greift sonderbare Vorgänge auf, welche die öffentliche Aufmerksamkeit in seiner Wohnstadt auf sich gezogen haben, und stellt sie dar, wie sie sich begeben: er läßt das Leben für sich erfinden. Diese Art seines Schaffens ist so sichtlich, daß jeder Kenner seiner Novellen sie alle ohne Schwierigkeit in diese beiden Kategorien wird einteilen können. Leider ist damit aber auch die Scheidung in die guten und in die mittelmäßigen Arbeiten Saar's gegeben; wo er das Leben kopiert, mißlingt ihm dies regelmäßig, eben weil er es kopiert und nicht nachgestaltet. Er vergißt, wie oft das Wahre — unwahrscheinlich ist, daß man vom Dichter Motivierungen verlangt, während der willkürlichste Poet, das Leben, sich allerdings mit der Hinstellung der Thatsachen begnügen darf. Dieser Kategorie seiner Novellen ist nur in der Stadt, in der der Dichter lebt und aus deren Leben er sich seine Vorlagen holt, ein gewisses Interesse sicher, beileibe aber kein künstlerisches; da er sich nicht viel Mühe giebt, die Originale umzugestalten, so weiß man dann eben, wen er gemeint hat. In seinem neuesten Bande, „Frauenbilder“ (Heidelberg, Georg Weiß) gehört die zweite und größere: „Geschichte eines Wiener Kindes“ in diese letztere Kategorie. Wer Wiener Verhältnisse kennt, wird die Schriftstellerin „Elsa Roeber“ und ihren Pseudo-Gatten, die emancipierte „Euphemia“, den Dichter „Frauenlob“, ja sogar die kleinsten Nebenfiguren, wie die bizarre Jüdin auf S. 206 oder den unausstehlichen Kunstfreund mit dem wirklichen Namen zu nennen wissen und genau angeben können, wo Saar ihre Schicksale wahrheitsgemäß beschrieben oder mit denen Anderer kombiniert — aber ist das auch ein künstlerischer Reiz? Leider ist dies um so weniger der Fall, als die Historie eben darum, weil Saar der Wirklichkeit folgte, den Eindruck des willkürlich Erfundenen macht; das geistige Band, welches die Stücke zusammenhalten sollte, fehlt! Wie anders die andere Novelle: „Ginevra“. Sie gehört zum Glück ganz in die erste Kategorie Saarscher Erzählungen. Eine „veraltete Liebesgeschichte“, sagt er selbst, und in der That handelt es sich um nichts als den Treubruch eines Fähnrichs gegen ein junges Mädchen, mit dem er sich voreilig verlobt hat. Aber wie fein und anschaulich ist das Alles dargestellt! Der Leser wird die kuriose Frau Roeber längst vergessen haben, wenn er noch der armen, schönen, tapferen Ginevra wehmutsvoll gedenkt Auch der Hintergrund, Landschaft und Verhältnisse sind recht gut geschildert; beiläufig dieselbe Atmosphäre, aus welcher heraus Saar die Geschichte vom armen „Lieutenant Burda“ gestaltet hat, welche vor Jahren in dieser Zeitschrift erschien: österreichische Offizierskreise in der Provinz. Aufgefallen sind uns diesmal eine Reihe stilistischer Flüchtigkeiten, die man sonst bei Saar nicht findet. „Unvorhergesehene Dienstesobliegenheiten“; „gewiß verweigernd, um so verweigernder, wenn ich …“; „wie er denn überhaupt jedem umgänglichen Verkehr auswich“; „fragwürdige Geschäftsexistenzen“ u. s. w. Man vergleiche damit die krystallklare Sprache seines „Innocens“!

Eine ausgezeichnete Novelle ist Eduard Engels „Ausgewiesen“ (Dresden, Verlag des Universum). Konnte die erste Sammlung dieses Erzählers („Wand an Wand“) deshalb hervorgehoben werden, weil sie einige hübsch erfundene, flott und charakteristisch hingemalte Stücke enthielt, so darf das Lob nun aus einer anderen Tonart gehen. Wer das geschrieben hat, ist ein ganzer Dichter und ein ganzer Mensch. Die Handlung ist einfach, lächerlich einfach, kein interessantes Problem, keine kuriosen Verwicklungen; die liebe Mittelmäßigkeit käme nie darauf, daß das auch ein „Stoff“ sein kann. Die Handlung spielt in einem kleinen Dorf in einem gottverlassenen Winkel der Erde, zu Luskowitz in Pommerellen an der Weichsel, und es handelt sich um das Schicksal eines armen, alten Tagelöhners und seiner Frau; nicht einmal ein bischen Liebesgeschichte ist dabei, und die beiden greisen, morschen Menschen sind dumm, dumpf und stumpf — und dennoch: wir haben nicht gar so viel Erzählungen in unserer neuesten Litteratur, welche der Engelschen Novelle an dichterischem Wert gleichkommen. Und weil wir sie so hoch stellen und wünschen, daß Jeder sie lese, trauen wir uns kaum, den Inhalt zu erzählen. Es ist zur Zeit der Ausweisung russischer Unterthanen aus Preußen, also vor wenigen Jahren. Der Arbeiter Thaddäus Pichowski aus Tikotschin bei Grodno lebt seit 60 Jahren in Preußen, sein Weib Johanna ist da daheim, und in Luskowitz haben sie ihr Leben verbracht, ihre Kinder in die Welt gesetzt und begraben. Da kommt die Ausweisungs-Ordre, sie fassen sie kaum, dann schreibt Johanna die Bittschrift an den jungen Kaiser, daß ihnen gestattet werde, zu sterben, wo sie gelebt. Aber die angerufene Hilfe kommt nicht und die Verzweifelten geben sich den Tod. Das ist Alles. Aber jeder Zug ist Leben, von einem Dichter angeschaut; ein winziges, alltägliches Schicksal und dennoch eine erschütternde Tragödie; keine Tendenz und dennoch eine furchtbare Klage und Anklage im Namen der Menschlichkeit. Was daneben in dem Bande steht, die griechische Dorfgeschichte „Paraskewula“ und die psychologische Studie „Ein Bekenntnis“, ist hübsch und interessant, an diese erste Arbeit reicht es nicht. Derlei schreibt aber auch Niemand so alle Tage.

Die wackere, grundtüchtige, behäbige Art, in welcher Gustav zu Putlitz seine Geschichten zu erzählen pflegte, ist sicherlich vielen, wenn nicht allen Lesern bekannt. Er wußte wohl, daß der richtige Erzähler sich nur in hohen Festtagsstunden seines Künstlerlebens darauf verlassen dürfe, aus einem Nichts eine reizvolle Dichtung zu erschaffen und legte sich gar wohl zurecht, was er erzählen wollte: so viel Handlung und Spannung, als eben nötig. Auch mit seiner menschenbildnerischen Kunst nahm er es genau und gewissenhaft und darum wird man seine Geschichten noch lange lesen, wie auch die Leute, welche gern hören, „was sich der Wald erzählt“, noch nicht ausgestorben sind. Darum braucht seine letzte Gabe, die „Vier Novellen“ (Berlin, Paetel) hier kaum der Empfehlung. Es sind die Novellen: „Ricordo“, „Die Frau Meisterin“, „Die Dame mit den Hirschzähnen“ und, „Das Frölenhaus“. Die letzte Geschichte, in welcher alte und neue Zeit in der Mark seltsam in einander spielen, hat uns am besten gefallen.

„In Zwing und Bann“ hat Wilhelm Jensen seinen neuesten zweibändigen Roman (Dresden, Pierson) betitelt. Die Handlung spielt im Schwarzwald, im oberen Thal der Alb, in jenem Teil des Gebirges, der „im Zwing und Bann“ des Klosters St. Blasien lag, und um 1524, also in stürmischen Tagen, „eine wilde, blutige Zeit war's im Schwabenlande, in der Alles auf Leben und Tod gegen einander stand“. Der Roman ist allee echtester Jensen, mit allen Vorzügen und allen Schwächen dieses Dichters; ihn eingehend charakterisieren hieße eine Charakteristik des Dichters geben. Diese Aufgabe hat in dieser Zeitschrift bereits ein Anderer gelöst

und sie van neuem zu versuchen, dazu langt schon der Raum nicht, aber Einiges, was wir beim Lesen empfunden und gedacht, sei hier wiedergegeben. Welche Macht, begrabene Zeiten wieder auferstehen zu lassen, ist diesem Dichter gegeben! Das Leben im reichen Schwarzwaldklaster und in der armseligen Hütte des Hozen, des rauhen Alemannen, der in der tiefgrünen Wüstenei dieser Berge und Wälder haust, in den Schlössern des Adels und in den Klüsten des Gebirges, wa sich der „arme Konrad“ wieder regt — wie farbig und greifbar klar ist das Alles vor uns hingestellt! Dazu das Ringen in den Geistern, das Gähren in den Gemütern; hier die starre, finstere, grausam herrschende Macht der Kirche, dort das Luthertum, welches die Lehre Christi wieder einmol zu einer Botschaft für die Armen und Beladenen machen will; die übermütige Gewalt der Herren und der finstere Tratz der Geknechteten, der sich in blutigen Gräueln entlädt, bis Feuer und Schwert sie ins alte Joch zurückzwingen; die tiefe Sehnsucht, die alle Herzen in dieser düsteren Zeit, da der Baden schwankt und der Himmel umzogen ist, nach einem tröstlichen Licht erfüllt; der Eine sucht's in der Kirche, der Andere im Lutherwort, der Dritte in der Überlieferung der Väter van den alten Göttern, der Vierte in der Liebe — aber wie das tiefe Dürsten in Allen, so die berghohe Not über ihnen; sie sind Menschen und müssen leiden und untergehen. Gewiß, diese pessimistische Auffassung ist subjektiv, Sache der Weltanschauung des Dichters; aber wo ist der Historiker, der uns tratz all seiner Subjektivität ein gleich getreues Bild jener Zeit schoffen könnte?! Dazu der Reichtum an eigentümlichen, bis ins tiefste Herz hinein erfaßten und klar ausgestalteten Menschen. Die seltsame düstere Madgard und die heiterschöne, naiv-grausame Rotrude, der milde Abt, der Thingrichter Uehlin, der Mönch Jodocus; welche Fülle van Leben bis auf die unbedentendsten Nebengestalten herab! Dazu der Reiz der Situationen, farbig, sonderbar, originell — Bild an Bild gereiht, daß fast des Lesers Einbildungskraft erlahmt, jener des Dichters folgen. Man lese die Schilderung von Madgard's Bad, oder von ihrem Tode, oder wie Jodocus der Führer der Bauern wird — wie viele deutsche Federn können so zeichnen?! Aber dem vielen Licht steht starker Schatten gegenüber; das streng Historische, die trockene Chronik fügt sich seiten-, ja bagenweise unvermittelt zwischen die farbige Schilderung; vieles Unwichtige ist bis zur Ermüdung breit ausgemalt, Wichtiges dürftig angedeutet; auch die Sprache ist nicht immer gleich sarglich behandelt. Alles in Allem aber beweist auch dies Buch, daß Jensen noch lange nicht nach Gebühr gewürdigt ist.

Adalbert Meinhardt — man weiß längst, daß die männliche Flagge über weiblichem Schaffen flattert — ist ein liebenswürdiges, künstlerisch strebendes Dichtertalent; das braucht vielleicht gar nicht mehr von vornherein gesagt zu werden und am wenigsten in einer Zeitschrift, in welcher die begabte Frau einige ihrer besten Arbeiten veräffentlicht hat. Die letzte — „Eifersucht“ —, die rührende Geschichte der schönen, treuen, wahrhaftigen Michelina, die einsam dahin sterben muß. weil die Leute van Santa Margherita und die von San Michele so schlechte Nachbarschaft halten, ist gewiß noch jedem Leser der „Deutschen Dichtung“ in guter Erinnerung und sa glauben wir den neuesten Band, den uns die fleißige Dichterin bescheert, die „Reise- und Heimats-Navellen“ (Berlin, Gebrüder Paetel, 1891) nicht besser empfehlen zu können, als indem wir verzeichnen, daß diese feine, so ganz und gar nicht „spannende“, aber tief ergreifende Geschichte an der Spitze desselben steht. Technisch wäre ja Manches daran zu rügen und kinderleicht zu bessern, aber was die Schilderung der beiden Herzen betrifft, die da an der Eifersucht ihrer Heimatorte zu Grunde gehen und das Kolarit der Londschaft — weiß Gott, man brauchte nicht die Finger beider Hände, um jene aufzuzählen, die heute in Deutschland derlei so fein und sa wirksam zugleich vor uns hinzustellen verstehen. Künstlerisch scheint uns diese Arbeit die beste im Bande, obwohl auch die anderen drei hoch, sehr hoch über dem gewöhnlichen Lesefutter stehen. Da wäre zuerst „Der Lavro“, eine Räubergeschichte aus Krain. Auch hier ist das Lokol-Kalorit gut getroffen, die Geschichte des armen Wegelagerers vortrefflich erzählt, aber der Gegensatz zwischen dem Gewallten und dem Erreichten macht sich dach recht fühlbar. Der Dichterin war die Erzählung des slavischen Räubers nur Mittel zum Zweck, die Hauptgestalt sollte der Überfallene sein, ein Mann, der ausgefahren, sich selbst zu morden und dem nun durch den Mordanfall der Antrieb erwächst, weiter zu leben. Aber dies gewiß interessante, auch psychologisch richtige Problem erscheint nur eben angedeutet, nicht durchgeführt; ein weichlicher Zug trübt die Ausführung; auch der Schmerz, der dem Manne die Absicht der Selbstvernichtung eingegeben, ist nicht überzeugend genug dargelegt. Resolut und ohne Sentimentolität durchgeführt hätte die Novelle sehr bedeutend werden können; das Zeug dozu steckt in ihr. Von der dritten im Buche: „Geschichte eines Mahagonistammes“ ist fast das Gegenteil zu sagen; da wird der Staff tapfer angepackt und jede Wirkung, die in ihm liegen mag, erschöpft, aber zieht man das Kalorit ab — die Insel Cuba ist der Schauplatz und die Tropennatur ist hübsch geschildert — so bleibt kein bedeutender Kern übrig. Auch hier giebt's übrigens ein Abentener mit einem Räuber; nur geht's diesmal aus der heiteren Tonart. Der Held ist ebenso anschaulich geschildert, wie alle Nebenpersonen, hingegen wird uns von der Heldin, der unsagbar schönen Angelika, doch etwas zu wenig gesagt — weniger, als auch der phantasiebegabte Leser braucht, um dem Erzähler recht folgen und ihm dies Zaubergeschöpf glauben zu kännen. Und so recht glaubhaft ist auch der alte Chevalier de Rache-Blanche, in Wahrheit ein Hamburger Kind, Hans Wittsteen, im „Regentag“, der letzten Novelle des Buchs nicht vor uns hingestellt. Was das Äußerliche der Figur und ihre Schicksale betrifft — warum sallte das nicht möglich sein? Nein, das meinen wir nicht. Aber das ist kein Mensch, wie wir ihn fassen und begreifen können, weil uns der Dichter in sein tiefstes Herz blicken läßt Die Novelle wird im großen Publikum vielleicht das meiste Glück machen und selbst der Kenner wird wahrlich die Stunde, die er an sie gewendet, nicht bedauern, aber an Kraft der psycholagischen Schilderung steht sie doch hinter den andern zurück. Alles in Allem aber ein gutes Buch.

„Zwischen Elbe und Alster“, die neue Sammlung „Hamburger Novellen“ von Ilse Frapan (Berlin, Gebr. Paetel) vereinigt Arbeiten von sehr verschiedenem Werte. Die künstlerisch weitaus wertvallste ist die letzte: „Die Last“, zugleich die einzige, welche den Namen Navelle verdient. Ein Arbeiter hat aus Eifersucht einen Maschinenmeister, der seinem Weibe nachstellte, getötet und wälzt sich die Gewissenslast van der Seele, indem er bei der Rettung eines schiffbrüchigen Fahrzeugs freiwillig ertrinkt. Die drei Figuren sind mit ungemeiner Anschaulichkeit vor uns hingestellt, die Entstehungsgeschichte der That und ihre Folgen mit einer dichterischen Kraft ausgemalt, die hohe Achtung var dem Kännen der Verfasserin einflößt. Auch die Lakalfarbe ist vortrefflich angewendet; jede Einzelnheit farbig und lebensvall; kein Wart zu viel und keins zu wenig. Allen Respekt vor einer Erzählerin, die sa viel kann! Aber leider erweist sie sich selbst den gebührenden Respekt lange nicht genügend. In welcher kuriosen, zum großen Teil unwürdigen Gesellschaft steht diese prächtige Novelle! Da sind zunächst vier Skizzen, „Das Brosömle“, „Der Erste“, „Von der Straße“ und „Die Liebe ist gerettet“, die nichts mit Hamburg zu thun haben — und das will nicht allzuviel sogen — aber auch leider nichts mit der Kunst: drei sentimentale und ein humoristisches Augenblicksbildchen, wie sie die Mittelmäßigkeit nicht schwächer und schattenhafter schreibt. Derlei mag ja auch einem begabten Künstler zuweilen als Hobelspahn zwischen zwei größeren Arbeiten von der Bank fallen, nur hebt er's dann nicht in einem Buch auf. Etwas höher stehen zwei breit ausgeführte humoristische Genrebilder: „Altmodische Leute“ und „Tedche Bolzen“; die beste Arbeit nächst der „Last“ ist aber „Uns' Ida“: ein Fischhändler hat den Karpsenbottich seines Kankurrenten geöffnet, daß die Fische davonschwimmen; er gloubt, daß sein Kind bei dieser Gelegenheit ertrunken. Die Gewissensqual des Krämers ist in ihrer Art nicht minder gut geschildert, als jene des Arbeiters in der „Last“. Fr.

Buch-Dramen.

Mit Verkannten umzugeh'n, ist nicht erquicklich und Buchdramen zu kritisieren keine erfreuliche Aufgabe. Denn in dieser Zeit, wo die verzwicktesten Theorien ausgeheckt werden, ist es nicht überflüssig, auch wieder einmal die alte Wahrheit auszusprechen: ein Drama, das nicht für die Bühne taugt, taugt überhaupt nicht. Man kann ihm vielerlei Milderungs-Gründe für seine Existenz zugestehen, nur die Existenz-Berechtigung selbst nicht, die kann ihm erst die Bühne geben. „Aber", wendet man ein, „wie viele Dramen, welche die Aufführung verdienen würden, werden nicht aufgeführt!" Nun, vielleicht nicht gar so viele, als man glaubt. Dafür sorgt die Konkurrenz der Theater und die Novitätensucht des Publikums. So weit wir zurückblicken mögen, beide waren nie größer, als heute.

Nicht aufführbar zu sein oder die Aufführung nicht zu verdienen ist das gemeinsame Kriterium des kleinen Bergs von Dramen, den wir eben mit Geduld und Müh' nach dem edlen Metall der Poesie durchwühlt, das sich — ach! so selten hat finden wollen. Im übrigen gehören sie allen erdenklichen Gattungen zu.

Wir beginnen mit jenen beiden Werken, denen wir unter den nahezu vierzig Dramen, die uns vorliegen, den relativ höchsten Wert zuerkennen können.

Vielen Geist und eine dichterische Kraft, die Anerkennung verdient, zeigt Georg Ruseler in seinem fünfaktigen „alttestamentlichen Drama" „Dathans Zweifel" (Varel a. d. J., Verlag von J. W. Acquistapace). Die Geschichte von Korahs Abfall ist bereits vielen Dramatikern als lockender Stoff erschienen — warum wohl?! Liest man den Bericht der heiligen Schrift kritisch, so giebt er uns offenbar Kunde von einem Versuch der Hierarchie, der Leviten, die Diktatur Mosis zu vernichten und eine Priesterherrschaft nach dem Muster der ägyptischen zu gründen. („Ihr machets zu viel. Denn die ganze Gemeine ist überall heilig, und der Herr ist unter ihnen, warum erhebet Ihr Euch über die Gemeine des Herrn?" 4. Mos. 16, 3). Mit einem solchen Interessen-Konflikt würde der Dramatiker wenig anzufangen wissen, fast ebenso wenig, wie der fromme Chronist, der denn auch im Verfolg seiner Darstellung die Empörer Gottlose werden läßt, die nicht bloß Mose, sondern auch „den Herrn gelästert haben." Der Atheismus in solcher welthistorischen Sceuerie erschien offenbar den Bearbeitern des Stoffs als lockende Aufgabe für eine Gedankendichtung; Ruseler macht darin keine Ausnahme, hat aber das Problem tiefer und origineller gefaßt. Ihm ist nur Aaron ein heuchlerischer Wicht, der den Glauben an den unsichtbaren Gott, den er selbst nicht teilt, dem Volke zur Stärkung der Priesterherrschaft mit Feuer und Schwert aufzwingen will; Mose hingegen glaubt an einen Geist, der über allem Menschengeschick waltet und es zu Edlem bestimmt hat, aber die Menge bedarf der „Zeichen, auch dem blöden Aug' erkennbar" und

„— Drum hab' ich mich als Knecht
Dem unsichtbaren Gott verdingt und selbstlos
In seinem Namen eigne That vollbracht
Und so die That der Ewigkeit gerettet.
Es mußte heilig sein, was ich gethan,
Sonst blieb es besser ungescheh'n."

Ihnen gegenüber steht Abiram, der „Tiger," der das Gesetz als Zügel gemeiner Lüste haßt, dann der edle Korah, der „nicht Gesetzestafeln hauen ließe und totes Wort drin graben — Nein, laßt uns

Zum Leben das Bewußtsein wecken, daß
Der Mensch des Daseins mächtige Gesetze
Verschlossen trägt in eig'ner Brust."

Dem Aufrührer aus Eigennutz, Abiram, und dem aus schwärmerischer Menschenliebe und Menschenachtung, Korah, gesellt sich der Rebell aus Glaubenszweifeln, Dathan, der hier nicht, wie in der Schrift, der Sohn Eliabs, sondern Mosis ist. Leider hat Ruseler den Gedankengehalt, den er in diese Figur legen wollte, nicht so scharf herausgearbeitet, wie den der Anderen. Dathan zweifelt an Mosis Sendung und hält den Vater für einen Betrüger, an Gott aber glaubt er bald und bald nicht, dann wieder nur an Jehovah nicht, wohl aber an einen Gott der Liebe:

„Wißt ein anderer Gott muß sein
Ein Gott der Liebe, der den Menschen Freiheit
Vergönnt, zu dem Ihr betend Eure Hände
Erheben könnt und Vater rufen."

Dieses Zugeständnis an die christliche Weltanschauung wirkt nicht bloß unhistorisch, — was wäre auch an diesen Menschen, welche ewige Gedankenkämpfe ausfechten, sonst historisch! — sondern auch nicht konsequent; ist dem Dichter der „Gott der Liebe" die Lösung aller Gewissensfragen, dann muß er Dathan daran festhalten und nur aus äußeren Gründen zu Grunde gehen lassen; ist er ihm etwa nur eine der Formen, in welcher das Menschenherz seine Sehnsucht nach dem Licht zu befriedigen sucht, so muß er kühn genug sein, dies auszusprechen. Auch so, wie Ruseler sie gefaßt, hätte die Gestalt klarer sein können; das Hauptgebrechen der Dichtung, was ihren Gedankengehalt betrifft, liegt freilich anderswo: der Grundgedanke ist ein verfehlter. Ruseler meint, der Zweifel sei „eine Waffe weltzerstörend, wenn Verstand sie schwingt, doch das Sein vernichtend, wenn in's Herz er dringt" und ähnlich sagt Moses: „Der Zweifel auch braucht seine Helden, will er zerstören, was vor Alter morsch. Ihr wußtet nicht, was Ihr gethan; Ihr folgtet der blinden Regung Eures Herzens nur!" Darauf ist zu erwidern, daß jeder Zweifel, welcher „Berge versetzen kann", immer aus dem Gemüte kommt, wie der Glaube. All' die großen Zweifler der Geschichte, die Rebellen, Staatengründer und Religionsstifter, waren Zweifler aus dem Herzen heraus, folgten ihrem Herzen und „wußten nicht, was sie gethan". — Als „Drama," geschweige denn als Bühnenwerk ist das Gedicht indiskutabel, die Handlung ist überaus dürftig und zudem rein äußerlich; die philosophischen Gespräche folgen sich fast ohne Gipfelung. Aber „eines Dichters Kiel" hat sie geschrieben, der nur in der Sprache sorgsamer sein könnte. Trivialitäten wie: „Es ist mancher dunkle Punkt, Der mich betroffen macht —" finden sich nicht selten.

Hat Ruseler aus dem Alten Testament den Stoff für ein philosophisches Gedicht in dramatischer Form geholt, so Friedrich Wilhelm Hildebrandt in seinem fünfaktigen Trauerspiel „Joab" (Magdeburg, Creutz'sche Verlagsbuchhandlung 1890) für eine historisch-politische Charakterstudie von ganz ungewöhnlichem Geist und Witz. Das ist ein anderer David und Joab, als sie uns die Bibel, geschweige denn der Religions-Unterricht vermittelt hat, und anders auch faßt sie der Historiker auf, aber man wird es diesem bisher unbekannten Dichter, dessen Namen man sich zu merken haben wird, zugestehen müssen: psychologisch klarer, unserer Empfindung verständlicher hat bisher kaum ein anderer Poet die widerspruchsvolle Überlieferung zu einheitlichen Charakterbildern umzuschmelzen verstanden. Dabei respektiert er die Thatsachen ängstlich, ganze Scenen sind Satz um Satz der Bibel nachgeschrieben; frei erfunden ist eine einzige Beziehung. Freilich sind dies moderne Menschen mit Empfindungen, die wir um das Jahr 1000 v. Chr. kaum voraussetzen dürfen, aber angenommen, daß einem Dichter das Unmögliche gelänge, sie so, wie sie damals gewesen vor uns hinzustellen, würden wir sie verstehen?! Sind Schillers Schweizer Leute aus dem XIV. Jahrhundert und sind nicht Shakespeares Römer echte Engländer?! Wenn der Leser hier deutlicher, als nötig, das Gefühl des Anachronistischen

hat, so liegt dies an einem ästhetischen Irrtum des Dichters, der, weil Blatt um Blatt begangen, zur fast unausstehlichen Manier wird, die den Genuß beeinträchtigt: der Häufung von Wendungen aus unserem trivialen Alltagsleben. In der einleitenden Scene, wo sich Mägde über die Ehe Davids mit Bathseba unterhalten, wird z. B. von Bathseba gesagt: „Das ist der alternden Koketten Art“, aus der Zeit ihrer Ehe mit Urias erfahren wir: „Von Wirtschaftssachen verstand sie wenig oder nichts“ und um Davids Verhältnis zu ihr zu symbolisieren, heißt es: „Belegt den Sessel (des Königs) hier mit Speer und Schwert, Und hängt ein Sammtpantöffelchen an jenen“. David klagt von Joab: „Mit frechem Trotze treibt er Politik Auf eigne Hand“ und der Prophet Nathan sagt: „Nur das erkannt' ich längst, Daß Joabs eigenartiges Gebahren Dir unsympathisch ist und unbequem“ u. s. w. Schade, ohne diese Geschmacklosigkeiten stände die Dichtung ungleich höher! Aber Achtung und Teilnahme für des Dichters Begabung wird sie auch jetzt einflößen, so geistreich, so menschlich-wahr sind die Charaktere aufgefaßt. Hier eine Probe; die Bürger sprechen über Davids Hinsiechen. Er sei doch nicht so alt, meint der Eine, worauf der And're:

Merke: Alt ist Jeder,
Der Überfluß hat an Vergangenheit
Und Mangel nebenher an Zukunft. Siehe
Das Eine, wie das Andre giebt es hier.
Nur wohl verstanden, die Vergangenheit
Muß nicht gemessen werden nach der Elle —
Nur auf den Inhalt kommt es an.
— — Von Jugend auf
War's immer seine Art, das Lebenslicht
Zugleich an beiden Enden anzubrennen.
In wilder Hast abwechselten bei ihm
Ungleiche Loose, widersprechende
Gemütsaffekte, deren steter Kampf
An seinem Marke unersättlich zehrte:
Das reichste Glück und jammervollste Elend,
Die höchste Lust und tiefste Seelenpein,
Inbrünstiges Gebet und starres Fluchen,
Gelegentlicher Rausch und hartes Fasten —
— — Natürliche Erschöpfung
An Leib und Seele muß unfehlbar da
Das Ende sein — —

Das ist das einzige Mal, wo Hildebrandt Anderen seine Auffassung von Davids Charakter in den Mund legt; im Übrigen stellt er den morsch gewordenen Gewaltmenschen, der immer gethan, was ihm die Stunde geboten und dabei nie um einen frommen Vorwand für seinen Gott verlegen gewesen, nur durch seine Reden und Thaten vor, genau dieselben Thaten, welche die Bibel verzeichnet. Meisterhaft, wie dieser Charakter, ist jener des Joab gezeichnet: eine Gestalt von Stahl, der Mann der Pflicht gegen Staat und König, der „Schlachtendenker“ und „Soldatenvater“, „der fremde Wunden fühlt, als blut' er selber Und des geringsten Mannes Knochen schont“, dem es das glücklichste Loos scheint, „in echter Treue ehrenhaft zu dienen“ und dem eben darum, weil ihm die Pflicht das Höchste ist, „Ungnade eines menschlichen Gebieters“ eine „Phrase“ ist, „vom Knechtsgefühl erfunden“, denn „Ungnade ist ein Majestätsrecht Des Einen Herrn, der über allen Fürsten und Königen der Erde thront“, der zwar über die „dummen Streiche“ Davids wettert, aber sie gutmacht, wenn es Feldherrnpflicht und Staatsraison gebieten. Auch der Auffassung dieses Charakters versteht der Dichter Alles, was die Bibel an Thaten des Joab überliefert, einzufügen, bis auf eine: wie konnte dieser Mann den Uriasbrief vollstrecken? — und darüber geht denn auch Hildebrandt stillschweigend hinweg. Auch Absalom, Adonia, Salomo, Nathan, ja alle männlichen Gestalten sind mit ähnlicher Kunst und Kraft gezeichnet, schwächlicher die Frauen, und Mirjam, Joabs Tochter, die der Poet als „Sulamith“ das Herz des jungen Thronfolgers gewinnen läßt, ist ein blutloser Schemen. Die Liebesscenen sind langatmig, phrasenhaft, schwächlich, wie von anderer Hand geschrieben: die Katastrophe des fünften Aktes (Salomo hat Joab töten lassen, ohne zu ahnen, daß er der Vater der Geliebten sei und Mirjam tötet sich, als sie es erfährt) ist der schwächste Teil der Dichtung. Auch sonst erweist sich nirgendwo in der Führung und Gipfelung der Scenen dramatisches Talent; uns will scheinen, als hätten wir hier die Bekanntschaft eines Dichters gemacht, der seinen psychologischen Scharfblick, seine Kraft der Menschengestaltung auf epischem Gebiete erweisen wird.

Ungleich schwächer ist Fritz Trotzendorffs fünfaktiges Trauerspiel „Absalom“ (Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg 1891). Eine gewisse Kraft der Charakteristik ist auch hier vorhanden, auch fehlt es nicht an Geist und Kühnheit in der Auffassung und Gruppierung des Stoffs, nur daß leider die Kühnheit größer ist als der Geist. Denn wenn Trotzendorff nur einige wenige Thatsachen der Überlieferung benutzt, die meisten Züge der Handlung aber ändert oder neu erfindet, wenn er auch die Charaktere durchweg anders gestaltet, als sie sich dem Leser des zweiten Buches Samuelis darstellen, so liegt die Frage nahe, warum er diesen frei erfundenen Figuren noch die alten biblischen Namen gelassen. Hier ist Absalom ein weicher, edler Träumer; während Amnon voll „gewaltigen Herrscherwillens“ das Werk Joabs, der herrschgierige Majordomus fortsetzen und Israels Weltherrschaft mit dem Schwerte begründen will, will er die Gewalt Israels über die anderen Völker durch die Religion begründen, indem er sie von dem Substrat der Nationalität loslösen und zu einer Weltreligion gestalten will; eine Auffassung, zu welcher nicht bloß in der Schrift, sondern auch in der gesamten Entwicklungsgeschichte der jüdischen Kultur jeder Anhaltspunkt fehlt. Das war ja erst der Gedanke Christi oder vielmehr Pauli! Da sich nun zudem Absalom, der seinen Vater zärtlich liebt, nur in der edlen Absicht, seine Ideale von Israels Sendung zu verwirklichen, gegen ihn empört, so wird der Phantasie des Lesers durch diese Gestalt so Unmögliches zugemutet, als wenn uns etwa ein Dichter Napoleon I. als friedlichen Gelehrten aufzwingen wollte, der nur durch die Intrigue seiner Mutter zum Welteroberer wird. Während hier die dichterische Freiheit zur Willkür wird, hält der Dichter die Blutschande zwischen Amnon und Thamar quellengetreu bei, ebenso das Eingreifen des Weibes von Thekoa u. s. w. Der Kunstwert ist gering; die einzelnen Scenen der dramatisierten Historie schließen sich nur äußerlich zu einer Art Handlung zusammen; die Sprache ist stellenweise nicht ohne Schwung, doch dominiert weit öfter die Phrase. Die fünffüßigen Jamben wechseln mit Prosa und lyrischen Maßen; auch formell steckt Trotzendorffs Kunst noch in den Kinderschuhen.

Noch geringwertiger ist „Saul“ oder „König und Priester“, ein fünfaktiges Trauerspiel von Max Fick (Leipzig-Reudnitz, Max Hoffmann). Saul ist der Liebling des Volkes; als Samuel durch den Volkswillen genötigt ist, Israel einen König zu bestellen, sieht er ein, daß er Saul wählen müsse und spiegelt vor, daß dies auf Jehovas Geheiß geschehe; Saul willigt in den frommen Betrug. Das ist seine tragische Schuld; er hat, „da sein Herz nicht baar der Lüge war“, sich angemaßt, „das Licht zu bringen“. Der Grundgedanke kommt nicht klar zum Ausdruck; Sauls Charakter ist widerspruchsvoll gestaltet, noch mehr der Samuels. Glücklicher sind einige Nebenfiguren gezeichnet. Die Sprache schwankt zwischen dem Bestreben nach realistischer Schärfe und weichem Phrasendunst. Immerhin steht das Trauerspiel höher, als desselben Autors ein Jahr zuvor im selben Verlag erschienenes „dramatisches Gedicht: „Ein Sieg der Liebe“, welches ein Stück altnordischer Mythologie in höchst mittelmäßigen Jamben verarbeitet.

Die Gestalt des Barkochba, des Führers der Juden in ihrem Aufstand gegen die Römer unter Hadrian, hat bereits manchen Dichter angezogen; jüngstens hat

ihn M. Levin zum Helden einer fünfaktigen Tragödie gemacht. (Berlin, Walther & Apolant, 1892.) Es ist mehr eine Kulturstudie, als ein Dichtwerk. Die verschiedenen Strömungen im Judentum, das Verhältnis zwischen Juden und Römern sind gut geschildert. Des Autors poetischer Kraft freilich ist nicht hinreichend; auch die Formbehandlung läßt zu wünschen übrig.

Recht schwer fällt es uns, unser Urteil über einen Dichter abzugeben, der neuestens nicht weniger als vier Dramen hat erscheinen lassen, denn er ist ein achtzigjähriger Greis, der sich auf einem anderen Gebiete geistigen Schaffens trefflich bewährt hat. Es ist der Historiker Constantin Ritter von Höfler in Prag, der sich namentlich um die Klarstellung der spanisch-österreichischen Beziehungen im 15. und 16. Jahrhundert als Forscher hohe Verdienste erworben hat. Da ihn sein hohes Alter vom wacker und segensvoll geübten Lehramt abgedrängt, so hat er Muße zu freierer Thätigkeit und wohl mochte es ihn auch reizen, jene Gestalten, um deren Erforschung er sich so erfolgreich gemüht, nun noch einmal hinzustellen und die Lücken unserer Kenntnis ihres Wesens und Schaffens, die auch er offen lassen mußte, durch das freie Spiel der Phantasie auszufüllen. So hat er zuerst das einactige „Dramatische Idyll“: „Karl des Fünften erste Liebe“ (mit einem Vorspiel „Margarethe von Österreich“) erscheinen lassen, hernach die fünfactigen Dramen „Leonore von Österreich“, „Kaiser Karls des Fünften Ende“ und „Die Königsmutter“ (sämtlich Prag, Verlag von H. Dominicus). Die beiden ersten Werke sind in vierfüßigen Trochäen, die zwei anderen in fünffüßigen Jamben geschrieben. „Ob ein Greis besitzt die Kraft, Unbewachte Leidenschaft, — Dieses Spiel empörter Wellen Farbenprächtig darzustellen?“, hat er im Vorwort zu seinem Erstlingswerk (im 77. Lebensjahre gedichtet!) bange gefragt; dem vorletzten aber hat er die mutigen Worte vorausgeschickt:

„Ich hab's gewagt, und sieh', es reut mich nicht.
Auf irrem Pfad erschien ein mildes Licht.
Ich folgte ihm. Es war die Poesie;
Der irre Pfad doch war die Phantasie.
Und was ich oftmals Bitteres erfahren
In früheren und auch in jüngsten Jahren —
Das stille Werk versteckter Niedertracht —
Versunken war es jetzt in tiefste Nacht!
Ein Träumer saß ich an dem Saum der Welt
Und blickte sinnend nach dem Himmelszelt;
Da zuckte plötzlich auf das milde Licht;
Beglückend kam es und verließ mich nicht.
Rasch sprang ich auf und faßte frohen Mut;
Verjüngt im Herzen rauschte jetzt mein Blut.
Wie frische Winde unsere Segel blähen,
So ward mir jetzt. Es regnete Trochäen.
Nicht konnte Rechenschaft ich selbst mir geben;
Ich mußte so. Es war ein neues Leben,
Und so entstand nicht ganz in sieben Tagen —
Jetzt kann ich ungescheut es offen sagen —
Aus einem Guß des Kaiser Karl's Idylle“ u. s. w.

Ein Greis, dem die Poesie der letzte Trost ist und der sich die Freude gönnt, seine Werke drucken zu lassen — der Träger eines in rastloser wissenschaftlicher Arbeit errungenen Namens — da lege ein Anderer die kritische Sonde an, wir kriegen's nicht über's Herz . . .

Auch gegen einen anderen Greis wollen wir diese Schonung üben, obwohl es uns nicht leicht wird. Vor uns liegt: „Kaiser Heinrich IV“. Geschichtliches Drama in fünf Akten von Josef Ressel. Herausgegeben von Wilhelm Ressel“ (Dresden, Pierson 1891.) Im Vorwort des Herausgebers heißt es: „Hiermit übergebe ich eines der Werke meines Vaters, eines Humanitariers vulgo Vegetariers, welcher den 10. März a. c. in noch geistiger Jugendfrische in sein 82stes Lebensjahr tritt, in die Öffentlichkeit“. Gleichzeitig legt uns der Verlag die fertige Kritik gedruckt bei: „Der bekannte . . . wohlverdiente Dichter Wilhelm Ressel hat sich durch die Herausgabe des vorstehenden Theaterwerkes seines 82 jährigen Vaters neuerdings ein unbestreitbares litterarisches Verdienst erworben. Reich an schönen und oft (!) ganz neuen Gedanken lernen wir in diesem Stück an Josef Ressel nicht bloß einen vornehmen Dichter, sondern auch einen ebenso großen Denker und Philosophen kennen. Das Stück ist unseren wertvollsten dichterischen Werken beizuzählen und wird nicht verfehlen, von der Bühne herab einen imposanten Eindruck zu machen. Es ist als eine wahrhaft klassische Dichtung zu bezeichnen, die gleichzeitig das ganze deutsch-böhmische Volk ehrt, welchem dieser gottbegnadete Dichter entsprossen.“ 'Rein in die Bude, meine Herrschaften, immer 'rein, hier ist zu sehen u. s. w. Es hat uns noch selten eine so geistlose und unlitterarische Reklame in's Ohr gedröhnt und wir müssen sagen: das hat der arme 82 jährige Humanitarier vulgo Vegetarier nicht verdient! Er hat einen „Heinrich IV.“ geschrieben, wie Viele vor ihm und nach ihm, aber das ist noch lange keine Unthat, die solche Strafe verdient!

Die Schauspiele: „Alexander“ von Friedrich von Hindersin (Leipzig, C. G. Naumann) und „Dante und Beatrice“ von Albert von Ruville (Berlin, Hermann Peters), dann die Trauerspiele: „Pietro Aretino“ und „Spurius Carvilius Ruga“ von Friedrich Dukmeyer (Cöthen, Paul Schettlers Erben), „Ginevra“ von Fedor Sommer (Trossen, R. Knuth), „Um Thron und Krone“ von Theodor Walter (Prag, Dominicus), „Der Fürst von Eisen“ oder „Armins Tod“ von Karl Schmidt (Wiesbaden, Karl Ritter), „Heli“ von F. v. Fritsch (München, Karl Merhoff), „Die Horatier“ von Karl Marschner (Dresden, Pierson), „Elisabeth von Ungarn“ von Hans Hohenfeld (Leipzig, Oswald Mutze), „Ladislaus Posthumus“ von Franz Karl Groschel (Leipzig, Oswald Mutze), „Sejans Tod“ von Ferdinand Friedland (Dresden, Pierson) und „Theoderich“ von Franz Wolff (Leipzig, Oswald Mutze) gehören innerlich und äußerlich derselben Gattung an: Jamben-Dramen, wie sie der gebildete Dilettantismus in Deutschland jährlich zu Hunderten hervorbringt. Zu seinen Merkzeichen gehört auch, daß er immer wieder dieselben, bereits unzählige Male behandelten Stoffe nochmals behandelt. Besonders schlecht und von fast unheimlicher Verwirrtheit in Sprache und Erfindung sind die Dramen von Dukmeyer. Das relativ talentvollste unter den dreizehn Werken hingegen dürfte das letztgenannte sein, einiges in der Scenenführung deutet auf dramatische Begabung; individuelle künstlerische Züge, denen in eingehender Betrachtung gerecht zu werden wäre, weist jedoch auch dies Drama nicht auf.

Ein Produkt des allerohnmächtigsten Dilettantismus ist „Der Liebe Fluch“, Tragödie in 5 Akten von August von Friedlor (Leipzig, Verlag von Oswald Mutze). Das Zeug ist von so grotesker Komik in Sprache und Erfindung, daß der Vermerk auf dem Titel „Zweite Auflage“ nicht unwahrscheinlich ist; was sind gegen diese Tragödie die Leistungen unserer gewerbsmäßigen Humoristen! Ort und Zeit der Handlung: ein Dorf bei Granada um 1500; ein Held ist nicht vorhanden; die längsten Reden hält der Dorfgeistliche Franz, ein Bruder Torquemadas, der eine siebzehnjährige Tochter Suleika hat, sowie Torquemada selbst. Die zugleich wüsten und trivialen Schrecknisse wiederzuerzählen, welche die Phantasie dieses „Dichters“ zusammengebraut hat, widerstrebt uns; von der Sprache hier nur drei Proben. Auf Franz' Bitte an Torquemada, Suleika zu schonen, erwidert dieser Wüterich von Onkel:

„Dein Maurenkind, merk' Dir's genau, das wird
Der Wollust meiner Krieger übergeben
Und dann mit stumpfem, rost'gem Schwert gepeing't“.

Des Königs Schreiber erwidert auf die Frage warum er Torquemada hasse:

„Er hat
Mir meine lieben Eltern aufgebrannt,
Drei Brüder auch . . .“

Torquemada läßt seine Opfer teils erschießen, teils verbrennen, denn, sagt er:
„Es ist nicht nötig, daß ich sie lebendig habe,
Macht drum der Farce schnell ein Ende!"
Man hat zuweilen den Eindruck, als ob man eine Parodie läse, es ist aber alles bitter ernst gemeint. Auch ein Lustspiel dieses Dichters liegt uns vor. Sein im selben Verlage erschienener Einakter „Ein echter Rembrandt" hat folgenden Inhalt: Der Maler Werner hat, um sich an dem Kunstfreund Ernst von Bergheim zu rächen, weil dieser geringschätzig über Werners Bilder gesprochen, seine Schwester Marie in Rembrandt'scher Manier gemalt und schwatzt Bergheim das Bild um 45000 Mark auf. Während er abgeht, den Betrag bei Bergheim's Banquier zu holen, tritt Marie in's Atelier, der Kunstfreund erkennt den Betrug, da er sich aber gleichzeitig in Marie verliebt und der Maler versichert, daß er Bergheim nur als Kunstkenner bloßstellen, nicht aber um das Geld habe betrügen wollen, so kann Verlobung gefeiert werden und der Maler das Geld als seines Schwagers Geschenk behalten. Die Sprache steht auf derselben Höhe des Geschmacks, wie die Fabel; immerhin ist das Lustspiel, mit der Tragödie verglichen, ein untadeliges Kunstwerk.

Blanker Unsinn ist „Eralda Loredano", Trauerspiel in fünf Akten von Curt Ehrenfried Gencke (Zwickau i. S., Ernst Bär 1888). Darüber eine Silbe mehr zu sagen, wäre Zeit- und Raumverschwendung.

Wir haben nun einiger Stücke aus dem Leben der Gegenwart zu erwähnen. Hermann Jahnke und Wilhelm Schirmer haben Fritz Reuters Dichtung „Kein Hüsung" zu einem Volksschauspiel in 4 Akten verarbeitet (Berlin, Paul Kittel 1891). Wir glauben nicht, daß dem Schauspiel eine allzu große Zukunft auf der Bühne winkt; auch in der Lektüre macht es einen seltsamen Eindruck. Das ist freilich nicht die Schuld des großen plattdeutschen Dichters. Im Gegenteil, wer die ersten drei Akte liest, wird erkennen, daß der erschütternde, das tiefste Herz aufwühlende Konflikt der Dichtung in jeglichem Gewande wirkt. Und ebenso klar wird Einem dabei: dieser gewaltige Epiker hat es verstanden, seine Gestalten mit so vollem, heißem Lebensinhalt zu erfüllen, daß ihnen keine „Bearbeitung" von schwächerer Hand, keine Verdichtung oder Vergröberung der Motive, wie sie die dramatische Form fordert, etwas von der Wirkung nehmen kann, die sie auf unser Gemüt üben. Nicht bloß Johann und seine arme Marie, auch eine Gestalt wie der alte Pastelmann bleiben auch in dieser Form echte, wahrhaftige Menschen. Die Frage aber, ob ihre Schicksale noch heute möglich wären, kümmert uns auch hier nicht, so wenig, wie beim Lesen von Reuters Erzählung; möglich, daß es selbst in Mecklenburg heute besser aussieht; wir kehren uns nicht daran und auch bei einer Aufführung würde der Zuschauer schwerlich während der drei ersten Akte den Eindruck des Antiquierten haben, vielleicht nicht einmal den des Historischen. Nun haben aber leider die Herren Schirmer und Jahnke sich nicht getraut, den düsteren, herzbewegenden Vorgang, wie ihn Reuter ersonnen, ohne Zuthat auf die Bühne zu bringen; ihre Furcht, daß das Stück ohne guten Schluß schmerzhaft an den Nerven des Zuschauers zerren und nicht oft genug aufgeführt werden dürfte, war größer als ihr Respekt vor dem Dichter. Das hat sich gerächt; dieser vierte Akt, den die Herren selbst gedichtet haben, verdirbt im Lesen die Wirkung und dürfte sie auf der Bühne verderben. Er spielt zwanzig Jahre nach dem dritten, wo Johann den Baron erschlagen; Marie hat sich, nachdem sie einen Knaben geboren, im Wahnsinn selbst getötet, dieser Knabe aber gedeiht kräftig, rettet 1871 als Soldat dem Sohn des Barons das Leben, erwirkt von Kaiser Wilhelm die Begnadigung seines Vaters, und so endet Alles in Frieden und patriotischer Begeisterung. Das ist nicht bloß trivial erfunden, sondern sofern es uns glauben machen soll, daß nun in Mecklenburg das Verhältnis zwischen Herr und Bauer ein ganz anderes geworden, unwahr. Wenn ein Reuter baut, haben die Jahnke und Schirmer zu thun, aber dann sollen sie seinen Quaderbau nicht mit einem grell angestrichenen Holzdach krönen wollen.

Ob der einaktige Schwank von Franz Schneider (Prag, H. Dominicus 1891) „Die Brautschau" auf einem Wiener Vorstadttheater Glück machen wird, ist sehr fraglich; auch das Publikum eines solchen Theaters scheint uns eine geistreichere Verwicklung zu verlangen, als daß die Frau die Kleider ihres Dienstmädchens anlegt, und bessere Witze, als daß der Naturbursche statt „Chemisches Laboratorium" „Laboratorisches Chemikum" sagt; daß aber derlei nicht der „Deutschen Dichtung" zur Rezension zugeschickt werden sollte, weil es nicht zur Litteratur gehört, wissen wir ganz genau. Dasselbe gilt auch von Herrn Schneiders im gleichen Verlage erschienenen einaktigen Lustspiel: „Der Erste Beste". Ein junges Mädchen erklärt ihrer Tante, den Ersten Besten heiraten zu wollen, der um sie werbe und wirft sich einem ältlichen Obersten an den Hals. Als aber sein Sohn, ein Lieutenant, auftaucht, gefällt ihr dieser besser. Zum Glück steht auch dem kein Hindernis im Wege, da der Oberst die Tante nimmt. Man kann eine Handlung nicht leicht neuer und anmutiger erfinden. Der Witz des Dialogs erweist sich sogar in der Erfindung von Namen: „Krähling", „Gelbfuß", „Katzinger" — wie graziös!

Auch Ernst Rethwisch's fünfaktige Trauerspiele „Keine Kinder" und „Bischof Lothar" (Norden, H. Fischer's Nachfolger), das erstere modern, das letztere historisch, vermögen der Kritik nicht Stand zu halten. Es fehlt an Allem; an Kraft der Erfindung und der Charakteristik: auch die Sprache ist bald schwülstig, bald wieder von trivialster Nüchternheit. Auch um den Humor in desselben Autors vieraktigem Lustspiel „Der dankbare Gläubiger" (es ist im selben Verlage erschienen) steht es traurig. Herrn Rethwisch ist manches hübsche Lied geglückt, daran mag er sich genügen lassen; der Lorbeer des Dramatikers ist ihm, nach den vorliegenden Proben zu schließen, nicht beschieden.

Wer ist „modern"? Eine Mutter, die ihrer Tochter, welche vor zwei Monaten auf ihr Anraten einen braven Mann geheiratet, empfiehlt, sich um Geld anderen Männern hinzugeben, damit sie sich Luxustoiletten anschaffen kann. Eine Frau, die sich ohne Liebe einem Freunde ihres Gatten hingiebt, bloß weil der Gatte zu gut und sanftmütig gegen sie ist. Ein Mann, der dem Mädchen, das sich ihm aus Neigung hingegeben, das Herz bricht, die Frau seines besten Freundes verführt und diesen Freund zu Grunde richtet, bloß weil er ihn für so schwach hält, daß er seine Rache nicht fürchtet. Diese und ähnliche Muster-Exemplare „modernen" Menschentums führt uns Hermann Stegemann in seinem „modernen Schauspiel" in vier Aufzügen: „Der Abgott" (Dresden, Pierson) vor, sichtlich mit „künstlerischem" Vergnügen, so recht aus dem vollen Morast schöpfen zu können. Ein Drama ist das wüste Zeug ebensowenig als ein Kunstwerk und ein Sittenbild schon gar nicht; nur eben eine Aneinanderreihung häßlicher und gemeiner Scenen. Daß sich der „Held" sofort erschießt, weil er erfährt, daß er die eigene Schwester verführt und zu Grunde gerichtet hat, erscheint höchst inkonsequent; ein so völlig verkommenes Subjekt, wie dieser Leon Lemaire, wird sich über solche Dinge nicht aufregen. Die Handlung spielt im Elsaß; die Leute mischen französische Brocken mit schlechtem Deutsch; ob das Absicht ist oder ob der Herr Verfasser kein korrektes Deutsch schreiben kann, wissen wir nicht.

Grell und häßlich in der Erfindung, überaus schwächlich in der Ausführung ist Jak. Lippmanns vieraktiges Drama „Gewalt" (Leipzig, Wilhelm Friedrich). Der Fabrikant Popper hat seine um 34 Jahre jüngere Gattin Marie bei einem zärtlichen Gespräch mit ihrem Jugendgeliebten, dem Architekten Zöllner betroffen. Er will sie fortjagen, „wie eine Dirne, die

sich frech betragen", da aber Marie darauf erwidert: „Nein, das kannst du nicht thun! Dein Reichtum hat mich verwöhnt, ich kann nicht mehr zurück in ärmliche Verhältnisse", so — will er sie unter der Bedingung behalten, daß sie Zöllner zu einem Stelldichein lockt, dann um Hilfe ruft, als ob er ihr Gewalt anthun wolle und ihn dadurch ins Zuchthaus bringt. Marie geht darauf ein, setzt die scheußliche Komödie in Scene, und da Zöllner von kompromittierenden Briefen Mariens, die in seinem Besitze sind, keinen Gebrauch machen will, so wird er verurteilt! Das erfahren wir aus dem zweiten Akt durch Gespräche von Nebenpersonen und im dritten Akt auf dieselbe Weise, daß die Briefe ohne Zuthun Zöllners durch edelmütige Gauner an den Staatsanwalt gelangt sind. Im vierten Akt bestellt Marie den Geliebten zu sich, um seine Verzeihung zu erflehen; er erscheint wirklich im Hause der Frau, die ihn ins Zuchthaus gebracht, um sich das Wohlleben zu erhalten; sie versöhnen sich, Marie nimmt Gift, Zöllner wird von Popper erschossen, und in dem Augenblick, wo der Vorhang fällt, hebt Popper den Revolver, um sich selbst zu erschießen. Dadurch sind wir mindestens vor einem fünften Akt geschützt, da ja die Hauptpersonen tot sind. Keine Spur von Talent macht die Schrecknisse dieses „Dramas" erträglich.

Muß der Kritiker ein Drama zu Ende lesen, in welchem sich Sätze wie folgende finden: „Spreche du selbst, Ferdinand", worauf Ferdinand sprechet: „Betreffend die Intervention, in welcher Herr Basso, ich weiß nicht aus welchen Motiven, sich so viel Mühe giebt, kann ich nur mein Bedauern aussprechen!"? Ein Anderer aber sagt: „Daß daraus kein Unglück für ihn erwachsen werde, kann er in Person sich verbürgen". Eine Dame sagt: „Ich reise nach der kleinen, landesherrlichen Bezirksstadt, wo ich alle meine Verwandten treffe, auch diejenigen, welche schon die ewige Ruhe haben". Wie gesagt, muß das ein Kritiker thun? Wir haben's gethan, und so können wir sagen, daß der Titel des anonymen fünfaktigen Schauspiels „Er schlägt sich nicht" (Wien, Verlag von R. Löwit) ganz zutreffend ist. Der Held duelliert sich nicht, aber der deutschen Sprache und der gesunden Vernunft schlägt er die tiefsten Wunden.

Das dreiaktige Schauspiel „Visionen" von Ferd. Blanc (Hildburghausen, F. W. Gadow & Sohn) war uns zunächst schon durch die Sprache interessant. Da lesen wir gleich auf Seite 1:

Bianka. Nun, nun, was ist dir denn?
Frau Curholm. Nichts! weiter nichts!
Es wird mir just so bänglich, angesichts
Des schwarzen Wetters.
Bianka. Ei, ein kräftiger Regen
Ist Labung uns, und für die Flur ein Segen.

Bianka, auch „Biankchen" genannt, ist nämlich ein gebildetes Mädchen, und nachdem der Blitzschlag jenes „schwarzen Wetters" in einen Stall eingeschlagen und ein Roß und ein Reh getötet, sagt sie:

„O, traf der Blitz, so trägt allein daran
Die Schuld der ungeschickte Handwerksmann,
Er hat den Wetterschutz nicht gut gerichtet
Und so durch Unverstand mein Tier vernichtet.
Es ist mir ärgerlich!"

Vergeblich mahnt der treue Gutsverwalter Krot, der sie heimlich liebt:

„Wir können klug gar manches Unheil meiden,
Doch gegen Schicksalsspruch ist nicht zu streiten."

Biankchen bleibt ihrer Auffassung, auch nachdem dasselbe Wetter die ganze Schafheerde ihres Gutes vernichtet, wie sie sich denn überhaupt aus Krot, des „Feldbau's tüchtigem Gestalter" nichts macht, sondern den Maler Erhard liebt —

„Ein weltberühmter Mann. In Künstlerkreisen
Mit Achtung nur genannt, gekrönt mit Preisen."

Daneben hat er eine Neigung zur griechischen Mythologie, den Blitz nennt er „Jovis Flammenspiel" und wenn die Sonne wieder scheint: „Phöbus Apollo ist gütig." Das wäre harmlos, gefährlicher ist schon seine Neigung für die Waise Irmgard, welche in Biankchens Hause lebt und Tapisserien anfertigt, besonders, da auch Irmgard ihn liebt; namentlich gefällt es ihr: „Wie herzig doch er „liebes Fräulein" spricht". Aus dieser Liebe ergeben sich allerlei entsetzliche, aber nicht ganz verständliche Sachen. Am Schlusse geht Alles gut aus: Krot heiratet Biankchen und Erhard Irmgard. Das Ganze erst noch zu charakterisieren, dürfte überflüssig sein. K. B.

Metrische Übertragungen.

I.

Es ist lange her, seit ich zuletzt an dieser Stelle metrische Übertragungen angezeigt habe. Einige seither erschienene Bausteine zum „Tempel der Weltlitteratur" seien heute kurz gewürdigt, freilich sind auch solche darunter, die man verwerfen muß.

Der alte Virgil hat in unseren Tagen neuerdings einen liebevollen Nachdichter gefunden; unter dem Titel: „Äneas auf der Flucht aus Troja" bietet E. J. Bock eine Übertragung der ersten sechs Gesänge der Äneis (Berlin, W. Ißleib). Da kein Vorwort beigefügt ist, so wissen wir nicht, warum er sich auf diese beschränkt hat und wie er den Vermerk auf dem Titel „zur Veranschaulichung der poetischen Kunst des Dichters übersetzt" verstanden wissen will. Unseres Erachtens hat jede Nachdichtung diesen Zweck zu erfüllen, sofern sie nicht etwa nur eine Eselsbrücke für Schüler sein will. Bocks neue Verdeutschung ist übrigens eine gute und tüchtige Leistung; sie ist im Ausdruck sorglich und geschmackvoll, in der Form tadellos. Als Probe setzen wir die ersten Verse hierher:

„Waffengeklirr erfüllt mein Lied, es singt von dem Helden,
Der, ein Flüchtling, Troja verließ nach dem Willen des Schicksals,
Und, der erste des Ostens, Italiens Küste erreichte,
Dort, wo er hart am Strande die Stadt Lavinium baute.
Unversöhnlich verfolgte ihn Juno, mit wütendem Hasse
Trieb mit Göttergewalt ihn weit durch Meere und Länder,
Trieb ihn in Schlacht und Kampf, bis daß er die heimischen Götter
Latiums Landen gebracht, bis Stadt und Reich er gegründet.
Nun entstand das Volk der Latiner, nun bauten die Ahnen
Alba, und hoch erheben sich Romas Mauern und Türme."

Ob auch Leser zu dem Buche greifen werden, die der einleitenden „Vorgeschichte" und der beigefügten „Anmerkungen" bedürfen werden, möchten wir bezweifeln.

Der greise Grillparzer pflegte die jungen Dramatiker, die ihn heimsuchten, hauptsächlich auf Einen Lehrmeister hinzuweisen und meinte sogar, wenn der in Deutschland bekannter wäre, so stünde es auch um den Geschmack des Publikums besser: Calderon. Die Äußerung ist natürlich nicht bloß cum grano salis aufzunehmen, sondern bedarf zu ihrer richtigen Würdigung einen ganzen Scheffel Salz, immerhin ist eine Bereicherung unserer Kenntnis des großen Spaniers ein wohlberechtigtes und dankenswertes Unternehmen. Ein österreichischer Gymnasiallehrer, Konrad Pasch, hat es unternommen, noch ein oder das andere von den bisher unübersetzten Werken Calderons dem deutschen Publikum vorzuführen; an Auswahl fehlt es ihm nicht, ist doch bisher kaum die

Hälfte der Komödien übersetzt, trotz der fleißigen Thätigkeit von Schlegel, Gries und einigen Jüngeren. Bisher liegen zwei dieser Arbeiten von Pasch vor, aus den historischen Dramen: „Übers Grab hinaus noch Lieben," aus den mythologischen: „Des Prometheus Götterbildnis" (beide im Verlage von Brockhausen und Bräuer, Wien). Namentlich das erstere ist „desjenigen Genies, welches zugleich den größten Verstand gehabt und unendlich groß im Technischen und Dramatischen gewesen," wie bekanntlich Goethe Calderon charakterisiert, nicht unwürdig, und Schack hat Recht gehabt, als er anregte, zunächst dies Stück unserer Litteratur zuzuführen. Die Handlung spielt 1567 unter der Regierung König Philipp II.; „die Gewalt dieses schmerzvollen Trauerspiels" — wir können dies Urteil Georg Ticknors nur unterschreiben — „besteht in dem lebendigen Eindruck reiner und hoher Liebe, den es hervorbringt, im Gegensatze zur Rohheit des Zeitalters, in welchem es spielt." Der Aufstand der Moriskos bildet den erschütternden Hintergrund für die Liebe zwischen dem edlen Morisken-Führer Alvaro Tuzani und der Tochter seines Stammesgenossen Malek, Dona Clara, deren Tod der Bräutigam an ihrem Mörder zu rächen hat. Auch der Übersetzung läßt sich im ganzen Gutes nachsagen; freilich gelingen Pasch die ungereimten vierfüßigen Trochäen am besten; wo der Spanier dem Dialog den Schmuck des Reims beigefügt, wird er dem Nachdichter zuweilen zur Fessel und mit der schwierigen Form der Glosse (Akt II, Scene 6 und 8) weiß er sich vollends nicht abzufinden. Paschs Ansicht, daß das Drama „auf der Bühne den besten Erfolg erzielen würde," vermag ich freilich nicht zu teilen; er selbst stellt ihm dies Prognostikon nur unter der Bedingung, daß es „selbstverständlich unseren gegenwärtigen Verhältnissen nach Thunlichkeit angepaßt werden müßte," — aber was bliebe dann noch von der Handlung Calderons übrig?! Diese Unmöglichkeit ist freilich zu bedauern, denn auch dieser gewaltige Dramatiker hat nicht allzuviel Scenen geschrieben, die an packender Kraft der Rachescene des Schlußakts gleichkommen, wo Garzes, der Mörder Dona Clara's, dem Alvaro ahnungslos erzählt, wie er das Mädchen erstochen und ihn dieser niederstößt mit der keuchenden Frage: „War's wie dieser Stich gerade?!" und auf die Klage des Sterbenden, daß er den Tod nicht verdient, erwidert:

„Ja, denn jene tote Schöne,
Jene Rose, duft- und blattlos,
Ist nun meiner Seele Leben,
Meines Lebens Seele war sie."

Minder bedeutend, auch unserer Empfindung noch viel ferner, ist die oben erwähnte Prometheus-Dichtung, die Pasch übrigens nur im Auszug übersetzt hat.

Aus der modernen Litteratur der Portugiesen bietet uns Wilhelm Storck eine Auswahl der Sonette des Anthero de Quental (Paderborn, Ferdinand Schönnigh.) Quental, 1842 auf St. Miguel, einer Azoren-Insel geboren, ist der bedeutendste lebende Lyriker seiner Nation, er hat den Dichter, dem vor ihm ihr Ohr gehörte, A. F. de Castilho, gestürzt und 1866 das „litterarische Jung-Portugal" um sich versammelt, eine Gruppe von Dichtern, die gleich ihrem Führer, Hegelianer und begeisterte Katholiken waren, eine seltsame Mischung, für die uns freilich das rechte Verständnis fehlen muß, weil uns die Verhältnisse, aus denen jene Bewegung hervorging, so fern liegen. Übrigens ist Quental selbst auf jenem Standpunkt nicht verblieben; er selbst bezeichnet seine gegenwärtige „Philosophie" in einem Schreiben an Storck, welches dieser in der Einleitung mitteilt, als „eine Art Buddhismus", eine „zu gleicher Zeit naturalistische und spiritualistische Weltanschauung." Dunkel ist der Rede Sinn und er wird nicht viel heller, wenn uns Quental gesteht, daß er, um zu diesem Endziel vorzudringen, einerseits Hartmann, Lange, du Bois-Reymond, andererseits die alten und neuen Mystiker, namentlich die „Theologia Germanica" gelesen. Doch man kann ja ein nicht ganz klarer Philosoph und dabei ein guter Poet sein. Leider habe ich auch diesen Eindruck nicht gewinnen können und da Storcks Übersetzung, wie seine treffliche Verdeutschung des Camoens verbürgt, nicht die Schuld daran trägt, so liegt die Vermutung nahe, daß ihn seine eigenen religiösen Neigungen zu einer mühevollen Arbeit geführt, deren das Original vielleicht nicht ganz wert war. Ich wenigstens möchte in aller Bescheidenheit glauben, daß die meisten dieser schwärmerischen Sonette, soweit sie zugleich nicht ganz verständlich sind, ohne jeden Schaden dem Bau unserer Weltlitteratur hätten fehlen dürfen und daß sich Storck sehr wohl auf einige wenige hätte beschränken dürfen, die wirklich gedankenvoll und dabei klar sind. Als Probe für diese letzteren Dichtungen stehe hier das Sonett: „Evolution":

Einst war ich Fels und war in alter Zeit
Baum oder Strauch im unbekannten Wald;
Als schaumige Welle ward ich ohne Halt
Vom frühsten Feinde, dem Granit zerschellt;

Ich brüllt' als Raubtier, wo zu schatt'gem Zelt
Einhüllten Ginst und Farn den Höhlenspalt,
Und hob als urweltart'ge Mißgestalt
Lässig den wüsten Kopf aus Sund und Belt.

Jetzt bin ich Mensch — und seh' im falben Licht
Weithin zu Füßen mir die Stufenschicht,
Die niedersteigt in vielgewund'nem Gang;

Das Unbegrenzte fragend, wein' ich still;
Doch ausgestreckt die Händ' in's Leere, — will
Und wünsch' ich Freiheit blos aus diesem Zwang.

Eine liebenswürdige, erquickliche Gabe bietet uns Friedrich Adler aus der italienischen Litteratur; drei Humoresken des Arnoldo Fusinato, (1817—1888) darunter den berühmten „Studenten von Padua", in so flotte, frische Verse gegossen, daß man kaum eine Übersetzung zu lesen vermeint, (Halle, Otto Hendel). Mit Recht betont Adler, daß sich dies Gedicht „durch Leichtigkeit und Anmut vor den meisten Schilderungen des Studentenlebens vorteilhaft auszeichne," die Lebensphilosophie, welche ein anderer Italiener, Giusti, in die Worte kleidet: „Leichtsinn, nur zu! Wie weise bist du!" hat nicht oft eine gleich anmutige Verkörperung erfahren. Als Probe, wie gut Adler seine Aufgabe erfüllt hat, stehe hier die Schilderung des italienischen „Fuchses", der es nicht viel anders treibt als der deutsche:

Er wettert durch die Straßen, laut und wild,
Verbringt die Nächte bei den Billardbällen,
Und daß er ja für forsch und schneidig gilt,
Schlägt er sich mit dem ärgsten Raufgesellen,
Und außer sich vor Wonne ist er gar
Darf einen dutzen er vom vierten Jahr.

Kommt einmal eine munt're Nätherin
Auf seinem Ausflug just ihm in die Quere,
Versperrt er ihr den Weg mit keckem Sinn,
Und ruft dazu: „Ein fesches Ding, auf Ehre!"
Und wie ein Quäker, brüderlich gesinnt,
Schließt er die Arme um das hübsche Kind.

Doch oft geschicht's, daß sie, die so geehrt,
Sich undankbar dem weichen Arm entrückt,
Mit Fingern, die der Fingerhut bewehrt,
Solch' eine Beule in's Gesicht ihm drückt,
Daß Doktor Gall, wenn er sie sah, ich wette,
Verführungsbeule sie benamset hätte u. s. w.

Unbedeutender, aber ebenso lustig sind „Die Promotion" und „Eine gute Haut", letzteres eine Satire auf die braven Leute, die immer erst von Anderen erfahren, welcher politischen Meinung sie selber sind. Der Anhang bringt die Übersetzung einiger hübscher Gedichte der Gattin des Dichters, Erminia Fuà-Fusinato.

Aus der französischen Litteratur haben sich drei an Kraft sehr verschiedene Nachdichter ihre Originale gewählt.

Würden Fleiß, Gewissenhaftigkeit, tüchtige Beherrschung der fremden wie der eigenen Sprache bereits

einen trefflichen Übersetzer machen, dann wüßte ich für Sigmar Mehring und sein Buch „Champagner-Geist“, Lieder und Lustspiele französischer Meister (Berlin, Selbstverlag) kaum der lobenden Epitheta genug aufzutreiben. Mehring ist offenbar der Meinung, daß jene Eigenschaften genügen, denn er setzt seinem Buche die Worte vor:

„Der Übersetzer gleicht dem Kupferstecher
Der — Strich um Strich — des Vorbilds Spuren geht,
Bis — wohl in Tönung anders, doch nicht schwächer —
Das alte Werk in neuer Form ersteht.“

Ex ungue leonem! Aus diesem nüchtern-prosaischen Vierzeiler ist bereits zu schließen, daß es Mehring an jener Kleinigkeit fehlt, ohne die nie eine gute Übersetzung einer Versdichtung möglich sein wird: an poetischem Talent. Freilich gehört das „Strich um Strich“ dazu, aber die Hauptsache, die Nachempfindung, muß vorhanden sein, sonst giebt's eben Übersetzungen, wie die folgenden:

„Die Bettler, die Bettler!
Das sind des Glücks Bespöttler,
Doch niemals Haßanzettler,
Ein Hoch für die Bettler!
Preist die Armut laut in Liedern,
Die von Treue sich nicht trennt,
Anerkennung für den Biedern,
Welcher Nichts sein Eigen nennt.“

Das ist „Strich um Strich, in Tönung anders, doch nicht schwächer“ eines der lustigsten, ungezwungensten, frischesten Chansons von Béranger! Und Musset, dieser Dichtermund voll süßesten Wohllauts, singt in Mehrings Verdeutschung u. a.:

Giebst du nur deutungslos dich hin,
Wie eine abgestorbne Pflanze?
Erblüht dein Kelch zu neuem Glanze,
Und birgt sich ein Gedanke d'rin?

Auf derselben Höhe künstlerischer Vollendung stehen die Lustspiel-Übersetzungen: Banville's „Sokrates und Xantippe“ und Augier's „Der Schierling“. Auch hier sei eine Probe mitgeteilt:

Myrrhine:
In spätrer Zeit, als er dich kennen lernte
Und sich voll Schwermut oft von mir entfernte,
Begann er manchmal ein Gespräch mit mir
Und er erzählte dann von den bei dir
Entwickelten Ideen. Mir natürlich
War da sein Redestrom viel zu ausführlich.
„Die Stunden flieh'n so schnell,“ sprach ich, „warum
Bringst du die Zeit mit leeren Worten um?
Bin ich dir schön, was soll das Schwatzen, Drakes?“
Hatt' ich nicht recht?

Sokrates:
Vielleicht nicht falsch sein mag es!

Ich habe Banville's zierliche Dichtung im Augenblick nicht im Original zur Hand — was da Herr Mehring verdeutscht „vielleicht nicht falsch sein mag es“ — aber schön, nein! schön ist's nicht!

Dieselbe Strophe Berangers, die Mehring so kurios verdeutscht, lautet in einer andern Übersetzung, die mir vorliegt:

Die Lumpe, die Lumpe
Sind glücklich, froh und frei
Und stehn einander bei,
Vivat die Lumpe!
Ich will der Lumpen Loblied singen,
Darunter giebt's gar brave Leut',
Es soll mein Lied zu Ehren bringen
Den Mann von Ehre ohne Deut' . . .

„Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!“ — Das ist freilich auch noch nicht ganz der rechte Ton, aber er kommt doch dem Geist des Originals hundertfach näher. Mit Recht hat sich denn ja auch Adolf Laun's Übertragung der „Lieder und Chansons von Béranger“ bereits so viele Freunde erworben, daß die Verlagshandlung (Norden, Henricus Fischer Nachf.) bereits eine zweite Auflage veranstalten konnte. Vieles freilich ist auch ihm mißlungen, der Ausdruck ist oft genug steif und gezwungen, z. B. „O wie von Perlen, Edelsteinen — Der Anzug blitzt, das dunkle Haar — Stellt denn bei festlichen Vereinen — Noch größ're Pracht an ihr sich dar?!“

Am besten gelingen Laun jene Gedichte, welche eine gewisse Getragenheit des Tons aufweisen, z. B. das schöne „Ein Gedanke“:

„Ich dacht' an uns're Zeit, die kranke,
Versenkt in banges Traumgesicht,
Da zeigte mir sich ein Gedanke,
Ja, ein Gedanke, zittert nicht;
Noch jung und zart, doch schön gestaltet,
Ihr Herrn, ich zweifle nicht daran,
Wenn Gottes Güte gnädig waltet,
Daß einst er mächtig werden kann“ u. s. w.

Die hübscheste Leistung aus dieser Litteratur, die mir heute vorliegt, ist A. Fitger's Übersetzung von Emile Augiers dreiaktigem Lustspiel: „Philiberte“ (Oldenburg, Schulze'sche Hof-Buchhandlung). Das liebenswürdige, geistreiche Stück sucht seinen Reiz bekanntlich in der Feinheit der Charakter-Zeichnung und dem Witz des Dialogs, stellt also an den Übersetzer hohe Anforderungen. Fitger entspricht ihnen; man kann die steife Grazie des Alexandriners in unserer Sprache kaum anmutiger nachbilden, als dies ihm gelungen, z. B.

Philiberte.
Ich wildes Blut, Du weißt, bin fern von andern Leuten
Und höchstes Glück will mir ein Sklavenjoch bedeuten;
Wie eine Löwin Schutz für ihren Liebling sucht,
So brächt' ich meinen Schatz in tiefste, finst're Schlucht;
Da ganz allein besäß ich ihn, der mich besäße.

Julie.
Nun?

Philiberte.
Daß ich einmal nur mein wüst Gesicht vergäße!
Ich bin ja häßlich und wer mich begehrt zu frei'n,
Dem kann mein Reichtum nur die wahre Ursach' sein“

Allerdings sollte aber ein Dichter von Fitger's Formgewandtheit es verschmähen, Reime wie: „schweigen — erreichen“, „abgemacht — versagt“, „werde — Philiberte“ zu bringen. Denn wenn solches am grünen Holze geschieht — u. s. w.

Otto Hartung.

(Ein Schluß-Artikel folgt.)

Litterarische Notizen.

— Es sind zehn Bändchen Lyrik, welche mir die Redaktion dieser Zeitschrift zur Besprechung zusendet; zwei mehr und es würde ein Dutzend geben, denn zwölf solcher Lyriker gehen auf's Dutzend. Man verzeihe den nicht eben geschmackvollen Scherz, aber wer diese Lektüre hinter sich hat, dem vergeht für eine Weile der Humor. Nichts stimmt das Gemüt öder, als das Erdulden der glatten Mittelmäßigkeit, wie sie sich hier vereinigt; keiner dieser Dichter ist wirklich einer, aber nur einige so schlecht, daß sie uns wenigstens unfreiwillig Spaß machen. Ein Muster biederer, talentloser Reimerei ist gleich der erste Band: „Im Herbste des Lebens“. Gesammelte Dichtungen von Emil Pirazzi (Offenbach a. M., Th. Steinmetz) Herr Pirazzi ist offenbar der Dichter seiner Vaterstadt; er besingt das Offenbacher Turner-Sanitätskorps, den Turnverein, das Komitee der dortigen Gewerbe-Ausstellung, die Offenbacher Realschule, den Sängerverein, den Sonntagsverein, die Polyhymnia, sogar die Offenbacher Gemeinderatswahlen haben ihn einmal zu einem Liede begeistert: „Der Baum

der Stadt, auf's neue mög' er grünen. — In nie zuvor an ihm geseh'ner Pracht" u. s. w. Das Offenbacher Stadtwappen ist nämlich ein Baum. Aber Herr Pirazzi ist nicht bloß ein braver Offenbacher, sondern offenbar auch ein guter Mensch, seine „Leitsterne" sind, wie er auf der Rückseite des Titelblatts verzeichnet: „Freundschaft und Liebe, Freiheit und Vaterland"; und daß er die Drucker und Buchbinder von Offenbach in Nahrung setzt, um seine Mitbürger mit diesen Gedichten zu erfreuen — auch dagegen ist nichts zu sagen, aber warum schickt er sie dann ernsthaften Zeitschriften zur Kritik zu?! Ein ebenbürtiger Geist ist August Amman, der seine Dichtungen unter dem Titel: „In ernsten und heiteren Stunden" (Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung) gesammelt hat. In seinen heiteren Stunden kommt Amman auf die liebenswürdigsten Scherze, z. B. daß Arzt und Advokat glücklich sind, wenn sie einander nicht brauchen, in ernsten fallen ihm die tiefsinnigsten Sprüche ein, so z. B.: „Traure nie, um nur zu trauern!" oder „Der Freude Überbrausen, es thut dir nimmer gut"; oder endlich: „Nur der Weise — bleibt auf dem rechten Fahrgeleise". Daß sich ein Dichter dieses Schlages am Liebsten in den schwierigsten Formen, (Sonetten und Sequidillen) versucht, denen seine Verskunst am wenigsten gewachsen ist, ist ein typischer Zug der Gattung, der Amman zugehört. Herr Saxen-Hausen ist eine Art Pirazzi auf Reisen; wie dieser in Offenbach Alles bedichtet, so er die Städte, die er gesehen; er schrieb die Lieder, sich und seiner Frau zur Lust „auf stillen Wanderpfaden" und diesen Zweck haben sie erfüllt; daß er sie nun als „Wandergrüße" bei Greiner und Pfeiffer in Stuttgart erscheinen ließ, war nicht notwendig. Besonders gut hat mir und hoffentlich auch der Gattin des Dichters der „Abschied von London" gefallen: „Schlösser steigen mit Getürme — Aus unverwelkter Gärten Pracht — Doch durch Hütten kriecht Gewürme — Wo das Elend Mörder macht". Hingegen hat wohl nur mir, nicht aber der Frau Saxen-Hausen das Lied an Budapest gefallen: „Laß uns trinken, laß uns tanzen — Braune Hebe, halt' doch fest, — Bis die gold'ne Sonne wieder — Aufzieht über Budapest". Ei! Ei! Von Saxen-Hausen stammen übrigens die folgenden Verse: „Beglückt mit Riesendünkel — Thront stolz der Halbpoet — Um seines Mundes Winkel — Ein eifrig Schmunzeln geht". Ach ja, so pflegt's der Halbpoet zu machen! Ein naher Geistesverwandter des fidelen Saxen-Hausen ist der — oder die — tieffromme und auferbauliche R. Sandvoß („Für praktisches Christenthum". Gedichte. Wernigerode, B. Angerstein); auch Kinder Gottes machen oft schlechte Verse. „Wer da glüht zu Gott zu führen", heißt es da z. B., „meide streng des Luges Schein — Denn solch heilig Reformieren — Wage Wahrheit nur allein. Viel geschmäht sind Jesuiten; — Nun, die leidenschaftlich blind — Häßiges als recht anrieten — Ob sie Jesu Jünger sind?" Sehr energisch wendet sich R. Sandvoß gegen das Theater: „Und diese Schönen, die jetzt schauen — In's Lasterspiel erregt und keck — Sind etwa doch nicht gar Jungfrauen, — Die Gaben heischen frommem Zweck?!" — Auch ich glaube, daß sie das nicht sind. Wenn aber Sandvoß fortfährt: „Das ganze Leben wird vergiftet — Durch dieses Schönthun mit dem Kot; — Wird nicht mit starker Hand gelüftet — Dies Lustgeheg — es ist der Tod!" so möchte ich doch meinen, daß sich das Lustgeheg durch solche Verse schwer wird „lüften" lassen, und daß nicht bloß frivole Stücke, sondern auch solche Reimereien Versündigungen an der Kunst sind. „Ihr und ich" betitelt Martin Langen seine bei Albert Ahn in Köln erschienenen Gedichte. „Ihr" das große Publikum nämlich — „seid des Lebens unverfälschte Kinder, — Ich aber bin ein Lebender nicht minder; — Des Traumes erdgeborner Sohn — Im Paradies steht meines Vaters Thron", was eine ebenso bescheidene, als leicht verständliche Selbstcharakteristik ist. Indeß dichtet des Traumes erdgeborner Sohn nur denselben trivialen lyrischen Singsang, wie vor ihm Hunderttausende gewöhnlicher Menschenkinder, nur noch ein wenig trivialer, als gewöhnlich: „Ich gehe ein und gehe aus — Und nenne mein ein stattlich Haus; — Da sitz' ich wohl und bin allein — Und das ist hart, allein zu sein". Noch ungleich tiefsinniger sind die Sprüche in Prosa, z. B. „Werde lebendig, damit du lebst. Lebe, auf daß du nicht stirbst!" oder: „Nicht unter den Freunden, in dir selbst suche das Charakterbild deiner Veredlung; aber hüte dich, dasselbe zu finden". — Auch Karl Landsteiner hat, wie unser Saxen-Hausen, am Wandern Freude; „Ein fahrender Sänger" betitelt er darum seinen Cyklus (Wien, Alfred Hölder), aber er fährt nicht nach Budapest oder London — „Gewohnte Pfade zu betreten, Nicht ziemt's dem wandernden Poeten" — sondern sein Ziel sind neue Wahrheiten, deren er auch unzählige findet; z. B.: „Der Erde Glück ist nicht von Dauer — Der Freude folgt fast stets die Trauer"; „Die Hoffnung auf Unsterblichkeit — Das giebt mir sicheres Geleit" — aber: „Ach die alltägliche Geschichte, — Daß man zum Schlusse sterben muß — Macht jede Freude doch zunichte — Und dem Genusse folgt Verdruß". Und all den Tiefsinn hat der begnadete Landsteiner ganz aus sich selber gefunden, nicht etwa aus Büchern, denn: „Das starre „Nein" der Philosophie — Behagte meinem Geiste nie!" Die einzelnen Gedanken-Juwelen werden durch einen epischen Faden zusammengehalten. — Begabter als die bisher Genannten ist Wilh. Müller-Weilburg, vielleicht wäre sogar bei größerer Vertiefung und Zusammenfassung seiner Kräfte ein Dichter aus ihm geworden statt eines Versemachers, wie er uns aus dem dicken Bande seiner „neuen Gedichte": „Auf der Wanderung" (Dresden, Pierson) entgegentritt. Wie spärliche Fettaugen auf einer Wassersuppe begegnet uns da zuweilen ein gutes Bild, ein inniges Wort — aber dann Seite auf Seite wieder nichts, als das alte, matte lyrische Phrasengeplätscher. Liebe, Lenz, Natur, Vaterland — Alles gleich fleißig und flach bedichtet; namentlich ist der Patriotismus dieses Dichters von der allerbilligsten Sorte. — Nicht weiter, als Müller-Weilburg kommt Hermann Kiehne in seinen „Kleinen Liedern" (Nordhausen, Verlag des „Handbuch deutscher Lyrik") über die lyrische Phrase hinaus. Woran es Kiehne vor Allem fehlt, ist der Geschmack und die Selbstkritik, so steht Leidliches neben Unleidlichem. Aber mehr als eben zur Not leidlich ist auch sein bestes nicht; er ist kein Empfinder, sondern ein Anempfinder und kann daher in sehr verschiedenen Tonarten „dichten", je nach dem Vorbild, das er eben gelesen. — Allzuviel wagt F. A. Feddersen in seinen „Zeit- und Streitgedichten": „Ich hab's gewagt" (Danzig, Carl Hinstorff's Verlag) wahrhaftig nicht. „Mir träumt", singt er, „ich säß' auf Zions Mauern — Wie der Prophet Jeremias — Das Haupt gebeugt in tiefem Trauern — Und weinend ohne Unterlaß". Der Traum ist leider Wahrheit geworden, nur daß dieser neue Jeremias nicht auf „Zions Mauern" sitzt und seine Thränen in Form mittelmäßiger Verse weint. Ihm ist unsere Zeit schlecht und sündhaft und das Einzige, was sie retten kann, eine Wiederbelebung des Glaubens; gar zu kühn und gar zu neu ist diese Botschaft wahrhaftig nicht. Das einzige nicht Landläufige in diesen Versen, das Sehnen nach einer „deutschen Kirche", tritt so unklar und verschwommen hervor, daß man nichts Rechtes damit anzufangen weiß. — Ganz gewöhnliche Dilettantenpoesie nach erprobten Mustern, nicht einmal in tadelloser Form bietet Claus Baer in seiner Gedichtsammlung: „Rosen und Cypressen" (München, Carl Merhoffs Verlag). Der Autor scheint ein ganz braver, guter und kluger Mann, der auch Verschiedenes erlebt und erlitten hat, aber ein Dichter ist er nicht. r. z.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck und Verlag von A. Haack in Berlin.



Krethi und Plethi.

Novelle von **Otto Roquette.**

(Fortsetzung.)

Endlich, nach den letzten Schritten aus dem Walde und vor den ersten Häusern von Walderode begann Peter, indem er Agathe die Bücher reichte: „Hier werden Sie meine Begleitung wohl nicht weiter brauchen, gnädiges Fräulein.“

Sie blieb stehen. „Können Sie über das Vorgefallene schweigen?“ fragte sie schnell.

„Das wollte ich gern, aber die Gendarmen müssen Anzeige davon machen, und ich werde als Zeuge vorgefordert werden. Vielleicht sogar — Sie selbst.“

Eine neue Tragweite ihres Erlebnisses schloß sich vor Agathen plötzlich auf und vermehrte die Bedrängnisse ihres Gemütes. „Ich danke Ihnen!“ rief sie hastig und eilte die Dorfstraße hinunter. Peter sah ihr eine Weile nach, dann wendete auch er sich, und der Gedanke rächerischer Vergeltung an Waldau beflügelte seine Schritte.

Agathe entschloß sich schnell, ihrem Oheim von dem Vorgefallenen Mitteilung zu machen. Sie that es, noch mit fliegendem Atem, vergaß aber jetzt nicht, anerkennend zu betonen, wer als Erster ihr ritterlich zu Hülfe gekommen war. Herr Stromberg sah voraus, daß unangenehme Tage in Aussicht ständen. An eine Verheimlichung des Überfalls war nicht zu denken, schon am nächsten Tage zeigte sich die ganze Gesellschaft der Sommerfrischler davon unterrichtet. Eine Gerichtsverhandlung begann, ein Verhör mußte bestanden werden. Darauf aber war Agathe nicht mehr zu bewegen, das Haus zu verlassen. Das Gerede, die zudringlichen Fragen der Leute, waren ihr ebenso demütigend als ärgerlich. Unter solchen Umständen hielt es Herr Stromberg für das Beste, abzureisen. Und da es möglichst weit weg gehen sollte, aus dem thüringischen Kleinleben in die große Welt von Baden-Baden, war Frau von Schmidt freudig einverstanden, denn dort standen denn doch andre Sommergenüsse in Aussicht.

Am Tage vor der Abreise machte sich Herr Stromberg allein auf den Weg nach der Oberförsterei Arnstein. Sie lag zwar eine Stunde weit, aber als rüstiger Fußgänger scheute er sich nicht vor der Entfernung. Auch fand er das Forsthaus ohne viel Mühe. Der Oberförster Bock war zu Hause, und als der Gast sich bei ihm melden ließ, glaubte er den Zweck des Besuches schon zu wissen.

„Es ist mir im höchsten Grade ärgerlich,“ begann er nach der ersten Begrüßung, „daß so etwas in meinem Walde hat vorgehen müssen. Wir fahndeten auf eine Zigeunertruppe, deren nächtliche Lagerfeuer mir den Wald hätten abbrennen können. Das Gesindel ist nun eingebracht, dafür aber durch diesen verwünschten Taugenichts die Sicherheit in andrer Weise zweifelhaft geworden. Nun, er wird es diesmal gründlich ausbaden. Aber ich höre, manche Gäste in Walderode wollen um der Geschichte Willen abreisen?“

„Das ist auch meine Absicht,“ entgegnete Herr Stromberg. „Aber nicht darum komme ich zu Ihnen. Sie haben in ihrem Dienst einen jungen Mann, Namens Peter Busch, der schon darum meine Teilnahme erregt, weil er sich meiner Nichte tapfer angenommen hat.“

„Ja, er ist ein braver Junge!“ rief der Oberförster. „Man kann sich in Allem auf ihn verlassen.“

„Ich höre, er hat eine gute Schulbildung, sollte studieren, besitzt auch künstlerische Fähigkeiten — wäre ihm darin nicht weiter zu helfen?“

„Ich wüßte wahrhaftig nicht in welcher Weise,“ entgegnete der Oberförster. „Der Junge thut mir leid, denn weit kann er es bei mir nicht bringen.

Allein er scheint sich in den anderthalb Jahren, die ich ihn bei mir habe, doch schon zurecht gefunden und gefügt zu haben. Sein Vater war Pfarrer da im Städtchen, mir sehr befreundet. Er hätte gern einen Theologen aus ihm gemacht. Der Junge aber fühlte keinen inneren Beruf dazu, er hatte so etwas von Kunst im Sinne, und wünschte eine Akademie zu besuchen. Da starb nun der Alte, und mit seinem Tode hörten für den Jungen die Mittel zu jedem Studium auf. Das Einzige, was ich für ihn thun konnte, war, daß ich ihn zu mir nahm, und ihn bei mir beschäftigte. Freilich kann er sich die Kunst noch nicht aus dem Sinne schlagen, und in seinen Mußestunden zeichnet und modelliert er noch eifrig."

„Kann ich wohl einige Proben seiner künstlerischen Versuche zu sehen bekommen?"

„Warum nicht?" Der Oberförster öffnete die Thür und rief hinaus: „Fritz! Du weißt ja wohl, wo in Peters Stube oben die große Mappe mit den Zeichnungen liegt. Hole sie herunter!" Und indem der Oberförster von seinem Schreibtisch und Gesimsen mehrere Thonfigürchen zusammentrug, fuhr er fort: „Inzwischen ist hier einiges von seinen Knetereien. Erst machte er dergleichen für meine Kinder, die das Spielzeug umherwarfen, nachher habe ich doch einiges davon aufbewahrt, denn es ist so naturwahr und richtig gesehen, wie nur möglich. Da, dieser Fuchs! Wie hübsch gemacht dieses Reh! Wie verschiedenartig diese beiden Hunde!"

Herr Stromberg betrachtete jedes Figürchen mit Aufmerksamkeit, und stellte die ganze Reihe vor sich auf. „Ei, ei!" rief er. „Das ist allerdings — nicht übel!" Er vermied absichtlich, schon größere Verwunderung zu äußern. „Recht schade, daß er sich darin nicht vervollkommnen kann! Und Sie meinen, die Mittel dazu wären garnicht aufzutreiben?"

„Ich sehe keine Möglichkeit. Er ist sogar durch seine Mittellosigkeit jetzt noch in einer anderen, viel mißlicheren Lage. Er hat nächstdem seiner Militärpflicht zu genügen. Einen so hübschen und stattlichen jungen Kerl läßt man ja nicht los. Durch sein Abgangszeugnis vom Gymnasium hat er das Recht zum Dienst als Einjährig-Freiwilliger. Aber wer verbürgt sich dafür, ihn während dieser Zeit zu unterhalten? Ich für meine Person kann es absolut nicht. Ich habe selbst Sechse, drei Buben davon in der städtischen Pension. Bei mir im Hause kann ich ihn erhalten, aber ihm extra einen Wechsel für außerhalb festsetzen, das übersteigt meine Verhältnisse. Und so geht er der Gefahr entgegen, ganze drei Jahre dienen zu müssen. Eine Aussicht, die ihn ganz melancholisch macht. Aber", fügte der Oberförster achselzuckend hinzu, „wer kann's ändern?"

„Hm! So, so! Das wäre dann das Erste, was man in's Auge zu fassen hätte", sagte Herr Stromberg, indem er die Thonfigürchen immer wieder durch die Hände spielen ließ.

Eine große Mappe voll von Zeichnungen wurde gebracht und durchblättert. Sie enthielt Landschaften, Einzelstudien von Tieren, Bäumen, anderen Pflanzen, auch Figuren und Köpfen, alles mögliche, groß und klein, in bunter Reihe. „Das da ist mein jüngstes Töchterchen!" sagte der Oberförster, auf ein Blatt deutend. „Er hat es meiner Frau zum Geburtstag gezeichnet, es soll noch ein Rahmen dazu gemacht werden."

Herr Stromberg betrachtete auch diese Sammlung, Stück für Stück, mit großer Aufmerksamkeit, ohne sich viel darüber zu äußern. Endlich begann er: „Vielleicht wäre es doch noch möglich, dem jungen Mann zu helfen. Kann ich ihn nicht sprechen?"

„Nun da könnte sich jemand ein Gotteslohn erwerben!" rief der Oberförster. „Er ist freilich jetzt im Walde, und wird spät heimkehren —"

„Ich wollte morgen früh abreisen", — sagte Herr Stromberg — „doch könnte ich es bis Mittag aufschieben".

„Ich schicke ihn morgen mit dem Frühsten zu Ihnen und gebe ihm den Vormittag frei. Sie nehmen mir ordentlich eine Last von der Seele durch die Aussicht, daß der Junge bei seiner Bildung und seinen Fähigkeiten nicht am Ende drei Jahre dienen müßte! Aber ihm selbst werde ich noch nichts sagen. Mag er von Ihnen zuerst hören, was ihn vielleicht von seiner Melancholie kurieren kann!"

Seit dieser Unterredung waren mehr als sechs Monate vergangen. Agathe lebte mit der Tante wieder in der Hauptstadt, der Oheim vor der Stadt in seiner Fabrik. Je weniger Agathe Geschmack fand an der Geselligkeit, in welcher Frau von Schmidt eine Rolle spielte (vorwiegend in den wöchentlich mehrmals stattfindenden Whistpartien) desto mehr wendete sie sich ihrer Lieblingsbeschäftigung, dem Zeichnen, zu. Sie besuchte das Atelier eines Professors an der Kunstschule,

welches er zum Unterricht für Damen eingerichtet hatte. Agathe war in ihrem Wesen ernster geworden, die Erinnerung an ein abenteuerliches Erlebnis hatte sie zurückhaltender und vorsichtiger gemacht. Sie suchte dasselbe zu vergessen, und soweit man seinen Gedanken durch Beschäftigung gebieten kann, gelang es ihr, die demütigenden Eindrücke zu überwinden. Sie führte eigentlich kein recht erfreuliches Leben, da sie mit dem Treiben und Denken der Tante zu keiner Übereinstimmung kommen konnte. Der Onkel, zu dem sie sich mehr hingezogen fühlte, kam wohl die Woche ein paarmal hereingefahren, aber doch nur zu kurzem Besuch. Ihm ihre unbehagliche Lage, an der Seite der Tante, zu klagen und um eine Änderung zu bitten, dazu konnte sie sich nicht entschließen.

Als sie an einem Januartage, mit der Mappe am Arm aus der Zeichenschule kommend, durch die Straße ging, kam ihr ein junger Mann in Uniform entgegen. Sein Gesicht verklärte sich bei ihrem Anblick, er ging langsamer und machte Miene stehen zu bleiben, indem er militärisch grüßte. Sie stutzte, aber unwillkürlich blieb sie stehen, denn er kam ihr so bekannt vor.

„Peter Busch“ — sagte er, sich vorstellend — „Wenn Sie sich meiner noch gütig erinnern“.

„Oh!“ rief sie, ihm die Hand entgegenstreckend. „Ich hätte Sie kaum wieder erkannt in der Uniform. Geht es Ihnen gut?“

Ganz glücklich über ihre Anrede, entgegnete er: „Oh gewiß! So weit der Dienst es erlaubt.“

Agathen schwebten die Worte auf den Lippen: „Besuchen Sie uns doch einmal!“ Aber die Befürchtung, daß Frau von Schmidt den „Einjährigen“ (ja, wenn es noch ein Lieutenant gewesen wäre!) nicht gar zu wohlwollend empfangen würde, drängte ihre Einladung zurück. „Vielleicht sehen wir uns einmal draußen bei Onkel Stromberg“, sagte sie, und schritt nach kurzem Gruß vorüber.

Ja, wie gern wäre er ihr einmal in dem Hause seines Gönners begegnet, und wie sehnte er sich danach! Die wenigen Stunden, die er Urlaub im Dienst erhalten konnte, meist Sonntags, hatte er stets zu einem Besuche bei dem Manne benutzt, an welchen ihn ein Band der Dankbarkeit knüpfte. Denn Stromberg hatte für ihn Bürgschaft geleistet, und sorgte ausreichend für sein Leben während des militärischen Dienstjahres.

Es war nicht allein die Ähnlichkeit des jungen Mannes mit dem verstorbenen Sohne Strombergs, auch nicht allein sein Dank für den Schutz, welchen Agathe an ihm gehabt hatte, es war auch etwas von verzeihlichem Eigennutz, was ihn zum wohlwollenden Gönner machte.

Stromberg besaß eine Fabrik, und zwar eine reinlichere als dieselben sonst zu sein pflegen, obgleich es darin auch nicht an Maschinen und Dampf fehlte, nämlich eine Elfenbeinschnitzerei. Es wurde darin aus den Elefantenzähnen alles mögliche fabriziert. Von dem reichlichen Kleinbedarf an Knöpfen, Griffen, Falzbeinen, Stielen zu Messern und Gabeln, Stöcken, Zwirnwickeln, stieg es dann auf zu Fächern, Büchsen, Kästchen, feinsten Schmucksachen in zierlichem Blumenwerk, bis zu eigentlich künstlerischen Kleinarbeiten. Sein Stolz aber waren die aus seiner Werkstatt hervorgehenden Stücke, die ihren Zweck nur in sich selbst trugen, figürliche Darstellungen aller Art von Tieren und menschlichen Gestalten und Gruppen, wirkliche Kunstwerke, durch welche seine Fabrik seit langer Zeit berühmt war. Dazu hatte sein bisheriger Musterformer, den man durchaus einen Künstler nennen konnte, das Seinige beigetragen. Der Mann war in hohem Alter kürzlich gestorben, und Stromberg sah sich bisher noch vergeblich nach einem Ersatz um. Beim Anblick der kleinen Kunstversuche von Peter Buschs Händen war ihm aber sofort der Gedanke gekommen, ob es vielleicht durch Erziehung und Ausbildung dieser jugendlichen Kraft möglich wäre, seiner Werkstatt einen neuen Aufschwung zu geben. Ein doppelter Zweck schien hier bestens ausführbar: dem jungen Manne zu nützen, und den eignen Vorteil dabei wahrzunehmen. Er hatte mit ihm bei der letzten Unterredung in Walderode über diesen Plan noch nicht gesprochen, sondern ihm nur seine Hülfe für das militärische Dienstjahr zugesichert.

Als er seinen Schützling zum erstenmal durch die Räume seiner Fabrik führte, nur um sie ihm zu zeigen, staunte dieser über die immer höher im künstlerischen Werte sich steigernden Arbeiten, und gewann einen hohen Begriff von dem Getriebe des Ganzen. Aber von freudiger Bewunderung ergriffen fühlte sich Peter Busch von dem Wohnhause des Fabriksherrn. Es lag etwas abseits der Geschäftsgebäude, im Villenstil erbaut, in einem wohlgepflegten Garten, der, als der Gast ihn zuerst betrat, noch in glänzender Herbstespracht stand Über die Schwelle des Hauses trat man

in eine von Säulen getragene Halle, das Treppenhaus, welches gleich einem Museum eingerichtet war. Da standen die herrlichsten Werke des Altertums in Gipsabgüssen und das Ganze machte einen so künstlerischen Eindruck, daß man aufatmete, als träte man in eine geweihte Stätte. Auch die Innenräume entsprachen dem. Sie waren geschmackvoll, nirgends aber prächtig, sondern einfach wohnlich eingerichtet. Und in dieser gewählten Umgebung wohnte der Mann, der auf seine äußere Erscheinung so wenig zu halten und zu verwenden schien, und in welchem man künstlerische Neigung und Verständnis kaum gesucht hätte.

Peter Busch kam aus der Verwunderung nicht heraus, als er bei seinem Gönner zu Tische saß. Bei dem Gespräche über Kunst trat seine innerste Neigung, ihr ganz anzugehören, unwillkürlich auf seine Lippen. „Nun, wir wollen sehn!“ sagte Stromberg. „Man muß nur nicht gleich zu sehr ins Große schweifen. Es steckt nicht in jedem Talent schon ein Genie ersten Ranges, trotzdem kann es doch Erfreuliches und Bedeutendes, und auf dem engsten Gebiete oft das Schönste leisten“.

Bei seinen ferneren Besuchen, die Peter, fortan in der Uniform, bei Herrn Stromberg machte, erkannte er mehr und mehr, daß sein Gönner beabsichtigte, auch für seine künstlerische Ausbildung zu sorgen, und endlich kam es heraus, daß er nach Ablauf des Dienstjahres eine Akademie besuchen sollte. Peter war der glücklichste „Einjährige“, freilich lag für ihn das Glück erst in der Zeit, da die Einjährigkeit überwunden sein würde. —

Als Agathe nach dem Wiedersehen und kurzem Gespräch mit Peter Busch zuhause angelangt war, nahm sie aus der Schublade ihr Zeichenbuch von der letzten Reise, und schlug das Blatt mit dem Bilde Peters auf. Wie ihr vorkam, sah das Urbild jetzt etwas männlicher aus, auch glaubte sie, auf seiner Oberlippe die erste Spur eines Bärtchens wahrgenommen zu haben. Plötzlich klappte sie das Buch zu und warf es mißgestimmt wieder in seinen Verschluß. Jede Erinnerung an jene Tage war ihr peinlich, und selbst die Gestalt des jungen Mannes erregte ihr unangenehme Empfindungen. Von dem Verhältnis, in welchem er jetzt zu ihrem Oheim stand, wußte sie nichts, da Herr Stromberg nicht darüber sprach, doch vermutete sie, daß dieser wohl in irgend einer Weise für ihn eingetreten wäre. Hatte sie ihn heut im ersten Augenblick recht freundlich begrüßt, so war er ihr im Ganzen doch gleichgültig. Mädchen unter zwanzig Jahren pflegen für Jünglinge, die nur einige Jahre älter sind, selten ein Interesse zu fühlen.

Es verschlug ihr daher auch nichts, daß sie über Jahr und Tag nichts von ihm sah oder hörte. Sie gab sich der Geselligkeit hin, wobei sie sich mehr und mehr von der Tante unabhängig zu machen wußte. Es kamen ihr genug Familien entgegen, welche sie, wenn Frau von Schmidt grade ihr Kränzchen hatte, gern in die Theater und Konzerte mitnahmen, sie auch wohl auf Bällen und anderen Festen als ihren Schützling einführten. Und der Oheim stattete sie für all dergleichen so freigebig aus, daß ihr äußeres Auftreten glänzend erscheinen durfte. Da man sie als eine „Erbin“ bezeichnete, fehlte es nicht am Entgegenkommen der jüngeren Männerwelt, und Agathen fing es an Spaß zu machen, mit ihren Verehrern, welche sie durchschaute, ein lachendes Spiel zu treiben.

Es war wiederum an einem Wintertage, als Agathe einmal allein zu ihrem Oheim hinaus fuhr. Und zwar diesmal mit einer Bitte, bei welcher ihr doch nicht ganz wohl zu Mute war. Eine angesehene Familie, bestehend aus Mann, Frau und Tochter, welche letztere mit Agathen befreundet war, hatte eine Reise nach Italien vor, und man wünschte Agathens Begleitung. Die Reise konnte sich aber auf ein Jahr ausdehnen. Man hätte das junge Mädchen auch wohl ohne Beitrag mitgenommen, aber daran war ja bei den Verhältnissen ihres Oheims nicht zu denken. Andrerseits würde sie sich gescheut haben, etwas so kostspieliges von ihm zu erbitten, allein sie hatte von ihrem reichlichen Taschengelde so viel erübrigt und zurückgelegt, daß sie glaubte, die Reise auf eigne Kosten bestreiten zu können.

Als sie Herrn Stromberg dies mit einiger Befangenheit auseinander gesetzt hatte, fing er an zu lachen. „Stecke die Sparpfennige nur beiseite!“ rief er. „Ich schicke Dich selbst auf die Reise. Morgen früh komme ich nach der Stadt, und mache das mit Deiner Gesellschaft ab“. Er kannte die Familie wohl, und glaubte ihr seine Nichte anvertrauen zu können. Und nachdem ihm Agathe freudig gedankt und ihn umarmt hatte, begann er wieder: „Da habe ich auch einen Gruß für Dich!“ Er griff nach einem offenen Briefe. „Peter Busch schreibt mir aus München. Er ist jetzt auf der Kunstakademie“.

„Hat er es durchgesetzt, Maler zu werden?“ fragte Agathe.

„Er hat sich mehr für die Skulptur entschieden. Vielleicht kann er mir künftig damit nützlich werden“.

„Ach so!“ dachte Agathe. „Als Gehülfe in der Fabrik“. Sie sprach es nicht aus, denn was lag ihr jetzt daran? Die Aussicht auf die Reise nach Italien beschäftigte sie ganz und gar.

Daß Frau von Schmidt nicht mitgenommen werden sollte, noch auch jetzt, im Winter ihre Whistkränzchen verlassen wollte, verstand sich von selbst. —

Peter Busch schrieb fleißig an seinen Gönner und berichtete ihm über seine künstlerischen Studien. Er beklagte innerlich, daß das eine Jahr so schnell verstrich, er fühlte sich noch so weit ab von der Fertigkeit, die er sich hätte erwerben mögen, unterstand sich aber nicht, um Gewährung einer längeren Lehrzeit zu bitten. Rechtzeitig kehrte er von der Akademie zurück, um seine Thätigkeit an der Seite des Fabrikherrn zu beginnen, wobei ihm jedoch alle Freiheit gewährt ward. Herr Stromberg hatte sich gedacht, ihm in seinem Hause Wohnung zu machen, Peter aber bat dringend, ihn im Fabrikgebäude einzuquartieren, zumal die völlig eingerichtete Bildhauerwerkstatt sich darin befand. Bald sah der alte Herr in derselben allerlei Werke größerer und kleinerer Form entstehen, die ihn mit lebhafter Genugthuung erfüllten. Und es war eigentlich weniger der Fabrikherr, der seinen Vorteil berechnete, sondern der väterliche Freund, der sich über die glückliche Entwickelung seines Schützlings freute. Keinen Tag versäumte er den Besuch im Atelier, und wünschte andrerseits die Hausgenossenschaft mit seinem Künstler immer enger gezogen. Er hatte ihn vom ersten Tage an seinem Tische empfangen, und die Unterhaltungen mit dem lebensfrischen jungen Manne belebten auch ihn so, daß dieser ihm bald unentbehrlich wurde. Er weihte ihn in den ganzen Betrieb des Geschäftes ein, ließ ihn dieses und jenes darin übernehmen, und gab ihm dadurch eine Stellung, in der er beinah wie der Sohn des Hauses erschien. Peter Busch erstaunte selbst über das Glück, das ihm zu Teil geworden, ließ sich aber dadurch von seiner eigentlichen Thätigkeit nicht abziehen. So verging Monat auf Monat. Daß Agathe in Italien umherschweifte, wußte er, und fragte oft im Stillen, wann sie wohl zurück zu erwarten sei? Der Hausherr sprach häufig von ihr, teilte ihm auch wohl Stellen aus ihren Briefen mit, wenn sie sich darin begeistert über die Werke der Kunst aussprach. Peter unterdrückte dann einen Seufzer, und dachte: Wenn sie selbst nur erst wieder da wäre!

Und auch der Tag ihrer Wiederkehr nahte heran. Herr Stromberg fuhr nach der Stadt, um seine Nichte auf dem Bahnhofe zu empfangen, und zugleich der befreundeten Familie Heindorf seinen ersten Dank auszusprechen, sowie dieselbe für einen der nächsten Tage zu Tische einzuladen.

Der Garten stand im schönsten Frühlingsschmucke, die Obstbäume und Pyrussträucher blühten, und auf dem Rasen vor dem Hause breitete sich auf den Beten die Farbenpracht von Hyazinthen, Tulpen und Aurikeln. Gegen Mittag langten die Gäste an, das Heindorfsche Ehepaar nebst Tochter, so wie Frau von Schmidt, welche man zu diesem Feste des Wiedersehens doch mit hatte einladen müssen. Die Gäste waren voll des Lobes über die Einrichtung des Hauses und über den Garten, und Frau Heindorf war so artig zu behaupten, man befinde sich hier noch wie in Italien, mindestens wie in Florenz. Agathe wollte nicht widersprechen. Als sie aber den großen Fabrikschornstein die Bäume überragen sah, entgegnete sie lächelnd: „Den Palazzo Vecchio erkenne ich auch schon wieder“.

Bald saß man bei der Tafel, welche die alte Wirtschafterin, die seit fünfundzwanzig Jahren im Hause waltete, untadelhaft hergerichtet hatte. Frau von Schmidt begriff ihren Schwager nicht, daß er „den Menschen aus der Fabrik“ mit am Tische speisen ließ, beobachtete diesen scharf, und begann ein mißbilligendes Vorurteil gegen ihn zu hegen. Peter Busch verhielt sich zwar zurückhaltend, aber durch gelegentliche Fragen machte der Hausherr ihn reden, und die Familie Heindorf fand, daß er ein wohlerzogener und angenehmer junger Mann sei.

Als nach Tische der Kaffee im Gartenzimmer genommen wurde, trat zu verschiedenen Malen der Diener zu dem Fabrikherrn mit dieser oder jener leisen Anfrage. Herr Stromberg wies ihn an Herrn Busch, welcher dann die geeigneten Antworten oder Aufträge gab. Agathe beobachtete es wohl, und stutzte über die Vertrauensstellung, welche Peter im Hause ihres Oheims bereits gewonnen hatte.

Die jungen Mädchen verlangten nach einem Spaziergang durch den Garten. „Gleich!“ rief

der Hausherr. „Zuerst aber gehen wir Alle in das Atelier, wo ich meinen Gästen etwas zu zeigen wünsche". Man begab sich im Zuge, über den Fabrikhof, dahin.

Frau von Schmidt, welche einmal das Atelier eines berühmten Malers besucht hatte, welches, phantastisch und prachtvoll ausgestattet, wie ein Bazar, ihr einen großen Eindruck hinterlassen, entsetzte sich beim Eintritt in dieser Bildhauerwerkstatt. Alles unscheinbar, Kasten mit Thon an der Wand, Bruchstücke von Gipsabgüssen, weißer Staub, graue Lappen umher, in der Mitte aber ein Postament, auf welchem irgend ein eingewickelter Gegenstand ragte. Die übrigen Besucher, schon gewöhnt an solche Arbeitsräume, zeigten sich weniger befremdet, und gruppierten sich um das verhüllte Werk. Auf Herrn Strombergs Wink hob Peter Busch die nassen Tücher ab, und ein allgemeiner Ruf der Überraschung wurde laut beim Anblick der wohlgetroffenen Porträtbüste des Fabrikherrn. Sie glänzte noch vom feuchten Thon. Der kunstverständige Herr Heindorf rühmte nicht nur die Ähnlichkeit sondern auch die vortreffliche plastische Arbeit. Während der Künstler bescheiden hinter die Betrachtenden zurücktrat, sagte Stromberg: „Meine Beamten und Arbeiter haben sich die Büste bestellt, um sie, in Bronze gegossen, in der Fabrik aufzustellen, nun da mußte ich mich denn wohl zum Modell hergeben".

„In der Fabrik?" rief Frau Heindorf. „Aber da geht sie anderen Augen ja ganz verloren! Nein, das Werk muß in den Garten, frei, allen Blicken sichtbar!"

„Nun, vielleicht läßt sich vor dem Eingang zur Fabrik ein Platz einrichten", entgegnete der Hausherr, „umgeben von Ruhebänken und Bäumen. Wir haben auch darüber schon gesprochen".

Herr Heindorf aber sagte zu Peter Busch: „Es versteht sich, daß Sie Ihr Werk auch öffentlich ausstellen, wenigstens im Gipsabguß! Etwas so Tüchtiges darf man doch nicht verbergen!"

Unterdessen hatten die jungen Mädchen die kleineren Arbeiten ins Auge gefaßt, welche auf Wandbrettern gereiht standen, und äußerten sich hingerissen über alle die Figürchen, Tiergestalten und Pflanzenbildungen. Während die Übrigen sich zur Betrachtung herbeidrängten, entschlüpfte Frau von Schmidt aus der Werkstatt, wo sie auch weiter nicht vermißt wurde. Agathe aber wendete sich zu Peter und sagte leise: „Ich sehe zum Erstenmal etwas von Ihrer Kunst, aber ich bekenne — ich freue mich sehr darüber!" Er errötete — auch vor Freude, konnte sich aber nur schweigend verneigen.

Bald darauf brach die Gesellschaft auf in den Garten. Die drei älteren Personen voran, während die Mädchen noch zusahen, wie Peter die Büste mit feuchten Tüchern wieder verhüllte. Fräulein Lina Heindorf hatte viel Geschmack an dem jungen Künstler gefunden, und verhehlte es nicht, indem sie durch lustige Herausforderung das Gespräch mit ihm zu beleben suchte. Agathe ging anfangs zurückhaltender neben beiden her. Plötzlich aber stimmte sie in den Ton der Unterhaltung ein, erzählte der Freundin von ihrer ersten Bekanntschaft mit Peter Busch, und wie sie damals sogar ein Porträt von ihm in ihr Zeichenbuch entworfen habe, wegen seiner Ähnlichkeit mit dem verstorbenen Sohne ihres Onkels. Diese Ähnlichkeit mit Franz war, so meinte Agathe im Stillen, nur noch mehr zur Erscheinung gekommen (war doch Franz in den Lebensjahren, in welchen Peter stand, gestorben) und die Zuneigung des Oheims zu dem Fremden wurde ihr erklärlicher.

Während die Gesellschaft durch den blühenden Garten spazierte, hatte Frau von Schmidt sich zu der alten Wirtschafterin begeben, um bei dieser ihre mißbilligende Neugier in Betreff des „Gipsarbeiters aus der Fabrik" zu befriedigen. Sie wußte der Alten zuerst in den schmeichelhaftesten Wendungen ihre Anerkennung für das vorzügliche Diner und ihre unübertreffliche Kochkunst auszusprechen, und hoffte auf diesem Wege sie für ihre Aushorchung gefügig zu machen. Die Alte verstand zuerst nicht, wer unter dem Gipsarbeiter zu verstehen sei, dann aber rief sie lachend: „Ach Sie meinen unsern lieben Herrn Busch?" Und sofort begann sie, sich in seinem unbeschränkten Lobe zu ergehen. Daß der junge Mann ein Segen für das Haus sei, daß der alte Herr, der in der Einsamkeit recht ernst und schweigsam geworden, sich jetzt durch ihn förmlich neu belebt habe, und wie Herr Stromberg auch im Geschäft so viel auf ihn und seine Unterstützung halte. Frau von Schmidt wurde verstimmt, daß ihre leisen Einwendungen und heiklen Fragen auch gar nichts Anklägerisches zu Tage bringen wollten, und hob die Sitzung auf. Diese Person, so rief es in ihr, ist von dem Eindringling bestochen! Den Schwager hat er umgarnt, sich

bei ihm festgesetzt, die Übrigen vermutlich auf seine Seite gebracht. Der Schwager ist jetzt kinderlos — ohne Zweifel handelt es sich hier um gefährliche Erbschleicherei! Dem muß vorgebaut werden! Zuerst bei Agathen, dann mit ihrer Hülfe bei dem Alten selbst! — Mit starken Schritten begab sie sich in den Garten, hörte bereits das Geplauder und Lachen der drei jungen Leute, welche unter einem blühenden Apfelbaume saßen und trat plötzlich vor sie hin mit der Miene eines strafenden Richters. „Mein Herr, man hat in der Fabrik nach Ihnen gerufen!“ so sagte sie mit einem scharfen Blick auf Peter Busch. Die jungen Leute sahen sie verwundert an.

„Gerufen?“ fragte Lina Heindorf. „Wir haben doch nichts gehört!“

„Es könnte doch sein“, entgegnete Peter, sich erhebend. „Verzeihen Sie, meine Damen, wenn ich Sie einen Augenblick verlasse!“

„Ei was!“ rief Lina munter. „Wir gehen mit Ihnen, wir haben genug gesessen. Wissen Sie was? Führen Sie uns durch die Fabrik! Ich möchte das Inwendige gern einmal sehen“.

Frau von Schmidt starrte den drei lustig Dahineilenden zornerfüllt nach, mußte ihren Ärger aber bezwingen, da sie den Schwager mit Heindorfs eben herankommen sah. Diese trieben bald darauf zum Aufbruch, und die Jugend wurde aus der Fabrik zurückgeholt. Schon auf der Heimfahrt konnte die Tante einige mißbilligende Bemerkungen über den „Musje Busch aus der Fabrik“ nicht unterdrücken. Damit kam sie aber übel an, denn Lina nannte ihn einen „reizenden Menschen“ und ihre Eltern waren durchaus zu seinem Vorteil gestimmt. Dafür sprach Frau von Schmidt zuhause und Agathen gegenüber, um so ausgiebiger ihre Vorurteile gegen Peter Busch aus. Als sie die Worte Eindringling und Erbschleicher wiederholte, mußte Agathe lächeln, doch entgegnete sie nur: „Wer wird so etwas glauben?“

„Es ist unbegreiflich von meinem Schwager“, fuhr die Tante fort, „daß er eine Vorliebe für Krethi und Plethi hat, und nun auch gegen diesen Intriganten sich vermutlich freigebig genug erweist, ihm gleichsam Rechte im Hause einräumt!“

Agathe fühlte sich durch die Worte Krethi und Plethi unangenehm berührt. „Wir müssen dem Onkel gestatten, zu thun was er für gut hält“, entgegnete sie. „Auch gegen uns ist er sehr gütig und freigebig, obgleich wir beide, Sie, liebe Tante, und ich, auch nicht eigentliche Rechte an ihn zu beanspruchen haben.“ —

Das junge Mädchen empfand nach der Heimkehr das Leben mit Frau von Schmidt immer unerquicklicher. Ein Jahr lang war sie in gebildeter Gesellschaft von einer herrlichen Stätte Italiens zur andern gereist, hatte große künstlerische Eindrücke empfangen und die Welt unter den günstigsten Verhältnissen kennen gelernt. Und nun sollte sie wieder in die Sphäre des Kaffeekränzchens und der Whistpartien treten. Sie beschloß sich davon gänzlich unabhängig zu machen. Da Lina Heindorf aus ihrer kleinen Herzensanwandlung für den jungen Künstler (denn tiefer ging es ihr nicht) gar kein Hehl machte, und immer zu einem Besuche in der Villa fröhlich bereit war, so fuhren die beiden Mädchen nicht selten auf ihre eigne Hand hinaus. Sie wurden von dem alten Herrn stets mit Freuden empfangen, ließen sich von ihm und der alten Haushälterin verwöhnen, und genossen die Frühlingsnachmittage. Auch bestand Lina jedesmal auf einen Besuch in der Werkstatt, wo Peter, zu seiner Verlegenheit, stets im staubigen Leinwandkittel überrascht wurde. Lina lachte über seine Entschuldigung, ließ es nicht an Neckerei und Herausforderung fehlen, und lachte noch mehr, wenn es ihm gelang den Spaß in kecker Weise zurückzugeben. Selbst der Name „Peter Busch“ gefiel ihr ausnehmend gut. Er ließ sich so leicht, knapp und lustig aussprechen. Und wenn sie mit der Freundin allein war, klang es zwischen Lachen und ein bischen Herzenswärme unzähligemal „Peter Busch — Peter Busch“ von ihren Lippen.

Aber mitten im Scherz mit dem fröhlichen Mädchen ruhte der Blick des jungen Mannes dann plötzlich ernster auf Agathen, und es lag oft etwas Trauriges, ja Vorwurfsvolles darin. Agathe verstand ihn wohl, aber um so mehr beschloß sie, auf ihrer Hut zu bleiben, und ihm das nicht zu gewähren, was er sehnlich wünschte, nämlich die Unterhaltung mit ihr unter vier Augen. Sie mißtraute seinem Betragen nicht, und doch wollte sie ihn vor seinem eignen Herzen bewahren. Sie war weitab von dem Argwohn ihrer Tante, aber sie sagte sich doch, daß sie ihn noch sehr wenig kenne, daß sie von seinem eigentlichen männlichen Charakter noch keinen festen Zug gefunden habe. Aber sie begegnete ihm auch nicht kalt und ablehnend, sondern ließ in Linas Gegenwart die gute Laune walten. So lebten die drei

jungen Leute den Frühling und die Hälfte des Sommers hindurch, auch zur angenehmen Unterhaltung des Hausherrn. Dieser machte im Stillen seine besonderen Bemerkungen, welche Agathens Freundin jedoch nur nebenbei betrafen, und zwar Bemerkungen, die ihn zufrieden zu stellen schienen, denn er nickte häufig recht wohlgefällig vor sich hin.

Nun kamen die heißen Tage des August heran. Heindorfs reisten an die Nordsee, ohne daß es ihnen gelungen wäre, Agathen mitzunehmen. Der Oheim sprach selbst von einer Reise mit seiner Nichte.

Zu dieser Reise aber sollte es nicht kommen. Eines Abends fühlte er sich unwohl, am Morgen darauf so krank, daß er das Lager nicht verlassen konnte. Der herbeigerufene Arzt nahm den Zustand des alten Herrn sehr ernst, und konnte nicht umhin, mindestens eine schwere Krankheit in Aussicht zu stellen. Peter mußte den beunruhigenden Fall Agathen melden, und sie erschien noch desselben Tages, zur Pflege des Oheims gerüstet. Sie teilte sich darin mit Peter, der die Nachtwachen übernahm. Die Beamten und Arbeiter der Fabrik waren in großer Besorgnis. Da sie Peter bereits wie die rechte Hand des Fabrikherrn, für seinen Vertrauten, ja für noch mehr, ansahen, wendeten sie sich in allen Stücken an ihn, und betrachteten ihn schon als den eigentlichen Leiter der Anstalt. Was wird künftig aus dem Ganzen werden? fragten sie wohl, da der Arzt so wenig Hoffnung gab. Der Kranke aber sah in lichten Augenblicken bald Agathen, bald Peter, auch wohl Beide zugleich an seinem Lager walten, und reichte ihnen müde seine kraftlose Hand. Dieser beängstigende Zustand währte über eine Woche.

Eines Morgens, kaum eine Stunde nachdem Peter sich von der Nachtwache in sein Zimmer begeben hatte, wurde er zu Stromberg zurückgerufen. In das Vorzimmer trat eben Agathe aus der Krankenstube. Sie sah blaß und verstört aus und wendete scheu die Blicke von ihm ab. Peter erschrak. „Er ist doch nicht —?“ rief er, kaum wagend, den Satz zu vollenden. Agathe schüttelte den Kopf, wies nach der Thür, und wendete sich von ihm ab.

„Es geht zu Ende, Freund!“ begann der Kranke, als er sich mit Peter allein wußte. „Ich muß eilen, Dir noch Einiges mitzuteilen. (Er nannte ihn zum erstenmale Du.) Ich habe mein Testament gemacht. Agathe ist zu meiner Universalerbin bestimmt. Du aber sollst an der Spitze der Fabrik bleiben und einen Anteil daran haben. Solltest Du aber diese Stellung einmal verlassen — was ich nicht wünsche — so soll — doch Du wirst das ja Alles aufgeschrieben finden. Eins aber steht nicht aufgeschrieben, obgleich es mein Wunsch — ich möchte sagen mein Wille ist. Ihr Beide, Agathe und Du, sollt beisammen bleiben, als Mann und Weib. Ihr wißt ja längst, daß ihr einander gern habt, darum gebt euch die Hände für das Leben. Ich habe Agathen schon denselben Wunsch ausgesprochen, sie weiß also —“

Der junge Mann erschrak im Innersten. Er fühlte, daß der alte Herr nicht wohlgethan hatte — Agathen gegenüber gewiß nicht.

„Und nun geh, Freund! Ich bin sehr müde.“ Begann der Kranke noch einmal. „Macht es kurz ab unter euch Beiden — Du und Agathe!“

Die Wirtschafterin trat ein mit einer Tasse. Peter überließ ihr den Patienten und schritt hastig in das Vorzimmer. Er fand Agathen noch am Fenster stehend. Sie wendete sich rasch, und da sie die Aufregung in seinen Gesichtszügen erkannte, näherte sie sich ihm schnell.

„Was hat er Ihnen gesagt?“ fragte sie mit fester, wiewohl etwas gedämpfter Stimme.

Peter stutzte, sein Herz schlug mächtig, und es war ihm, als müßte ein Geständnis seiner Liebe über seine Lippen. Doch antwortete er nur. „Dasselbe — was er Ihnen gesagt hat. Es betraf — uns Beide —“

„Es sind Wünsche eines Sterbenden, welchen man im Augenblick nicht widerspricht!“ entgegnete Agathe mit Schärfe. „Etwas Bestimmendes dürfen sie für die Lebenden nicht haben. Sie werden mir versprechen, daß in diesem Sinne niemals ein Wort an mich über Ihre Lippen kommen soll! Ich verlange es zu Ihrem eignen Besten!“

In Peters Augen funkelte beleidigter Stolz, der die warme Herzensregung in diesem Momente überflügelte. Sein Ton klang erbittert, ja fast ingrimmig, als er entgegnete: „Wie Sie wollen, gnädiges Fräulein! Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß nie etwas — in dem Sinne, wie Herr Stromberg es wünschte, jemals über meine Lippen kommen soll! Was zu meinem eignen Besten ist — wird mir auch mein eignes Pflichtgefühl sagen. Meine Dankbarkeit für Herrn Stromberg wird nur mit meinem Leben aufhören, aber ge-

bunden fühle ich mich auch sonst nicht an seine Bestimmungen — weder mündliche, noch schriftliche. Solange er auf dem Krankenlager meiner bedarf, werde ich hierbleiben. Im Übrigen hoffe ich durch eigne Kraft mir das Leben zu gestalten." Er verneigte sich, und verließ das Zimmer.

(Schluß folgt.)

Neujahr 1892.

Von Paul Heyse.

Da schwatzen sie vom Fin de siècle,
Voll Sittenunrat und Lebensekel,
Als ob wahrhaftig so ungefähr
Ein Jahrhundert ein Weinfaß wär',
D'rin trüber Bodensatz sich zeige,
Läuft erst das Fäßlein auf die Neige.

Nicht doch! Ein Weinberg ist die Zeit,
D'rin mancherlei Gewächs gedeiht,
Und ist ein Jahrgang arm gewesen,
Der nächste bringt wohl bess're Lesen.
So lasst in's neue Jahr hinein
Uns wünschen gold'nen Sonnenschein,
Der süße Trauben in Fülle beut,
Das Blut befeuert, die Kraft erneut;
Dann woll'n wir in unserm Rebengarten
Getrost des neuen Jahrhunderts warten.

Gedichte.

Von Hermann Lingg.

Der Blitz und die Blume.

Ich kann dich nicht erreichen
Auf meinen Flammenspeichen,
Du schöne, kleine Blume du!
Den Stein kann ich zerschellen,
Dich möcht' ich stets erhellen,
Und schützen auch dazu,
Daß dich, o Duftumwehte
Kein roher Fuß zertrete!

Am Seegestade.

Nacht umgiebt mich, im Azur
Heilig hohes Sterngefunkel,
Totenstille, tiefes Dunkel —
Eine kleine Welle nur
Rauscht ans Land,
Und verrauscht im Sand;
Einer Liebe letzte Spur,
Die in Nacht und Leid entschwand.

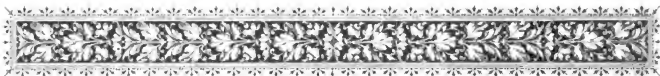
Herbstfahrt.

Fels und Hütte, Flur und Wald
Zieh'n vorbei und schwinden bald,
Nirgends blüht mehr eine Rose,
Alle Sommerluft entwich,
Nur die bleiche Herbstzeitlose
Zeigt auf allen Wiesen sich.
Zu Gedanken, die uns nur
An Vergänglichkeit gemahnen
Führt uns Alles, düstre Spur
Läßt auf allen Lebensbahnen
Was da kommt und geht, zurück,
Und vor Allem jedes Glück.

Zwielicht.

Wie düster, wie in Sterbgewanden
Im Dämmergrau die Berge steh'n!
So dunkel sind und unverstanden
Die tiefer als die Menge seh'n.
Denn die fährt dann nur hocherschrocken
Aus ihrem Alltagstaumel auf,
Wenn plötzlich ihr gerät ins Stocken
Der Dinge hergebrachter Lauf.
Denn ist der Schleier weggerissen
Der ihr die Tiefen barg, erwacht
Ein unbekanntes Weltgewissen,
Das sie vor sich erbeben macht.
Sie merkt, wofür sie sich entflammte,
Wie leer das war und wie gering,
Wie ungerecht sie oft verdammte,
Wie blindlings Strafen sie verhing.

Zu fern steht uns die Hand der Mächte,
Die unsres Schicksals Knoten flicht,
Und wer die Lösung auch erbrächte,
Sie ließ ihm dulden nur zur Pflicht.
Doch ew'ges Schicksal, wem ein Ahnen
Von deiner Größe sich enthüllt,
Der sieht dich in Kometenbahnen
Und wie im Sturze von Titanen
Im kleinsten Lebenskreis erfüllt!



Der Unterstaatssekretär.

Lustspiel in vier Aufzügen von **Adolf Wilbrandt.**

(Fortsetzung.)

Vierter Auftritt.

Helmuth und Wachsmuth (links); Marianne (von hinten rechts); später Röschen (aus dem Hause rechts), die Baronin und Lili (hinter der Scene).

Marianne

(kommt schlendernd, eine anmutige Melodie summend oder trällernd; bleibt vor dem Hause stehen, ruft am Fenster).

Nun? Ist Röschen gekommen? Ist das Kind wieder da?

Helmuth (horcht).

Hören Sie. Auch eine musikalische, angenehme Stimme.

Wachsmuth (lächelnd).

In dieser Stadt gefällt Ihnen Alles, wie mir scheint!

Marianne (an der Hausthür).

Röschen, wo bist Du denn? (Öffnet die Thür.) Röschen! — Was? Sie steht hinter der Thür? auf dem Vorplatz? (scherzend) Warst Du unnütz und hat man Dich hinausgeschickt? (Zieht Röschen am Arm auf die Straße hinaus.) Nun, so laß Dich doch anschauen, und gieb mir einen Kuß. Du! Rothe, feuchte Augen? Was ist Dir? Du hast geweint?

Helmuth (horchend, für sich).

Wie! Röschen hat geweint?

Röschen.

Ach, laß. Ein paar Tropfen. . . . Wie das zuweilen kommt. Sieh mich nicht so an. Da hast Du Deinen Kuß. (Will sie flüchtig umarmen; umschlingt sie plötzlich mit Ungestüm, liegt an ihrer Brust. Mit einem schluchzenden Seufzer) Liebe Marianne!

Marianne (herzlich lächelnd.)

Ja, ja, ich bin die liebe Marianne. Was ist Dir denn geschehen? — Wo ist Kurt?

Röschen

(sich fassend, scheinbar gleichgültig).

Wo Kurt ist? — — Im Haus. Irgendwo. Die Tante läßt Dich schön grüßen. . . Ein lieber, interessanter Herr hat mich hergebracht; Herr von Werben heißt er —

Helmuth

(horchend, sich scherzhaft verneigend, für sich).

Ich danke!

Marianne.

Nun, aber deshalb hast Du doch nicht geweint. (sie sanft zu einer der Bänke führend) Sei nicht so stolz, sag' mir, was Dir ist!

Helmuth (für sich).

Sagen Sie es, Röschen —

Baronin

(hinter der Scene, hinten links).

Wo ist er denn, der Herr von Wachsmuth?

Lili (ebenso).

Herr von Wachsmuth! Holla!

Wachsmuth

(der gleichfalls horchte, etwas weiter als Helmuth von der Mauer entfernt; leise).

Die Damen!

Helmuth (leise).

Ja. Sie werden gerufen — (Winkt ihm zu gehen).

Wachsmuth.

Aber Sie kommen doch mit?

Lili (wie vorhin).

Herr von Wachsmuth! Wo sind Sie?

Wachsmuth (leise).

Wie müssen gehn! — Sie auch! — Oder soll ich den Damen sagen — (Deutet mit dem Kopf nach dem Hause rechts.)

Helmuth (für sich).

Der Spitzbube. (Laut, resigniert.) Nein. Ich komme schon. (Für sich.) Nun erfahr' ich nicht, warum Röschen weint . . . (Laut.) Antreten! in Gottes Namen! (Nimmt Wachsmuths Arm; mit ihm nach hinten links ab.)

Marianne

(sitzt mit Röschen auf der Bank, sie leicht umschlungen haltend; hat inzwischen mit ihr gesprochen).

Also Kurt war nicht an der Bahn?

Röschen.

Nein; aber laß doch Kurt. Warum sollte er an der Bahn sein; er hatte gewiß Wichtigeres zu thun. . . . Ich bin heute nur so — ernst, weil ich einen großen Entschluß gefaßt habe —

Marianne.

Ah! Was für einen Entschluß?

Röschen.

Ich will nun ganz bestimmt das Examen machen und dann Lehrerin werden, oder Erzieherin. Aus einer — dummen Entschlußlosigkeit hab ich so lange gezögert; aber nun bin ich damit durch!

Marianne

(sie von der Seite beobachtend, da Röschen vor sich hin blickt).

Wann hast Du den Entschluß gefaßt, mein Herz?

Röschen (etwas verlegen).

Wann? — Nun, jetzt. Heute. Zu Allem kommt ja irgend einmal die Zeit.

Marianne.

Freilich! Wie furchtbar richtig! (Für sich) Sie hatte auf Kurt gehofft; und nun hat sie ihn aufgegeben. — Armes, dummes Kind, warum hast Du ihn auch so gern!

Röschen.

Vorbereitet, weißt Du, hab ich mich ja schon Jahre lang. Bin so ziemlich fertig. Und dann — — ich bin arm — wie Ihr — und denke nicht ans Heiraten. Das ist nichts für mich. Also (mühsam lächelnd) statt der Hochzeit Examen!

Marianne.

Röschen, Du hast Recht: heirate nie! Marianne Felsing thuts auch nicht. Wenn ich Rothschilds oder Wachsmuths Geld hätte, so kaufte ich mir vielleicht auch einen Mann dazu; aber als arme Mädchen haben wir den höheren Beruf, der Welt zu zeigen, daß man auch ohne Mann ein ganzer Mensch werden kann! (Zieht ein Zeitungsblatt aus der Tasche.) Lies hier in dieser Zeitung — da — wie die Träume sterben. Mein „Abgott", für den ich einst als junges Gänschen geschwärmt, den ich in Vers und Prosa besungen habe — jetzt hat er die dumme, reiche Fanny Hermann geheiratet. Und ich gönn' sie ihm. Ganz „objektiv", wie die Gelehrten sagen; selbst ohne Schadenfreude. (Röschen an sich drückend). So vergehen die süßen Dummheiten — und die Seele schwebt erhaben im Äther ihres Gletschers!

Röschen.

O Gott, was für ein kaltes Bild; zum Frieren.

Marianne.

Gletscher-Äther ist kalt, aber gesund! In dieser guten Luft hab' ich auch heute Morgen — (auf die Zeitung deutend) als ich das da gelesen hatte — ein Gespräch gedichtet; (scherzhaft stolz, da Röschen sie verwundert anblickt) ja, ja, ein großes, tiefsinniges Gespräch. Zwischen meiner vergangenen Jugend und meinem morgen beginnenden Alter: denn morgen werd' ich vierundzwanzig Jahre alt — und die Jugend ist aus!

Röschen.

Dann hätt' ich auch nur noch zweieinhalb Jahre Jugend; — ach Gott! (Seufzt tief. Erblickt den aus dem Hause kommenden Kurt, steht wie erschrocken auf.)

Fünfter Auftritt.

Marianne, Röschen; Kurt. (Links ist die Bühne leer.)

Marianne.

Guten Tag, Bruder Kurt.

Kurt (den Hut auf dem Kopf).

Guten Tag!

Röschen

(sieht, daß Kurt sie aufmerksam betrachtet, wendet sich befangen ab. Mühsam).

Ich will mir nur eine Arbeit holen (für sich) und die Augen waschen. (Geht ins Haus.)

Kurt (sieht ihr voll Anteil nach).

Warum hat sie so geseufzt, als ich kam?

Marianne (steht auf).

Wer?

Kurt.

Nun, — Röschen. Und — wie sieht sie aus?

Marianne.

Wie ein junges Mädchen, das plötzlich sein Lehrerinnen-Examen machen will — und noch die Schlacht von Zama nicht weiß.

Kurt (betroffen).

Das will sie wirklich?

Marianne.

Ja. Und dann fort.

Kurt.

„Plötzlich?" Warum plötzlich?

Marianne (nach kurzem Besinnen).

Ich weiß es nicht; aber ich denk' mir was.

Kurt.

Was denn? — Marianne, sag's!

Marianne

(setzt ihm die Spitze ihres Sonnenschirms spielend auf die Brust).

Nun, es kommt zuweilen vor, daß Jemand Jemand gern hat —.

Kurt (plötzlich erregt).

Du glaubst? Röschen? — Wen?

Marianne.

Ja, wen? — Sie sagt nicht viel; aber sie sagt doch was. Ich hab' eine Ahnung, als liebte sie unerwidert —

Kurt.

Wen denn? Wen?

Marianne

(legt ihm wieder den Sonnenschirm wie zufällig auf die Brust).

Einen noch jungen, interessanten Mann, der sie wohl auch gern hat — aber nicht so gern, als die liebe Seele sich's wünscht. Der sich zu viel mit anderen Dingen beschäftigt —

Kurt (sich mit Anstrengung fassend).

Kenn' ich diesen Mann?

Marianne.

Ich glaube, so ein wenig. (Das Spiel mit dem Schirm wiederholend.) Es ist ihr wehmütig, scheint mir, daß er so sehr für die Welt lebt; statt nach Amt und Brod, geht er seinen Idealen nach — (Bricht ab. Für sich) Jetzt halte ich meinen Mund!

Kurt (für sich).

So ungefähr erzählte mir ja Röschen vorhin im Zimmer von dem Herrn von Werben, diesem neuen Freund aus dem Seebad — der „so liebenswürdig“ war — — Ah! (Fängt an, umherzugehen.)

Marianne (für sich.)

Hat's gewirkt? Hat er es verstanden?

Röschen

kommt aus dem Hause zurück, eine weibliche Arbeit in der Hand. Mit äußerer, freundlicher Ruhe).

Der Vater ist noch nicht hier?

Marianne.

Nein.

Kurt (für sich).

Er mißfiel mir gleich, dieser Herr von Werben. Stand so vornehm da — wie ein großer Herr ... (Geht auf Röschen zu, bleibt vor ihr stehn. Laut, unsicher hervorstoßend) Gutes — gutes Röschen!

Röschen (beklommen und verwundert).

Was ist Dir? — Was hast Du, Kurt?

Kurt.

Nichts. — Ich denke nur eben: man täuscht sich oft in den Menschen — den Männern — sieht mehr drin, als da ist. Giebt ihnen mehr von seinem Herzen, als sie werth sind: wiegt sich in schönen Träumen — (Verstummt; wendet sich halb ab.)

Marianne (für sich).

Von wem spricht er denn?

Kurt

(wendet sich wieder zu Röschen; noch erregter).

Und kommt dann die Enttäuschung, so kommt die zweite Thorheit: um eines Unwürdigen willen resigniert man, opfert seine Zukunft, verzichtet auf das wahre Glück, das noch kommen könnte — und denkt wohl noch Wunder, wie tapfer und klug man ist und wie großherzig und edel man verblutet!

Marianne (für sich).

Mein Gott und Herr, wovon spricht er denn?

Röschen (für sich).

Was hat er? — Ich versteh' ihn nicht!

Sechster Auftritt.

Die Vorigen; Oberst Jessing (von hinten rechts).

Oberst.

Nun, da ist es ja, unser Jüngstes! (Röschen geht ihm entgegen, er umarmt sie.) Willkommen wieder zu Hause

Kurt

(der von Zeit zu Zeit unruhig umhergeht).

Hat sich was: „zu Hause“. Sie will ja ausfliegen, das Nest verlassen. Examen, und dann fort — Kinder erziehen —

Oberst

Röschen! Im Ernst?

Röschen

(sich an den Oberst schmiegend, mit zuerst unsicherer Stimme).

Ja, ja, ja! Redet mir's nicht aus. Hab' ich nicht längst dran gedacht? — Von meinem kleinen Erbe kann ich ja nicht leben ... (da der Oberst reden will) Bitte, hör' mich noch an! Zehn volle Jahre hab' ich hier bei Euch gelebt, als ein glückliches Kind; warst mir wie ein Vater — so lieb, so gut — — Ach, diese dummen Thränen; ich will ja nicht weinen; will Dir ja nur danken. Nun bin ich so groß und gesund, und thu' nichts! Ich will etwas thun, will mich selbst ernähren, will — — Seht mich nicht so an, macht mir's nicht so schwer, laßt mir meinen Willen!

Oberst (sie streichelnd).

Liebes, gutes Röschen! — — Da haben wir's: immer das verflixte Geld — verflixt, weil man's nicht hat. Na ja, Krösusse sind wir nicht —

Marianne.

Nein, das ist weltbekannt. (sich an ihren Vater lehnend, drollig vorwurfsvoll) Lieber alter Jung', warum hast Du nicht im letzten Krieg etwas Beute gemacht!

Oberst.

Kobold! (mit einem Finger auf Mariannens Stirn tippend) Hinter der Stirn da steckt doch nichts, als radikale Ideen. Kinder, macht mir den Kopf nicht warm! Was für eine Welt! Eine junge Dame von Adel, die „das Examen macht“ ... Alles, Alles wird auf den Kopf gestellt! In zehn Jahren gehn wir auf den Händen!

Kurt.

Sie soll uns sagen, warum sie von uns fort will — (Röschen tritt unwillkürlich, mit einer lebhaft abwehrenden Bewegung zurück.)

Oberst (gleichfalls abwehrend).

Nein, laßt mir das Kind in Ruh'! (Röschen sanft an sich drückend) Forciert wird da nichts, mein Herr

Sausewind; Alles mit Maß, wie immer. (Zu Röschen) Halt Dich an den Vater, Kind! (lächelnd) Du bist meine rechte Tochter; — die nicht: die lebt auch in der Politik, wie ihr Herr Bruder, ist demokratisch, revolutionär, was weiß ich . . . Was hab' ich für Kinder! Horribel!

Marianne (drollig-anmutig bittend).

Deutsch, Herr Vater, Deutsch!

Oberst.

„Horribel" ist gutes Deutsch. — So heißt's jetzt auch vom Morgen bis zum Abend: Deutsch reden, Deutsch, keine Fremdwörter! Man soll nicht mehr so sprechen, wie man es gelernt hat . . . Eine verwünschte Zeit! — — Komm, Röschen; wir Zwei verstehn uns. Geh' mit mir hinein; erzähl' mir, wie Dir's am großen Wasser ergangen ist — und warum Du jetzt gelehrt werden und uns verlassen willst. Nur die Augen trocken! (Führt sie ins Haus.)

Marianne (für sich).

Das richtige Warum wird sie Dir wohl nicht sagen. (Laut.) Armes Röschen! — Gut ist ihr nicht zu Mut.

Kurt (düster).

Es scheint so.

Marianne

(wirft sich auf die vordere Bank, den Kopf zurück, die Hände hinter ihm verschränkend).

Ach, ich mag auch nicht mehr. Dies Leben wird mir zu dumm!

Kurt.

Dir, Kind? Weshalb?

Marianne.

Morgen vierundzwanzig Jahre — und was hab' ich zu thun auf der Welt? Wozu ist Marianne Felsing nötig? Was kann sie? Was soll sie? Nichts; rein gar nichts. Nicht schön, nicht reich, nicht Künstlerin, nicht geistvoll — nicht einmal ein Riesenweib, das man sehen lassen kann — absolut nichts!

Kurt

(der mit Teilnahme, aber sichtlich zerstreut, zuhört)

Nun, Geist hast Du genug. (Lächelnd.) Vielleicht eher zu viel . . .

Marianne.

„Vielleicht eher zu viel" . . . Ach ja, in Einem Sinn, glaub' ich, hast Du Recht! Ich bin ja nicht dumm; ich hab' Gedanken, ich hab' Leidenschaften — ich lebte ja gern für eine große Sache — aber ich lieg' an der Kette, denn ich bin ein Mädchen! Kolonien gründen — für Deutschland etwas erobern — wie gern wär ich dabei; aber ich bin ein Mädchen! Oder Politik . . . Ich versteh' etwas davon, nicht wahr (er nickt); ich hab' so einen Freiheitsdrang — (sie steht auf) ich hasse diese Regierung so gründlich, so von Herzen — mit Hand und Mund möcht' ich sie bekämpfen, für die gute Sache — aber ich bin ein Mädchen! — Darin liegt's! Weiter nichts als ein Mädchen — ach du lieber Teufel!

Kurt (wie vorhin, sanft lächelnd).

Ein wenig liegts wohl auch an der Zeit, Kind. Wir leben im Zeitalter der Unzufriedenheit —

Marianne

(schnellt ärgerlich den Mittelfinger am Daumen herunter).

Fängst Du auch so an wie der Vater? Du? — Ärgere mich nicht; ich hab' eine so wunde Haut an der ganzen Seele. (halb vor sich hin) Ich dachte mich heute Morgen etwas frei zu schreiben; es hat nichts geholfen. Vierundzwanzig Jahre! Meine Jugend war eine holde, verrückte Phantasie, und mein Alter wird eine unerträgliche Erkenntnis!

Kurt (aufmerksam).

Jugend — Alter — ja so. Mir fällt ein: Dein Gespräch! Das Gespräch zwischen Jugend und Alter — das Du heute Morgen geschrieben hast. Es lag offen auf dem Tisch, Kind, hast's es liegen lassen; da hab' ich es vorhin gelesen. (zieht einige Blätter aus der Tasche) Da ist's. Ich wollte mit Dir darüber sprechen; Röschen und ihr Examen — kamen mir dazwischen. (die Blätter emporhaltend) Kind, da hast Du ja was gemacht!

Marianne.

Was denn? Eine Kinderei —

Kurt.

Ich rede ja nicht von der Sache — (lächelnd) die ist nur für's Haus — aber von der Form! Du hast eine Art, Dich auszudrücken — eine Beredsamkeit, ein Talent . . . Du bist Das, was ich nicht bin: ein Schriftsteller! — — Marianne, komm her; ich muß Dir etwas sagen. (Sie tritt vor ihn hin; er dämpft die Stimme, faßt sie am Arm.) Ich hab' einen Gedanken. Du sprachst vorhin von der „guten Sache". Willst Du etwas leisten? etwas werden? etwas sein?

Marianne.

O Gott, ob ich will!

Kurt.

Ich bin ein politischer Kopf, glaub' ich (sie nickt) — aber keine Feder. Das hat mich fast umgebracht; aber es thut nichts mehr: die Feder bist Du! Wir thun uns zusammen. Verstehst Du, Marianne. Du hast dieselben politischen Ideen wie ich —

Marianne (sich an ihn lehnend, dankbar).

Ich hab' sie ja von Dir!

Kurt.

Dieselben Freunde und Feinde . . . Wir sprechen uns aus, was wir verteidigen, was wir bekämpfen wollen; Du nimmst dann die Feder und schreibst.

Schreibst, wie Dir's kommt, wie Du willst; in jeder Form, die Dich freut —

Marianne (strahlend).

Glaubst Du? — Auch Gespräche, Bruder?

Kurt.

Auch das, wenn Du willst! — Wolle Du nur erst, das Übrige wird sich finden; Energie, die hast Du —

Marianne (mit trolligem, tiefem Ernst).

O Kurt, wenn ich **will**, das ist eine furchtbare Macht!

Kurt.
(muß lächeln; die Hand auf ihren Kopf legend).

Nun also! — — Von unserm Bund erfährt Niemand, als Du und ich. Alles, was Du schreibst, geht durch mich an die Zeitung; unter meinem Namen, wenn Du willst —

Marianne.

Gewiß unter meinem — nie!

Kurt.

Sind wir also einig, Kind? Wollen wir's versuchen? — Leitartikel, Briefe aus der Provinz, Gespräche —

Marianne.

Gespräche . . . Zu allem Andern hätt' ich nicht den Mut; Gespräche, glaub ich, die könnt' ich! Da hätt' ich meinen eigenen Sinn und mein eigenes Herz —

Kurt (hält ihr die Hand hin).

Also, schlägst Du ein?

Marianne (weicht wie erschreckend zurück).

Die Hand? — — Nein, noch nicht. Nein, nicht die Hand; dann bin ich gebunden. — Schreiben! für die Welt! Ein Mädchen!

Kurt (lächelnd).

Von vierundzwanzig Jahren —

Marianne.

Nein, lächle nicht; es ist gar so verwegen; auf einmal steht das Herz mir still, wenn ich daran denke. Und in meinem Kopf brennt es wie ein helles Feuer . . . Raucht er nicht? Kannst Du's sehn? (Er verneint lächelnd.) Es hat mich überrumpelt, Kurt; es kam gar so plötzlich. Laß mich auf mein Zimmer gehn und es still bedenken!

Kurt.

Wie Du willst. Du sollst Dich ja entschließen, nicht ich. Unterdessen geh' ich spazieren; (die Hand am Kopf) hab's nötig. Wirst Du mit Dir einig, so sag' mir nur am Abend: „ich will!"

Marianne.

Ja, Kurt. Nun geh'. Gieb mir noch mein Gespräch; will's noch einmal anschauen. (Er giebt ihr die Blätter.) Nun geh' — und sieh Dich nicht mehr um; laß mich recht allein!

Kurt (lächelt, nickt).

Adieu! (Rechts hinten ab.)

Marianne (sieht ihm nach, dann vor sich hin).

Etwas sein! O Gott! — — Aber meine Hände, wie kalt. — Ich will's in meinem Zimmer dämmerdunkel machen und mich aufs Bett werfen und abwarten: (die Hand am Kopf) wird's hier Licht? — — Dann würd' ich ja morgen nicht alt — sondern noch einmal jung. Hatte mich schon so schön begraben, mit Trauermusik und mit allen Glocken; auf einmal hätte ich Ostern und stünd' wieder auf. (Eine Hand an der Brust.) Ich hab' mehrere Herzen, scheint mir: sie nehmen furchtbar viel Raum ein. Leg' Dich, Marianne! Zu Bett! (Geht ins Haus).

Siebenter Auftritt.

Der alte **Kammerdiener** (von hinten links) mit zwei **Dienern** (in Livree), welche reiches Kaffeegeschirr mit Liqueurflaschen und Gläsern tragen; nachdem sie in der Laube, nach stummer Anordnung des Kammerdieners, den Kaffeetisch bestellt haben, verschwinden alle Drei wieder verne links. Bald nach ihrem Auftritt erscheinen von hinten links **Lili von Helldorf**, **Helmuth** und **Herr von Wachsmuth** (im Gespräch).

Lili (zu Helmuth).

In einer guten Viertelstunde sind Sie uns wieder los: dann fahren wir ab.

Wachsmuth.

Ich werde das Glück haben, Sie nach der Residenz zu begleiten — (Lili verneigt sich lächelnd.)

Helmuth.

Und ich begleite Sie wenigstens bis zum Bahnhof.

Lili.

Ah, Sie wollen sich das zweitgrößte Glück bereiten, das es auf Erden giebt!

Helmuth.

Was ist das für eins?

Lili.

Eine geistreiche Frau hat einmal gesagt: „Der glücklichste Augenblick ist, wenn man den Zug, mit dem man einen sehr lieben Menschen erwartet, in die Halle einfahren sieht." Der danach glücklichste soll sein, wenn man seine guten Freunde oder lieben Verwandten, nachdem man sich an ihnen satt gesehen, wieder abfahren sieht!

Helmuth (für sich).

Wie hübsch sie wieder kokettiert! (Laut.) Nein, Frau Lili, an eine so raffinierte Glückswollust dachte ich diesmal nicht. Ich muß nur ohnehin zum Bahnhof: dort sind meine Sachen.

Lili (für sich).

Der Elende! Wie er wieder den Gleichgültigen spielt! (Blickt nach links hinaus, lacht auf.) Meine Herren, kommen Sie her; das müssen Sie sehn!

Wachsmuth.

Was giebts?

Lili.

O, das ist Geld wert . . . (zu Helmuth) Das wahnsinnig gute Herz Ihrer Tante auf seiner höchsten Höhe . . . (zu Wachsmuth) Nein, Sie müssen hinter mich treten, dann sehen Sie's, — da hinten zwischen den Bäumen. Die Baronin Sophie hält sich einen Leibarzt — das wissen Sie ja — weil sie leider nie gesund ist; aber der gute Doktor, der kränkelt auch. Und nun pflegt sie ihn und behütet ihn, als hätte er sie engagiert; es ist rührend komisch. Es fehlt nur noch, daß sie ihn in einem Rollstuhl herumfährt —

Helmuth

Dann sind die Engel im Himmel blamiert!

Wachsmuth.

Ich finde das rührend komisch.

Lili.

Das hab' ich ja schon gesagt. — — Gleich sind sie hier. (Übermütig lustig.) Bitte, treten wir ein paar Schritte zurück, zwischen die Bäume, damit sie uns nicht gleich sehn! (Sie ziehen sich nach hinten zurück.)

Achter Auftritt.

Lili, Helmuth, Wachsmuth; Baronin Sophie und Doktor Bormann (von vorne links).

Bormann

(bei den ersten Worten noch hinter der Scene).

Ich geb' Ihnen mein Wort, Frau Baronin, mir ist gar nicht kühl.

Baronin

(ein seidenes Tuch in der Hand).

Aber es geht gegen Abend, Herr Doktor. Im Herbst! Woher kam neulich Ihre Erkältung? Weil Sie mich zu lange in der Abendluft im Garten begleitet hatten. Am andern Morgen krächzten Sie wie ein Rabe! — Seien Sie jetzt brav und nehmen Sie das Tuch. Erlauben Sie! (Bindet es ihm um den Hals).

Bormann (sich sträubend).

Sie sind eine entschiedene Despotin, Frau Baronin . . . (hilflos lächelnd) Ich weiche der Gewalt!

Lili (leise).

Ich ersticke. (Lacht plötzlich laut auf.)

Baronin.

Wer lacht da? — Lili!

Bormann (auf die Drei deutend).

Da haben Sie's, Frau Baronin. Sie machen mich zu einem Objekt der allgemeinen Heiterkeit; ich komme noch in die Blätter!

Baronin (gegen Lili).

Ach was, das ist nichts zum Lachen. Ich hab' meine liebe Not mit dem Doktor Bormann; er hat einen zarten Hals, den er schonen muß, und er folgt mir nicht. Helmuth, steh mir bei!

Helmuth.

Ich finde, der Arzt hat immer dem Patienten zu folgen — wenn dieser eine Frau ist.

Lili (lacht).

Das heiß' ich gut beigestanden!

Baronin.

Ihr seid alle nichtsnutzig. Eigentlich verdient keiner von Euch, daß ich ihn zum siebenten Oktober einlade; — aber ich bin schwach, ich thu's doch! (Setzt sich. Man nimmt den Kaffee, Einige auch Liqueur.)

Helmuth.

Was ist am siebenten Oktober, liebe Tante?

Lili.

Sie haben ein entzückendes Gedächtnis. Am siebenten Oktober ist mein Geburtstag —.

Helmuth.

Ah! — Ich bitte um gnädige Verzeihung!

Wachsmuth (zu Lili).

In mein Gedächtnis ist der Siebente mit großen Goldbuchstaben eingetragen —

Helmuth.

Nun ja, an dem bischen Gold fehlt es Ihnen nicht! (Harmlos heiter.) Ich gefalle unserer lieben Frau Lili wegen anderer Reize.

Lili (für sich).

Das ist leider wahr! (Steht zwischen Wachsmuth und Helmuth, blickt wie vergleichend von Einem auf den Andern.)

Baronin.

Also am siebenten Oktober sind wir wieder hier, Lili und ich; — denn in der großen Stadt halt' ich's noch nicht lange aus. Und zur Geburtstagsfeier lade ich die Herren ein; (zu Helmuth) Dich (zu Wachsmuth) und Sie auch.

Lili (für sich, mit kokettem Humor).

Meine beiden Männer! (Blickt sie wieder abwechselnd an.) Die große Geldtasche und die große Stellung. Da soll sich Einer entscheiden!

Wachsmuth.

Worüber lächeln Sie, gnädige Frau?

Lili.

Ich? (nach kurzem Schweigen) Ich vergleiche mich eben mit einem Tier. . .

Helmuth (für sich).

Aha! Mit Buridans Esel, meint sie. — Er und ich sind die Bündel Heu!

Wachsmuth.

Ich verstehe nicht. Wie kann eine schöne Frau —

Bormann (ist näher getreten).

Darf man fragen, mit welchem Tier?

Lili.

Sehr gern; man bekommt aber keine Antwort. — Armer Doktor, die Baronin hat Ihnen den Rock von oben bis unten zugeknöpft, damit Sie sich ja nicht erkälten; — lassen Sie einmal zählen, wie viel. (Für sich.) Das heißt, wen ich nehmen soll! (Die Rockknöpfe einen nach dem andern berührend, hurtig.) Wachsmuth — Stargard — Wachsmuth — Stargard — Wachs-

muth. (Wie enttäuscht.) Nein, das gilt noch nicht! (Laut, die fünf Finger ihrer Hand gegen Bormann spreizend.) Fünf!

Helmuth.

Sehr richtig. (Für sich.) Mit dem Doktor kokettiert sie auch. — Röschen ist mir lieber!

Baronin.

Diese Lili treibt immer Possen. — Wie steht's mit Deiner neuen kleinen Freundin, Lili? Hast Du sie heute gesehn?

Lili.

Nein. Ich will noch hinüber, ihr Adieu zu sagen; gut, daß Du mich erinnerst!

Wachsmuth.

Was für eine Freundin, wenn man fragen darf?

Lili.

O, ein interessantes Geschöpf; — sie gehört nicht zu uns; durch einen sonderbaren Zufall lernte ich sie kennen. Aus Bescheidenheit kann ich aber eigentlich nicht erzählen, wie ... Erzähl' Du es, Sophie!

Baronin.

Ich weiß es ja nur durch Dich. (zu den Andern) Dieses junge Mädchen schwärmt nämlich für schöne Frauen wie ein Mann; und sowie sie Lili entdeckt hatte — gleich nach unserer Ankunft hier —

Lili (fortfahrend).

Zog sie mir nach, umkreiste mich, belagerte mich — wie ein Gardelieutenant! Das rührte mich endlich —

Helmuth.

Natürlich!

Lili.

Und ich sprach sie an. Sie ward leichenblaß! dann rot. Dann bekam sie auf einmal Witz — denn sie ist geistreich, gescheidt, allerliebst verrückt — o, ein Original. Und in einer Stunde waren wir wie Freunde. Seitdem sah ich sie noch öfter, im Stadtpark ... (zu Helmuth) Ja, mein Herr, die ist in mich verliebt!

Helmuth (galant).

So ein Unglück kommt selten allein —

Lili (sich zu Wachsmuth wendend).

Marianne Felsing heißt sie. (Nach rechts deutend.) Da drüben wohnt sie, in der Gartenstraße. Ich werde noch auf einen Sprung hinübergehen, und von da gleich zum Bahnhof — (Forts. folgt.)

Ungedruckte Sprüche Friedrich Rückerts.

Mitgeteilt von G. Hirzel.

Das Manuskript zu der „Weisheit des Brahmanen“, besteht aus vielen Hundert grauer und brauner Zettelchen, auf die Rückert mit seiner zierlichen Handschrift seine Sprüche aufgezeichnet hat. Daß er diese Art der Niederschrift seiner Verse gewählt hat, um nachträglich in ihrer Anordnung leicht ändern zu können, ist daraus ersichtlich, daß eine Anzahl dieser Zettel verschiedene durchstrichene Ziffern tragen, also vorher schon an einer anderen Stelle eingereiht waren.

Die nachstehend mitgeteilten Sprüche Rückerts stehen im Manuskript mit in der Reihe der übrigen, sind aber mit Bleistift durchstrichen und nicht veröffentlicht. Da sie verschiedenen Stellen entnommen sind, so gebe ich nachstehend an, welcher Platz im Manuskripte jedem Spruch gegeben war, und zwar bezeichnet die erste arabische Ziffer die Nummer des Spruchs in folgender Mitteilung, die römische Ziffer die Nummer des Buches, und die zweite arabische die Nummer desjenigen Spruches, vor welche die folgenden einzureihen wären: 1. IV. 16. — 2. V. 15. — 3. V. 235. — 4. V. 171. — 5. VI. 20. — 6. VIII. 109. — 7. VIII. 130. — 8. XIX. 20. — 9. XIX. 22. — 10. XX. 11. Bei der Angabe der Ziffern ist die sechsbändige Ausgabe der „Weisheit des Brahmanen“ benutzt.

1.

Die Frau, die sich im Mann die Herrschaft mitgewonnen,
Wird stolz, und freut sich wie Natur der Mutterwonnen.
Der Mann als Geist erkennt sich in Natur, dem Weib,
Und freudig selbst im Kind erkennt er seinen Leib.
Die Weisheit hab' auch ich im Wortspiel vorgebracht:
Nicht ich, die Sprach' hat so, so die Natur gedacht.

2.

Wenn du abwerfen ganz nicht kannst den Doppelpack,
So stopfe doch zuviel nicht in den vordern Sack.
Und hilft es, deinen Pack dir aus den Augen rücken?
Wenn du ihn auch nicht siehst, doch fühlest du ihn drücken.

3.

Der Ausspruch, daß der Mensch das Maß der Dinge sei,
Ist eine Wahrheit, der nur wohnt ein Irrtum bei.
Die Dinge sind nicht, was der Mensch von ihnen denkt,
Doch sind sie das für ihn, wozu sein Geist sie lenkt.

4

Die äußre Schönheit wol kann jeder Spiegel spiegeln,
Allein die innre, wer vermag sie zu entsiegeln?
Ein Spiegel deiner Spur, o Gott, ist die Natur,
Allein sie zeigt von dir den äußern Schimmer nur.
Wer kann dich wesentlich erkennen innerlich?
Darum kann niemand ganz dich lieben als du dich.
Dich lieben kann, wie du dich liebst, nur wer du bist
Geworden selber, wer du selbst geworden ist.

5.

Zwei kenn' ich, die ganz gleich von Mienen sind zu nennen;
Pedantisch steht darauf, es ist nicht zu verkennen.
Doch schwört der eine nun auf Glaubensoffenbarung,
Der andre auf Vernunft und derer Rechte Wahrung.
Sind sie, so ungleich, gleich nicht gleichwol? Zwei Pedanten,
Die nur zufällig nach verschiednen Enden rannten.

6. **Das Vergnügen.**

Wie mühet sich die Welt, Vergnügen zu erjagen!
Die Leute gehn ins Feld an langen Sommertagen.
Als auf die Sonne ging, waren sie noch nicht munter,
Und schläfrig waren sie bereits, da sie ging unter.
Der schöne Tag ist wie begonnen so beschlossen,
Nach Hause kehren sie, und haben ihn genossen.
Beim Abschied fragen sie: waren wir nicht vergnügt?
Ein jeder sagt: o wie! und glaubt nicht, daß er lügt.

7*).

Des Lebens Sorge läßt dir wenig Zeit zu denken
An dich, und deinen Sinn auf's ewige zu lenken.
Die Augenblicke nun, die du für dich gewannst,
Die spärlichen, die du der Welt absparen kannst,
Wie wirst du ganz auf dich sorgfältig sie verwenden!
Allein du scheinst besorgt und schnell sie zu verschwenden.
Unsel'ger Erdensohn, so bist du, kaum den Krallen
Der einen Sorg' entflohn, der andern schon verfallen.

8.

Die Kunst, wie künstlich man von Zeit zu Zeil sie schmücke,
Kehrt stets vom Künstlichen zum Einfachen zurücke.
Doch ist's ein Einfaches der Kunst, nicht der Natur,
Ein Einfaches, das man nicht sieht; und fühlet nur.
Wie wenn zur Kindlichkeit zurückkehrt Mannsgemüthe,
Nicht äußerlich ist mehr, nur innerlich die Blüte.

9.

Was wir auf dieser Welt von jener uns erinnern,
Ist in der Poesie enthalten, in der innern.
Die Poesie läßt sich veräußern nie, nur äußern,
Und muß sich äußern, wenn sie werden will zur äußern.
Denn Poesie ist nur, wo Innres außer sich
So tritt, daß Inniges erscheinet äußerlich.

10. **Inschrift.**

Weil mir der Freund nicht schreibt, will ich ihm auch nicht schreiben,
Doch auch für sein Geschenk den Dank nicht schuldig bleiben.
Er sendet fremden Wein, ich sende fremde Lieder,
Und die Entfremdung hebt sich so durch Fremdes wieder.
Nun, daß er nicht zu sehr verliere bei dem Tauschen:
Mög' er am Klange sich, wie ich am Saft berauschen!

---

*) Der erste Vers dieses Gedichtes ist gedruckt und hier nur wegen des Zusammenhanges mit den ungedruckten Versen 2—4, welche im Manuskript gestrichen sind, nochmals mitgeteilt.

Das Wrack.

Das Watt liegt still, der Mond geht auf,
Ein Reiter kommt in raschem Lauf,
Vorüber der Düne, hinab zum Strand;
Da scheut sein Roß und scharrt den Sand,
Denn droben sitzt im Mondlicht klar
Ein Weib gebückt, mit grauem Haar.

„Halt an! Halt an! wohin so spät?
Der Pfad ist schlimm, wo die Welle geht!“

„Eh hoch am Himmel der Mond aufsteigt,
Ist Amroms sichre Bucht erreicht.
Die Nacht ist hell, mein Pferd ist gut;
Ich kenne die Wege und kenne die Flut.“

„Der Sturm weht fern, die Flut kommt bald,
Vertraue sich keiner der wilden Gewalt!
Wo jetzt der Fischer die Netze stellt,
Da grünte die Wiese, da wogte das Feld,
Da lagen Dörfer und Kirchen gar;
Das klag' ich nun schon so manches Jahr!
Drum kehre zurück, du junges Blut,
Ich kenne wohl besser die feindliche Flut!“

„Schweig Alte! Was störst du den mutigen Sinn?
Ich hab' es versprochen, ich will dahin!
Mein harret das Liebchen beim Lampenschein,
Und elend wär' ich, blieb' ich daheim!
Du warst wohl immer so grau und alt?
Mein Blut ist warm, doch das deine ist kalt.“

Da seufzt sie tief und er hat sich gewandt;
Weit hinter ihm liegen schon Düne und Strand.
Rasch trabt er seewärts durch den Schlick
Und folgt den Sternen mit kundigem Blick.
Da braust es dumpf, der Wind sich hebt,
Und grau Gewölk den Mond umwebt.

„Was liegt dort links so schwarz und groß?
Ein frisches Wrack in der Sandbank Schoß!
Dem glücklichen Finder gehört es an,
Noch säumt ja die Flut, und ich reite hinan;
Und berg' ich die Güter und würden sie mein,
Ein köstlicher Brautschatz möchte das sein!“

Und weithin folgt er dem lockenden Ruf,
Tief sinkt in den Schlamm schon des Rosses Huf,
Da pfeift der Wind, hell blinkt das Meer,
Er hält erschreckt und späht umher,
Dicht vor ihm schäumt der Wogen Drang,
Da liegt kein Wrack auf Watt und Bank.
Da ragt nur fern aus tiefer See
Die dunkle Spitze von Längeröe;
Der Mond steht drüber voll und hoch;
Das falsche Glück ihn doch betrog!

„Nun gilt es, mein Rappe! Nun halte dich gut!
Schon schwillt in den Tiefen die tückische Flut;
Zurück, mein Rappe! Geschwind, geschwind!“

Doch schneller folgen ihm Wellen und Wind
Da kommt eine Tief, wo die Flut schon drängt,
Doch rasch hindurch er den Rappen sprengt,
Nun fort — doch es hemmen die Wasser den Lauf,
Und unter den Hufen der Schaum spritzt auf.
Und höher und wilder die Woge schlägt,
Und schwankend und schwimmend das Roß ihn trägt.
Da hat es noch einmal den Grund erfaßt,
Er treibt es weiter in tötlicher Hast;
Das Wasser steigt, es sinkt der Mut,
Des Reiters Knie umspült die Flut,
Schon rauschen die Wellen mit gieriger Lust
Um des Rosses Haupt, um des Reiters Brust;
Er spornt das Pferd, er hebt sich hoch —
Rings Wasserberg' und Sturmgewog,
Noch ragt die Schulter, die Stirn nun kaum,
Nun nichts als Wogen und weißer Schaum.

W. Volkmar.

Lied.

In meiner Brust verborgen lebt ein Traum,
So hold wie Blütenschnee und Meeresschaum;
Auf seinen Schwingen trägt aus diesem Haus
Er immer wieder mich hinaus.

Befreit dann ach, in seligem Entfliehn
Durch alle Himmel zieh ich mit ihm hin;
Und freudig unter mir tief, tief erschau
Ich meines Kerkers öden Bau.

O Phantasie, so lang die Liebe lebt,
Nach fernem Glück die bange Sehnsucht strebt,
So lange wirst du, Hehre, du allein
Getrennter Treue Zuflucht sein!

Ottilie Gibus.





Ernst Schulze und Cäcilie Tychsen.

Nach den ungedruckten Tagebüchern, Gedichten und Briefen Schulzes.

Mitgeteilt von Karl Emil Franzos.

II.

Am 25. Februar. Die Beute ist mein und Solms hat das Feld räumen müssen. Ich bin der erklärte Liebhaber und gleichsam so privilegirt, wie es noch keiner vorher gewesen ist. Den gestrigen Tag kann ich den glorreichsten Tag meines Verhältnisses mit Cecilie nennen. Es war Ball bey Mayers. Anfangs stand ich ziemlich im Hintergrunde, ich weiß nicht, aus welcher Laune. Solms benutzte diese Zeit und schien Fortschritte zu machen. Dieses erweckte mich aus meiner Indolenz. Ich trat hervor und ließ mich mit ihm in ein Scharmützel ein, welches beynahe eine halbe Stunde dauerte. Der Geist wurde auf beyden Seiten nicht gespart, Cecilie that auch das Ihrige hinzu und wir drey führten in einem Zirkel, worin man sonst nur galante Fadaisen hört, eine so gehaltvolle und zugleich so brillante Unterhaltung, daß ein Theil der Gesellschaft aufmerksam darauf wurde und daß keiner aus unserm gegenseitigen Benehmen mein Verhältniß mit Solms geahnt haben würde, wenn es nicht schon früher zu klar am Tage gelegen hätte. Die Götter waren mir günstig und Solms mußte nach einem hartnäckigen Widerstand seine Belagerung aufgeben. Jetzt hatte ich den Platz allein, und keiner schien sich von Neuem hervorwagen zu wollen. Ich benutzte meine Zeit vortrefflich, und brachte es dahin, daß Cecilie alle Mittel anwandte, mir zu gefallen. Wenn ich so fortfahre, so glaube ich gar, daß ich sie dahin bringen werde, mich zu lieben und das ist immer bey einem koketten Frauenzimmer keine kleine Heldenthat. Sie fing von meinem Gedichte an und sagte, ich schiene neulich auf dem Ball ihren Dank verschmäht zu haben. „Den Dank, Dame, begehr' ich nicht!“ antwortete ich mit stolzer Bescheidenheit aus Schillers Handschuh und brachte schnell ein anderes Gespräch auf die Bahn. Diese scheinbare Uneigennützigkeit that eine große Wirkung. Sie sah mich erstaunt an und hielt mich für etwas Großes. Groß muß man ihr aber scheinen, wenn man sie fesseln will, denn sie hat einen kühnen Sinn. Cecilie tanzte nur mit Solms und mit mir. Solms hatte leider während seiner anfänglichen Thätigkeit mir den Kehraus weggenommen. Ich tanzte ihn deshalb nicht mit, stellte mich aber an's Ende der Kolonne und wartete auf eine Gunst von ihr. Solms kam mit dem Kissen und warf es vor dem blonden Grafen von Schulenburg, der neben mir stand, nieder. Dies frappirte mich und ich trat aus der Kolonne. Man holte mich aber wieder herbey und ich mußte mich mit Cecilien in die Mitte setzen, während man um uns her tanzte. Cecilie sagte mir, ihr Tänzer schiene sie nicht verstanden zu haben, denn sie hätte ihm aufgetragen, das Kissen vor mir niederzuwerfen. Ich merkte, daß Solms mauvaise foi bewiesen hatte, konnte es ihm aber nicht übel nehmen, da ich es unter ähnlichen Umständen vielleicht ebenso gemacht haben würde. Wir geriethen jetzt in ein so lebhaftes Gespräch, daß wir es nicht merkten, als die Ronde ausgetanzt war, bis Auguste G., meine ewige Antagonistin, mir mit komischem Pathos zurief: „Es ist vorbey!“ Nach geendigtem Tanz, als schon fast Alles außer Tychsens, Solms und mir fortgegangen war, wollte Solms zum letzten Mahl sein Glück versuchen. Cecilie und ich saßen allein in einem Nebenzimmer. Er trat zu uns. Ein Glück für mich war es, daß er nicht allen seinen Geist aufbot, oder daß er vielleicht selbst zu verstimmt war, um noch geistreich seyn zu können; denn mich hatte meine Anstrengung sehr ermüdet. Er bat bloß um ihren Arm, ich hatte ihm aber schon früher diesen Vortheil abgenommen. Ich bedauerte ihn, als er zurücktrat, denn es ist nichts schmerzlicher, als in Gegenwart seines Nebenbuhlers einen solchen Abschlag zu bekommen. Meyer*) sagte mir heute, er, Solms, sei wüthend auf mich und hätte Lust mich todt zu schießen. Ich denke, so schlimm wird es nicht werden.

Am 29. Februar. Ich wollte heute Morgen der Hofräthin eine Visite machen, wurde aber gebethen, einandermal wiederzukommen, weil man noch bey der Toilette beschäftigt sey. Am Abend traf ich

*) Ein Freund, Landsmann und Studiengenosse Schulzes.

Tychsens im Concert. Cecilie fragte mich, warum ich am Nachmittage nicht gekommen sey. Als ich über die Frage verwundert schien, sagte sie, ihre Mutter hätte dem Mädchen aufgetragen, mich zu bitten, ich möchte diesen Nachmittag kommen. Ich wollte darauf wetten, daß dieses eine kleine Unwahrheit ist, denn das Mädchen sagte mir mit klaren Worten, die Hofräthin ließe sich die Ehre meines Besuchs auf ein ander mahl ausbitten. Ob das vielleicht ein Wink seyn soll, ungenirtere Besuche im Hause zu machen? Nächstens werde ich übrigens einen wichtigen Coup ausführen. Ich arbeite an einem Gedichte, welches ein Geständniß meiner Liebe enthält, aber einer so zarten geistigen Liebe, als dieses ätherische Wesen sie verdient.*) Um ihre Gesundheit wieder herzustellen soll sie einen Theil dieses Sommers im Bade und in Wernigerode bey ihrer Tante zubringen. Vor dieser Entfernung muß ich mich ihrer noch versichern und das kann am besten auf diese Art geschehen.

Am 11. März. Ich war heute mit meinem lieben Dissen**) nach Tychsens zum Abendessen gebethen. Es war Niemand dort außer der Familie, als der Assessor Kern, der Maler Ältster und der Herr von Sacken, der sich aber bald wieder entfernte, weil Dissen und ich mit Cecilien von sehr interessanten Dingen sprachen und dieser Herr von Sacken keinen Geschmack an interessanten Dingen findet. Die Hofräthin ließ mich merken, daß ich durch diese Invitation in ihren Familienkreis in vertrauterem und freundschaftlicherm Verhältniß mit ihrem Hause träte. Cecilie hatte heftige Zahnschmerzen, vermochte aber doch so viel über sich, dennoch sehr liebenswürdig zu seyn. Ich nahm mir vor, eine Epistel über den Schmerz, der das Gemüth veredelt, zu machen und habe auch heute Abend schon angefangen.***) So viele Belagerungsmaschinen können unmöglich ohne Erfolg bleiben.

Am 14. März. Der heutige Tag war einer der interessantesten meines Verhältnisses. Ich hatte mit Dissen und Ziegler†) einige Flaschen Malaga getrunken und kam deshalb erst spät, aber desto begeisterter in's Concert. Man gab den Tod Jesu von Graun.††) Der Saal war gedrängt voll. Ich verzweifelte, daß ich Tychsens finden würde, drängte mich aber durch einige Menschenhaufen hindurch und war so glücklich, Cecilie und Adelheit zu treffen, die am Ende einer Reihe und also zum Gespräch sehr bequem saßen. Mein guter Genius wollte es, daß ich grade hinter ihren Stühlen ankam, als die übrigen Cavaliere servente sich, ich weiß nicht durch welch' einen Zufall, auf einen Augenblick entfernt hatten. Ich eilte daher, hinter Cecilien in der vortheilhaftesten Stellung Posto zu fassen, und leitete gleich ein interessantes Gespräch ein. Die Unterredung wurde sehr animirt, wozu mein von Weingeist begeisterter Geist nicht wenig beytrug. Jetzt fiel mir eine neue Kriegslist ein. Cecilie hatte schon mehrere Mahle ihr Mißfallen an meiner Brille geäußert, weil ich, wie sie sagte, mich dahinter versteckte. Ich nahm die Brille ab, sah Cecilien ins Gesicht und fragte sie, ob sie keine Veränderung an mir bemerkte. Eine sehr angenehme, sagte sie freundlich. Ich werde sie nie wieder tragen, antwortete ich; ich wünschte, daß ich ihnen größere Opfer bringen könnte. Ein holdseliger Blick belohnte mich. Ich war indeß nicht so uneigennützig als sie glaubte. Wenn Sie mich für dieses Opfer belohnen wollen, sagte ich, so geben Sie mir diesen Abend ihren Arm. Leider hat mich schon ein Herr darum gebeten, erwiderte sie; sonst würde ich es sehr gern thun. Aber kommen Sie doch des Sonnabends am Nachmittage zu uns; meine Mutter hat mir schon mehrere Mahle aufgetragen, Sie darum zu bitten. Dann will ich auch mit Ihnen ins Concert gehen, setzte sie schmeichelnd hinzu. — Du lieber Gott, ich glaube gar, ich werde noch ernsthaft verliebt werden, wenn ich dem Mädchen noch oft in das himmlische Auge sehe, besonders wenn dieses Auge mir so zulächelt wie heute.

Eh, vogue la galère
Tant quelle pourra voguer!

Ich wich den ganzen Abend nicht vom Platze. Solms stand nicht weit von mir und sah mich zuweilen grimmig an. Die Frau von Z.,*) mit der ich zerfallen bin und die einige Reihen hinter uns saß, theilte ihrem Liebhaber, dem Herrn von K., einige Bemerkungen über mich mit, die mir nicht entgingen. Adelheit scheint mich zu hassen, vielleicht weil ich sie über ihre Schwester zu sehr vernachläßige. Ich habe fast noch kein freundliches Wort von ihr erhalten können, habe mir aber auch, um die Wahrheit zu sagen, noch nicht viel Mühe darum gegeben. Sie ist hübsch und hat Verstand und Talente, aber einen zu kalten und verschlossenen Charakter für mich.

Am 21. März. Ich war zweifelhaft, wie ich mich heute bey Tychsens einführen sollte. War Ceciliens Aufforderung bloß eine avis au lecteur gewesen, ohne speziellen Auftrag, so durfte ich mich nicht auf sie beziehen. Auch wußte ich nicht, welche Zeit ich zu diesem Besuche wählen sollte. Cecilie hatte mir bloß gesagt, am Nachmittage. Da ich nicht zu spät und nicht zu früh kommen wollte, ging ich um 5 Uhr hin. Ich fragte nach der Hofräthin und erfuhr, sie sey oben. Ich klopfte an die Thür und es rief Niemand herein. Jetzt wußte ich nicht,

*) Es ist die Epistel: „An Cäcilie" („Was still mir längst die tiefste Brust erfüllt . . .") gemeint. Vergl. Sämtliche Poetische Werke, dritte Auflage 1855, Band IV. S. 144.

**) Ludolf Dissen (1784—1837), Studiengenosse und Freund Schulzes, seit 1813 als Dozent der klassischen Philologie an der Göttinger Hochschule thätig.

***) Die Epistel: „An Cäcilie" mit den Anfangsworten: „O schau empor, Erheb' ihn frei den Blick . ." steht gleichfalls in sämtlichen Ausgaben. Vergl. die Ausgabe von 1855. Band IV. S. 158 ff.

†) Vertrauter Freund Schulzes, später Amtmann in Peine.

††) Karl Heinrich Graun (1701—1759). Das genannte Passions-Oratorium gilt als sein bedeutendstes Werk.

*) Eine Dame von nicht ganz zweifelsfreiem Rufe, mit welcher der Dichter durch lange Jahre, fast bis an sein Lebensende, eine kokette Tändelei unterhielt.

was ich thun sollte. Endlich fiel mir ein, zum Hofrath hinaufzugehen. Ich hatte heute disputirt und es war ganz schicklich, daß ich mich für seine Gegenwart bedankte. Als ich einige Zeit mit ihm gesprochen hatte, blieb mir nichts übrig, als wieder fortzugehen, ziemlich mißvergnügt über den fehlgeschlagenen Versuch. Der Hofrath begleitete mich die Treppe hinunter, obgleich ich es verbat; es schien mir immer, als ob er mir noch etwas zu sagen habe. Unten auf der Diele begegnete uns seine Frau; er stellte mich ihr vor, was mir etwas sonderbar vorkam und sie bat mich, ob ich nicht Thee mit ihnen trinken wollte. Jetzt war ich geborgen. Nachher kamen mehrere und ich merkte jetzt erst, daß dieser Thee ein stehender sey, wozu die, welche im Hause vorgestellt waren, Zutritt hatten. Jetzt arbeitete ich fleißig daran, mich in die Gunst Aller festzusetzen. Dem Hofrath gab ich vollkommen Recht in einem Prozeß, den er mit seinem Gartennachbar führt, die Hofräthin lobte ich wegen ihrer vielseitigen Bildung, ich sah nähmlich einige historische Schriften auf ihrem Arbeitstisch, die Großmutter machte ich mir dadurch gewogen, daß ich Cecilien sehr ernsthaft tadelte, daß sie einen kleinen Garten, der hinter dem Hause ist, nicht allerliebst finden wollte. Cecilie sagte mir nachher: Sie sind ein feiner Schmeichler.

Am 28. März. Wenn ich noch viele so glückliche Tage erlebe, als den heutigen, so hat mich das Mädchen vielleicht auf immer gefangen. Ob ich indeß nach einem Jahre noch ebenso denken werde, wie in diesem Augenblicke, das weiß ich nicht und weil mir in diesem Augenblicke dieser Gedanke einfallen kann, ist es nicht möglich, daß ich schon ohne Rettung verlohren seyn sollte. Wunderbares Herz! Du würdest in dieser Stunde alles aufopfern können für sie, du denkst an nichts als an sie und träumst nur von ihr, und doch kannst du glauben, daß dieses nicht ewig der Fall seyn werde? Wird denn das Gefühl, dessen ich doch wahrhaftig nicht wenig besitze, nie vermögend seyn, meine Besonnenheit zu täuschen? Doch es ist gewiß eine sehr nützliche Gabe der Götter, daß sie mir bey so unendlich viel Leichtsinn zugleich ein so mächtiges Gegengift dafür ertheilten. Ich werde in meinem Leben nicht viel thörichte Handlungen begehen, und doch alle die Vortheile genießen, die der Leichtsinn uns erlaubt. Heute war Cecilie in mich verliebt, denn sie vernachlässigte die Gesetze der Konvenienz meinetwegen, und das thut nie ein kaltes Herz, am wenigsten das eines Frauenzimmers. Selbst die Kokette achtet den Schein, wenn er ihr auch Hindernisse in den Weg legte, eben weil der Schein ihr Gott ist. Ich hatte heute meine Epistel über die Liebe geendigt und wollte eine Gelegenheit suchen, sie Cecilien in die Hände zu spielen. So ist mir noch nie etwas gerathen. Es sind beynahe viertehalbhundert Verse und fast keinen kann ich ganz schlecht nennen, obgleich ich sonst meine Gedichte recht gut zu beurtheilen verstehe und sehr wohl weiß, daß ich unendlich viel schlechte Verse in meinem Leben gemacht habe. In diesem Gedicht herrscht eine solche Zartheit des Gefühls, eine so geistige Empfindung, daß man es aus Luft gewebt nennen möchte. Ich bin der Liebe unaussprechlich viel Dank schuldig. Ehe ich in nähere Verhältnisse mit dem weiblichen Geschlechte trat, war ich ein ungesitteter Wilder, ein Wüstling, allen Ausschweifungen ergeben, nur zum Glück nicht der, die man Liebe zu nennen pflegt und wovor mich mehr die Furcht als die Sittlichkeit bewahrte. Die Liebe hat mir eine große geistige Zartheit, eine solche moralische Reinheit und Keuschheit gegeben, daß ich gegen den Besten mein Auge aufheben darf. Dieses ist um so wunderbarer, da ich von jeher nur mit Koketten in Verhältnissen gestanden habe. Doch gerade dieser Art von Verbindungen verdanke ich eine Gewandtheit des Geistes, und eine Kenntniß des weiblichen Charakters, die man sich dort, wo alles Natur ist, nicht erwirbt, denn solche Fälle sind in der weiblichen Welt nur Ausnahmen und man darf sich ja die Regel nicht von den Ausnahmen abstrahiren. Cecilie hatte heute das Geschäft, den Thee zu besorgen und saß daher nicht mit im Kreise der Gesellschaft, sondern an einem kleinen Tisch allein. Ich trat zu ihr und begann, um das Gespräch einzuleiten, vom Wetter. Ich schien mir in diesem Augenblicke selbst so komisch, da ich tausend Mahle über diese topics der gesellschaftlichen Unterhaltung gespottet habe, daß ich plötzlich laut über mich selbst zu lachen anfing. Cecilie bemerkte die Ursache; wir scherzten darüber und fanden so den besten Eingang. Das Gespräch wurde bald ernsthaft und begeistert. Ich nahm einen Stuhl, setzte mich mit dem Rücken gegen die Gesellschaft gewandt, zu ihr und wir blieben so fast den ganzen Abend und sprachen nur mit einander, ohne daß Cecilie dieses unschicklich gefunden hätte. Sie sprach mit solch einer schönen Beredsamkeit, mit solchem Feuer über viele interessante Gegenstände, daß sie mich in Erstaunen setzte. Wir geriethen auf die Verachtung, welche ein sklavischer Sinn verdiene und ich rief mit Enthusiasmus: noch nie habe ich einem Mann gedient, aber jetzt diene ich. Wem? fragte sie. Keinem König, sagte ich, sondern einer Königin. Ich warf hierbey einen glühenden Blick auf sie. Das verdiente Belohnung. Ihr Vater hatte ihr vom Garten die ersten Gaben des Frühlings, einige Schneeglöckchen, mitgebracht, und sie hatte sie vor die Brust gesteckt. Sehen Sie diese Blume, sagte sie, indem sie eine von der Brust nahm, sie drängt sich aus der Erde hervor, wenn noch Schnee und Eis darauf ruht, um zuerst die Wiederkunft der freundlichen Sonne zu begrüßen. Ihr Leben müßte ihr sehr theuer seyn, weil sie es so sehnsüchtig suchte, und doch welkt sie gerne, um uns Freude zu machen. Sie gab mir die Blume, und ich barg sie an meinem Herzen. Eine solche Gunst ist etwas unerhörtes bey ihr. Das Gespräch wurde immer interessanter und lebhafter und die Unterhaltung der übrigen Gesellschaft, ich weiß nicht aus welcher Ursache, immer eintöniger und schläfriger. Plötzlich hörte sie auf einige Augenblicke ganz auf und wir erschracken, als wir unsre beyden Stimmen allein so begeistert reden

hörten. Cäcilie stand jetzt auf und setzte sich ans Klavier. Ich hatte bisher noch keine Gelegenheit gefunden, ihr mein Gedicht zu geben, ich folgte ihr also dorthin. Sie spielte eine sehr kunstreiche und fantastische Fantasie von Sebastian Bach mit bewunderungswürdiger Fertigkeit und leidenschaftlichem Ausdruck. Ihre Mutter ermahnte sie mehrere Mahle, aufzuhören weil ihre Nerven zu sehr dadurch gereizt würden, sie antwortete aber: Dieser Schmerz ist das einzige Glück, welches mir in meinem zwangvollen Leben übrigbleibt. Sie darf nähmlich weder tanzen noch sonst in mancher andern Rücksicht das Leben genießen, weil sie von ihrer Nervenkrankheit noch zu schwach ist. Als sie geendet hatte, sagte ich ihr, ich glaube aus Gewohnheit, eine galante Schmeicheley, aber sie antwortete mit einem strafenden Blick: Mein Gott, sinken Sie doch nicht wieder so tief zur gewöhnlichen Welt hinab! Noch immer wollte sich keine Gelegenheit darbieten, meinen Vorsatz auszuführen; die übrige Gesellschaft hatte sich schon verlohren, es wurde spät und es war unhöflich, länger zu bleiben. Dieses merkte auch Cecilie zuletzt. Sie wußte, was mich die Zeit vergessen ließ und trat daher von mir zurück. Ich merkte die Weisung und empfahl mich. Ich wünsche, daß meine Hartnäckigkeit, mit welcher ich blieb, bey den Übrigen keinen bösen Eindruck gemacht haben möge.

Am 5. April: Gestern Abend kam ich nach Tychsens, hörte aber, daß kein Besuch angenommen werde, weil Cecilie krank geworden sey. Die Krankheit hat übrigens nicht viel zu bedeuten. Um meinen Abend hinzubringen, ging ich auf einen Augenblick zu Hannchen Sch.*) und trank Thee bey ihr. Seit unendlicher Zeit war ich hier nicht gewesen. Es ist Pflicht von mir, sie nicht ganz zu vernachlässigen, weil sie größtentheils durch meine Schuld zu weit geführt wurde und weil fast kein Frauenzimmer mir größere Vortheile über sich eingeräumt hat. Sie merkt meine Kälte sehr gut, hat aber vielleicht leichten Sinn genug, sich zu trösten. Als ich zu Hause kam, fiel mir eine List ein, die mir Vortheil bringen wird. Ich hatte schon früher ein Gedicht über den Schmerz angefangen und es schon ziemlich weit ausgeführt, ließ es aber liegen**). Heute Abend setzte ich mich wieder davor. Mit Hülfe der Götter gelang es mir ziemlich. Ich setzte einen passenden Schluß daran und sandte es heute Cecilien zu. Man wird glauben, ich hätte die ganze Epistel an diesem Abend gemacht und mich abermals bewundern. Wer nichts seyn kann, muß wenigstens scheinen und in dieser Kunst habe ich es zum Glück weit genug gebracht. Im Anfange meiner Universitätsjahre, als ich für keinen Heller gelernt hatte, hielt man mich für sehr gelehrt. Als ich nachher in die hiesigen Gesellschaften eingeführt wurde und aus Geistlosigkeit darin schwieg, hielt man mich doch für sehr geistreich; als ich aus Ärger über die Langeweile, welche mir die meisten Gesellschaften machten, medisant und boshaft wurde, galt ich für einen äußerst witzigen Kopf; als ich aus einem augenblicklichen raschen Gefühl, vielleicht auch aus Eitelkeit, einige lobenswerthe Dinge beging, glaubte man, ich sey ein Muster von Großmuth und Hochherzigkeit.

Die Welt will ja betrogen seyn,
Drum werde sie betrogen.

Am 11. April. Ich erhielt heute freundliche Worte und freundliche Blicke für mein Gedicht. Man versicherte mir, daß man ihm zum Theil seine Wiederherstellung verdanke und daß man länger als eine Stunde daran gelesen und es immer wieder von neuem gelesen habe. Das Verhältniß blieb übrigens unverändert. Solms scheint sich freywillig zurückzuziehen. Schon seit einigen Sonnabenden sah ich ihn nicht bey Tychsens.

Am 14. April. Ich hatte eine sehr schöne Rose mit neunzehn Knospen gekauft um sie Cecilien zu schenken. Es bot sich heute eine glückliche Gelegenheit dazu an. Ich machte eine Visite bey der Hofräthin und sah eine kleine Monatsrose im Fenster, die ein recht klägliches Ansehen hatte. Ich spottete darüber, aber Cecilie sagte: Dies ist die einzige Blume, die ich in der Welt habe, aber ich habe ebensoviel Freude davon, als meine Schwester an ihrem ganzen Rosenflor. Ich bat sie jetzt, da sie für ihre Blumen so sehr sorge, meine Rose in Verwahrung zu nehmen und mir zu Liebe sie zu pflegen. Der Vorschlag wurde mit Dank angenommen. Zum Glück hat meine Rose noch einige Knospen mehr, als die schönste aus Adelheids Gewächshause. Wenn dieses Journal zufällig Jemandem in die Hände gerathen sollte, so wird er gewiß sagen: Mein Gott, wie hat der Mensch sich amüsiren können, so unbedeutende Kleinigkeiten, als der heutige Tagesbericht enthält, aufzuschreiben? — Lieber Freund, Du bist gewiß noch nicht verliebt gewesen, sonst würdest Du wissen, daß einem Verliebten eine Stecknadel seines Ideals ebenso wichtig ist, als dem Engländer die magna charta. Ich schreibe ja auch nicht für Dich, sondern für mich und Langeweile ist wahrhaftig noch eine ganz gelinde Strafe für Deinen Vorwitz, womit Du Dich in fremde Geheimnisse drängen willst.

Am 15. April. Heute war ein großer Thee bey Wunderlichs. Anfangs unterhielt ich mich mit Cecilien recht angenehm. Zum Unglück hatte ich aber meine bissige Laune, ein Charakter, mit dem man in Ceciliens Herzen nicht viel Glück macht, wenn auch ihr Geist sich genug dabey amüsirt. Wir sprachen von einem Thee, der vor kurzem bey dem Konsistorialrath Stäudlin gewesen war, und ich neckte Cecilien damit, daß der alte geistliche Herr, der, nebenbey gesagt, die lächerlichste Karrikatur ist, die jemals auf dem Katheder gestanden hat, sterblich in sie verliebt sey. Die junge Welt hatte bey ihm tanzen wollen, er aber hatte mit großem Grimme den Flügel zugeschlossen und den Schlüssel in die Tasche

*) Der Name kommt sonst in den Tagebüchern und Briefen des Dichters nicht vor. In dem Briefe einer Jugendfreundin des Dichters, der die Tagebücher vorgelegen, findet sich nur die Notiz: „Hannchen Sch. Frau oder Tochter eines Dr. Sch. Die Familie war nicht sehr geachtet und ist schon lange verschollen."

**) Vergl. die Eintragung vom 11. März.

gesteckt. Ich versicherte Cecilien, dieses Betragen habe seinen Grund allein in der Liebe zu ihr, da sie nicht tanzen dürfe. Sie antwortete mir, daß sie sich dieser Liebe gar nicht schäme und daß sie sehr gerne in seiner Gesellschaft sey. Ich sagte, mir liege eine sehr boshafte Bemerkung auf der Zunge, ich wolle sie aber ihr zu gefallen wieder hinunterschlucken. Wenn die Bemerkung auf mich geht, so will ich Ihnen erlauben, nicht daran zu ersticken, erwiederte sie; wenn sie gegen andere gerichtet ist, so kann ich Ihnen nicht helfen. Man sucht gern eine Folie zu seiner Schönheit, obgleich man sie nicht nöthig hat, sagte ich. Kaum hatte ich diese Worte gesagt, so wandte sich Cecilie unwillig von mir ab und sagte: Wir sprechen heute Abend kein Wort wieder mit einander. Ich konnte diesen plötzlichen Zorn nicht begreifen, sah aber jetzt plötzlich, daß Christel Mayer an Cäciliens Seite saß. Leider ist diese von der Natur etwas stiefmütterlich in Rücksicht ihres Körpers behandelt und Ceciliens vertrauteste Freundin. Ich merkte jetzt, worauf Cecilie meine Worte gedeutet hatte. Ich redete sie noch einige Mahle an, erhielt aber keine Antwort Nun wurde ich auch grimmig; ich stellte mich so, daß sie jedes Wort von mir hören konnte und fing an, über die ganze Welt aufs gehässigste zu medisiren. Nachher stand Cecilie auf, nahm mich bey Seite und machte mir heftige Vorwürfe über mein Betragen. Ich antwortete, ich fühlte mich sehr beleidigt, daß sie mir die niedrige Absicht zuschreiben könnte, ihre Freundin wegen ihres Körpers verspotten zu wollen. Wir versöhnten uns heute Abend nicht. Sie ging früh fort, weil sie über Kopfweh klagte, nahm indeß von mir Abschied, da sie sich der andern Gesellschaft heimlich entstahl. Ich denke, am künftigen Sonnabend wird sich die Sache redressiren lassen.

Am 18. April. Ich überredete heute Dissen, mit mir nach Tychsens zu gehen, weil er schon übermorgen nach Marburg abreisen will. Ich fragte bey meiner Ankunft Cecilien, ob sie noch zürne und sie antwortete, sie sollte es billig thun, indeß sie verzeihe gern, wenn ich bereute. Ich weiß jetzt nicht, quelle mouche me piqua — genug, ich gerieth auf den Einfall, den Beleidigten zu spielen. Ich saß bey Dissen, an dessen Seite Cecilie saß. Sie sprachen beyde sehr feurig von recht interessanten Dingen, ich aber saß kalt wie ein Stein und steif wie eine Hopfenstange dabey. Dissen wußte meinen Zank mit Cecilien und wollte vermitteln. Er stieß mich einige Mahle mit dem Knie an, um mich lebendig zu machen, aber obgleich mir dieses so komisch vorkam, daß ich lachen mußte, wich ich doch von meinem Eigensinn nicht. Auch Cecilie merkte jetzt meine Verstimmung. Sie fragte um die Ursache und erhielt etwas Gleichgültiges zur Antwort, und es erfolgte ein neues Schweigen von meiner Seite: Wollten Sie nicht die Güte haben, etwas mit mir zu reden? sagte sie endlich. Wenn Sie es verlangen, recht gern, antwortete ich; sollen wir vom Wetter oder vom Kriege reden? Die Antwort verdroß sie, und sie schwieg. Dissen sagte zu ihr: Es schmerzt ihn, daß er Sie beleidigt hat: darum wagt er nicht zu reden; aber Sie werden ihm gewiß verzeihen, denn er meint's nicht böse. Ich will und brauche keine Verzeihung, rief ich, denn ich habe nicht beleidigt, sondern bin beleidigt worden. Der Streit erregte Aufmerksamkeit und die Gesellschaft mischte sich darin. Dissen mahnte mich indeß ans Fortgehen, weil wir uns noch bei Toelken zum Abendessen versagt hatten. Adelheit hatte mir unterdeß eine Amaryllis gezeigt, die ich unausstehlich fand; zugleich tadelte ich eine sehr schöne Moosrose, die sie hat, und sagte, sie wäre so steif, als eine Grazie in der Schnürbrust. Adelheit wurde hierüber böse und sagte mir, als ich Abschied von ihr nahm: Gehen Sie, Sie nehmen meinen ganzen Zorn mit sich. Als ich mich Cecilien empfahl, flüsterte sie mir zu: Von mir hingegen nehmen Sie die Verzeihung mit. Dieses war wirklich schön von ihr. Ich sprach nachher mit Dissen darüber, welcher mich tadelte und mir nachher versprach, für mich zu reden und mich Cecilien als einen der Wenigen zu empfehlen, die ihres näheren Vertrauens werth wären. Diese Empfehlung kann von Nutzen seyn, denn sie ehrt Dissens Meinung außerordentlich.

Am 25. Aprill. Heute kam ich nach Tychsens, um mich völlig mit Cecilien zu versöhnen und ihr wo möglich die Epistel, die das Geständniß meiner Liebe enthält, in die Hände zu spielen. Ich fragte sie, ob sie sich des vorigen Sonnabends noch erinnere und sie sagte mir zu meiner Freude, sie habe ihn ganz vergessen. Ich wußte nicht viel Kluges zu sprechen und überließ daher dem Grafen Solms meinen Platz. Dieser suchte die Zeit so gut als möglich zu benutzen, ich machte ihm aber bald einen Strich durch die Rechnung, indem ich Cecilien bat, mir die Fantasie von Bach, die mir neulich so sehr gefallen habe, noch einmahl vorzuspielen. Ich sagte ihr so viel Schönes über ihren Geschmack in der Musik und urtheilte über einige Punkte so richtig — zum Glück hatte ich am Nachmittage in Kirnbergers Kunst des reinen Satzes in der Musik studirt — daß sie sich endlich bewegen ließ. Sie spielte bewunderungswürdig und es war keine Verstellung von mir, als ich ihr sagte, ich sey von den Tönen sehr ergriffen. Sie gab mir zum Dank noch eine Fuge in den Kauf und wir setzten uns dann in einen Kreis, Cecilie zwischen Solms und mir, Adelheit mir schräg gegenüber zwischen dem Grafen Schulenburg und dem Herrn von Nütz. Solms unterhielt Cecilien sehr angelegentlich; ich war in beständiger Unruhe wegen der Ausführung meines Unternehmens und hatte daher nicht Freyheit des Geistes genug, um interessant unterhalten zu können. Endlich nahm ich ihren Strickkorb, um das Gedicht, das ich im Aermel hatte, unbemerkt hineinzuspielen. Aber da saß mir Adelheit gegenüber mit ihren Argusaugen und gab auf meine kleinste Bewegung Acht, als hätte sie meine Absicht geahndet. Ich stand endlich auf, that als ob ich den Korb aufs Klavier setzte, behielt ihn aber und trat an's Fenster, um nach dem Wetter zu sehen. Hier gelang mir, was ich wünschte, kaum aber war es geschehen, so

fing Adelheit laut an zu lachen, flüsterte Schulenburg etwas in's Ohr und theilte diesem ihre Lachlust mit. Sie sah sich hierauf nach mir um, und ich glaubte mich verrathen. Solms meinte, man lache über ihn und wurde verlegen, bis ihm Adelheit zu meiner Beruhigung versicherte, sie habe sich nicht enthalten können, zu gähnen und darüber gelacht. Jetzt forderte Cecilie ihren Korb und ich wußte nicht, was ich thun sollte, denn das Gedicht lag ganz oben. Ich verweigerte ihn scherzend, hätte mich aber nicht lange vertheidigen können, wenn nicht die Gesellschaft aufgebrochen wäre. Während der Abschiedskomplimente trat ich zu Cecilien und sagte ihr heimlich, sie habe einst mein erstes Gedicht an die Frau von Stockhausen zu sehen verlangt, ich habe es in ihren Strickkorb gelegt, sie müsse mir heilig versprechen, es keinem zu zeigen. Ich wiederholte diese Bitte noch mehrere Mahle angelegentlich und mit bedeutenden Mienen und Worten, bis die Gesellschaft unsere Unterhaltung merkte und die Hofräthin fragte: Nun, was habt ihr denn dort miteinander? Jetzt ging ich fort und beschloß, vor künftigen Sonnabend nicht wieder hinzukommen, damit ich ihr Zeit ließe, einen Entschluß wegen ihres künftigen Benehmens gegen mich zu fassen. Mein Vorwand mit der Frau von Stockhausen ist sehr glücklich ersonnen, denn er schützt mich von allen Seiten. Dieser Schritt muß Solms, der seit seinem Zank mit Cecilie sein Haupt wieder etwas empor zu heben anfing, ruiniren. Aber auch für mich kann er sehr wichtige Folgen haben, die ich jetzt nicht bedenken will.

Am 2. May 12. Heute ging ich mit etwas sonderbaren Empfindungen nach Tychsens. Neugier und Verlegenheit kämpften in mir. Noch nie habe ich mit solch einem Mädchen in einem Verhältnisse gestanden. Ich trat indeß ziemlich ruhig in's Zimmer. Es war noch niemand da. Cecilie saß am Clavier. Ich verbeugte mich beym Hereintreten halb gegen sie und ging dann zur Hofräthin. Als ich einige Worte gewechselt hatte, trat ich zu Cecilien. Sie lächelte mich mit einem unbeschreiblichsüßen Blick an und wir sprachen dann ungenirt von gleichgültigen Dingen. Der Abend verging zu meinem Erstaunen ohne etwas merkwürdiges. Sie hat wahrhaftig die klügste Parthie ergriffen. Auch der Graf Solms kam, ging aber früh wieder fort. Beym Abschiede erhielt ich einen solchen Blick wie bey der Ankunft.

Am 3. May. Die Hofräthin hatte mir gestern Vorwürfe gemacht, daß ich sie noch nicht auf dem Garten besucht habe. Ich ging heute hin und fand Gustav von Usedom schon dort. Ich hatte meinem Geist mehr zugetraut, als er leisten konnte. Ich war noch in der Verdauungszeit und daher ohne Verstand. Cecilie saß hinten am Fenster, ich konnte also nicht gleich zu ihr kommen, und sprach in der ersten Stunde kein Wort mit ihr. Wir gingen darauf in den Garten, Adelheit, Usedom, die Hofräthin und ich; Cecilie wollte nicht mit, das nahm ich ihr übel. Endlich kam sie herunter und nachdem Herr von Nütz noch die Gesellschaft vermehrt hatte, tranken wir unten Thee. Ich setzte mich schon etwas verdrießlich entfernt von Cecilien, Usedom aber stand bey ihr und sagte ihr ohne Aufhören Dinge, die zum Eckel läppisch waren. Mit jeder Minute wuchs mein Ärger, nicht weil ich grade eifersüchtig war, sondern weil mein Ideal solche Fadaisen, wie es mir schien, mit Vergnügen anhören konnte. Endlich gingen wir wieder hinauf. Ich versuchte es noch einmahl, mich Cecilien zu nähern, aber mein Geist war durch meinen Ärger gänzlich unterdrückt. Sie schien mir so kalt wie Eis. Ich bat sie beym Fortgehen um ihren Arbeitskorb. Sie gab ihn mir, nahm ihn aber gleich wieder. Ich bat sie, ihn mir zurückzugeben und sie wollte nicht. Usedom kam hinzu und wollte ihn für sich haben. Es schien mir so klein und niedrig, mit diesem Null um dieselbe Gunst zu werben, daß ich schnell die Hand los ließ, Cecilie unwillig den Rücken wandte und an's Fenster trat. Usedom erhielt natürlich den Korb auch nicht. Ich trat darauf an den Sofa, sah ein Buch liegen, nahm es mechanisch und fand, daß es ein englischer Roman der Mstrß. Burney „Cecilia" war. Halb aus Bewegung halb mit Bedacht, warf ich es, sobald ich den Titel gelesen hatte, mit Heftigkeit auf den Sofa zurück. Ich wollte darauf schwören, daß sie es bemerkt hatte. Beym Zuhausegehen ging ich neben der Mutter und unterhielt mich angelegentlich mit ihr. Auf dem Wall kam ich zufällig an Ceciliens Seite. Sie hatte meine Stimmung bemerkt und suchte einzulenken. Meine Knöpfe, worin die Sonne sich spiegelte, warfen ein Licht in den Schatten. Um ein Gespräch auf die Bahn zu bringen, sagte sie: Sehen Sie, die Sterne tanzen vor Ihnen. Ich antwortete mit Bitterkeit: Alle Verklärung ist nur Schein, und ging wieder an die Seite der Hofräthin. Beym Abschiednehmen vor der Hausthür warf sie noch einen Blick auf mich, ich gab ihr aber nur eine halbe Verbeugung mit einem etwas verächtlichen Blick und ging zu Hause. Obgleich ich höchst ärgerlich seyn sollte, empfinde ich doch eine gewisse Zufriedenheit, vielleicht weil ich mich männlich betragen habe.

(Ein dritter Artikel folgt.)

Metrische Übertragungen.

II.

Aus der englischen Litteratur sei zunächst der Übertragungen britischer und amerikanischer Dichter des XIX. Jahrhunderts gedacht, welche John Henry Mackay unter dem Titel „Jenseits des Wassers" (Zürich, Verlags-Magazin, J. Schabelitz) hat erscheinen lassen. Der Übersetzer hat sich selbst nicht ohne Glück als Dichter versucht und da er durch seine schottische Abstammung und seine deutsche Erziehung sehr wohl zu einem Mittleramt, wie dem hier geübten, berufen ist, so habe ich in dem Bändchen besseres

vorausgesetzt, als darin zu finden ist. Daß er sich bei der Auswahl sichtlich nicht bloß von dem Bestreben, bisher Unübersetztes zu bieten, hat leiten lassen, sondern auch von einem höchst subjektiven Geschmack — ihm liegt die Poesie offenbar vor Allem in der grellen Farbe — war umsomehr sein Recht, als er ja kein Gesamtbild bieten wollte, aber leider fehlt es ihm noch an einer unentbehrlichen Eigenschaft: dem Fleiß. So allein lassen sich die undeutschen, ja unverständlichen Wendungen erklären, die fast auf jeder Seite zu finden sind, z. B.:

„Tod fand auf glatter Braun seltsame Schönheit
Und strich sie aus —“

(Anfangsverse von L. H. Sigourney's „Tod eines Kindes“) oder der Eingang eines Gedichts von Felicia Hemans:

„Italiens weiche Luft! wie reich geschmückt
In deiner Purpurglut die Wildnis glimmt!
Welch Farbenspiel, vom West zurückgeschickt,
Über des ewigen Schnees Heimat schwimmt“ u. s. w.

Und ist es noch eine deutsche Nachdichtung zu nennen, wenn Mackay die zweite Strophe von E. B. Brownings „Der Schrei der Kinder“ wie folgt formt:

Fragst die Kinder du in ihren Sorgen,
Warum fallen Eure Thränen so?
Mag der Alte weinen um sein „Morgen“,
Das verlorne ging im „Long Ago“ u. s. w.

Nicht jeder kann ein Freiligrath sein, aber sein Beispiel, wie man die Farbe des Originals wahren und dabei doch ein gut deutsches Gedicht schaffen kann, hätte für Mackay fruchtbringender sein sollen. Die kritischen Bemerkungen über die übersetzten Dichter zeugen von einer Einseitigkeit, einer Unduldsamkeit, die an Beschränktheit grenzt. Deutet es z. B. wirklich auf Altersschwäche, daß Swinburne aus einem radikalen Republikaner ein liberaler Monarchist geworden ist? Und ist nur derjenige Dichter als großer Denker zu bezeichnen, der sich von religiösen Vorstellungen gänzlich befreit hat? Was war dann z. B. Dante?!

Eine höchst sonderbare Bekanntschaft vermitteln uns Karl Knortz und T. W. Rolleston durch ihre Übertragung der „Gedichte“ von Walt Whitman: „Grashalme“. (Zürich, Verlags-Magazin J. Schabelitz.) Whitman ist ein Amerikaner, nach Rolleston's Meinung „füllt er eine leere Stelle in der Weltlitteratur aus; er ist der Dichter, in welchem die amerikanische Demokratie endlich eine Stimme gefunden hat“, und dieser von den beiden Herren Übersetzern sieht „die Zeit kommen, wo die Welt ihn als Weltdichter anerkennen wird, als einen, dessen Poesie in den fernsten Ländern denselben Wert hat, wie zu Hause.“ Daß Whitman Verse schreibt „von vierzig oder mehr Silben, die zuweilen mit solchen von fünf oder sechs abwechseln“, scheint Rolleston fast nur ein Vorzug mehr, „denn diese Dichtung geht so rein, so unmittelbar, so unverstellt von irgend welchen kleinlichen Gefühlen aus den Tiefen einer kerngesunden menschlichen Natur hervor, daß wir sie wirklich eher im Lichte eines Naturerzeugnisses, als irgend eines Kunstproduktes zu betrachten gezwungen sind“. Knortz aber meint wohl, daß Whitman seinen Lesern allerdings zuweilen „starken Tobak offeriert“, aber auch er ist der Meinung, daß sich die Gedichte des ehemaligen Tischlers, Bauunternehmers, Journalisten und derzeitigen Beamten „durch imponierenden Gedankenreichtum, überraschende Schönheiten und hochedle Gesinnung auszeichnen“. Wer nun, mit solchen Lobsprüchen im Ohr, an die Lektüre geht, wird sich zunächst eines ungeheuren Staunens, dann aber, fürchten wir, einer ungeheuren Heiterkeit nicht erwehren können. Daß die „Verse“, die Whitman schreibt, Prosa sind, darüber kämen wir leicht hinweg, es giebt ja auch „Gedichte in Prosa“; schwerer wiegt es für uns, daß es plumpe, nüchterne, mit schmutzigen und gemeinen Ausdrücken überlastete Prosa ist, die wir da genießen müssen; das Peinlichste aber ist doch der Inhalt. Whitman ist ein Autodidakt, dem Alles, was ihm einfällt, neu erscheint, weil er den Gedankenschatz der Menschheit nicht kennt, ein Viertels-Gebildeter, der, vielleicht anfangs absichtslos, dann aber wohl mit Berechnung, Sinn und Unsinn mischt, endlich ein dreister Geselle, der Alles hinschreibt, was ihm durch den Kopf geht, auch das Unflätigste; ob er wirklich an Größenwahn leidet oder sich nur so stellt, wissen wir nicht. Es wird immer Leute geben, denen es imponiert, wenn Jemand Unsinn redet und zwischendurch herablassend frägt: „Versteht Ihr auch meinen Tiefsinn?“! — und die rufen dann begeistert: „Ja, Meister!“ Andere aber erwidern mehr oder minder höflich: „Nein, du Faselhans, so wenig, wie du selber!“ Welche der beiden Antworten der Leser geben will, mag er selbst entscheiden. Hier zwei der kürzesten und — das darf ich versichern — relativ verständigsten „Rhapsodien“:

„Ich sehe die Städte der Erde und werde ohne Unterschied Teil von ihnen.
Ich bin ein echter Pariser,
Ich wohne in Wien, in Petersburg, in Berlin, in Konstantinopel,
Ich bin aus Adelaide, Sidney, Melbourne,
Ich bin aus London, Manchester, Brüssel, Edinburgh, Limerik,
Ich bin aus Madrid, Kadix, Barcelona, Porto, Lyon, Brüssel, Bern, Frankfurt, Stuttgart, Turin, Florenz,
Ich gehöre nach Moskau, Krakau, Warschau, oder nordwärts nach Christiania, oder nach Stockholm, oder nach dem sibirischen Jrkutsk, oder wohne auf irgend einer Straße in Island;
Ich lasse mich herab auf alle diese Städte und steige wieder von ihnen auf.“

In der andern Rhapsodie zählt der Dichter auf, was er liebt; sie kann leider nur im Auszug gegeben werden:

„Zappeln der rundlichen Säuglinge, der Busen und Köpfe der Frauen, die Falten ihrer Kleidung, ihr Gang über die Straße, das Profil ihrer Gestalt abwärts;
Das Vor- und Rückwärtsbiegen der Ruderer in Ruderbooten, der Reiter im Sattel,
Der Marsch der Feuerwehrleute in ihrem Kostüm, das Spielen der männlichen Muskeln durch die enggezogenen Hosen und Leibriemen gesehen,
Solches liebe ich — ich befreie mich, geh' ungebunden, bin an der Brust der Mutter mit dem kleinen Kinde“.

Ich glaube nichts beifügen zu sollen.

Die brave, gewissenhafte Art, in welcher P. J. Willatzen skandinavische Dichter zu übersetzen pflegt, ist in dieser Zeitschrift bereits wiederholt, von mir und Anderen, anerkannt worden, aber ebensowenig haben wir verschwiegen, daß er über ein gewisses anständiges Mittelmaß nicht hinausreicht, und wohl daran thäte, uns die modernen Lyriker des Nordens vorzuführen, statt die allerbekanntesten noch einmal, und oft genug spießbürgerlicher, als seine Vorgänger, zu übersetzen. Herr Willatzen bleibt ruhig in seinen Bahnen und hat nun, um einem besonders tiefgefühlten Bedürfnis abzuhelfen, Bellmann, den lustigen Bellmann, zum herannahenden Centenarium seines Todestages neu verdeutscht — das steht ihm gewiß frei, aber ebenso der Kritik, zu sagen, daß es selten eine überflüssigere Arbeit gegeben hat, als diese. „Der Weingott des Nordens. Dichtungen von C. M. Bellmann“ ist der Titel des Büchleins (Bremen, M. Heinsius Nachf.), denn so hat Tegner den fidelen alten Schweden einmal genannt; aber ich weiß nicht, liegt es daran, daß wir nachgerade doch dieser zopfig-anakreontischen Manier, an welcher sich unsere Urgroßväter erlabten, fremd gegenüberstehen, oder hat's der gute Willatzen diesmal gar zu langweilig pedantisch gemacht, aber mir hat Bellmann, nachdem ich diese Verdeutschung zu Ende gelesen, nicht so sehr der Wein-, als vielmehr der

Schlafgott des Nordens scheinen wollen. Oder kann es einen Menschen am Ausgang des XIX. Jahrhunderts zu unbändiger Heiterkeit verführen, wenn er Verse liest wie den folgenden?!

„Flöten, blas't die Melodie
Unserm frohen Schwarme!
Nymphchen mir im Arme
Um den Thron Gott Amors hie
Tanzen ich und sie!
Ringsher blitzen schöne Augen siegessicher!
Nymphchen reicht die rechte Hand mir mit Gekicher:
Losgelegt, ob's bricht, ob's hält —
Pah, vergeß't die Welt!“

Den armen Nekrassow, den großen realistischen Lyriker der Russen, verfolgt das Unglück über das Grab hinaus; im Leben ließ ihm die russische Censur keine Ruhe und nach dem Tode übersetzt A. von Timroth zwei seiner ergreifendsten Dichtungen „Russische Frauen“, (Dresden, Pierson) in haarsträubenden Versen. Zwei Proben mögen genügen. In der Kirche — „Dort hört man nicht des Lebens Lärm — All das Geschrei verstillt; — Und eine lichte Herzenswärm' — Uns wohlthuend erfüllt.“ Der Gouverneur hält die Fürstin Trubetzkoi von der Reise nach Sibirien durch folgende Vorstellung ab: „Wie lange wohnen könnten Sie — In diesem kalten Land, — Wo warme Frühlingsluft ist nie — Den Einwohnern bekannt.“ Wir schwärmen nicht für die Eingriffe der Polizei in die Litteratur, aber wenn Timroth von Amtswegen aufgetragen würde, daß er „verstillt“, so könnten wir dies nur in der Ordnung finden.

Auch Albert Weiß ist in seiner Übertragung der „Erzählenden und Lyrischen Gedichte von Julius Slowacki“ (Halle, Hendel) dem Talent des genialen polnischen Romantikers wenig gerecht geworden. Er hat sich redlich abgequält, auch ist er nicht etwa ein Stümper, wie Timroth, aber um die Farbenpracht und die nervös vibrierende Sprache Slowackis wiederzugeben, bedürfte es einer congenialen Natur. Ob wohl Jemand den glühenden Freiheitsdurst, die Kraft des Ausdrucks, welche das Original aufweist, aus folgender Strophe der Nachdichtung wird ahnen können?!

„Eher wälzt die Flut die Inseln,
Ehe der Kosak in Ruhe
Greift zum Pfluge. Müßt' erkaufen
Er mit Gold die Gunst des Herren,
Lieber Schweiß- und
Thränen-triefend
Schleppt er Salz im Hafen!“

Die südslavischen Litteraturen sind nur durch eine Probe vertreten. Carl Gröber hat ein neuerdings von Friedrich S. Krauß in Bosnien aus dem Munde der dortigen slavischen Muhamedaner aufgezeichnetes Volksepos: „Mehmed's Brautfahrt“ in's Deutsche übersetzt (Wien, Alfred Hölder). Der Zeit, wo sich auf Goethes Anregung die Aufmerksamkeit in Deutschland der südslavischen Litteratur in reichem, ja überreichem Maße zuwandte, ist längst vorüber; die Lieder, die in fünffüßigen Trochäen von den Kämpfen der Christenhelden gegen die Türken singen, kommen uns heute nicht mehr so schön und gewaltig vor, sei es, weil wir ihrer zu viele kennen gelernt und sich alle diese Erzeugnisse desselben Volksgeistes im Guten und Schwächeren gleichen, wie ein Ei dem anderen, sei es, weil sich die politischen Sympathien für die vom Türken geknebelten Völker in starke Gleichgiltigkeit gegen die Befreiten, die von ihrer Freiheit zuweilen sehr curiosen Gebrauch machen, gewandelt haben. Auch das vorliegende Lied wird, fürchten wir, wenig Leser finden, obwohl es schon deshalb Aufmerksamkeit verdient, weil es die Kehrseite der Medaille zeigt: dieselben Kämpfe in muhamedanischer Auffassung. An poetischer Kraft steht dies Lied vom Kampf an der „Glinavoda“ keinem der von Talvj, Kapper und Gerhard verdeutschten nach. Besonders lesenswerth ist die Einleitung, in welcher Gröber den historischen Kern des Liedes fixiert und so einen sehr interessanten Beitrag zur Entstehungsgeschichte derartiger Volksepen liefert.

Alexander Riso Rangabé, vormals griechischer Gesandter in Berlin, gilt als einer der vorzüglichsten Dichter der neuhellenischen Litteratur. Nicht mit Unrecht, das beweist seine epische Dichtung in fünf Gesängen „Der Volksverführer“, welche uns in vortrefflicher Übersetzung von O. A. Ellissen vorliegt. (Berlin, Freund & Jeckel.) Der Held derselben ist jener Mönch oder Arzt Stefan, (Rangabé läßt ihn beides sein) der sich unter Katharina II. als „falscher Peter“ ausgab. Die Handlung des Epos ist nicht eben reich entwickelt und von breiten Beschreibungen überwuchert, aber diese Beschreibungen sind an sich schön und wo sie griechisches Leben jener Zeit schildern (der Dichter läßt den Usurpator aus einem griechischen Kloster hervorgehen), vom Reiz des Fremdartigen umflossen.

Otto Hartung.

Litterarische Notizen.

— Die altrussischen Heldensagen von „Fürst Wladimirs Tafelrunde“ haben neuestens in Bernhard Stern einen fleißigen und gewandten Übersetzer gefunden. (Berlin, Siegfried Cronbach 1892.) Die alten „Bylinen“ sind so interessant, für die Erkenntnis altrussischer Art so wichtig und dabei so voll von Poesie, daß dieser Versuch, sie dem deutschen Publikum zu vermitteln, willkommen geheißen werden muß. Daß Stern die Versmaße der Originale, die Rezitative sind, nicht nachbildete wird man begreiflich finden, auch läßt seine Prosa-Übersetzung den dichterischen Wert ungeschmälert, da sie treu und geschmackvoll ist, gleichwohl wird man in Deutschland, fürchten wir, durch seine Übersetzung so wenig die volle Anschauung von dem Wesen dieser Volksdichtung erhalten, als wenn etwa ein Russe seinen Landsleuten das Nibelungenlied in russischer Prosa vorführen wollte. Das richtige Versmaß für die Übersetzung wäre der „serbische“, fünffüßige Trochäus gewesen. — Einleitung und bibliographischer Anhang sind recht fleißig gearbeitet. Fr.

— Romanciers allemands contemporains par Edouard de Moursier. Paris, Pertin & Co. — Es gehört Unbefangenheit, ja Mut dazu, heute als Franzose über die deutsche Litteratur der Gegenwart im Ganzen wohlwollend zu urteilen und darum schon verdient Herr von Moursier unsere Anerkennung. Auch hat er sich mit einigen unserer hervorragenden Dichter wirklich, wie es scheint, eingehender beschäftigt. Ein allzubedeutender Kritiker ist er freilich nicht und von einem Franzosen hätten wir immerhin größere Eigentümlichkeit und Selbständigkeit der Auffassung erwartet. Was er über Heyse, Spielhagen, Freytag, Raabe sagt — jene vier Dichter, die er würdigt, die Anderen finden sich kaum erwähnt —, unterscheidet sich nicht allzuviel von dem, was freundliche Beurteiler in deutschen Zeitungen über sie sagen. Von dem Geiste, dem Inhalt, den Kämpfen unserer modernen Litteratur werden die Franzosen freilich aus diesem Buche nicht allzuviel erfahren, und unter dem Wenigen nicht allzuviel Richtiges. Dies Letztere aber scheint ja nun einmal zu den berechtigten Eigentümlichkeiten jedes französischen Buchs über Deutschland zu gehören; es wiegt angesichts dessen, was

einige seiner Landsleute geleistet, nicht schwer, daß er als Gruppe des „Jungen Deutschland" Gutzkow, Kühne, Laube, Auerbach und Fanny Lewald aufzählt, den alten Freiheitsdichter „Moritz Arndt" nennt, oder glaubt, daß wir Deutschen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften Niemand höher verehren, als — Ludwig Büchner und Karl Vogt! Und vollends gehen wir mit ihm nicht hart zu Gerichte, daß er von „Dorfsgeschichten" spricht oder zitiert: „So weit wo die deutsche Zunge klingt" oder seinen Landsleuten erzählt, daß auch in Deutschland bei Erstaufführungen der Name des Dichters immer am Schlusse der Darstellung genannt wird. Minder harmlos ist es schon, wenn er nichts von einem deutschen Drama weiß und die Franzosen versichert, bei uns herrsche die französische Komödie noch ganz allmächtig. Indeß — transeat cum caeteris — im Allgemeinen ist's ja ein gut gemeintes Buch.

r. g.

— Das schöne Buch von Justinus Kerner: „Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit", Erinnerungen aus den Jahren 1786 bis 1804, welches vor nun vierzig Jahren zuerst erschienen ist, ist kürzlich vom Krabbe'schen Verlag in Stuttgart in zweitem, unverändertem Abdruck herausgegeben worden. „Man erwarte auf diesen Blättern keine Dichtungen", sagt der Verfasser im Vorwort, „sie enthalten ungeschmückte und wahre Erlebnisse". Mag sein — wie eine Dichtung liest sich das Buch doch und die Reihe eigentümlicher, ja geradezu seltsamer Gestalten, die Kerner vorführt, ist so plastisch herausgearbeitet, wie's nur ein Poet kann. Wen es nach einem guten, stillen, schönen Buch gelüstet, das ihm begrabene Zeiten wieder aufleben läßt, der lese Kerner's Selbstbiographie.

Fr.

— Wir haben noch kein umfassendes Wörterbuch der Synonymen unserer Sprache, sondern erst einige Beiträge dazu, unter denen Daniel Sanders „Wörterbuch deutscher Synonymen" und seine „Neuen Beiträge zur deutschen Synonymik" einen hervorragenden Platz einnehmen. Als eine Ergänzung, beziehungsweise Erweiterung dieser Arbeiten hat er nun einen neuen Band: „Bausteine zu einem Wörterbuch der sinnverwandten Ausdrücke im Deutschen" (Berlin, Lüstenöder) folgen lassen. Des Strelitzer Forschers Fleiß und Sachkenntnis bedürfen keines Lobes mehr; das Buch sei Allen, die es brauchen — und das sind eigentlich alle Gebildeten, welche ihre Sprache lieben — empfohlen.

Fr.

— Eine hübsch geschriebene Biographie Walters von der Vogelweide hat der Grazer Litteraturhistoriker Anton E. Schönbach im Verlage von L. Ehlermann in Dresden erscheinen lassen. Der Verfasser wollte kein Buch schreiben, das den Gelehrten Neues sagt, hat aber überall den heutigen Stand der wissenschaftlichen Forschung berücksichtigt und sich im Übrigen geschmackvoller und klarer Darstellung beflissen. Über die Frage, wo die Wiege des großen mittelalterlichen Lyrikers gestanden, äußert sich Schönbach kurz, kühl und verständig dahin, daß wir eben nichts Genaues darüber wissen, wohl auch nicht wissen können. Jene Hypothese, der er am meisten zuneigt, konstruiert Niederösterreich als die Heimat des Dichters.

Fr.

— Alexander Graf Fredro der Ältere (1793 bis 1876) war der fruchtbarste und gewandteste Lustspieldichter der Polen. Zwei seiner Stücke „Consilium facultatis" und „Das Licht ist ausgelöscht" hat Hermann Löwenthal in deutscher Übersetzung erscheinen lassen. (Norden, Henricus Fischer Nachf. 1888.) Die erste Übertragung in unsere Sprache ist dies nicht und das Bedürfnis nach einer neuen will uns nicht recht einleuchten, namentlich da Fredros Manier und Erfindung doch sehr den Stempel des Veralteten trägt. Immerhin sind die beiden Kleinigkeiten kurzweilig genug, auch liest sich die Übersetzung glatt.

Fr.

— Maximilian Schmidt, der brave oberbayrische Volks-Erzähler, schreibt tapfer darauf los, Band um Band, zur Freude seiner Leser und auch der Kritik nicht zum Verdruß. Seine Erfindungsgabe ist nicht eben allzu groß, aber sie reicht hin, um immer neue, hübsche, spannende Verwicklungen auszusinnen; der Vortrag ist schlicht und natürlich, die Empfindung herzlich und warm, die Lebensanschauung gesund. Schmidt ist immer gemütlich, zuweilen sogar gemütvoll, selten sentimental, immer aber und auf jeder Seite erweist er sich als ein Schilderer heimischer Sitte und Volksart, so kundig, treu und liebevoll, wie seine Landsleute derzeit keinen zweiten haben. Nicht Alles, was er schreibt, entspricht künstlerischen Anforderungen, gewiß nicht! — aber vergleicht man ihn mit den anderen oberbayrischen Erzählern, so wird man nicht zweifeln, daß er unter ihnen auch litterarisch am höchsten steht. Die kleine Bibliothek, die uns heute von ihm vorliegt, umfaßt die einbändigen Erzählungen: „Der Musikant von Tegernsee", „Die Jochenauer in Griechenland", „S' Liserl", „Der Bernhardsritt"; dann die Novellen: „Der Primiziant", „Die Pfingstel-Braut", „Der Scherzel-Geiger" (sämtlich im Verlage von A. G. Liebeskind in Leipzig). Auch die Ausstattung ist recht gefällig.

— Die „Berliner Neudrucke", welche Ludwig Geiger, B. A. Wagner und Georg Ellinger im Verlage der Gebrüder Paetel hier herausgegeben, haben sich leider nicht jener Teilnahme des Publikums zu erfreuen gehabt, deren sie wohl würdig gewesen wären, denn ihr Programm „nur Werke zu publizieren, welche, in enger Beziehung zu Berlin stehend, selten geworden sind und vor allem daneben einen wichtigen Einfluß auf die Kultur- und Litteraturströmung ihrer Zeit ausgeübt haben" — dies Programm hätte dem Unternehmen ein besseres Los sichern sollen. Auch an der Durchführung kann es nicht gelegen haben. Was die Herausgeber aus der Verschollenheit hervorgezogen, war des Neudrucks wert. Dieses Schicksal des Unternehmens enthebt uns nicht der Pflicht, auch von jenen Bänden, die zuletzt erschienen, Notiz zu nehmen. Ludwig Geiger hat in den „Berliner Gedichten 1763–1806" versucht, „ein Stimmungsbild der Berliner Gesellschaft in jener langen Friedenszeit zwischen dem Ende des siebenjährigen Krieges und der Zertrümmerung des preußischen Staates zu geben." Berücksichtigt wurde natürlich in erster Linie der kulturhistorische Wert, daneben die Verschollenheit; was seit seinem ersten Erscheinen wieder gedruckt worden, fand keine Aufnahme; die Anthologie will nicht ergötzen, sondern belehren und wird in dieser Hinsicht den Freunden Berlinischer Geschichte sehr willkommen sein. Dahingestellt mag bleiben, ob des Herausgebers Zaghaftigkeit in der Wiedergabe jener Gedichte, welche die lockeren Sitten der Preußischen Hauptstadt unter Friedrich Wilhelm II. schildern, gerechtfertigt war; in einer Publikation zu wissenschaftlichen Zwecken scheint uns dies nicht am Platze. Noch dankenswerter, weil für weitere Kreise von Interesse, ist der gleichfalls von Ludwig Geiger besorgte Neudruck des „Musenalmanachs auf das Jahr 1806. Herausgegeben von L. A. v. Chamisso und K. A. Varnhagen". Es ist dies der dritte Jahrgang des Almanachs, zugleich der ästhetisch und litterar-historisch bedeutsamste, weil er das wichtigste Dokument zur Entwicklungs-Geschichte der Berliner Romantik ist. Die Einleitung bringt nähere Belege über die Dichter und einen Auszug aus den Kritiken über den Almanach. Nur für die Fachkreise im engsten Sinne ist ein drittes Heft bestimmt: ein von Georg Ellinger besorgter und eingeleiteter Neudruck von „Nikolaus Peuckers wohlklingender Pauke (1650–75) und drei Singspielen Christian Reuters (1703 u. 1710)".

— Der neue Roman von Georg Ebers „Per aspera" (Zwei Bände, Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) unterscheidet sich weder im Stoff, noch in der Ausführung von jenen Werken, welche dem rastlosen Erzähler und Gelehrten die Gunst breiter und weiter

Schichten des Publikums, aber auch ernste Einwendungen der Kritik, welche nach dem künstlerischen Werte fragen muß, zugeführt haben. Es ist also vom Standpunkt der „Deutschen Dichtung" kaum Etwas über dies Werk zu bemerken, was nicht Paul Nerrlich vor einiger Zeit in einer liebevollen, aber besonnen abwägenden Charakteristik dieser historischen Romane bereits an dieser Stelle gesagt hätte. Fr.

— Radu Gleva. Roman von Marco Brociner. (Dresden, Verlag des Universum 1892.) Wenn nicht alle Zeichen trügen, so wird der Name Brociner demnächst bei allen Commis und Nähmamsellen in Deutschland einen Klang haben, der den des seligen Ewald August König weit überglänzt. Weiß Gott, Ewald August König wußte doch ganz genau, was man an „Sensationen" zusammentragen muß, wenn man in diesen Kreisen, auch noch etwas höher hinauf und etwas tiefer hinunter, populär werden will, aber Marco weiß es besser. Ein Teufelskerl, dieser Marco — was er da Alles an gräßlich schönen Sachen zusammengetragen hat, wird man erst recht inne, wenn man versuchen will, es nachzuerzählen. Also: Demeter Orlan, ein wunderschöner rumänischer Bojar, hat ein gleichfalls wunderschönes Mädchen, Marie, verführt und sie dann mit einem Lumpen, Nicu Gleva, verheiratet; Mariens wunderschöner Knabe Radu ist nicht Nicu's, sondern Orlan's Sohn, weiß es aber nicht. Dann hat Orlan ein reiches Mädchen, Adele, geheiratet; aus dieser Ehe stammt ein wunderschönes Mädchen, Ella. Endlich hat Orlan einen Löwen und eine Löwin gezähmt und hält sie in einem Käfig im Garten seiner Villa. Daneben lernen wir einen verlumpten Journalisten Augustin und einen versoffenen Popen Costin kennen; ersterer hat eine wunderschöne Tochter Lucia, letzterer eine häßliche Tochter Lena, außerdem einen Sohn Gogu, der Verse macht. Die beiden Wunderschönen, Ella und Lucia, sowie die Häßliche, Lena, lieben den wunderschönen Radu. Ella wird, da Orlan den Käfig nicht schließt, wenn er seine beiden Lieblingstiere besuchen geht, vom Löwen zerfleischt; ihre Mutter Adele wird darüber wahnsinnig; Orlan erschießt den Löwen, geht dann freiwillig zur Löwin in den Käfig und erschießt sie auch; es geschieht dies bei Fackelbeleuchtung. Ebenfalls nächtlicher Weile haben Gleva und seine Frau eine heftige Scene; Gleva will Radu, um sich an Marie zu rächen, weil sie ihm kein Geld geben mag, das Geheimnis seiner Geburt enthüllen, wird aber durch einen Schlaganfall daran verhindert und verröchelt seine schwarze Seele in überaus scheußlicher Weise. Was endlich Radu betrifft, so läßt er sich von den drei Mädchen lieben, beteiligt sich außerdem an einem Volksaufstand und bekommt von Orlan eine Ohrfeige, weshalb er auf diesen seinen Erzeuger einen glühenden Haß wirft. Hier halten wir inne, Atem zu schöpfen, denn das ist nur der Inhalt des ersten Buches, 83 splendid gedruckte Seiten. Aber es kommt noch schöner. Zweites Buch. Vierzehn Jahre später. Die wunderschöne Lucia hat einen Greis seines Geldes willen geheiratet, nach dessen Tode seinen Neffen, Cornescu, einen verkommenen Wüstling, damit er ihr das Erbe nicht streitig mache. Da aber Cornescu Morphinist ist und ein Verhältnis mit einer Ballerine hat, so will sie sich von ihm scheiden lassen, und beruft zu diesem Zweck ihren Jugendfreund, den Advokaten Radu Gleva, der noch viel wunderschöner geworden ist, da er nun einen prächtigen schwarzen Vollbart hat, auf ihr Gut Movila. Auf demselben Gut lebt Costin als Pfarrer; sein Sohn Gogu, welcher Dichter von Profession geworden ist und Lucia liebt, besucht ihn oft: die häßliche Lena aber studiert Medizin, liebt den schönen Radu und wird von einem Arzt geliebt. Auf einem Gute bei Movila lebt Orlan; ein Zimmer ist als Totenaltar für die vom Löwen zerfleischte Ella eingerichtet; in einem zweiten wohnt die wahnsinnige Adele, welche bei festlichen Gelegenheiten in Mondnächten tobsüchtig unter den Gästen erscheint, in einem dritten seine Nichte, die wunderschöne Julia. Orlan liebt Lucia, die aber schwankt zwischen dem schönen Vater und dem schöneren Sohne und weiß nicht, wem zuerst sie sich hingeben soll. Da Radu, teils jener Ohrfeige wegen, teils weil ihm die verstorbene Mutter den Haß vererbt, Orlans Feind ist, zudem auch sein Gegen-Kandidat bei der Deputiertenwahl, so folgt er bereitwilligst einer Einladung seines Todfeindes, wobei sich Julie sogleich in ihn verliebt. Am Abend desselben Tages, wo sie ihm dies nach Art züchtiger Mädchen andeuten will, stürzt leider die Wahnsinnige dazwischen; gleich darauf erklärt Cornescu Lucia, daß er sie trotz Morphin und Ballerine liebe, und da sie dennoch bei der Scheidung bleiben will, schießt er sich im Mondschein unter ihrem Fenster an, womit dieser angenehme Abend und damit auch das zweite Buch schließt. Daneben fallen drei Ohrfeigen, auch werden Pferde gestohlen und Bauern lehnen sich auf. (120 Seiten!) Drittes Buch. Zwei Monate später. Es wird immer schöner. Gogu wird allmählich verrückt, Lena immer häßlicher und edler, der Arzt immer verliebter. Lucia läßt sich von Orlan soutenieren, begehrt Radu und singt Lieder von Gogu. Radu küßt Vormittags die Lucia, hat Mittags eine Liebesscene mit Julia, beschimpft Orlan, weil ihm dieser erklärt, daß Lucia für ihn selbst, nicht aber für Radu gut genug sei, und will sich mit Orlan duellieren. Das kann Vater Orlan nicht, weil ihn Mutter Marie vor dem Tode brieflich gebeten hat, über Sohn Radu zu wachen. Da Lucia von Orlan begehrt wird und Radu begehrt, will sie sich Gogu hingeben, was ebenso psychologisch richtig ist, wie alles in diesem Roman. Natürlich wird Gogu tobsüchtig und erdrosselt Lucia. Die ist nun wirklich tot, wogegen Cornescu durch Morphin, Ballerine, Pistolenschuß und verzehrende Liebe zu Lucia nur hektisch geworden ist und daher Radu über Defraudationen Orlan's aufklären kann. Radu will die Enthüllungen gegen seinen Wahlrivalen bei einer Volksversammlung ausnutzen, bei welcher auch Orlan anwesend ist; da übergiebt ihm Julia den Brief seiner Mutter an Orlan, er schweigt; Orlan erschießt sich im selben Augenblick, wo Lucia erdrosselt wird, Soldaten unter empörte Bauern schießen und die wahnsinnige Adele umherläuft und mit Kohle an die Zimmerwände schreibt: „Dies Haus muß zu Grunde gehen!" Am Grabe seines Vaters verlobt sich Radu mit Julia. Zwischendurch wird viel geohrfeigt. (194 Seiten.) Man zeige uns einen einbändigen Roman, wo noch mehr vorkommt! Das Facit ist: Fünf Männer lieben eine Frau, vier Mädchen lieben einen Mann; zwei Wahnsinnsfälle, zwei blutige Revolten; zwei Selbstmorde; ein Mord, mehrere plötzliche Todesfälle, Begräbnisse und Hochzeiten; zwei Löwen; unzählige Ohrfeigen; mehrere Verführungen; eine Zerfleischung durch einen Löwen, eine Erschießung eines Löwen, ein Duell zwischen einem Menschen und einer Löwin und ein drohendes Duell zwischen Vater und Sohn. Alle Menschen wunderschön oder grundhäßlich. Wer hat je mehr geboten? Und wenn die Neider von Brociner's Ruhm die allerkommunste Colportage-Litteratur durchwühlen wollten — er wird Sieger bleiben. Auch seine Sprache steht auf der Höhe seiner Erfindung, ebenso seine epische Kunst, denn das heißt nicht erzählen, sondern ein Schauerdrama in fünf Akten und einem Vorspiel äußerlich in die Romanform pressen. Mit aufrichtiger Betrübnis legen wir das Buch aus der Hand; als Brociner seine ersten Arbeiten veröffentlichte, wollte es scheinen, als schlüge da ein dichterisches Talent die Augen auf — und das ist nun daraus geworden! r. g.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck und Verlag von A. Haack in Berlin.



Krethi und Plethi.

Novelle von **Otto Roquette**.

(Schluß.)

Agathe erschrak, denn ein so leidenschaftliches Aufflammen hatte sie nicht erwartet. Und es verletzte sie zugleich, daß er sogar sein Ehrenwort eingesetzt, um ihre Stellung zu einander mit ganzer Schärfe zu bezeichnen. Ja, es durchzuckte sie plötzlich ein schmerzliches Gefühl, und sie wußte nicht, wie ihr geschah, als ihre Augen sich mit Thränen füllten, welche nur mühsam zu stillen waren. Der eintretende Arzt schrieb sie ihrer Sorge um den Oheim zu, und betrat leise mit ihr das Krankenzimmer.

Peter aber war davongestürzt, über den Fabrikhof, an einigen betroffen Fragenden vorüber, in seine Werkstatt, wo er in wildester Erregung auf und niederschritt. Reue über sein Betragen Agathen gegenüber, Wut gegen sich selbst wegen seines hastig ausgesprochenen Wortes tobten in seinem Gemüt durcheinander. Er schlug sich vor die Stirn, er hätte mit der Faust seinen ganzen Kram von Thon und Gips zusammenschlagen mögen, um seinen Ingrimm gegen etwas ihm selbst Angehöriges auszulassen. Aber dieser ungeberdige Zustand durfte nicht dauern, mit Beschämung sah er es ein, um sich für die Pflichten des Tages zu fassen. Fand er in der Werkstatt heut keine Stimmung zur Arbeit, vielleicht war die Thätigkeit am Schreibpulte des Comptoirs zwingender gegen seine Rastlosigkeit. Da gab es Geschäftsbriefe zu öffnen und zu lesen. Aber, wenn er eine Seite überflogen, wußte er nicht mehr, was darauf geschrieben stand. Er mußte auch darin Einhalt thun. Der Werkführer, andre Angestellte der Fabrik traten ein, alle mit Erkundigungen über den Zustand des Hausherrn, alle in der Absicht, seinen Stellvertreter auszuholen, wie die Dinge sich gestalten würden, wenn das Haupt des Hauses mit Tode abgehen sollte? Der Vielgeplagte konnte nur die Versicherung geben, daß das Fortbestehen der Fabrik gesichert sei. Wie sich das Ganze künftig gestalten werde, darüber könne er selbst noch keine Auskunft geben.

Er ließ nach der Villa hinüber melden, daß er auswärts speisen werde. Es däuchte ihm unmöglich, heut mit Agathen allein zu Tische zu sitzen. Die umsichtige Wirtschafterin schickte ihm das Essen hinüber, aber sie seufzte, als sie es später fast unberührt zurück erhielt. Hatte doch auch Agathe kaum etwas genießen mögen. Der junge Mann wäre am liebsten ins Freie hinaus gestürmt, aber das Pflichtgefühl sagte ihm, daß er in der Nähe bleiben müsse, wenn nicht am Krankenlager selbst, doch in der Fabrik, wo er für alle Fälle schnell zu erreichen war.

Als er sich Abends zu seiner Nachtwache meldete, peinlich berührt von der Aussicht, Agathen zu begegnen, fand er statt ihrer Frau Martin, die Wirtschafterin im Zimmer. Sie habe, so flüsterte sie ihm zu, das liebe Fräulein überredet, sich etwas Ruhe zu gönnen, einen Gang durch den Garten zu thun, und sich dann in ihr Zimmer zurückzuziehen. Peter glaubte Agathens Rückzug zu verstehen: auch sie wünschte ihm auszuweichen. Die gute Alte beschwor ihn, den Abendimbiß, den sie ihm im Vorzimmer bereit gestellt hatte, nicht unversucht zu lassen, und empfahl sich mit einem Gutenachtwunsche.

Die Nacht verging ruhig. Kaum daß einmal eine helfende Handreichung für den Kranken nötig gewesen wäre. Die Sonne war bereits aufgegangen — da erwachte Peter plötzlich und fuhr erschreckt zusammen. Er selbst hatte geschlafen! Wie lange, wußte er nicht. Es war so still umher. Der Kranke regte sich nicht. War er in ewigen Schlaf gesunken, während sein Wärter sich pflichtvergessen von Müdigkeit hatte bewältigen lassen? Peter fühlte, daß ein Schauder ihn

überlief. Leise beugte er sich über das Lager — er hörte Atemzüge — Atemzüge ruhigen Schlummers, und atmete selbst wieder auf. Nachdem er sich durch ein längeres Horchen von der Lebensthätigkeit seines Wohlthäters überzeugt hatte, schlich er auf leisen Sohlen in das Nebenzimmer und öffnete das Fenster, um sich an der frischen Morgenluft zu erquicken.

Der Gärtner kam schnell herbei, um sich nach dem Befinden des Herrn zu erkundigen. Das gnädige Fräulein sei auch schon im Garten. Peter aber bat ihn, Frau Martin herbeizurufen. Es war nicht mehr nötig, da sie eben hereintrat. War sie doch schon ein paarmal an der Thür der Krankenstube gewesen, um zu lauschen, wie es darin stände. —

Gegen Mittag begegnete Peter dem Arzte, welcher eben aus dem Hause trat. „Nun, Sie werden Ihrer Sorgen ledig!“ rief dieser ihm zu. „Die Krisis ist vorüber, der Patient auf dem besten Wege zur Genesung!“ Wirklich trat diese mit schnellen Schritten ein, und schon nach einigen Tagen konnte Herr Stromberg sich, auf Peters Arm gestützt, ein wenig im Garten ergehen.

Ja, der Oheim wurde gesund, dafür aber trat etwas Unerwartetes ein, nämlich die Tante starb ganz plötzlich. Frau von Schmidt hatte sich in der letzten Zeit hin und wieder ein wenig unwohl gefühlt, aber doch selbst nicht so viel darauf gegeben, daß sie ihre verschiedenen Kränzchen hätte versäumen mögen. Da geschah es in ihrer Wohnung, am Whisttische, daß sie plötzlich gelähmt umfiel. Ein Schlaganfall hatte sie getroffen. Die übrigen Damen schrieen auf, und glaubten vor Schreck selbst des Todes zu sein. Der herbeigerufene Arzt konnte das Ableben der Dame des Hauses nur bestätigen.

Auf diese Nachricht hin entließ Herr Stromberg seine Nichte sofort nach der Stadt, und gab ihr Peter Busch zur Begleitung, damit er ihr bei den Geschäften der Beerdigung zur Hülfe gehe, und seine Stelle dabei verträte. Das Abscheiden der Tante riß keine fühlbare Lücke in das Leben der Familie. Agathe legte die üblichen Trauerkleider an, und löste den bisherigen Hausstand auf. Es verstand sich nun von selbst, daß sie in das Haus des Oheims übersiedelte. Ihr ward nicht wohl bei dem Gedanken, fortan mit Peter gleichsam unter demselben Dache wohnen zu sollen, der alte Herr aber fühlte sich ganz glücklich, von nun an „beide Kinder“ in seiner Umgebung zu haben.

Ohne Agathens besonderes Zuthun geschah es nun, daß man sie als Spitze des Hauswesens betrachtete. Frau Martin, welche sie ohnehin schwärmerisch liebte, war klug genug, sich in allem mit ihr zu beraten, und sie auf diese Weise zu belehren und in die Wirtschaftsgeschäfte einzuführen. Da die neue Herrin zahlreiche Beziehungen in der Stadt hatte, fehlte es auch nicht an Besuchen, und das jahrelang vereinsamte Haus wurde wieder lebhaft gesellig. Herr Stromberg war mit dieser Wendung ganz einverstanden. Er fühlte sich nach überwundener Krankheit neu belebt und zum heiteren Genuß des Daseins aufgelegt. Aber nicht einverstanden war er, daß sich Peter von dieser Geselligkeit ganz und gar zurückzog. Wenn er ihn und Agathe beobachtete, dann dachte er: Wie sie wohl mit einander stehen? Ob sie schon einig sein mögen? Vielleicht hält eine gewisse Scheu sie noch zurück. Nun, sie werden sich ja finden. — Agathe aber dankte es dem jungen Manne im Stillen, daß er sich zurückhielt — und doch dankte sie es ihm wieder nicht. Seine vollkommene Abgeschlossenheit mußte auffallen, hatte sogar etwas Verletzendes für sie. Dem alten Herrn wurde das auch bald unliebsam. Seine Zuneigung war während der Krankheit und bei der treuen Ausdauer Peters an seinem Lager nur gewachsen, und überdies hätte er mit seinem jungen Künstler, der sich persönlich doch auch sehen lassen durfte, gern ein bischen Staat gemacht.

Eines Tages sprach er sich mit Peter unter vier Augen darüber aus. Aber er hatte den Gründen, die dieser ihm darlegte, wenig entgegen zu setzen. Da war die Arbeit in der Werkstatt, die Pflichten, die ihm in der Fabrik übertragen worden, die neue Technik der Elfenbeinarbeit, der er sich mit Eifer hingegeben hatte, um die Leistungen künftig überwachen zu können; dazu kam anderes, das selbst Herr Stromberg nicht von der Hand gewiesen wünschte: die in der Stadt ausgestellte Büste hatte die Aufmerksamkeit auf den jungen Künstler gelenkt, so daß bereits einige Aufträge dieser Art an ihn ergangen waren, zu welchen er besondere Studien machte. Kurz, sein Tag war reichlich ausgefüllt. Und daß nach der Last des Tages ein Spaziergang ins Feld, oder eine Theatervorstellung in der Stadt ihm, wie er gestand, mehr Erholung gewährte, als eine Unterhaltung in fremder Gesellschaft um den Theetisch — das war am Ende nicht zu schelten.

Aber der Hausherr machte bald Beobachtungen, die ihn unangenehm überraschten. Das Mißverhältnis der beiden jungen Leute trat mehr und mehr hervor und konnte selbst an dem gemeinsamen Mittagstische nicht unterdrückt werden. Entweder sie saßen schweigend einander gegenüber, oder es gab kleine Anspielungen empfindlicher Art. Bald fand jedes in den Worten des andern etwas Verletzendes. Je weniger es zu einer eigentlichen Aussprache zwischen ihnen kam, desto mehr erbitterten sich die Gemüter, und flogen Herausforderung und Entgegnung scharf zugespitzt hin und her. Herr Stromberg traute seinem Gehör nicht, schüttelte den Kopf, lenkte in eine andere Unterhaltung und sprach endlich allein.

Zuweilen doch schien es wie ein Lichtstrahl in die Gemüter zu dringen, sie atmeten auf, als könne noch alles gut werden, es wurde gescherzt, sogar gemeinsam gelacht. Aber der Rückschlag war dann um so heftiger. Wer die Veranlassung zu neuer Zwietracht gegeben, man wußte es nicht; jedes schrieb sie dem andern zu.

Dieser Zustand leidenschaftlicher Aufregung schien beiden unerträglich zu werden. Peter, dessen Herz nur lauter und lauter für Agathen schlug, trotz aller Schärfe, die er herauskehrte, wenn er von ihr gereizt wurde, sagte sich, daß das nicht länger so fort gehen dürfe. Er war durch sein Wort gebunden, zu verzichten. Daß seine Gegenwart Agathen lästig sei, erschien ihm deutlich genug. Daß seine Entfernung auf Agathen wie eine Erlösung wirken werde, hielt er für unzweifelhaft. Und so war er entschlossen, Herrn Stromberg um seine Entlassung zu bitten. Es kam ihn hart an, ein solches Wort an den Mann zu richten, dem er so viel verdankte. Er zögerte einige Tage, bis er es über die Lippen brachte.

Herr Stromberg sah ihn befremdet an. „Du willst mich verlassen, Freund?“ begann er. „Du hast Dir wohl noch nicht Rechenschaft gegeben, ob das noch möglich ist? Freilich Du — Du kommst mit Deinen Fähigkeiten allein durch die Welt, aber wir — wir? Der Riß wäre zu fühlbar! Und dann — es müssen doch ganz besondere Gründe sein, die Dich von uns forttreiben. Sei ehrlich —! Ist es die Uneinigkeit mit Agathen? Und wenn sie es ist — woher schreibt sie sich?“

Peter zögerte einige Augenblicke mit der Antwort. „Sie fordern mich zur Ehrlichkeit auf —“ sagte er dann. „Gut, ich will bekennen. Während Ihrer Krankheit sprachen Sie einen Wunsch aus, sowohl gegen mich, wie gegen Fräulein Agathen — einen Wunsch, der über uns beide entscheiden sollte. Ihr Wort hat bei uns — nein! — hat bei Agathen die entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht.“

Es trat eine Pause ein. Herr Stromberg schritt durch das Zimmer. „Ich glaubte damals zu sterben,“ sagte er darauf, „und wollte gleichsam mein Haus bestellen — auch mit jenem Wunsche. Das ist nun anders gekommen, man hat sich darum anders zu fassen. Freund, wir reden davon ein andermal! Du siehst überarbeitet und blaß aus, Du bedarfst einer Erholung. Ich gebe Dir Urlaub zu einer Reise. Willst Du nach Italien? An den Mitteln dazu soll es Dir nicht fehlen.“

Schon erleichtert durch diese Wendung, ergriff Peter die Hand des Alten. „Ich habe Ihrer Güte nur immer neu zu danken!“ rief er. „Den Urlaub nehme ich an, nicht aber die Mittel zu einer Reise, da Ihre Großmut mich bereits genügend ausgestattet hat. Allein für Italien — fühle ich mich noch nicht reif. Gestatten Sie mir dagegen, daß ich noch einmal auf die Kunstakademie zurückkehre, um mich in dem Atelier meines früheren Meisters weiter zu fördern.“

„Nun denn — auch das! Aber,“ meinte Herr Stromberg, „fängst Du in München einmal Deine Studien wieder an, wer weiß, wann ich Dich von dort zurück bekomme! Nein, nein, ich setze den Urlaub gleich auf gemessene Zeit fest — auf drei Monate! Länger kann ich Dich hier nicht entbehren. Dann aber — ich sehe nichts von Erholung für Dich dabei. Du wirst Dich dort in neue Arbeit stürzen, und kommst nur noch abgearbeiteter zurück. Frische Luft wäre Dir besser —!“

„So will ich vorher auf kurze Zeit zu meinem alten Oberförster Bock in den Wald gehen!“ rief Peter. „Er hat mich oft genug eingeladen —“

„Sei's denn! Aber, Freund, daß Du auch wirklich zurückkehrst!“ Herr Stromberg legte die Hand auf seine Schulter, als ob er feierlich Beschlag auf ihn legen wollte. Peter aber versprach rechtzeitige Heimkehr und rüstete getrosten Mutes seine Abreise.

Als Agathe noch in derselben Stunde von ihrem Oheim erfuhr, daß Peter sich auf längere Zeit entfernen werde, erkannte sie sofort den Zusammenhang der Dinge. Um ihretwillen allein

wollte er das Haus verlassen — es berührte sie schmerzlich, und doch nicht ohne ein Gefühl von Groll und Bitterkeit. Er wollte unter anregenden Studien sich Ruhe erringen, wohl gar sie zu vergessen suchen! Sie aber sollte einsam zurückbleiben — Agathe erschrak vor der Empfindung, daß sie seine Gegenwart innerlichst entbehren werde.

Als die Hausgenossen am Abend vor der Abreise Peters zum letztenmal zu Tische saßen, hatte Herr Stromberg noch allerlei mit dem Scheidenden zu besprechen. Die beiden jüngeren schienen gefaßt auf jede Unterhaltung einzugehen, und als Peter sich endlich verabschiedete, reichte auch Agathe ihm die Hand und wünschte ihm glückliche Reise.

Als aber in der Nebelfrühe des andern Morgens der Wagen ihn nach der Stadt und zum Bahnhofe fortführte, ahnete er nicht, daß eine Hand leise einen Fenstervorhang zurückschob, und zwei feuchte Augen ihm nachblickten.

Es waren noch einige schöne Oktobertage, welche den Besuch des jungen Mannes im Walde begünstigten. Mit dem Oberförster Bock war er in brieflichem Verkehr geblieben, man wußte in Amstein von allen Wendungen seines Geschickes. Er wurde mit Herzlichkeit empfangen und in sein ehemaliges Stübchen einquartiert. Er fand im Hause so ziemlich Alles beim Alten, nur daß in den fünf Jahren die Kinder herangewachsen waren, und seine einstige Pflegemutter fast weißes Haar bekommen hatte. Er fand auf dem Schreibtische und auf einem Wandbrette noch seine ersten Thonfiguren, und lachte über diese Versuche. Aber man wollte eine solche Unterschätzung nicht gelten lassen. Die Frau Oberförsterin zeigte sogar mit Genugthuung auf die, jetzt unter Glas und Rahmen hängende Zeichnung, die er einst von ihrem jüngsten Töchterchen entworfen hatte, ein Bild, welches sie noch immer für sehr gut erklärte.

Mit Vergnügen nahm er jetzt wieder die Flinte über die Schulter, um mit seinem Gastfreunde, oder auch wohl allein im Walde umherzustreifen. Hier hatte sich kaum etwas gewandelt. Den alten Bäumen sah man das Wachsthum von fünf Jahren nicht an, nur in der Schonung war allerlei in die Höhe gekommen. Er selbst aber glaubte für sich über diese fünf Jahre wie über ein halbes Leben zurück zu blicken. Eines Tages, da er beim gemeinsamen Umherstreifen gesprächiger über seine Erlebnisse wurde, sagte er: „Wie sehr bin ich doch vom Glück begünstigt worden! Oft begreife ich nicht, daß mir so viel des Guten zu Teil geworden ist!"

„Nun," entgegnete der Oberförster, „Du hast doch auch immer ordentlich gearbeitet."

„Es war das Einzige," entgegnete Peter, „wodurch ich mich dankbar zeigen konnte."

Sie waren aus dem Walde getreten, um die breite Straße zu überschreiten. Ein offener Wagen fuhr vorüber. Der Insasse, ein Mann in städtischer Kleidung, grüßte Herrn von Bock.

„Das war der Müller Waldau," sagte dieser — „wenn Du Dich seiner erinnerst."

„Der Müller? Doch wohl der ältere Sohn desselben, der Heinrich?"

„Derselbe. Der Alte starb, während sein Sohn August noch im Gefängnis saß."

„Und was ist aus diesem August Waldau geworden?"

„Ein Lump, wie vorauszusehen war. Die Müllersleute tragen aber die Mitschuld daran. Das war ein Verwöhnen, eine Nachsicht und eine Einbildung auf den schönen jungen Menschen, den eleganten jungen Herrn! Die Mutter war vernarrt in ihn, der Vater gab ihr in Allem nach, und so trieb er's, wie er Lust hatte. Die Alten sind nun gestorben, sein Bruder Heinrich hat nun die Not mit ihm. Aus dem Gefängnis ist er entlassen, und da er sich hier eigentlich mit Anstand nicht mehr sehen lassen kann, soll ihm der Heinrich ein Kapital gegeben haben, damit er nach Amerika auswandre. Trotzdem hat sich der Taugenichts doch noch hier herumgetrieben. Übrigens kann er auch schon das Weite gesucht haben. Mit dem Müller selbst spreche ich nicht gerne darüber."

Eines Tages schritt Peter Busch allein auf den Fußwegen, welche nach Walderode führten, dahin. Er suchte und fand ohne Mühe den Platz und die Bank, wo er Agathen zuerst begegnet war. Damals lag Sommerglut über der Gegend, heut hatte der Herbst gelbes Laub über den Boden und den Ruhesitz gestreut. Der Wanderer fegte die Blätter von einem Teil der Bank ab, und nahm Platz. Obgleich er nicht sentimental war, blieb die Naturstimmung nicht ohne Wirkung auf ihn, und ein Rückblick auf die vergangenen Jahre machte ihn ernster. Von der Stunde des ersten Gespräches mit Agathen, da in seinem Herzen auch ein erstes zartes Empfinden erwacht war, wie viel hatte er innerlich durchlebt: wachsende

Neigung bis zur heftigsten Leidenschaft, inneren Kampf bis zur äußeren Zwietracht mit der Geliebten, ja bis zum Entschluß, sich loszureißen, seinem heißesten Wunsche zu entsagen. Und war, bei der Aussichtslosigkeit, ihr Herz zu erringen, nicht eine vollständige Trennung geboten? So dachte er. Was ist meine Stellung, was bin ich? Von den Wohlthaten ihres Oheims überhäuft, zu seinem Hausgenossen herangezogen, bin ich doch in einer untergebenen Lage. Sie aber ist eine junge Dame, glänzend, zu allen Ansprüchen an die Gesellschaft berechtigt, dazu die einzige Erbin eines reichen Hauses! Sein Stolz bäumte sich auf bei dem Gedanken, sie könnte darin den Grund seiner Neigung erblicken. Er mußte entsagen! Ja, wenn nur dieser Notwendigkeit gegenüber auch sein Herz hätte schweigen wollen! Aber was war für das Herz noch zu gewinnen, da er selbst durch sein Ehrenwort die Schranke unübersteiglich gezogen hatte!

Während er so in sein Grübeln versenkt saß, rauschte das Laub am Boden, eine Gestalt trat schnell herbei, und nahm ihm gegenüber Platz auf der Bank. Es war ein unheimlich aussehender Mensch, dem mancher nicht gern im Wald allein begegnet wäre. Ein struppiger schwarzer Vollbart bedeckte den unteren Teil des Gesichts, stechende Augen blickten unter dem abgenutzten Filzhute hervor. Die Kleidung des Mannes war auch nicht mehr sonderlich empfehlend. Peter betrachtete den Fremden aufmerksam, und es geschah unwillkürlich, daß er die Flinte von der Schulter nahm, und handgerecht neben sich stellte.

„Ein unerwartetes Wiedersehen,“ sagte der Fremde mit einem boshaften Lächeln.

„Ich wüßte nicht, daß ich jemals —“ entgegnete Peter verwundert.

„Herr Peter Busch wird sich meiner schon noch erinnern, obgleich er unter die oberen Zehntausend gegangen ist, wo man auf Krethi und Plethi mit Verachtung herabsieht.“

Der Jüngere glaubte sein Gegenüber jetzt zu erkennen. „Herr August Waldau?“ fragte er. „Ich weiß nicht —“

„Nun, sehen Sie, daß Sie meiner noch eingedenk sind! Und das müssen Sie, da es zwischen uns noch etwas auszugleichen giebt. Ich wenigstens habe nicht vergessen, was ich Ihnen noch schulde, und freue mich, es zurückzahlen zu können.“

„Ich wäre wirklich begierig, zu hören, was Sie meinen und vorhaben!“

Der Andere zog, scheinbar gelassen, eine Pistole aus der Brusttasche, und begann mit derselben zu spielen. „Fürchten Sie sich nicht ein bischen, Herr Peter Busch?“ fragte er hämisch. „Wenn sie nun geladen wäre?“

Peter erkannte, daß er es mit einem gefährlichen Menschen zu thun hatte, um so mehr als derselbe stark angetrunken zu sein schien. Trotzdem rief er:

„Herr Waldau, Sie werden Ihre Waffe einstecken! Ich fürchte mich nicht vor Ihnen, aber ich finde Ihre Possen auch nicht unterhaltend.“ Er erhob sich, um den Platz zu verlassen.

Auch Waldau stand schnell auf. „Sie wünschen mir davon zu gehen?“ sagte er. „Ich kann auch Ihren Rücken zur Zielscheibe nehmen. Es soll mir ein Vergnügen sein, Sie in Todesangst vor mir her zu jagen!“

Das war zu viel für den jungen Mann. Mit raschem Sprunge warf er sich auf Waldau, um ihm die Waffe, deren Hahn er bereits gespannt sah, zu entreißen. Dieser wehrte sich, und es entstand ein Ringen zwischen Beiden, in welchem Waldau bereits zu unterliegen schien. Plötzlich krachte ein Schuß. Ob es Waldau gelungen war, loszudrücken, oder ob während des Ringens die Pistole sich entladen hatte, muß vorerst bei Seite gelassen werden. Peter zuckte ein wenig zurück, der andere aber wußte sich loszureißen. „Getroffen?“ rief er mit wildem Lachen. „Macht mir unbändigen Spaß! Wenn Sie künftig etwas an mich zu bestellen haben, schreiben Sie hübsch nach Amerika!“ Mit diesen Worten wendete er sich und schritt eilenden Fußes davon.

Peter aber fühlte ein feuchtes Rieseln den linken Arm hinunter und bald floß das Blut bis über seine Hand. Was jetzt beginnen? Das Taschentuch reichte nicht mehr hin, das Blut aufzuhalten. Der nächste Arzt wohnte in Walderode. Er beschloß, diesen aufzusuchen und sich verbinden zu lassen. Er fand ihn zu Hause, und gab vor, er habe sich durch Ungeschick mit seinem Gewehr selbst verwundet. Denn es widerstrebte ihm, den häßlichen Auftritt dem Arzte gleich zu bekennen. Dieser that das Nötigste, das Blut zu stillen und einen Verband anzulegen. „Das wäre fürs erste fertig!“ sagte er dann. „Aber ich lasse Sie so nicht allein nach der Oberförsterei zurückwandern. Sie haben zwar nur einen Streifschuß — freilich einen recht ordentlichen — aber der Blutverlust hat Sie mehr angegriffen, als Sie

wahr haben wollen. Ich lasse anspannen, und bringe Sie selbst nach Amstein." Peter suchte abzuwehren, versicherte, sich ganz kräftig zu fühlen, es half ihm nichts. „Sie brauchen jetzt Ruhe, nicht neue Anstrengung!" sagte der Arzt. „Wir fahren!"

Die Ankunft der beiden in der Oberförsterei erregte bei den Hausbewohnern nicht geringe Verwunderung, zumal Peter blaß und fieberhaft aussah, trotzdem er sich anstrengte, seinen Zustand nur spaßhaft zu nehmen. Er fühlte nun doch ein schmerzhaftes Brennen seiner Wunde, ärgerte sich aber, daß der Arzt ihm verordnete, sich in sein Zimmer zu begeben und sich niederzulegen. Die Frau Oberförsterin that mit mütterlichem Walten, was für den Patienten verordnet worden war, der Doktor aber begab sich zurück zu Herrn von Bock, um mit diesem unter vier Augen zu sprechen.

„Hier ist etwas nicht richtig!" begann er. „Der junge Herr giebt vor, den Schuß durch eigne Unvorsichtigkeit empfangen zu haben. Genaue Prüfung der Wunde aber beweist mir, daß die Wunde nicht durch Selbstentladung des Gewehrs gekommen sein kann. Der Streifschuß geht nämlich fast horizontal — ich frage Sie, wie müßte er dann die Flinte gehalten haben, er, der so kundig mit Jagdgewehren umzugehen versteht. Sagen Sie mir — hat hier vielleicht ein Zweikampf, ein verabredetes Duell stattgefunden?"

Der Oberförster machte große Augen. „Ein Duell? Er müßte sich den Gegner hierher bestellt haben. Allein — ich wittre etwas Anderes. Das muß untersucht werden. Mir wird er Rede stehen. Warten Sie einen Augenblick!"

Dem entschiedenen Drängen des Oberförsters widerstand Peter nicht. Doch sprach er die Überzeugung aus, daß Waldau, zumal in halber Unzurechnungsfähigkeit, ihm durch sein Spiel mit der Waffe nur habe Furcht einjagen wollen, daß er selbst aber durch sein rasches Zufahren die Entladung veranlaßt und so an seiner Verwundung auch selbst die Schuld trage.

Herr von Bock war anderer Ansicht. Er verständigte sich sofort mit dem Arzte, daß eine Anzeige über den Fall beim Gerichte der benachbarten Stadt gemacht werden müßte. Dies geschah, es folgte eine Vernehmung des Patienten, und zwar an seinem Lager, auf welchem der Arzt ihn mehrere Tage unbedingt festhielt. Es folgte später auch die Nachricht, daß man Waldau in Hamburg (obgleich derselbe sich glatt rasiert und in eine Art von Schifferkleidung versteckt hatte) doch erkannt und wieder eingebracht habe. Doch war das für Peter ohne Belang. Die Bedeutung seines Abenteuers lag für ihn auf einem andern Gebiete.

Es war nämlich in dem in der Stadt erscheinenden „Kreisblatte" von unberufener Hand ein Bericht veröffentlicht worden, ungenau, sogar sehr übertrieben, mit Nennung der Namen der Beteiligten, ein Bericht, der gewaltigen Lärm in der ganzen Umgegend machte. Herr von Bock war darüber sehr ärgerlich. Nach einigem Schwanken beschloß er, das Zeitungsblatt, bevor es durch irgend welche Vermittelung etwa in Strombergs Hände gelangte, ihm selbst zu schicken. Er fügte einen Brief hinzu, worin er die übertriebenen Nachrichten widerlegte, und den Zustand des Verwundeten als ganz befriedigend erklärte.

Als diese Nachricht bei Herrn Stromberg und seiner Nichte anlangte, standen beide im ersten Augenblick sprachlos vor Schreck. Obgleich sie den Brief des Oberförsters zuerst gelesen hatten, glaubten sie doch, wie es in der Stunde der Bangnis zu geschehen pflegt, dem gedruckten schlimmeren Bericht mehr Glauben beimessen zu müssen. Herr von Bock mochte mit dem wahren Sachverhalt zurückgehalten haben, um nicht gleich das Traurigste zu melden. „Onkel! Lieber, bester Onkel!" rief Agathe. „Müßten wir uns nicht noch heut aufmachen, um ihn an seinem Krankenlager aufzusuchen?"

„Das war auch mein erster Gedanke!" sagte Herr Stromberg. „Aber wir wollen doch erst telegraphisch anfragen, ob Gefahr im Verzuge ist?" Die Depesche wurde sofort aufgesetzt und mit bezahlter Rückantwort abgeschickt. Man hoffte noch desselben Tages auf Entgegnung und wollte für alle Fälle zur Abreise gerüstet sein. Es folgte nun ein Tag voll Aufregung und Beängstigung für Oheim und Nichte.

Nie hatte Agathe so tief innerlich empfunden, daß sie den jungen Mann, dessen Tod vielleicht bevorstand, so heiß, so von ganzer Seele liebte. Und sie sagte sich, daß er doch eigentlich um des Schutzes willen, der er ihr einst gewesen, in diese unheilvolle Lage gekommen. Sie empfand es wie ein Schuldgefühl, daß sie, wenn auch schuldlos, die Veranlassung dazu gegeben habe. Jetzt vielleicht sogar seinen Verlust beklagen zu müssen, war ihr eine Befürchtung, die zur Verzweiflung führte

Aber spät Abends noch erschien Peters Antwort: „Bin ganz wohlauf. Reise morgen nach München. Schreibe von dort aus gleich ausführlich.“

Agathe hätte das grobe Papier der Depesche an die Lippen drücken mögen. Sie fiel ihrem Oheim um den Hals, und beide sagten einander nach einer Weile erleichtert und glücklich gute Nacht. —

Wirklich erhielt Herr Stromberg nach einigen Tagen Peters ausführlichen Brief. Auf seine Wunde legte er kein Gewicht, sie sei im Heilen, schrieb er nur beiläufig, und hindre ihn bei der Arbeit gar nicht. Diese aber habe er gleich freudig aufgenommen, und wolle sich recht fleißig dranhalten. Von älteren Bekannten oder neuen Eindrücken sprach er noch wenig, dagegen bat er dringend um Mitteilung dessen, was etwa in der Officin vorgegangen, vor allem, wie es im Hause stehe.

Herr Stromberg nickte wohlgefällig und sagte zu Agathen: „Ich habe dieser Tage viel zu schreiben — Du könntest den Brief an meiner statt entgegnen.“

Ein leichtes Rot überflog Agathens Züge, doch verstand sie sich gern dazu, den Oheim zu vertreten. Und schon eine Stunde darauf schrieb sie, und es überkam sie die Stimmung, freien und herzlichen Tones zu schreiben. Zwar hütete sie sich, den Grundton des Herzens anklingen zu lassen, aber sie vollendete doch einen Brief, den der Empfänger mit Überraschung, ja mit Entzücken durchlas. Auch ließ er nur wenige Tage vergehen, bis er die Feder zur Entgegnung an Agathen ansetzte. Er mußte sehr an sich halten, die Sprache der Freundschaft nicht gar zu warm werden zu lassen, trotz des stürmischen Dranges, mit dem seine Empfindungen ihr Recht verlangten. Agathe aber las dieselben zwischen den Zeilen, und ihr Herz pochte jedem neuen Briefe von ihm entgegen. Sie lachte für sich allein laut auf, wenn er ihr humoristische Darstellungen gab, bald aus dem Atelier, bald aus künstlerischen und geselligen Kreisen; und schrieb er von einem Buche, das ihm in die Hände gekommen, so beeilte sie sich, es anzuschaffen, um sich in der Gedankenwelt, die ihn beschäftigt hatte, auch umzusehen. So gestaltete sich in den drei Monaten des Urlaubs ein Briefwechsel, welcher zwei liebenden Herzen zum Bedürfnis geworden, ohne daß sie gewagt hätten, ihr Innerstes laut werden zu lassen. Aus dem letzten Briefe, den Agathe empfing, klang aber doch etwas heraus, das sie wie ein Freudenschauer durchrieselte — wenngleich sie verstand, daß das Bannwort, das er einst für sich ausgesprochen, und an welchem er festhalten mußte, ihm zu einer furchtbaren Fessel geworden war. Aber sie hatte bereits ihren Entschluß gefaßt, und sah seiner Heimkehr, die im Anfang des Januar stattfinden sollte, mit Freuden entgegen.

Da wurde sie an ein Versprechen gemahnt, welches sie gerade in dieser Zeit einlösen sollte. Im Heindorfschen Hause stand eine Hochzeit bevor. Lina hatte, trotz ihrer kleinen Schwärmerei für Peter Busch, doch dem Werben eines angesehenen jungen Mannes nachgegeben, und ihre Eltern waren sehr glücklich über diese Wahl. Auch Agathe, die in der letzten Zeit viel mit den Freunden verkehrt hatte, fand den Bräutigam Linas unterrichtet und angenehm im Verkehr, und so hatte sie sich das Versprechen abgewinnen lassen, die letzte Woche vor der Hochzeit als Besuch im Heindorfschen Hause Wohnung zu nehmen. Wenn sie die Einsamkeit ihres Oheims vorgewendet, dann hieß es: „Aber grade in diesen Tagen kehrt ja Herr Busch zurück, und so wird der Oheim nichts von Einsamkeit empfinden!“ Hatte doch auch Herr Stromberg gegen ihre Übersiedelung nichts einzuwenden, sondern wünschte selbst, daß ihr Versprechen gehalten werde.

So blieb ihr nichts übrig, als mit ihrem Gepäck, wie sie sich beim Abschied gegen den Oheim ausdrückte, allein auf die Hochzeitsreise zu gehen. Ja, sie sagte sich sogar, trotz der Stimme ihres Herzens, daß ein solches Ausweichen vielleicht ganz ratsam sei, damit der Jubel des Wiedersehens den Plan nicht zerstörte, den sie entworfen hatte. Nun mochten die Männer Begrüßung und Gespräche erst unter sich austauschen, und sie wollte ihnen die guten Stunden von Herzen gönnen. Gegen Abend fuhr Agathe nach der Stadt, am andern Morgen wurde Peter zurück erwartet.

Herr Stromberg empfing ihn wie den Sohn des Hauses, und Alles freute sich seiner Heimkehr. Der Ankömmling war zwar etwas enttäuscht, Agathen nicht gegenwärtig zu finden, doch tröstete es ihn, sie in der Nähe zu wissen. Sie empfing schon am nächsten Tage ein Briefchen in der Stadt, welches sie mit pochendem Herzen hastig verbarg, obgleich es, wie sie sagte, von ihrem Oheim sein sollte.

Der alte Herr war jedoch nicht ganz einver-

standen, daß Peter in seinem Pflichtgefühl sich sofort in die Tagesgeschäfte stürzte. Dagegen begünstigte er eine Erholung von der Arbeit, die ihm durchaus angemessen erschien. In Peter war nämlich während der Tage in der Oberförsterei die Freude an der Jagd wieder erwacht. So hatte er sich in München eine Flinte, das nötige Jagdgerät und die übliche Jägerkleidung angeschafft, und schon manchen Ausflug zu Gunsten seiner Liebhaberei gemacht. Auch nach seiner Heimkehr unternahm er es (da ein Jagdschein unschwer zu erreichen war) die Felder hinter der Fabrik bis zum Waldesrande mit seinem Gewehr abzustreifen. Frau Martin war ganz aufgeregt vor Freude, als er ihr von seinem ersten Pürschgang auch schon den ersten Hasen in die Küche liefern konnte. —

Agathe, der es nicht möglich gewesen, Tag und Stunde ihrer Heimkehr bestimmt zu melden, kam, ohne von den Männern empfangen zu werden, nach Hause. Man hatte sie erst für den nächsten Tag erwartet. Aber Frau Martin erschien sofort zu ihrer Begrüßung und fragte nach ihren Wünschen. Herr Stromberg habe Besuch von ein paar Geschäftsfreunden, die er mit einem Frühstück bewirtet, daher erst um fünf Uhr zu Mittag gedeckt werden solle. Die Herren wären jetzt zusammen in der Fabrik. Aber sie wolle sogleich Herrn Busch sagen lassen —

Allein Agathe wehrte ihr. Sie wollte warten, bis der Besuch sich entfernt hatte. Dafür mußte sie nun die Lobeserhebungen anhören (und sie hörte sie nicht ungern) mit welchen die Wirtschafterin sich über Herrn Busch aussprach. Was für ein prachtvoller Mensch er doch geworden sei, und mit welcher Freude er von Herrn Stromberg empfangen worden. „Eigentlich habe ich," fuhr sie fort, „Herrn Busch meist ernst gesehen, jetzt aber ist er von einer Lustigkeit, und erzählt bei Tische Geschichten, daß der Herr Onkel aus dem Lachen gar nicht herauskommt." Frau Martin entfernte sich, um einmal „nach dem Rechten zu sehen," ließ aber doch in der Fabrik anfragen, ob Herr Busch nicht abkommen könnte? Die Nachricht kam zurück, die Herren wären alle mit ihm in seinem Atelier gewesen, jetzt aber sei er ausgegangen, man wisse nicht wohin. Agathe erfuhr dies in der Küche, welche sie eben betreten hatte, um sich auch an dieser Stelle des Hauses wieder zu zeigen.

Sofort folgte Agathe ihrem Triebe, die Werkstatt des Freundes aufzusuchen, in welcher es jetzt einsam sein mußte. Sie fand dieselbe unverschlossen und trat ein. Seit wohl sechs Monaten hatte sie diesen Raum nicht gesehen, zumal er in der Zeit der Abwesenheit Peters nicht geheizt worden war. Jetzt strömte ihr eine behagliche Wärme entgegen, und sie beeilte sich, zu betrachten, was des Neuen hier entstanden war. Sie fand einen reichlichen Zuwachs, und ihr Herz pochte freudig, als ihr Blick alle die Gebilde, Figuren und Zeichnungen überflog. Da drang ein roter Schein der untergehenden Sonne durch das breite, tief herabreichende Fenster. Sie wandte sich, und blickte über die Schneefläche der sonst wenig anziehenden Landschaft.

Plötzlich sah sie eine Gestalt um die Ecke eines Bretterzaunes biegen. Es war ein Jäger. Ein frisch erlegter Hase hing an seinem Gürtel. Und wie sie schärfer zusah, hätte sie aufjubeln mögen vor Freude. Er war es, Er! Ein Jäger, fast ebenso gekleidet wie damals, da sie ihn zuerst gesehen und gezeichnet. Aber damals fast noch ein Knabenkopf — jetzt, welche Wandlung! Ja, dachte sie, Frau Martin hat Recht: Ein prachtvoller Mensch! — Sie trat ein wenig vom Fenster zurück, denn es war ihr, als müßte sie das Frohlocken ihres Herzens beschwichtigen. Er aber hatte den Fußsteig im Schnee, hart am Fenster vorbei genommen, blickte flüchtig hinein, und erkannte im Abendlicht eine Gestalt, die er hier nicht vermutete. Ein Freudenglanz flog über seine Züge, er lief, er rannte vorüber, und in wenigen Augenblicken riß er die Thür auf und fand sich der Geliebten gegenüber. Er stürzte auf sie zu, wollte sie an seine Brust reißen, plötzlich aber zuckte er zurück, und stand wie von einem Banne festgehalten. Sie streckte ihm beide Hände entgegen, die er mit Küssen bedeckte, aber nur die Worte vermochte er über die Lippen zu bringen: „Oh, Agathe! Was soll daraus werden?"

Da legte sie ihre Hände auf seine Schultern und sagte, glücklich lächelnd: „Daß Du mich liebst, weiß ich! Daß ich Dich liebe, bekenne ich freimütig! Du fühlst Dich durch Dein Ehrenwort gebunden, meine Hand nicht zu begehren. So will ich Dich davon lösen, und selbst sprechen. Willst Du mich haben? Soll ich Dein Weib werden?"

„Ja! Ja — ja!" rief er, daß es durch den Raum dröhnte, und schloß die Geliebte stürmisch in seine Arme.

Die Sonne war untergegangen. Über Thon und Gips, Papier und Staub der Werkstatt lag bereits tiefe Dämmerung. Die Glücklichen bemerkten es kaum. Endlich sagte Agathe: „Wo sind wir denn?“

„Oh, im Paradiese kann es nicht schöner gewesen sein!“ rief Peter.

„Laß uns gehen,“ entgegnete Agathe. „Der Onkel wird uns vermissen. Was wird er sagen, wenn er uns Hand in Hand ankommen sieht?“

Er sagte fürs erste nicht viel. Mit triumphierenden Blicken breitete er nur die Arme aus und empfing die Glücklichen, die fortan seine Kinder sein sollten. Und wenn an diesem Abend Zukunftspläne gemacht wurden, so waren die des alten Herrn die ausschweifendsten, und er unter den Dreien der Wortreichste in der Unterhaltung.

Scherben.

Wie es geschehen, willst du wissen,
Daß sich auf düsterer Lebensfahrt
Dies Herz, von wilder Qual zerrissen,
Des Liedes Wohllaut doch gewahrt;
Daß sich aus den zersprungenen Saiten
Ein weicher, süßer Ton noch ringt,
Der leise im Vorübergleiten
Wohl ein verwandtes Herz bezwingt . . .

Ich fand einst eines alten Kruges
Zerbroch'nes Scherbenstück, — und sieh':
Den Duft von jenem Naß noch trug es,
Dem einst der Krug die Hülle lieh;
Es war ein köstlich Naß gewesen,
Das man in edle Form gehüllt, —
Der Scherben, den ich aufgelesen,
War stark und süß davon erfüllt.

Und wie in jenes Kruges Scherben
Geheimnisvoll sein Duft gelebt,
Kann in der Seele mir nicht sterben,
Was machtvoll einst darin gewebt.
Muß ich mich herbem Schicksal beugen,
Traf mich das Leben rauh und hart:
Noch darf mein Lied davon dir zeugen,
Wie reich mein Herz begnadet ward!

Konrad Telmann.

Das Lied des Lebens.

Nacht. An dem Himmel, dem entströmt der Regen
Begegnen sich von ungefähr zwei Engel
Und machen in dem uferlosen Raum
Halt vor einander, mit der gleichen Frage
Auf bleichen Lippen: „Wohin gehst Du, Bruder?“
Wie sind sie ungleich! Er, der seinen Flug
Zur Tiefe nimmt, gehüllt in weißen Glanz,
Wie er vom Monde in der Herbstnacht rinnt,
An seiner Stirne eines Sternes Leuchten,
Ein frisches Reis — im Paradies gepflückt
Vom Baum des Lebens — windet durch sein Haar sich,
Das golden, wie das Meer der Ähren blinkt.
Der, welcher aus der Tiefe steigt empor,
Ist eingehüllt in bläulich grau Gewand,
Von jener Farbe, die der Nebel zieht,
Ums Haupt der Berge, eh mit kaltem Hauch
Auf kahlen Auen atmet der Dezember.
Das schwarze Haar hängt schmucklos ihm herab.
Auf bleiche Wangen, wie bei Büßerinnen
Am Thor des Doms es spätre Zeiten sahen. —
So traf im weiten, uferlosen Raum
Des Lebens Engel mit dem Tod zusammen
Und sie erkannten sich nicht.
„Als der Sieger
Kehr' ich zurück, dem Ewigen anzusagen,
Daß nun vollendet ist das Werk der Sintflut“;
So sprach der Tod, „und meine Schwestern herrschen,
Die Nacht und die Vernichtung.“
„Lüge sprichst Du,
Wenn Du nicht irren magst. Das Leben ist
Und ewig wird es sein.“
„So laß mich's sehen!“
Und beide flogen längs der Wolken hin,
Die jetzt wie Berge, jetzt wie Urwaldbäume
Sich dehnten, wuchsen, immer die Gestalt
Aufs neu verändernd, jetzt so wie die Hydern
Mit ungeheurer Windung sie umschlangen,
Und jetzt ein Meer von seltsam bunten Wesen
Zu Füßen ihnen gossen oder Städte
Aufbauten wirr phantastisch. Und ihr Flug
Sank nieder; ihre Flügel rührten schon
Die schwarze Flut. Da sahen sie im Dunkel
Sich regen einen Punkt, die Arche Noahs.
Sie flogen hin und machten Halt auf ihr
Mit ausgespannten Flügeln und sie sahen
Mit Geisteraugen durch das tiefe Dunkel
Durchs mächtige Dach und durch die starke Planke.
Was sahen sie?
Im unwirtlichen Fahrzeug
Saß auf dem Boden dort ein Mann, halbnackt,
In seinen Armen ein entzückend Weib;
Er drückte einen Kuß auf ihre Haare
Und schmiegte seine Wang' an ihren Busen
Und koste ihr die Augen. Sie, verzagt,
Erbebte nur und flammte ganz im Purpur,
Darin die Sonne glüht, wenn sie zur Ruh geht.
Und dieser starke, riesengroße Mann,
Der letzte, den die große Wasserflut
Am Leben ließ, der sang ein wildes Lied.
Das klang so drohend und so leidenschaftlich
Und drang durch die gewaltige Wand des Schiffes,
Und brach durch das Gebälke seines Dachs

Und stieg zum Himmel unaufhaltsam auf.
Und sie vernahmen lauschend diesen Sang:

Wild kocht der Wogen Schwall, hörst du es, Herr der Welt?
Siehe den Spruch erfüllt, welchen dein Zorn gefällt:
Ich schwimm' auf schwankem Brette!
Wolltest zu Tod das Volk drücken in grimmer Hand,
Aber des Lebens Keim glitt dir hindurch und fand
Im schwachen Rohr sein Bette.

Wild kocht der Wogen Schwall, unter mir schwarze Nacht,
Aber in frohem Mut laß ich hinaus mit Macht
Das Lied des Lebens klingen.
Ob du mich hören magst, das macht mir wenig Pein.
Weist nicht, wohin es geht; zieh ich zum Glücke ein,
Wird mich das Meer verschlingen?

Das aber weiß ich wohl, daß ich noch lebe hier,
Und in den Armen heil lagert mein Weib bei mir,
Mein einziger Geselle;
Und in das Dunkel strahlt licht mir ihr süßer Leib,
Mit einem einzigen Kuß bringt das treue Weib
In all die Nacht mir Helle.

Als du des Meeres Flut schäumend hinausgejagt,
Schufest der Felsen Haupt, hab' ich nicht nachgefragt —
Was willst du mit mir rechten?
Führen der Sterne Tanz gleich einer Herde still
Magst du in hellem Glanz — Frieden im Herzen will
Des Weibes Haar ich flechten.

Du magst zur Tiefe einfahren in Blitzesglut,
Gießen aufs weite Meer schillernd der Sonne Glut,
Durchs Thor der Ströme dringen,
Magst zu dem Himmel auf jagen Cascadenschaum —
Ich will den treuen Arm glücklich auf grünen Raum
Um ihre Hüfte schlingen.

Zwei sind der Welten da, die du geschaffen hast,
Beide nicht tilgst du jetzt. Siehe, das Leben faßt
Den Strohhalm, dran sichs rette.
Selbst in der Schreckensflut, dienend dem Tod allein,
Wimmelt das Leben rings, regt sich ein neues Sein,
Ich schwimm' auf meinem Brette!

Leben — das tilgst du nicht, schwändest mit ihm zugleich,
Leben — das herrlichste Wunder im Weltenreich,
Ich fühl's im Herzen schlagen.
Trotzend dem Meer und Tod, dem ich mich Sieger weiß,
Werd' ich's, der Einzige, in meinen Pulsen heiß
In ferne Zukunft tragen.

All was die kommende Zeit sich erträumt, erringt,
Was von verstorbenen Tagen herüberklingt,
Ich fühl', wie's in mir lohe —
Allmutter, Gattin du, juble in frohem Sinn,
Blühn wird der Liebe Frucht, du bist die Priesterin,
Die heilige und hohe!

Leben, o Leben du, mächtig und wunderbar,
Schon sah die neue Welt blühen ich freudig klar
Auf frisch errungner Stätte —
Laß all die Wasser denn steigen zu hoher Flut,
In meines Weibes Arm seh ich sie wohlgemut —
Ich schwimm auf meinem Brette!

Mit Schrecken hörten dieses Lied die Engel.
Sie wollten wortlos auseinanderfliegen,
Der hier, der dorthin. Doch ein seltsam Fühlen
Ergriff sie — zögernd standen sie noch still,
Dann sanken sie einander in die Arme.

Von J. Vrchlicky. Deutsch von Friedrich Adler.

Das Bredener Faß.

Das war am Werbellin, dem klaren,
Auf uckermärk'schem Sand und Strand,
Wo still im Hag vor grauen Jahren
Das Grimnitzwaldschloß Breden stand.
Dort saß ein Junker, der dem Treiben
Der Stegreifritter ferne blieb
Und hinter seinen Butzenscheiben
Beschaulich sich die Zeit vertrieb.

Mild war sein Sinn, viel heilsam Pflaster
Gab er der Not in Güt' und Gunst;
Er hatte nur ein einzig Laster;
Ihm stak im Hals die heiße Brunst.
Kein Wein däucht' ihm zu scharf und sauer
Als Balsam gegen solche Pein —
Heut war er trunken vom Bernauer
Und morgen vom Choriner Wein.

Nicht richtet, daß man Euch nicht richte,
Und laßt ihn gelten, wie er war;
Ging doch das Rad der Weltgeschichte
Hin über ihn, Erbarmens bar:
In einer jener Räuberfehden,
Vom Geist der Quitzows angeregt,
Ward von der Erde Waldschloß Breden
Mitsamt dem Junker weggefegt.

Jahr' und Jahrhunderte verflogen
Und neue bessre Zeit erschien,
Da kamen eines Tags gezogen
Drei Burschen an den Werbellin.
Ein Maler war es und ein Dichter,
Ein Musikus der dritte Mann.
Um kühlen Trunk sprach das Gelichter
Im Altenhof den Förster an.

Der hatte just in seinem Hause
Verschüttetes Gewölb entdeckt;
Dort lag ein Faß in dunkler Klause,
Schier unter dem Geröll versteckt.
Den Gästen wies er's als ein Wunder
Und forschend rührte dran die Hand,
Da ging, vermorscht zu Olm und Zunder,
Das alte Stück aus Rand und Band.

Und sieh! Wie haftertößt der helle
Nußkern des Menschen Aug' erfreut,
Bot an des alten Fasses Stelle
Sich dar nun seine Form erneut;
Nun lag, an Rücken rund und Bauche,
Sein Abbild dort in kleinerm Maß,
Doch nicht aus Holz nach Küferbrauche —
Es schien geschaffen aus Topas.

Die Männer pochten dran, da klang es
In leisem Hall wie Glockenspiel,
Sie pochten wieder, da zersprang es
Wie Glas, das hart zur Erde fiel.
Und durch den Riß entquoll dem Fasse
Ein süßer Duft, ein Strahl gar fein —
Die Männer probten von dem Nasse,
Sie schmekten firnsten Feuerwein.

Es war von Bredens Kellermauern
Der Rest, auf dem das Forsthaus stand,
Und der ein Faß von jenem Sauern,
Einstmals bewahrt vor Raub und Brand.

Die Zeit, sie hatte dann im Schutte
Den Wein versüßt, gefirnt, gepflegt,
Und unter holzgewirkter Kutte
Ein Weinsteinhemd ihm angelegt.

In schnell herbeigeholten Kannen
Fing man jetzt auf den edlen Trank,
Trug ihn an's Tageslicht von dannen
Und spendete dem Spender Dank.
Das war, so wollt's der Dichter wissen,
Des nicht begrab'nen Bred'ners Geist,
Der in der Unrast Kümmernissen
Sich Destillierens hab' befleißt.

Ihm ward von den erfreuten Zechern
Ein stiller Minnetrunk geweiht
Und dann hub an ein flottes Bechern
Zu Ehren all' und neuer Zeit.
Manch' Heil dem Waidwerk, holden Frauen,
Manch' Heil dem frohen Wandern galt
Und scholl vom Werbellin, dem blauen,
Weit in den grünen Grimnitzwald.

Ernst Behrend.

Auf der Reichenau.

Mit dunkeln Festesrosen an der Brust
Sind wir gelandet auf der Reichenau —
Just in der Rosenzeit. — Von allen Büschen
Flammt es und glüht und leuchtet, duftumhaucht.
So hat es endlich, endlich sich erfüllt,
Was ich prophetisch Dir vorausgesagt:
„Einst, wenn die Rosen voll in Blüten steh'n,
Dann werd' ich, glückverstummt, für ewig Dein."

Wie träumend schreiten wir den grünen Pfad
Und vor der Schenke, bei den moos'gen Linden,
Die blühend schon dem Ekkehard gerauscht,
Nach kurzer Rast, dann in die kühle Krypta
Des alten Klosters steigen wir hinab.

Auf all' der goldnen Pracht des Kirchenschatzes
Ruht unser Blick. — Verzaubert scheint die Welt.
Des Lebensmeeres wirre, wüste Wogen
Nur leise noch an diese Insel spülen.
Traumhafte Stille rings. — An Deiner Hand
Laß mich dies Friedenseiland ganz durchstreifen,
Mit vollen Zügen unsre Seelen atmen
Im Rosenduft der Erdenseligkeit,
Die leise, unentrinnbar uns umspinnt.
Und dann hinaus, zurück ins Lebensmeer,
Wie Rosenduft wirds unsre Stirn umschmeicheln
In aller Stürme wirren Wogenschwall
Auch dann, wenn unser Nachen jäh versinkt.

Hermine von Preuschen.

Seefahrt.

Schaukle mich, du heit're Welle,
Wiege mich an deiner Brust!
Singe mir so tief, so helle
Von urew'ger Daseinslust!

Hold verloren in der Tiefe
Schwelgt mein Aug' im feuchten Blau
Und es schwillt mein Herz vor Sehnsucht
Bei der wundersamen Schau!

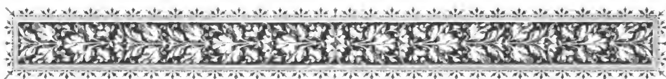
Aufwärts dann den Blick gewendet
Seh' ich nach des Himmels Au,
Unermeßlich hingegossen
Grüßt mich da dasselbe Blau.

O, ihr sel'gen blauen Fernen!
Tiefstes regt ihr in mir auf.
Mächtig lockt's zu euch hinunter,
Mächtig mich zu euch hinauf.

Dieses eng umschränkte Leben,
Fühl' ich's nicht schon jetzt verweh'n!
Und im Weiten, Schrankenlosen
Als ein ew'ges auferstehn'n?

Jauchzend will ich stürzen, sinken
In des Alls urew'gen Schoß,
Jauchzend noch im Sterben preisen
Gottdurchflammtes Menschenlos,

Hans Sittenberger.



 Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Der Unterstaatssekretär.

Lustspiel in vier Aufzügen von Adolf Wilbrandt.

(Fortsetzung.)

Neunter Auftritt.

Die Vorigen; Marianne (aus dem Hause rechts, die Blätter ihres Gesprächs in der Hand). Später der Kammerdiener.

Marianne (spricht laut ins Haus zurück).

Ja, ja, ja! Schon gut! Ich komme bald wieder, Vater!

Lili (leise).

Da ist sie! Das ist ihre Stimme!

Wachsmuth (leise).

Dieses Original?

Lili.

Ja, ja. Sie kommt aus ihrem Haus, wie es scheint. — Ich hätte nie gedacht, daß in der Provinz solche Pflänzchen wachsen! (anmutig lächelnd) Die ist verrückter und gescheidter als ich!

Marianne

(ist unterdessen zur vorderen Bank gegangen, für sich).

Nein, auf dem Bett hatt' ich keine Ruhe. Luft. Freie Luft. Mein Gespräch noch einmal lesen — ob mich das erleuchtet! (Setzt sich, die Blätter vor ihr auf dem Tisch; stützt beide Arme auf, drückt die Zeigefinger gegen die Ohren. Ganz mit mir allein!

Kammerdiener

(ist unterdessen von links wieder aufgetreten, einen Damenmantel und ein Tuch über dem Arm, hat leise zur Baronin gesprochen).

Baronin (zu den Andern).

Wir werden gemahnt: es ist Zeit. — Die Sachen sind auf dem Bahnhof?

Kammerdiener.

Zu Befehl, Frau Baronin.

Baronin.

Nun, so brechen wir auf! — Lieber Helmuth —! (Nimmt seinen Arm.) Gehn Sie nur langsam, Doktor, daß Sie sich nicht erhitzen: wir haben noch Zeit!

Lili.

Gehn Sie mit mir, Herr Doktor; wir sprechen unterwegs von Schnecken und von Uhrzeigern, um uns nicht zu überlaufen! (Voran die Baronin mit Helmuth, dann Lili mit Bormann nach links ab, der Kammerdiener folgt ihnen. Wachsmuth bleibt zurück.)

Wachsmuth (ihnen nachblickend, verstimmt).

Mich läßt sie stehn. — Wenn man ihr Helmuth von Stargard nimmt, so nimmt sie sich den Doktor — nicht mich. (bitter) Meiner fühlt sie sich sicher! — — Stargard behandelt sie schlecht: das thut nichts: sie zieht ihn vor — nicht mich. — Da sollt' ich nun hinterdreinlaufen wie ein frommer Pudel? — Nein! (sich nach rechts wendend) Ich gehe so herum — und betrachte mir unterwegs das „Original"!

Marianne

(hat inzwischen gelesen, gesonnen; blickt auf).

Dieses Gespräch hat wirklich — — (unterbricht sich) Nicht prahlen! (mit einer Hand auf die Blätter klopfend). Aber anregen, das thut's. Mir schwebt schon ein großes politisches Gespräch vor: zwischen einem feurigen Fortschrittsmann, ähnlich wie Bruder Kurt, und so einem Jammermann von Stehenbleiber, der seine Millionen hütet wie eine Schafherde, seine Arbeiter aussaugt . . .

Wachsmuth

(ist inzwischen zur Parkthür gegangen, hat sie mit Vorsicht geöffnet und ist drüben auf die Straße getreten; für sich).

Richtig, da sitzt sie noch. — Ein interessantes Gesicht, das ist wahr. — Man geht einmal vorüber und schaut sie aus der Nähe an! (Geht langsam, schlendernd, nach vorn.)

Marianne (für sich).

Diesen Jammermann würd' ich kräftig zeichnen! — Ich seh' ihn . . . (Blickt unwillkürlich auf, da Wachsmuth an ihr vorbeigeht; betrachtet ihn flüchtig.) Na, so ungefähr wie der. — Ein richtiges Austernschluckergesicht. Ein Geldmachergesicht. (Da Wachsmuth, stehen geblieben, sie mit dreister Sicherheit betrachtet.) Ja, Du!

Wachsmuth (für sich).

Ah was! Ein „Original" . . . Ich spreche sie an! (Tritt näher; zieht vor ihr den Hut. Laut) Sie entschuldigen: ist Herr von Werben nicht hier?

Marianne
(sieht ihn befremdet an, bleibt sitzen).
Wie Sie wohl sehen, nein.

Wachsmuth.
Ich meinte: drinnen? im Hause?

Marianne.
Auch das nicht.

Wachsmuth.
Sie sind doch wohl die junge Dame, die mein Freund, Herr von Werben, im Seebad kennen gelernt hat —

Marianne (steht langsam auf).
Ah! — Nein, die bin ich nicht. Sie irren.

Wachsmuth.
Dann bitte ich für meinen Irrtum um Entschuldigung .... (für sich) Wetter, hat Die ein Paar Augen!

Zehnter Auftritt.

Marianne, Wachsmuth (rechts); Lili (kommt hastig von links zurück)

Lili.
Das sieht mir gleich: in den Tod vergessen. Hoffentlich sitzt sie draußen!

Wachsmuth.
Verzeihen Sie dann noch eine letzte Frage, mein Fräulein: Frau von Helldorf erzählte uns von einer jungen Dame —

Lili
(hat inzwischen die Parkthür geöffnet, steht auf der Straße; sehr überrascht, mit lauter Stimme). Was! Sie sind hier!

Wachsmuth (zuerst erschrocken, sich fassend).
Ja, ich bin hier. — Ein Zufall —

Lili.
Sie bei Fräulein Marianne — das ist unerwartet! — — Ich wäre ja lieber gestorben, liebes Fräulein, als Sie nicht mehr zu sehen. Aber ich kann Sie nur noch umarmen und dann wie ein Sturmwind fort!

Marianne
Es thut mir so leid, daß Sie fortgehen —

Lili.
Ich bin gelaufen! Ich glühe!

Marianne (lächelnd).
Wie gut Ihnen das steht. — Wenn ich ein Mann wäre, das hielte ich gar nicht aus!

Lili.
Sie Närrin! Noch einen Kuß. Wenn ich wiederkomme, bin ich gleich bei Ihnen. (Zu Wachsmuth.) Und nun reißen Sie sich los, zur Bahn, es ist die höchste Zeit!

Wachsmuth (zu Marianne).
Ich hoffe Sie wiederzusehen —

Lili (seinen Arm nehmend).
Telegraphieren Sie ihr das alles; jetzt entfalten Sie Ihre Merkurflügel, hurtig! (Zieht ihn fort; Beide hinten rechts ab.)

Marianne (lächelnd).
Die war wirklich ein Sturmwind. — O Gott! so schön zu sein! so berückend schön! — — Ob der Andre das auch so fühlt? der sie nun am Arm hat? — Ach, Der! — Wer ist nur dieser dreiste Mensch, mit den Eidechsen-Augen? Er sah mich so beglückend an ... Der Herr von Werben „sein Freund“? Das gefiele mir nicht sehr an dem Herrn von Werben. Aber Röschen findet ihn ja gewaltig interessant! Als ich eben durchs Wohnzimmer ging, erzählte sie dem Vater von seinem „entzückenden Humor“ und seinem „tiefen Geist“ ... Und dabei will er nichts von Politik hören, sagt sie, läuft vor politischen Gesprächen davon. Was? Ein Mann und kein Interesse für Politik? Ist denn das ein Mann? (Vor sich hinstarrend.) Da kommt's wieder. Mein Gespräch. Guter Gott, was hab' ich alles auf dem Herzen, wie möcht' ich mich entladen, entladen! Voran gegen diesen alten Ministerpräsidenten, diese Puppe von einem hohlen Junker, nichts als Kleie drin, wie Bruder Kurt sagt; und gegen diesen neuen Rothschild, den Herrn von Wachsmuth, die „Reichsmotte“, wie Bruder Kurt sagt — der uns überall Löcher in den Mantel frißt ... Ah! Und gegen den Erzfeind, den Dämon der Reaktion, diesen Helmuth von Stargard. Den so von Herzen zu hassen, das ist ein heiliges, göttliches Gefühl!

Elfter Auftritt.

Marianne; Helmuth (von hinten rechts).

Helmuth (für sich, behaglich).
Ich hab' vor dem Bahnhof Adieu gesagt, bin davongegangen — und nun bin ich frei. Bleib' ich hier, oder reis' ich ab? — Zunächst versuchen wir, Röschen heute noch zu sehn ... (Ist nach vorn gekommen.) Das ist sie nicht. Das wird die Andere sein; die für Lili schwärmt. — Nun, jedenfalls redet man sie an!

Marianne (in ihren Gedanken, für sich).
Wie dieser Dämon aussehen mag? — Jung soll er noch sein —

Helmuth (lüftet seinen Hut)
Um Vergebung, mein Fräulein. Wollen Sie die Güte haben, mir zu sagen, ob Fräulein von Hiller zu Hause ist?

Marianne (steht unwillkürlich respektvoll auf).
Ja, sie ist zu Hause. Ob zu sprechen, das weiß ich nicht —

Helmuth.
Erlauben Sie: von Werben ist mein Name. Ich hatte das Vergnügen —

Marianne.

Ah! Herr von Werben!

Helmuth.

Sie wissen —?

Marianne.

Fräulein von Hiller, meine Pflegeschwester, hat uns von Ihnen erzählt. (offenherzig lächelnd) Viel Gutes —

Helmuth (lächelnd).

Wirklich? Das ist sehr großmütig von Fräulein von Hiller; denn ich habe kaum Gelegenheit gehabt, meine wenigen guten Eigenschaften zu zeigen. (leicht hinwerfend, heiter) Vielleicht verdanke ich diese Wohlmeinung Einer Sympathie, in der das Fräulein und ich uns begegneten: wir gingen der Politik beide aus dem Wege.

Marianne.

Ich weiß.

Helmuth.

Das wissen Sie auch schon?

Marianne.

Ja. (mit verhaltenem Mißvergnügen) Dann würde ich Ihnen gewiß weniger „sympathisch" sein; denn ich verstehe nicht, wie man leben kann ohne Politik.

Helmuth (überrascht, betrachtet sie aufmerksam).

Sie? eine junge Dame?

Marianne.

Sie finden das wohl unweiblich, nicht wahr.

Helmuth.

Verzeihen Sie — ich habe durchaus keine Vorurteile; mit solchem Reisegepäck beschwere ich mich nicht. (Marianne betrachtet ihn mit mehr Interesse) Ich staune nur, daß die „garstige Politik" einer so jungen Dame Bedürfnis ist — — (lächelnd) Aber da sind wir in der ersten Minute in einem ernsten Gespräch!

Marianne.

Sie haben Recht. Ich will Fräulein Röschen sagen — (Will zur Thür.)

Helmuth.

Verzeihen Sie: bitte, noch einen Augenblick! (Sie bleibt stehen.) Sie sind mir auch nicht fremd, mein Fräulein; Frau von Helldorf hat mir von Ihnen erzählt; mit Wärme — mit Begeisterung. Sie haben sich ihr angeschlossen, weil Sie mit jugendlichem Idealismus für das Schöne schwärmen —

Marianne.

Nun, für das Häßliche schwärmen doch auch alte Leute nicht?

Helmuth (lächelt).

Das trifft wohl zu. Ich wollte nur sagen: mich wundert, daß Sie bei solchem Schönheitsbedürfnis auch für die Politik schwärmen —

Marianne.

Thun das die Männer nicht auch?

Helmuth.

Die Männer — o ja —

Marianne.

Warum wir denn nicht? (sich allmählig unbewußt ereifernd) Ist denn in unsern „Köpfen" nur für Eines Platz? Den Männern werden die Köpfe möglichst ausgeweitet; sie sollen mehrseitig, vielseitig, allseitig sein, man bewundert sie dafür, findet es entzückend; und uns steht es nicht gut?

Helmuth.

Doch; im Gegenteil. (sie mit einem Lächeln der Verwunderung betrachtend) Nur grade die Politik —

Marianne.

Die verstehn wir nicht, meinen Sie? Nun, dann sollten wir uns wohl um so mehr bemühen, sie verstehen zu lernen. Die Männer seufzen so oft, daß die guten Frauen so wenig Sinn für das Große haben, für das Allgemeine. Bekommt aber Eine von uns diesen „sechsten Sinn", dann „wundern Sie sich". Verzeihen Sie: das besonders logisch zu finden, dazu habe ich nicht den Mut!

Helmuth (für sich, in wachsendem Erstaunen).

Aber Die ist interessant! (laut, liebenswürdig lächelnd) Es scheint, Sie sind von schneidigem, streitbarem Temperament —

Marianne.

Ist das auch verboten? Steht uns das auch nicht gut?

Helmuth (für sich).

Im Gegenteil. Man möchte sie reizen, damit sie sich noch mehr ereifert . . . (laut, lächelnd) Mit diesem Temperament gehören Sie ohne Frage zur Opposition?

Marianne (gereizt, blickt ihn fest an).

Ja, Herr von Werben; gewiß. Gegen eine solche Regierung hat man wohl die Pflicht der Opposition!

Helmuth (für sich).

Der abfärbende Bruder; natürlich. (laut, wieder lächelnd) Aber Sie sind hoffentlich auch gegen den politischen Mord —

Marianne (für sich).

Er ist unausstehlich! (laut) Ich bin dafür, daß man diese Regierung vernichtet, umbringt, totmacht — aber geistig, verstehen Sie. (macht ein paar aufgeregte Schritte von ihm hinweg; für sich) Und das werden wir thun; dazu werd' ich helfen! (mit der geballten rechten Hand in die linke schlagend) Jetzt hab' ich meinen Entschluß. Dem da zum Trotz schreib' ich die Gespräche!

Helmuth (für sich).

Hab' ich sie zu sehr gereizt? — Aber es steht ihr gut —

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen; der Oberst und Röschen (aus dem Hause); zuletzt Kurt

Oberst

(eine lange Pfeife rauchend, kommt mit Röschen, gemütlich lächelnd).

Herr von Werben, gestatten Sie mir, daß ich Sie begrüße. Ich sehe, Sie haben mit meiner Tochter schon Bekanntschaft gemacht; jetzt erlauben Sie dem Vater (indem er Röschens Hand nimmt), Ihnen herzlich zu danken!

Helmuth (sich verneigend).

Herr Oberst Felsing, nicht wahr —

Oberst.

Zu dienen. (lächelnd) Ich weiß Alles; das Kind hat mir viel von Ihnen erzählt. Vor Allem haben Sie dieser jungen Dame (er streicht sanft über Röschens Haar), die grade mit einem schweren Entschluß kämpfte, die aufheiterndste Liebenswürdigkeit erwiesen —

Helmuth.

Bitte, reden Sie davon nicht. Es war umgekehrt; ich hätte mich wahrscheinlich am Seestrand gelangweilt —

Oberst.

Schon gut. Wenn Sie heute Abend noch hier bleiben, so machen Sie uns die Freude, beehren Sie mein Haus! (lächelnd) Ich weiß, Sie lieben die Politik nicht; das ist mein Fall auch. Wir brauen eine Bowle und schwatzen von Allem, was schön ist —

Helmuth.

Herr Oberst, ich bin dabei; Ihrer herzlichen Einladung folg' ich mit herzlichem Dank. (für sich) Röschen und die Andre . . . Jetzt bin ich das Tier zwischen den Bündeln Heu. — Ah! Ich bleibe hier!

Oberst

(hat leise mit Röschen gesprochen, die auf die Pfeife deutet).

Ah was! — Nicht wahr, Sie verdenken mir meine lange Pfeife nicht; ich rauche sie wie Bismarck — und wie alle Deutschen in den guten alten Zeiten. Ja, wo sind die hin! (seufzend) Bester Herr, mit dieser neuen Zeit kann ich nicht mehr mit! Elektrisches Licht, Phonograph, Telephon, neue Münze, neues Maß und Gewicht, andere höchste Berge, Verpönung der Fremdwörter, rauchfreies Pulver, Examen für Lehrerinnen — (greift sich an seinen Kopf) Herr, das ist zu viel! — Kommen Sie ins Haus, machen wir die Bowle!

Kurt

(ist hinten links erschienen, kommt nach vorne; für sich).

Was? Dieser gefährliche Herr kommt in unser Haus?

Helmuth

(dem Oberst heiter die Hand drückend).

Herr Oberst, Ihre Bowle ist mir Befehl.

Kurt (neben Marianne, leise).

Du! was heißt das alles?

Marianne (leise).

Nichts. (mit bedeutungsvoller Geberde) Aber, Kurt: ich will!

(Der Vorhang fällt.)

(Die weiteren drei Akte folgen.)

Unsere Zeit.

Unheilschwangere Zeit! Heimliche Furcht ringsum.
Von der Rüstungen Wucht bebet der Erdenball,
Und die Palme des Friedens
Wird von giftigem Hauch umweht.

Völker eifern im Bund wider der Völker Bund,
Ach! nur wenige stehn fest in der Brandung Sturm,
Und der Schwächere schauet
Angstvoll auf zu dem Mächtigen.

Treue schwindet dahin, Scheu vor geweihtem Haupt,
Selbst, ihr Himmlischen, euch trotzt der verhetzte Schwarm,
Und im eitlen Genusse
Wird der frommere Sinn betäubt.

Sorge nagt in der Brust, welche kein Gut verscheucht.
Was ist ird'scher Besitz? Tand nur, der leicht zerbricht.
Sieh dich vor, daß des Fleißes
Frucht ein Schurke dir nicht verpraßt!

Führte je man den Stahl wider das eigne Herz
Öfter wohl als es heut thut ein entnervt Geschlecht?
Wann ach! fehlte die Tugend
Mehr, die stark in der Not sich zeigt?

O ihr Himmlischen, blickt gnädig herab auf uns,
Daß gefestet in sich jeder dem Zeitensturm
Kühn, gerüstet begegne,
Dessen Nahen der Weise fühlt!

Treue gebet und Mut! Treue dem Vaterland, —
Mut, der drohnden Gefahr ruhig in's Aug' zu schau'n, —
Opferfreudigen Sinn auch,
Der sich willig dem Ganzen fügt!

Wird uns solches verliehn, trachtet ein jeder so
Seines heimischen Lands würdiger Sproß zu sein,
Komme dann, was verborgen
Noch im Schoße des Schicksals ruht!

Wilhelm Idel.

Was hilft's?

Nicht immer mögen unterliegen
Einsame Helden jenem Heer
Der bösen Neider und flauen Leute,
Der Herrn von Gestern und von Heute, —
Der Tagesflut im Zeitenmeer.
Doch hilft's, in tausend heil'gen Kriegen
„Den Widerstand der stumpfen Welt besiegen?" —
Die bleibt so stumpf wie je vorher.

Oswald Schmidt.

Ernst Schulze und Cäcilie Tychsen.

Nach den ungedruckten Tagebüchern, Gedichten und Briefen Schulzes.

III.

Am 6. May. Ich war heute in einem großen Thee beym Hofrath Mayer. Auch Cecilie war da. Ich setzte mich zu Christel Mayer, die an ihrer Seite saß, und sagte dieser tausend Artigkeiten und ließ auch zuweilen einige unbedeutende Worte gegen Cecilien fallen. Sie wollte mich auf die Probe stellen und sagte: Am Sonnabend reise ich nach dem Harz. Ich merkte die List und stellte mich ziemlich gleichgültig bey der Nachricht. Es wurde nachher etwas gespielt, wir standen einige Mahle zusammen und sie sagte mir zuweilen einige Worte, die ich kalt beantwortete. Endlich war ich allein mit ihr in einem Fenster. Ich fragte sie, ob ich sie beleidigt habe, und da sie nach diesem Anfange eine Demüthigung von meiner Seite erwartete, antwortete sie etwas vornehm: Das könnte wohl möglich seyn. Ich sagte, ich hätte es bemerkt, denn sie behandelte mich seit einiger Zeit mit Geringschätzung. Ich machte durchaus keine Ansprüche wollte ihr aber frey gestehen, daß ich auf keinen Fall Verachtung ertrüge. Diese Rede stimmte sie um. Verachtung? rief sie sehr lebhaft; ich dächte, Sie hätten Beweise vom Gegentheil! Warum wollten Sie mir neulich Ihren Arbeitskorb nicht geben? fuhr ich sanfter fort; Sie hätten mir eine Freude damit gemacht, aber es schien Ihnen Freude zu machen, mir wehe zu thun. Glauben Sie mir nur, der Schein trügt! sagte sie mit einem freundlichen Lächeln. Den Arbeitskorb wollte ich neulich keinem geben, weil der Herr von Usedom einen Witz machte, den ich nicht wieder erzählen will, setzte sie mit einer bedeutenden Miene hinzu, die mich errathen lassen sollte, von welcher Art der Witz gewesen sey, und daß sie Gewicht darauf gelegt habe. Auch sagte sie mir: Sie waren wirklich ein wenig zu sehr aufgebracht, denn ich bemerkte, daß Ihnen selbst mein armer Name Abscheu erregte. Ich bewunderte die feine Kokketterie. Jetzt wurden wir zum Spiel abgerufen und setzten uns nebeneinander. Die Gesellschaft hatte unser Gespräch beobachtet und warf uns Blicke zu, Minna Schl., die mir zur Seite saß, flüsterte mir etwas von den Reitzen der Versöhnung in's Ohr. Ich triumpfirte mit keckem Gesicht, denn dieses Verhältniß ist wahrhaftig nicht unrühmlich für mich in den Augen der Welt. Cecilie saß dicht an der Thür und es zog, wenn die Thür aufging. Sie wurde von Adelheit ermahnt, sich fortzusetzen, schien aber keine Lust zu haben. Da es aber indezent gewesen wäre, sich lange zu weigern, da jedermann die Ursache der Weigerung leicht errieth, war sie schon im Begriff, mich zu verlassen, als Minna Schl. mir einen wahren Freundschaftsdienst erwies, der mir von einem Frauenzimmer, das mich einst selbst unter ihren Hof zählen wollte, wirklich unbegreiflich vorkam. Sie tauschte mit Cecilie den Platz, sodaß diese mir zur anderen Seite zu sitzen kam. Freylich unterließ sie nicht, mir nachher zuzuflüstern: Erkennen Sie nun, was Sie für eine Freundin haben? Wir spielten das Buchhändlerspiel. Cecilie und ich gaben uns gegenseitig hübsche Titel, die sich auf das wiederhergestellte Verhältniß bezogen, zu rathen auf. Endlich wurden wir beyde gewählt, etwas nach der Musik zu rathen, ich hatte aber ein nothwendiges Geschäft, welches mich auf einige Augenblicke von der Gesellschaft abrief. Als ich zurückkam, fand ich das Spiel schon arrangirt, Cecilie war mit dem Assessor Dörr hinausgeschickt. Man verflocht mich aber dennoch, ohne daß ich davon wußte, in die Sache. Dörr mußte mich Cecilien vorstellen und sie mußte sich über meine Wiederkunft freuen. Dörr machte eine sehr possirliche Figur dabey und schien sich zu ärgern, daß er das fünfte Rad am Wagen abgeben sollte. Ich war sehr heiter und amüsirte mich im Gefühl meiner Sicherheit darüber, als der Graf Bochholtz Cecilien eine halbe Stunde lang die schönsten Sachen aus der Welt vorsagte. Der Mensch hat unaussprechlich viel Geist und ich wüßte wohl, wen ich vorzöge, wenn ich Cecilien wäre. Beym Zuhausegehen fragte ich Cecilien, ob sie mir heute ihren Korb geben wollte. Sie antwortete: Sehr gern! und ich begleitete sie hinunter, um ihr auch meinen Arm zu biethen. Zum Glück zögerten wir etwas auf der Diehle, als wir herauskamen und ich ihr den Arm gab, waren die Andern schon um die Ecke. Als wir sie einhohlten, sah ich, daß sowohl die Hofräthin als Adelheit ohne Führer waren. Hätte ich Cecilien nicht schon am Arm gehabt, so hätte ich mich wenigstens der Höfräthin anbieten müssen.

Am 9. May. Heute habe ich viel gewonnen. Wir waren auf dem Garten, der Baron von Itzstein, der schwarze Graf Schulenburg, Gustav von Usedom und ich. Soviel fades Geschwätz, avec un air d'esprit vorgebracht, habe ich noch nie gehört, als von diesem Itzstein. Ich konnte mich nicht enthalten, ihn zu persifliren. Er schien es grade nicht zu merken, aber wohl Cecilie. Wir gingen nachher oben in's Zimmer. Cecilie zerpflückte Blumen und als ich die Ursache wissen wollte, sagte sie, sie frage das Orakel. Man könne daraus erfahren, ob unser Freund oder unsere Freundin uns liebe. Ich gab ihr eine Blume und

bat sie, für mich zu fragen. Man hat in diesem Orakel mehrere Stufen. Zuerst Gleichgültigkeit, dann etwas Neigung, darauf Liebe, endlich herzliche und schmerzliche Liebe. Sie pflückte an der Blume und schien, als sie gegen das Ende kam, die übrigen Blätter zu zählen. Darauf pflückte sie weiter, und es blieb „Liebe“ über. Ihr Freund liebt sie, sagte sie, das mag Ihnen genug seyn. Das bloße Wort Liebe sagt mehr als herzliche und schmerzliche Liebe. Ich verstand den Freund recht gut und machte keine Einwürfe. — Das Verhältniß zieht sich langsam hin, aber es hat immer neuen Reitz. Bey der Frau von P. hatte ich in vier Tagen mehr gewonnen, als hier in vier Monaten, aber dafür dachte ich nach vier Monaten an die P. schon mit ziemlicher Kälte, während mir jetzt dieses Verhältniß noch nicht vier Tage alt zu seyn scheint. Verliebt bin ich, aber ich glaube, ich kann es meiner Natur nach nie so sehr werden, daß ich über meinen Zustand keine Reflexionen anstellen sollte.

Am 23. May. Am vorigen Sonnabend war ich launisch gewesen. Ferdinand von Usedom, gegen den sein Vetter Gustav noch ein Engel ist, hatte mich durch sein unleidliches Geschwätz, womit man Ratten vergiften könnte, so aufgebracht, daß ich ihm einige derbe Spöttereyen sagte. Auch Rütz glaubte sich von mir beleidigt und ließ mich am anderen Tage constituiren. Dieser Mensch ist mir von jeher so unbedeutend gewesen, daß ich ihn selten bemerkt, viel weniger mir die Mühe gegeben habe, über ihn zu spotten. Nicht ein mahl eine hervorstechende Lächerlichkeit hat der flache Mensch. Ich konnte ihm daher mit gutem Gewissen bedeuten lassen, daß ich nicht an ihn gedacht habe. Gegen Cecilie war ich unartig gewesen, ebenso auch gegen die Hofräthin. Ich hatte daher viel gut zu machen. Hierzu gab mir die herrliche chromatische Fantasie von Bach Gelegenheit. Ich suchte in einem Gedichte ungefähr denselben Wechsel der Empfindungen auszudrücken, wie er in jener Fantasie sich so herrlich zeigt, und gab es heute Cecilien.*) Besonders hatte ich die Vaterlandsliebe und die Religion hervorgehoben. Für Beydes schwärmt das Mädchen (oder scheint es wenigstens?). Sie warf mir meinen Geschmack für das Ausländische vor und ich vertheidigte mich mit der Idee eines allgemeinen Schönen, welches an keine Zeit und an kein Land gebunden sey. Ich hätte leicht ihre Demonstrationen über den Haufen werfen können, wenn es mir nicht daran gelegen gewesen wäre, sie zu schonen. Auch machte sie mir Vorwürfe über meinen versteckten Charakter, von dem sie auch noch nicht das Geringste hätte errathen können. Dieser Vorwurf war mir angenehm, denn jeweniger sie mich kennt, desto wunderbarer scheine ich ihr. Ein Räthsel macht nur solange Freude, als es nicht errathen ist. Dieses wird immer mein Glauben bleiben, obgleich Cecilie mir einst das Gegentheil versicherte.

Am 26. May. Eben wollte ich mich an den Prometheus setzen, als die Hofräthin mich bitten ließ, mit nach Ulrichs Garten zu gehen. Ich warf schnell mein Negligé ab, fand Tychsens aber schon vorausgegangen. Am Thore holte ich sie ein. Cecilie warf mir einen von den Blicken zu, die ihr über das unempfindlichste Herz eine so unwiderstehliche Gewalt geben. Ich glaube, daß alle Wünsche meiner Liebe sich bloß auf solche Blicke beschränken könnten. Von meinem Gedicht wurde nichts gesprochen. Um meinen Charakter noch wunderbarer scheinen zu lassen, obgleich er wunderbar genug ist, wenn man ihn genau kennt, hatte ich mich von jeher gegen Cecilie gestellt, als könne ich durchaus keinen Dank ertragen. Bey einer ähnlichen Gelegenheit sagte ich ihr sogar mit einem Ungestüm, der sie ängstlich staunen machte, aus Schillers Handschuh die Worte: „Den Dank, Dame, begehr' ich nicht.“ Um gegen mich selbst indeß die Wahrheit zu reden, muß ich gestehen, daß sowohl Ceciliens Lob als das mancher andern, die ich schätze, mich durchaus nicht gleichgültig läßt. Als wir Thee getrunken hatten, gingen wir über den Wall zu Hause. Unterwegs konnte Cecilie sich indeß nicht enthalten, mir zu sagen: Aber wie schön ist ihre Fantasie! Jedes Gedicht, das ich von Ihnen lese, ist herrlicher, als das vorige und dieses letzte setzt allen frühern die Krone auf. Ich antwortete, dieses sey ganz natürlich, weil ich sie immer genauer kennen lerne. Wahrscheinlich vermochte sie es nicht über sich, auf das Gedicht deuten zu wollen, welches mein Geständniß enthielt, denn dieses ist unstreitig das beste, was ich in meinem Leben hervorgebracht habe und vielleicht hervorbringen werde. Sie bat mich um einen Hymnus auf Sebastian Bach und vertraute mir zugleich, daß sie an einem Gemälde arbeite, welches Bachs Verklärung darstellen solle. Wenn ich mich stark genug dazu fühle, will ich das Werk unternehmen. Ich kann ihr zugleich auf eine feine Art darin schmeicheln, indem ich die Ideen darin poetisch ausführe, die sie in ihrem Gemälde anbringen will.

Am 30. May. Mein Herz feyerte heute einen schönen Triumph. Beym ersten Anfange des Frühlings hatte ich von Cecilien ein Schneeglöckchen erhalten, das sie als das erste Geschenk der Natur an der Brust trug. Ich hatte es sorgsam verwahrt, denn es ist die einzige wirkliche Gunst, derer ich mich von ihr zu rühmen weiß. Heute rühmte sich Gustav von Usedom mit einem Bouquet, welches eine unbekannte Hand ihm geschickt habe. Wir scherzten darüber und riethen hin und her auf den Geber. Endlich sagte Cecilie: Ich werde es nicht errathen, wem Sie es zu verdanken haben, ich weiß nur, daß ich die heimliche Freundin nicht gewesen bin, denn ich habe nur eine Blume in meinen Leben verschenkt. Hierbey sah sie mich an und ich rief triumpfirend: — Und ich habe schon manche Blume geschenkt erhalten, aber nur eine aufbewahrt.

Am 13. Junius. Am vorigen Sonnabend war nichts mit mir anzufangen, ich nahm daher meine Zuflucht zu meinen gewöhnlichen Hülfsmitteln, um Geistlosigkeit zu verbergen, oder zu beschönigen, und

*) „Musikalische Phantasie. Für Cäcilie“. (Sämtliche Poetische Werke, dritte Auflage, 1855, Band IV Seite 202).

fingirte Kopfweh. Diese Geistlosigkeit kommt indeß so oft, daß ich wirklich im Zweifel bin, ob ich Geist habe oder nicht. Heute war ich indeß so heiter wie der blaue Himmel über mir. Als ich zu Tychsens kam, hörte ich, daß sie auf dem Garten wären. Ich fand niemand als die Großmutter, welche sich von mir bereden ließ, sich von mir auch nach dem Garten führen zu lassen. Die gute Frau hat mich sehr in Affektion genommen, und scheint in mir den künftigen Schwiegersohn zu betrachten. Auch die Hofräthin sieht mich oft mit einer so prüfenden Neugier an, als ob sie sagen wolle: Sollten wir nicht noch einmahl näher bekannt werden? In der Stadt geht übrigens schon das Gerücht, daß wir verlobt wären. Ich erwartete heute einen Dank von Cecilien, wegen des Hymnus an Bach, den ich ihr vor einigen Tagen überschickt hatte,*) erhielt aber nur wie gewöhnlich einen durchdringenden Blick. Die Gesellschaft bestand aus den beyden Grafen Schulenburg, dem Grafen Solms, dem Maler Ältster und dem Assessor Kern. Anfangs war ich ausgelassen lustig, weil ich noch immer auf ein Lob hoffte, als dieses aber nicht erfolgte, fand sich meine Eitelkeit etwas beleidigt und ich ward stiller. Ich bin doch ein schwaches Geschöpf, trotz aller der Seelengröße, die ich oft gegen mich selbst affektire. Ist es nicht sonderbar, daß ich mich beleidigt fühle, wenn mir das nicht gegeben wird, was ich zu verachten vorgebe? Beym Zuhausegehn erzählte ich, daß ich unter dem Planeten Merkur geboren wäre, und daß der hundertjährige Kalender mir in dieser Rücksicht die Nativität gestellt hätte, ich würde hinter dem Berge halten. Hier fand Cecilie wieder eine schöne Gelegenheit, mir eine Unbegreiflichkeit vorzuwerfen. Ich lachte heimlich in meiner Seele. Noch spät ging ich mit Ältster über den Wall und lernte ihn schätzen. Er hat Geist und Talent.

Am 14. Junius. Der heutige Tag war mir sehr merkwürdig wegen der verschiedenen Nüancen, die mein Verhältniß mit Cecilien zeigte und wegen der Feinheit, womit die verschiedenen Rollen gespielt wurden. Ich ging am Morgen zur Professorin Wunderlich und hörte, daß am Nachmittage eine Parthie nach der Papiermühle seyn solle, wozu auch ich eingeladen sey. Ich versprach, Wunderlichs abzuholen, um mit ihnen nach Tychsens herüber zu gehen. Die Wunderlich zögerte indeß so lange, daß Tychsens schon vor ausgegangen waren, als wir hinkamen. Wir holten sie an der Butterbrücke wieder ein. Solms ging neben Cecilien und trug ihren Tuch und Korb. Ich grüßte sie und sie erwiderte den Gruß recht freundlich. Mein Geist hatte indeß seine Rechnung mit dem Körper noch nicht abgethan und ich sprach daher nur wenig, weil nichts lächerlicher ist, als viel zu sprechen, wenn man nichts Gutes zu sprechen weiß. Cecilie unterhielt sich viel mit Solms und ich bin doch ein wenig eifersüchtig, ich mag es mir gestehen oder nicht. Beyde hatten Kornblumen gepflückt und Cecilie wollte einen Kranz daraus flechten. Dieses ärgerte mich schon. Doch muß ich mir zur Ehre gestehen, daß Ärger und Eifersucht am meisten bey mir aus dem Magen herrühren. Sobald mein Geist wieder etwas frey und heiter wird, ist es vorbey. Auf der Papiermühle setzte ich mich Cecilien gegenüber, sie schien aber nicht viel auf mich zu achten. Ich that einige Fragen an sie und sie fand nicht für gut, darauf zu antworten. Dieses erbitterte mich, denn bey solchen Gelegenheiten habe ich viel Stolz. Ich kehrte mich also mit Ungestüm von ihr ab und sprach mit andern. Um ihr meinen Zorn noch deutlicher zu verstehen zu geben, nahm ich wie in Gedanken von ihren Blumen eine nach der andern, zerpflückte sie und warf sie auf die Erde. Jetzt hielt sie es für gut, einzulenken. Sie nahm eine Hand voll Blumen und rief: Wer will? Sie rechnete darauf, daß ich schnell zugreifen sollte, denn sie sah mich besonders bey der Frage an. Solms, der Graf Bochholtz und der Assessor Kern baten sich einige aus, ich aber saß starr wie ein Stock. Dieses brachte sie auf. Sie beschäftigte sich noch mehr mit Solms, als vorher, stellte sich sehr besorgt für seine Gesundheit und sagte einmahl, als er hinuntergehen wollte, um etwas zu besorgen: Bleiben Sie doch; hier sind noch mehr dienstbare Geister! Sie sah mich dabey an, ich zeigte ihr aber durch mein pflegmatisches Stillsitzen, daß ich kein dienstbarer Geist sey. Ich berathschlagte jetzt bey mir, ob ich meine Bande ganz zerreißen sollte. Schon wollte ich zum Fehdezeichen meine Brille aufsetzen, welche ich ihr zu Gefallen seit langer Zeit nicht mehr außer dem Hause trage, als zum Glück mein leichter Sinn siegte. Ich belachte mich selbst und beschloß sie nach Vermögen zu quälen. Bey diesem Gedanken fühlte ich eine große innere Munterkeit, alle meine Lebensgeister waren wieder zu ihrer Thätigkeit erwacht. Ich war ausgelassen fröhlig, scherzte mit Karoline Mayer, mit Minna Schl., die auch dort war, und mit der Wunderlich und begann Adelheit auf eine merkliche Art die Cour zu machen. Um Cecilien bekümmerte ich mich durchaus nicht, sondern suchte vielmehr mit Solms in ein vertrauliches Verhältniß zu kommen. Dieses mußte sie natürlich frappiren und ich las ihren Unmuth auf ihrem Gesichte. Sie hatte einen Kranz gewunden und den kleinen Agathon Wunderlich damit bekränzt. Ich nahm ihm den Kranz ab, zerriß ihn unvermerkt und sagte, indem ich ihn vor Cecilien hinlegte: Ihre Kette ist zerrissen. Sie ward blaß. Ich nahm den Kranz wieder, zerstörte ihn gänzlich und warf ihn unter meine Füße. Darauf wandte ich mich ganz unbefangen wieder zu Adelheit. Endlich wollte ich aber doch erfahren, wie es eigentlich in ihrem Herzen gegen mich stehe. Ich schlug daher vor, Moquirstuhl zu spielen, und setzte mich zuerst hin. Unter den Sachen die mir gesagt wurden, fand sich auch, ich sey ein Grillenfänger. Ich rieth sogleich auf Cecilien und betrog mich nicht. Dieses hätte mich eigentlich versöhnen sollen, denn sie bewies dadurch, daß sie mein ganzes Betragen als eine Grille ohne Grund ansehe. Ich war auch wirklich versöhnt, aber ich wollte noch nicht nachgeben. Beym Aufbruch

*) „Sebastians Bachs Apotheose. Nach einem Gemälde Cäciliens." (Sämtliche poetische Werke, dritte Auflage, 1855, Band IV, S. 223.)

stand ich zufällig neben Cecilien. Sie nahm ihren Korb und Tuch und schien zu erwarten, ich solle ihr beides abfordern. Ich wandte mich indeß zu Adelheit und bat sie um ihre Sachen. Unterwegs scherzte ich wieder mit Andern. Plötzlich faltete sie ihren Sonnenschirm zusammen und sagte: Wollten Sie wohl die Güte haben, den Schirm zu tragen? Ich sagte: Recht gern, bat aber sogleich Karoline Mayer und einige anderen Damen auch um die ihrigen, zum Zeichen, daß ich die Gunst nicht gehörig zu schätzen verstehe. Endlich hatte ich ausgetobt. Ich näherte mich ihr freundlich und ward ebenso empfangen. Beym Eintritt in die Stadt gab ich den übrigen Damen ihre Sachen zurück und behielt nur Ceciliens Schirm. Ein holdseliger Blick löste beym Abschied den Zank auf.

Am 27. Junius. Heute sah ich Cecilie zum ersten Mahl nach der Landparthie wieder. Unser Verhältniß scheint sich immer mehr aufzulösen, theils durch meine Schuld, theils aber auch durch die ihrige. Ich weiß es selbst nicht, wer von uns beyden sein Spiel mit dem Andern treibt. Wenn ich die Umstände kalt erwäge, so bin ich doch heute eigentlich der Beleidiger gewesen. Ich war in meiner Sonnabendsstimmung, das heißt nicht in meiner amüsantesten. Sie trat in's Zimmer, als wir alle längst versammelt waren; Solms, le baron d'Itzstein und der unbeschreiblich gute und unbeschreiblich fade Gustav von Usedom traten zu ihr. Ich stellte mich anfangs mit in den Kreis, ließ einige unbedeutende Worte fallen, die sie vielleicht überhörte, denn sie sprach mit den Andern. Jetzt fand sich meine Eitelkeit schon stark beleidigt. Ich verlangte, sie sollte mich hervorziehen, sollte nur mit mir sprechen, meine nichtssagenden Worte als Orakelsprüche vernehmen. Etwas mehr Rücksicht ist sie mir freylich schuldig, denn was ich für sie gethan habe, das wiegen alle Schmeicheleyen aller Grafen und Barone, die das Haus besuchen, nicht auf. Ich schätze mein Talent zu sehr, als daß ich es für eine Undankbare verschleudern sollte. Ich trat zurück, hatte aber Geistesgegenwart genug, mit den Übrigen fröhlig zu seyn. Ob dieses bloßer Grimm oder etwas wirkliche Kälte war, weiß ich noch nicht genau zu unterscheiden. Nur merke ich, daß mein Ideal nicht mehr in dem ganzen vorigen Glanze vor mir steht und daß sie nicht mehr jeden meiner Träume allein ausfüllt. Ich sprach viel mit Solms. Er scheint mich lieb zu gewinnen, wahrscheinlich, weil er mich zurückgesetzt vermuthet. Ich habe ihn immer lieb gehabt, sowohl damals, als ich triumpfirte und ihn und alle andern verdunkelte, als auch jetzt, da er den Sieg über mich davon trägt. Ich sprach fast kein Wort mit Cecilien, sie bemerkte es und betrug sich stolz gegen mich, aber in Rücksicht des Stolzes kann ich mit jedem streiten, wenn man mich darauf herausfordert. Ich merke, daß sie mir jetzt für mein Gedicht nicht danken will, treibt sie es aber noch lange so fort, so werde ich den Dank fordern. Einiger bitterer Anmerkungen konnte ich mich nicht enthalten und sie wurden, wie gewöhnlich, mit kaltem Stillschweigen aufgenommen. Ganz scheint sie mich indeß nicht gern verlieren zu wollen, denn später näherte sie sich mir wieder etwas. Ich will ihr aber Alles oder nichts seyn; zu einer zweiten Liebhaberrolle bequeme ich mich nicht. Sie soll merken, daß sie es mit Jemanden zu thun hat, der wenigstens ebenso fein ist als sie und der es Gottlob ein wenig in seiner Gewalt hat, sein Herz warm oder kalt seyn zu lassen. Lange trage ich dieses zweydeutige Verhältniß nicht mehr, wenn nicht bald eine Erklärung oder Genugthuung von ihrer Seite erfolgt, so haben wir gebrochen. Täglich danke ich dem Schicksal für die herrliche Gabe des Leichtsinns, die mich nie wegen eines zerstörten Verhältnisses unglücklich seyn lassen wird. Wenn ich aber einmahl breche, so werde ich mich auch rächen. Sie hat zum Glück zu viele Seiten, von welchen man sie angreifen kann, und so sanft ich bin, so kann ich doch auch grausam seyn. Vielleicht mache ich mir dann auch den Spaß, Rüß für seinen Dünkel zu strafen. Ich hoffe, daß ich ihn in ein paar Abenden lehren werde, daß man ihn nur duldet, wenn man sich mit nichts besserm beschäftigen kann.

Am 4. Julius. Der Himmel klärt sich auf, obgleich der wirkliche Himmel im ganzen Jahre vielleicht noch nicht so viel an einem Tage geregnet hat als heute. Meine Seele war unbeschreiblich heiter, ich fühlte mich traulich und heimisch in mir selbst, welches gewöhnlich der Fall ist, wenn es draußen regnet oder stürmt. Bey schönem Wetter bin ich freilich auch froh, aber mein Geist schwärmt dann zu unruhig außer mir umher; mich ergreift eine Sehnsucht in die Ferne und ich kann zu keiner gemüthlichen Stimmung kommen. Als ich nach Tychsens kam, fand ich Cecilien auf der Hausflur. Ich ging die Treppe mit ihr hinan und wir sprachen einige trauliche Worte mit einander. Oben war Niemand, als Solms, der blonde Graf Schulenburg, der Assessor Kern und die Karrikatur Lobstein. Die erste Stunde sprach ich bloß mit dem Hofrath, der Hofräthin und Adelheit, nicht aus Haß gegen Cecilien sondern weil ich Solms nicht unterbrechen wollte, der sich mit ihr beschäftigte. Nachher trat ich zu ihr und sie redete mich zuerst an. Wir sprachen von Träumen und Ahndungen. Solms erzählte eine höchst interessante Geschichte, die mich heftig erschütterte, so daß ich zusammenfuhr und mir die Thränen unwillkührlich in die Augen traten. Aber wie eng kann sich doch die Eitelkeit mit den heiligsten Gefühlen des Herzens verknüpfen! Mitten in dieser Rührung fiel mir der Gedanke ein, es könne mir vortheilhaft sein, wenn Cecilie meine Bewegung bemerkte und ich bedauerte, daß dieses wahrscheinlich nicht der Fall gewesen sey. Um wenigstens mein Möglichstes zu thun, wischte ich mir die Augen einige Mahle. Solms war heute sehr freundlich gegen mich und dieses that mir im Herzen wohl, weil ich von jeher die sonderbare Gewohnheit gehabt habe, meine Nebenbuhler zu lieben, wenn sie ebenso viel oder mehr werth waren, als ich. Ich hasse sie nur, wenn sie unter mir stehen. Doch wird mich dieses nicht hindern, Solms seine Beute wieder zu entreißen:

Ἀλλα, φίλος, θάνε καὶ σύ.

Er mag sein Möglichstes anwenden wir wollen beyde redlich kämpfen. Die beyden Grafen gingen schon gegen neun Uhr fort. Die Hofräthin, Adelheit Kern und Lobstein setzten sich zum Boston. Cecilie und ich saßen in einer Ecke am Klavier, sie wickelte Garn und ich hielt es. Ich erinnerte mich hiebey an eine Szene, ich weiß nicht aus welchem Lustspiel, in der ein gehorsamer Ehemann von seiner gebietenden Dame gezwungen wird, ihr als Garnmaschine zu dienen. Um Cecilien nicht in dieser Gestalt zu erscheinen, fing ich an, eine Erklärung einzuleiten. Ich warf ihr vor, sie habe viele Launen und sie antwortete, sie thue nichts ohne Grund. Dieses ist ihre gewöhnliche Antwort, denn sie will durchaus consequent erscheinen und ist doch nichts weniger als das. Wenn sie bedächte, daß die Liebenswürdigkeit eines Frauenzimmers häufig in einer reizenden Inkonsequenz besteht, so würde sie ihre Vorzüge weniger verläugnen. Ich fragte sie um den Grund, weswegen sie mir neulich auf der Papiermühle eine Antwort verweigert hätte und sie sagte, es wäre wahrscheinlich aus Ermattung geschehen. Ich beruhigte mich hiermit, obgleich ich es nicht glaubte. Jetzt fing ihr Stolz an sich zu beugen, sie wollte das Gespräch auf meinen Hymnus auf Bach lenken und fing damit an, mir zu erzählen, daß sie das Gemälde angefangen habe, das Bachs Apotheose darstelle. Ich hatte indeß jetzt genug gewonnen und vertauschte das Gespräch, um meinen Schein der stolzen Uneigennützigkeit zu bewahren. Ich gab ihr dann ein Rätsel auf, das ich gemacht hatte, um unser Verhältniß auf diese oder jene Art zu fixiren:

„Mein Erstes ist ein heil'ges Zeichen,
Sonst trugs der Ritter in der Schlacht
Und scheu vor der geweihten Macht
Sah man der Feinde Schaar entweichen.
Jetzt dient es nur in dunkler Nacht
Gespenst und Kobold zu verscheuchen
Und wenn wirs oftmals auch zur Pracht
Bei Bällen, Thee's und Assembleen
An manchem schönem Busen sehen,
Ach wer es trägt ist schlimm bedacht.
Dem Blick der Schönen gleicht das zweite
Wer sich ihm naht, ist seine Beute
Und wird verwundet, wenn er flieht,
Oft lauscht es unter Blumenbeete,
Die Rose macht es zur Kokette
Und bleibt auch, wenn ihr Schmuck verblüht.
Um Dir des Ganzen Form zu sagen
Verlohnt es sich der Mühe nicht
Linné's Systeme nachzuschlagen,
Genug, es blüht und fängt und sticht.
Doch frage nicht, was es bedeute,
Fühlst Du nicht ganz von Schuld Dich rein,
Sonst möcht' im Aug' ich Dir das zweyte
Das Erst' auf Deinem Rücken seyn"*).

Sie fand sich nicht beleidigt und wir waren versöhnt. Sie erzählte mir von ihren angefangenen Arbeiten. Das thut sie nur, wenn sie jemandem wohl will. Auch fragte sie mich, ob ich nicht außer Göttingen eine Person habe, für die ich mich besonders interessire. Ihr Blick hiebey war so bedeutend, daß ich sie verstand. Dann bat ich sie sehr angelegentlich um ein Buch, das sie mir holte. Am vorigen Sonnabend hatte ich dasselbe gethan und sie hatte nichts geantwortet. Genug, unser Verhältniß ist wieder hergestellt und ich habe mir nichts vergeben.

Am 8. Julius. Ich hatte heute Abend viel Scherz. Ich war nach Schl.'s zum Thee gebeten, konnte aber erst um 8 Uhr hingehen, weil ich die Metrik um 7 Uhr las. Man spielte schon, als ich kam. Auguste G. saß zwischen Rüz und Meyer. Ich sah sie heute seit ihrer Reise zum ersten Mahle wieder, aber wir sind in der Entfernung nicht bessere Freunde geworden, als vorher. Meyer hat sich von ihr losgerissen und ich lobte ihn deswegen. Vielleicht, um seine Tapferkeit zu zeigen, sagte er, als die Rede davon war, die Plätze zu ändern: wenn's seyn muß, so setze ich mich recht gern anderswohin. Die G. konnte sich in dem Augenblick nicht mäßigen und fragte: So! Ich lachte und winkte Meyern, damit sie merken sollte, daß ich mit Meyers Zurückziehung bekannt sey. Das muß sie natürlich schmerzen, weil ich dadurch eine Art von Triumph über sie feiere. Sie weiß, wie sehr ich ihr immer, seit sie Meyer ins Netz zog, entgegen gewesen bin. Ich wurde bestimmt, hinauszugehen und nachher an eine jede Person in der Gesellschaft eine Frage zu thun. Die G. fragte ich, warum man es nicht gerne sähe, wenn einem die Vögel aus dem Netze entwischten, und Meyer, warum er seit einiger Zeit wie neu geboren wäre? Die G. versteckte ihren Grimm unter ein lautes Gelächter und Meyer wollte vor wirklichem Lachen sticken. Nachher sollte etwas nach der Musik gerathen werden. Ich wollte mir einen Spaß machen und schlug vor, daß Meyer und die G. mit einander hinausgehen sollten. Alles stimmte bey. Jetzt machte sie aber einen Meisterstreich, der mich in Verwunderung setzte. Sie ergriff meine Hand und sagte: Herr Doktor, wollen Sie die Güte haben, mit mir hinauszugehen? Sie weiß, daß ich sie hasse und mußte also natürlich vermuthen, daß es mir unangenehm sein würde, mit ihr in dieses Verhältniß zu kommen. Ich antwortete ganz lose: O ja, recht gern! und wir gingen in die andere Stube. Wie sonderbar sind doch die Gesetze der Konvenienz. Wir wußten beyde sehr gut, wie wir mit einander standen, thaten aber beyde gegen einander, als wüßten wir nichts davon. Ich konnte wohl vermuthen, daß man mir eine Kniescene aufbürden würde, weil man mein Verhältniß mit der G. kannte und ich hatte mich nicht geirrt. Dieses ist immer ein Triumph für sie. Schon einmahl bey einem Kehraus warf sie das Kissen vor mir nieder, um mich vor sich knieen zu sehen. Heute versalzte ich ihre Freude ein wenig. Nun, wenn es seyn muß, sagte ich und kniete mit einem tragikomischen Pathos nieder. Den ganzen Abend neckte ich sie unaufhörlich und sie rächte sich dafür an Meyer. Diesen schien wieder zuweilen etwas von seiner alten Krankheit anzuwandeln. Er sagte mir, ich spielte der G. zu arg mit. Wenn er ganz geheilt wäre, so würde er dieses nicht finden. Aber so fürchtet er, daß ihr Zorn gegen ihn durch meine Spöttereyen sich noch immer

*) „Kreuzdorn".

vermehren möge. Wehe ihm, wenn sie ihn wieder in das Joch beugt, dann wird er das büßen müssen, was wir beyde verbrochen.

Am 9. Julius. Ich war nach Mayers zum Thee gebeten. Dort bin ich außerordentlich gern, theils weil sich mein Verhälniß mit Cecilien in diesem Hause anknüpfte, theils weil ich dort die glänzendsten Tage dieses Verhältnisses feyerte. Cecilie war leider nicht da. Irgend ein anderer Thee muß sie präoccupirt haben. Ich war anfangs ziemlich stumm und nur ein klein wenig maliziös gegen Auguste G. und nach meiner Gewohnheit übertrieben galant gegen Karoline Mayer. Endlich ward getanzt. Ich wollte anfangs nicht Theil nehmen, weil ich kein hochzeitlich Kleid anhatte, als Grätzel mir aber ein Paar Handschuh lieh, tanzte ich mit Dorette N. eine Ecossaisse vor. Dieses Mädchen könnte Cecilien gefährlich werden, wenn ich mit ihr in genaueren Verhältnissen stände, oder vielleicht auch dann weniger gefährlich, als sie es jetzt ist. So oft ich sie sehe, vergesse ich Cecilien auf einige Zeit und doch ist Cecilie idealisch schön, und die N. eher häßlich als schön, was das Gesicht anbetrifft. Aber solch ein stiller Liebreitz, solch' eine keusche Grazie, solch' eine unbeschreibliche Zartheit und Schicklichkeit in jeder Bewegung und in der Haltung habe ich nie bey einem weiblichen Wesen bemerkt. Wie sie tanzt, hätten auch die Vestalinnen tanzen dürfen. Wenn ich sie sehe, kann ich mich nicht von der Idee trennen, ich sehe eine Antike vor mir. Sowohl ihre Gestalt, als besonders die bewunderungswürdige Drappirung ihres Anzuges machen die Täuschung vollkommen. Nachher tanzte ich mit Nanny O. So sehr ich sie auch sonst zu lästern pflege, schön ist sie. Aber freylich immer nur eine Statue für den geistigen Genuß, für den körperlichen allem Anschein nach mehr. Mich traf der seltene Zufall, daß ich sie zu Hause führte, obgleich ich sonst immer eine etwas ungalante Kälte gegen sie bewiesen habe. Ich ging leer neben ihr und fand es besser, einen schönen Arm in dem meinigen zu haben, wenn es auch weiter nichts als ein Arm war.

Am 11. Julius. Mein Verhältniß mit Cecilien hat heute keine Veränderung erlitten. Der Stillstand fängt an, mich zu langweilen, und ich muß nächstens wieder einmahl einen entscheidenden Schritt thun. Cecilie gab es mir etwas fein zu verstehen, daß sie es erfahren habe, daß ich bey Meyers getanzt und Nanny O. zu Hause geführt hätte. Als ein Zeichen von Aufopferung habe ich schon lange fingirt, nicht mehr zu tanzen, weil sie nicht tanzen darf. Übrigens war der Cirkel heute recht liebenswürdig und die Unterhaltung geistreich. Außer mir waren bloß Solms, der Maler Ältster, der Friedensrichter Hartmann und der Assessor Kern dort. Weder die Usedoms, noch Rütz, den Solms neulich in einem Duell tüchtig gezeichnet hat, noch le baron d'Itzstein machten durch ihr Geschwätz Satyren auf den gesunden Menschenverstand. Solms ist ein höchst liebenswürdiger und vortrefflicher Mensch. Er hat heftige Leidenschaften, aber einen sehr edlen Charakter und einen glühenden Haß gegen alles Unrecht. Dieses macht ihn mir unendlich theuer. Seine Unterthanen werden sehr glücklich unter ihm seyn. Wir werden täglich mehr Freunde. Er achtet mich obgleich er mich sonst tödtlich haßte. Daß ich seinen Haß besiegt habe, ist mir ebenso viel werth, als wenn ich ihn durchaus in Rücksicht unseres Verhältnisses mit Cecilien besiegt hätte. Es scheint mir fast nicht möglich zu seyn, daß Cecilie gleichgültig gegen ihn bleibt, und ich kann es nicht begreifen, wie sie ihn im Anfange unserer Gesellschaft, als ich ihn aus dem Felde schlug, so sehr zurücksetzen konnte. Er scheint einen gütlichen Vergleich mit mir eingehen zu wollen. Wie es mir scheint, will er friedlich mit mir theilen. Meine Eitelkeit sträubt sich dagegen und ich sollte mich billig deswegen schämen. Es ist jetzt die Frage, ob ich einen vortrefflichen Freund gewinnen und Cecilien halb besitzen, oder ob ich den Freund zurückweisen und den Erfolg einem noch sehr zweifelhaften Kampf überlassen soll.

(Ein vierter Artikel folgt.)

Neue Lyrik.

Wer eben so ein Halbhundert Bände deutscher Lyrik gelesen, hat nicht bloß Stoff zu einer allgemeinen Betrachtung, sondern wohl auch das Recht dazu. Sie soll hier gleichwohl unterbleiben, weil nichts Anderes gesagt werden könnte, als was in dieser Zeitschrift schon oft zu lesen war, nicht bloß im kritischen Teil, sondern auch zwischen den Zeilen der Gedichte, die sie veröffentlicht. Der Geschmack wandelt sich, Namen verblassen und andere tauchen auf, aber die Lyrik bleibt das meist angebaute Gebiet künstlerischen Schaffens. Aus inneren wie aus äußeren Gründen; mit dem eigenen Ich fängt jeder Poet an und hört er auf, zu welcher Schule er sich auch schlagen mag, und wie hier die Berechtigung, das Wort zu nehmen, die größte scheint, so auch die Möglichkeit dazu: was scheint dem Dilettanten leichter, als ein Gedicht hinzuschreiben? — und wenn er ihrer hundert beisammen und das nötige Geld im Kasten hat, so kann er schon ein Bändchen drucken lassen. Die Lyrik bleibt auch in unseren Tagen die feinste und die mißbrauchteste aller Dichtungsarten: vielleicht liegt der Unterschied gegen früher nur darin, daß infolge der wachsenden Halbbildung auch der Mißbrauch wächst; aber auch zu der freudigeren Auffassung, daß die Zahl der Talente wächst, finden sich einige Anhaltspunkte.

Dem größten Künstler im Lied und in der Ballade, der uns Deutschen jetzt lebt, Conrad Ferdinand Meyer, braucht nicht erst diese Übersicht gerecht zu werden; ein liebevoller und feinsinniger Aufsatz im Heft vom 1. Oktober 1889 hat diese Aufgabe schon erfüllt. Wir dürfen uns begnügen, hier mit Freude zu verzeichnen, daß nun endlich auch in weiteren Kreisen seinen Gedichten die verdiente Würdigung zu Teil wird; sie sind eben (Leipzig, H. Haessel) in vierter vermehrter Auflage erschienen. Das ist freilich nicht viel, eine kleine Abschlagzahlung auf eine große Schuld, aber wir sind der Hoffnung, daß sie getilgt werden wird. Das

ist das Schicksal alles Edlen und Tiefen; es braucht Zeit, Wurzel zu schlagen, aber dann wächst es auch immer tiefer ins Erdreich, immer höher in die Lüfte und kein Sturm kann es mehr entwurzeln. Nur über die in dieser Auflage neu zugekommenen Gedichte ein Wort: wer nicht weiß, welche es sind, wird vielleicht von einigen wenigen lyrischen Gedichten durch ihren Inhalt vermuten, daß sie in den letzten Jahren entstanden sind, denn sie sprechen von Krankheit und Todesahnung des alternden Mannes, von allen anderen gewiß nicht: so ungemindert ist die Kraft und Tiefe der Empfindung, die Kunst und Macht der Darstellung. Das verdient wohl erwähnt zu werden, weil es vielleicht einzig ist. Warum sind diesem Manne nah' der Grenze des biblischen Alters noch genau dieselben Kräfte und Gnaden zu eigen, wie vor drei oder vier Jahrzehnten? Erstlich deshalb, weil er auch in seiner Jugend kein naiver Sänger war, ferner aber: Meyer ist der gewissenhafteste Künstler, von dem wir überhaupt wissen, und „Das heilige Feuer" (S. 4) ist ein Glaubensbekenntnis, so wahr, als es je ein Mensch abgelegt hat:

Auf das Feuer mit dem goldnen Strahle
Heftet sich in tiefer Mitternacht,
Schlummerlos das Auge der Vestale,
Die der Göttin ewig Licht bewacht.

Wenn sie schlummerte, wenn sie entschliefe,
Wenn erstarrte die versäumte Glut,
Eingesargt in Gruft und Grabestiefe
Würde sie, wo Staub und Moder ruht.

Eine Flamme zittert mir im Busen,
Lodert warm zu jeder Zeit und Frist,
Die, entzündet durch den Hauch der Musen,
Ihnen ein beständig Opfer ist.

Und ich hüte sie mit heil'ger Scheue,
Daß sie brenne rein und ungekränkt,
Denn ich weiß, es wird der ungetreue
Wächter lebend in die Gruft gesenkt. —

Wie Meyers, so ist auch Wilhelm Jensens Lyrik bereits in dieser Zeitschrift eingehend und warm charakterisiert worden (Heft vom 1. April 1888). Den dort aufgezählten Sammlungen seiner Gedichte schließt sich eine neue „Im Vorherbst" (Leipzig, B. Elischer, Nachf.) an; was dort von ihren Vorgängerinnen gesagt ist, gilt auch von dieser jüngsten. Auch hier keine Spur des Alterns; dasselbe heiße Schmachten nach Glück und Liebe, derselbe Haß gegen die Gemeinheit, dieselbe Kraft, alles, und gerade das Schlechte und Alltägliche zumeist, eigentümlich anzuschauen und zu empfinden, aber auch derselbe mystische Zug und eine Sprache, die in ihrem Ringen nach dem bezeichnendsten, malerisch wirksamsten Wort nicht immer die Klippe des etwas bizarren, nicht ganz klaren Ausdrucks vermeidet. Will man nach einem Unterschied gegen die früheren Sammlungen suchen, so wird er zunächst darin zu finden sein, daß Jensen diesmal auch einige wenige, aber sehr schöne Zeit- und Gelegenheitsgedichte bietet, ferner in einem Zug stiller, ernster Entsagung, der einer Reihe von Gedichten, darunter mit den wertvollsten der Sammlung aufgedrückt ist. Von den ersteren seien besonders hervorgehoben: „Am Sarge Theodor Storms" und „Am 17. August 1886" (Centenarium von Friedrich des Großen Tod), von den letzteren sind mit die schönsten, darunter das Eingangsgedicht: „Auf hohem Anstieg" in dieser Zeitschrift zu lesen gewesen. Die Epigramme, mit denen der Band schließt, sind nicht alle von gleichem Werte, aber es sind auch so schöne darunter, wie die folgenden:

Ein Freund aus ersten Frühlingstagen,
Ein Weib aus sommerschöner Zeit,
Und Kinder, die mit Jugendfreudigkeit
Den Herbst zum Frühling neu herübertragen,
Das ist der Erde schönstes Weggeleit.

*

Schön ist's, aus lachendem Sonnenschein
Sich flüchtig in frostigem Schatten zu kühlen,
Leicht ist's, in der Jugend sich alt zu fühlen,
Doch schwer, im Alter nicht jung zu sein.

Einige andere Sammlungen können sich wohl mit den vorstehend angezeigten nicht messen, aber jede von ihnen verdient freundliche Erwähnung.

Gustav Mosen, der greise Bruder Julius Mosens, mißt sich gewiß selbst mit seinem Bruder nicht, aber seine Gedichte: „In Dämmerlicht und Sonnenschein" (Zwickau, Ernst Bär) erweisen, daß auch sein Leben von einem Strahl des „ewigen Lichts" erhellt war. Die Jugendlieder sind frisch gesungen, jene aus alten Tagen atmen milde Ruhe und Entsagung. Es ist eine Art Tagebuch eines braven und tüchtigen Herzens, welches immer den bescheidenen, nicht überwältigenden, aber echten Ton fand, „zu sagen, was es leide." Hier und da findet sich wohl ein trivialer Ausdruck, doch überwuchert derlei in dem anspruchslosen Büchlein nicht.

Nicht gerade originell, aber frisch, liebenswürdig, anmutig ist die Tonart in Georg Langs „Sang und Klang aus den Bergen", „O Alpenluft!" (Frankfurt a. M., C. Jügels Verlag.) Der Dichter kennt sein liebes bayrisches Bergland und die Menschen, die dort wohnen, und er weiß uns zu sagen, wie sie empfinden und wie schön seine Heimaterde ist. Besonders hübsch sind die humoristischen Gedichte; das ist wirklicher Humor, bei aller Lustigkeit ein warmes, tiefes Gemüt.

Auch die Gedichte von Konrad Loewe sind entschieden talentvoll und man hat beim Lesen die nicht gerade häufige Empfindung, daß hinter den Versen ein Mensch von ernster Denkart und tiefem Gefühl steckt. Gedichte von Schauspielern — Loewe ist Mitglied des Wiener Burgtheaters — sind in der Regel wortreich und deklamatorisch; dieses rhetorische Element fehlt auch hier nicht ganz; aber ein guter eigentümlicher Kern ist vorhanden. Das Beste im Bande — „Leben und Lieben" (Leipzig, Jul. Klinkhardt) — sind die freirythmischen Hymnen, das Schwächste die Epigramme.

J. Löwenberg, ein junger Hamburger Poet, der sich zuweilen auch in dieser Zeitschrift vernehmen läßt, hat in seine „Gedichte" (Norden, H. Fischer Nachf.) manches aufgenommen, was man so in Jünglingstagen für Poesie hält, aber es wäre ungerecht, darüber zu vergessen, wie viel ernsthafte und tüchtige Lebens-Auffassung, wie viel Naturgefühl, und namentlich wie viel Fähigkeit plastischer Menschenschilderung in dem Büchlein zu finden ist. Einiges unter den Balladen: „Jens Lüns", „Im Feuer", „Die Roggenmäherin" verdient warmes Lob. Auch die Cyclen „Lieder" und „Splitter" enthalten Gedichte, die der Verfasser einst auch in eine strenger gesichtete Auswahl seiner Lyrik wird aufnehmen dürfen.

Ein „Jungjüngster", aus dem leicht ein guter Poet werden kann, ist Georg Egestorff. Seine lyrisch-epische Sammlung: „Von der Lebensstraße und andere Gedichte" (Leipzig, W. Friedrich) beweist, daß es nur an ihm liegen wird, wenn er sein Ziel nicht erreicht. Auf das „Beobachten" verlegen sich ja viele seiner Kumpane, nur daß ihnen die Augen dazu fehlen; er hat diese Künstleraugen, die das Eigentümliche an den Dingen und Menschen gewahren und selbst am Alltäglichen Neues herausfinden können. Ebenso stark ist sein Darstellungstalent; Genrebilder wie „Mein General", Landschaftsbilder wie „Klampenborg" schreiben heute nicht allzu viele. Auch seine Lyrik ist talentvoll, aber unreif; er weiß die Stimmung oft zu wecken, selten festzuhalten. Vieles, was heute an ihm stört, das Streben, durch triviale Wendungen Effekte zu erzielen, und ähnliches ist wohl nur Manier, Nachahmung nicht eben herrlicher Vorbilder, über die er hoffentlich hinauskommen wird.

Aus einem stillen, frommen, zartbesaiteten Gemüt sind die „Gedichte" von Fr. Wilh. Richter (Münster, Schöningh) gequollen. Es ist ja Einzelnes darin nicht kindlich, sondern kindisch, nicht schlicht, sondern hausbacken, nicht naiv, sondern einfältig, aber Alles in Allem: das ist doch ein Echter, der zuweilen Töne

bringt, die in ihrer keuschen, lieblichen Schönheit an Eichendorff gemahnen. Besonders sympathisch war uns die Art, wie sich der strenge Katholizismus des Dichters äußert: begeisterungsvoll, ja schwärmerisch und doch menschlich wahr und ohne alles Zelotentum. Auch in den Balladen findet sich viel Hübsches. Schade, aus dem Bande von siebzehn Bogen hätte sich ein Heftchen von fünfen machen lassen, das weithin gedrungen wäre.

Hätten wir den Eindruck, den uns die Dichtungen von Alberta von Puttkammer: „Akkorde und Gesänge" (Straßburg, Hirtz) gemacht haben, durch ein Wort wiederzugeben, wir würden sagen: „Moschusduft". Ein Parfüm, das nicht Jedermann gefällt und Manche nervös macht, aber stark und nicht leicht zu vergessen. Ganz ohne Zweifel von Haus aus ein starkes eigentümliches Talent, das aber tief in Unnatur und Theater-Pose hineingeraten ist, so tief, das sich Falsches und Echtes unlöslich mischen. Manches klingt bloß gedankenvoll, manches ist es wirklich, nur daß die Dichterin im Streben nach dem Effekt oft der stählernen Klinge, die sie geschmiedet, eine Spitze aus böhmischen Glas angeschweißt hat, nur damit sie noch farbiger glitzere. Auch in den Liebesliedern schwankt der Ton zwischen helllodernder Leidenschaft und trübe schwelender Sinnlichkeit; auf Naturlaute folgen Phrasen . . . Moschusduft — oder um ein anderes Gleichnis zu wählen: ein edel geschnittenes, aber geschminktes Antlitz.

Kraftvoll bis zur Rohheit sind die „Gedichte zu Schutz und Trutz aus der Schweiz", welche Ernst Ludwig Rochholz zu Aarau unter dem Titel „Reichsfrei — Denkfrei" bei Rauert & Rocco in Leipzig hat erscheinen lassen. Mit ungeheurer Kampflust schlägt der dreiundachtzigjährige Greis in mehr oder minder wohllautenden Versen auf Alles los, was ihm in der Schweiz und in Deutschland an Menschen, Parteien, litterarischen und sozialen Verhältnissen nicht gefällt. Und wahrhaftig, dem alten Herrn mißfällt Vieles, fast Alles, und sollte man aus all den Negationen sein positives Glaubensbekenntnis zusammenstellen, so wäre das ein schwer Stück Arbeit; wie viel ehrlicher Zorn in den Reimen steckt und wie viel greisenhaftes Poltern, soll nicht allzuscharf untersucht sein. Genug, daß auch ersterer nicht fehlt. Wie treu der verbitterte Greis im Exil die Erinnerung an sein heimatliches Ansbach festhält, hat uns gerührt und entwaffnet.

Die „Lieder vom Goldenen Horn" von Karl Foy (Leipzig, Liebeskind) suchen ihren Reiz in dem orientalischen Kostüm, in welches sie der Dichter nicht ohne Geschmack und Farbensinn gekleidet. Der „Liederteppich hier", sagt der Dichter, sei nur „am goldenen Horn gewoben" und „Die darauf tanzen, krause Jungen, Sind aus deutschem Blut entsprungen". Das trifft zu, sucht man von dem Lokalkolorit dieser Liebeslieder und Weisheitssprüche abzusehen, so bleibt nicht viel Originelles übrig, aber doch viel Liebenswürdiges und Gefälliges. Die Schwänke des Nasreddin hätten wegbleiben können, da wir sie bereits in besserer und knapperer Form verdeutscht besitzen, hingegen haben uns die Griechischen Tanzliedchen eine angenehme und lohnende Bekanntschaft gebracht. Alles in Allem ein hübsches Büchlein.

Ein Poet, dessen Name uns bisher nicht begegnet, Anton August Naaff, erweist in seiner Sammlung „Gartheil und Krauseminz" (Berlin, Herm. J. Meidinger) eine ganz nette Begabung für das Lied im Volkston. Der Ausdruck ist schlicht, die Form scheinbar ungezwungen, in Wahrheit sehr sorglich behandelt, ja mit einem gewissen Raffinement auf die Singbarkeit, oder noch präziser, auf die Componierbarkeit zugestutzt. Es ist kein Wunder, daß so viele der Gedichte Componisten gefunden; Herr Naaff ist offenbar selbst Fachmann und weiß ganz genau, wie ein brauchbarer Text aufgebaut sein muß. Gedanken sind da überflüssig, ein besonderer poetischer Wert entbehrlich; die Hauptsache ist Wohllaut der Form und ein wenig Empfindung. Dies beides hat er, von Letzterem freilich nur eben das Nötige. Die beigegebenen Illustrationen machen dem Künstler — Alfred Heide —, die ganze Ausstattung dem Geschmack der Verlagshandlung Ehre.

Frische, lustige, anspruchslose Lieder und Schwänke aus seiner schwäbischen Heimat hat Robert Oechsler unter dem Titel: „Was der Neckar rauscht" (Otto Weber, Heilbronn) erscheinen lassen. Die Landschaftsbilder, mit denen das Buch „geschmückt" ist, sind etwas derb ausgefallen, doch stechen sie von den Reimen nicht viel ab, deren Stärke just auch nicht in der Glätte und Feinheit der Form liegt. Aber ein kräftiger, gesunder Humor ist in ihnen; viel Liebe zu Land und Menschen der Heimat und ganz ungeheuer viel Durst. Das Buch erinnert im Guten an einen anderen schwäbischen Juristen und Humoristen, an Scheffel.

Frisch, heiter und harmlos sind die „Lieder aus deutscher Vorzeit" „Vagantensang und Schwerterklang" von Franz Hirsch (Leipzig, Reißner.) Wie der Titel andeutet, zerfallen sie in zwei Gruppen von verschiedener Tonart: die „Vagantenlieder", zuerst 1867 erschienen, suchen die frohe, übermütige Tonart der deutsch-lateinischen „Lieder fahrender Gesellen" nachzubilden; der „Schwerterklang" ertönt aus der deutschen Ostmark, aus Altpreußen; der Dichter besingt die Kämpfe der deutschen Ordensritter. Ab und zu will sich ja die Poesie nicht recht einstellen und man hat die Empfindung, eine gereimte Chronik zu lesen, auch der Humor wird zuweilen zum frostigen Witz, ja zum Wortspiel (S. 105!), aber im Ganzen wird man mit den ernsten wie mit den heiteren Liedern des ostpreußischen Poeten wohl zufrieden sein können.

Einen ungemein sympathischen Eindruck von der Persönlichkeit des Dichters gewinnt man aus Bruno Gelbo's Liedern „Sonnige Tage" (Leipzig, H. Haessel). Hoher, sittlicher Ernst der Lebensauffassung und liebenswürdiger Humor, ein scharfes Auge für die Schwächen der Menschen und ein warmes, ehrliches Mitgefühl mit fremdem Wehe, seltene Lebensklugheit und eine fast naive Hingabe an die Ideale, große, gefestete Bildung und eine kindliche Freude an allen hübschen und anmutigen Gaben des Lebens — all dies findet sich in dem Büchlein vereint, das jedenfalls ein ganzer Mann gedichtet hat. Ob er auch ein ganzer Poet zu nennen ist? Einiges ist auch künstlerisch tadellos, Anderes hübsch, Vieles wie noch nicht ganz ausgereift; da und dort fehlt ein Strich an der Zeichnung oder sie ist gerade an einer Stelle verwischt, wo es eines besonders scharfen Stifts bedurft hätte. Auch fehlt es an Originalität des Ausdrucks; man hat immer die Empfindung, daß die Persönlichkeit, die hinter dem Buche steht, viel interessanter sein muß, als dieses, aber das ist noch lange nicht das Schlimmste, was man einem Gedichtbüchlein nachsagen kann.

An dies Buch, welches auf der Grenze zwischen Künstlertum und dem Dilettantismus im besten Sinne des Wortes steht, seien einige Bemerkungen über Erzeugnisse des harm- und anspruchslosen Dilettantismus gereiht, dem zuweilen auch etwas Gutes glückt.

Ein greiser berliner Schriftsteller, Julius Conard, hat unter dem Titel: „Aus dem Schoße der Zeit" (Berlin, Struppe & Winckler) eine Auswahl seiner Sonette erscheinen lassen, die in größtenteils tadelloser Form und in recht schwungvollen Worten verschiedene Schattenseiten der Zeit, insbesondere die Jagd nach dem Mammon, schildern und beklagen. Den Schluß bilden Gedichte in anderen Versmaßen, in welchen die pantheistische Weltanschauung des greisen Mannes, sowie sein Patriotismus zum Ausdruck kommt.

Das gleiche Durchschnittsniveau, dem nicht viel Tadel und nicht viel Lob gebührt, weisen die Sammlungen auf: „Der Liebe Lust und Laune" von Moritz Brichta, (Wien, Konegen), „Gedichte" von Otto Weddigen (Wiesbaden, Berchtold & Com.), „Herbstzeitlosen" von Franz Büttner (Leipzig, Gustav Wolf), „Allerlei Gereimtes und Ungereimtes" von Ferdinand Graf Eckbrecht-Dürckheim, (Stuttgart, J. B. Metzler), „Gedichte" von M. Textor (Darmstadt, Johannes Weitz), „Maien-

traum und Winterschnee" von Josef Schwaab (München, E. Nißlors Verlag) — vielleicht ein ursprünglich höher veranlagter Poet, der aber nicht oder noch nicht zur Entwicklung gekommen ist —, „Buch der Liebe" von Max Hochstädt (Berlin, Kempners Verlag), „Gedichte" von Richard Hugo (Dresden, Pierson), „Märzröschen" von Ernst Roeder (Dresden, Pierson), „Der Friede Gottes" von Bruno Weiß (Bremen, J. Kühtmann) — sehr fromm und sehr mittelmäßig —, „Gedichte eines Ungenannten" (Norden, H. Fischers Nachfolger), „Liebesweben" von Max Alfred Ferdinand (Dresden, Pierson), „Meine Jugend" von Z. M. Toscalio (Großenhain, Baumert & Rouge). All' diese Dichter nach ihrer Individualität zu charakterisieren wäre unmöglich, denn sie haben keine Individualität.

„Zwei Freunde" haben ihre Verse in wunderschöner Ausstattung bei Sallmann & Bonacker in Basel, geziert mit Illustrationen ausgezeichneter Schweizer Künstler, in „zweiter Auflage" unter dem Titel „Jugendthorheit" erscheinen lassen. Die Ausstattung, die Illustrationen, die „zweite Auflage" — dies Alles beweist, daß mindestens der Eine der beiden Freunde viel Geld hat. Gebildete und geschmackvolle Leute sind aber beide, nur daß leider keiner von ihnen ein ausgesprochenes Talent hat. Recht nette und ganz mittelmäßige Reimereien bunt durch einander — keine ausgesprochene Individualität, so daß das Buch ebenso gut einen oder zwölf Verfasser haben könnte. Sollten die beiden Basler die Jugenthorheit bis zur dritten Auflage treiben, so thun sie vielleicht die Akrosticha weg; die sind ungewöhnlich schlecht und stören die Durchschnitts-Temperatur im Buche.

Als einen Mann von höchst anerkennenswertem Freimut und edler vorurteilsloser Gesinnung, der als Poet Gutes, Mittelmäßiges und Schlechtes bunt durcheinanderschreibt, wie es ihm die Stunde bringt, im Ganzen aber als einen Dilettanten im guten Sinne — so hat eine andere Feder in dieser Zeitschrift vor Jahren anläßlich seiner ersten Gedichtsammlung den Grafen Rudolf Hoyos als Lyriker charakterisiert. Auch wir wüßten über seine „Neuen Gedichte" (Dresden, Pierson) nichts Anderes zu sagen.

Ganz unbedeutendes oder ganz schlechtes Zeug liegt leider auch diesmal in Hülle und Fülle vor; es sei zum Schluß kurz erwähnt.

Unter allen deutschen Ländern war Schlesien von je am reichsten mit biedern, formgewandten Reimern gesegnet; es ist auch noch heute so recht die Hochburg des lyrischen Dilettantismus in Deutschland. In diesem Sinne erweist sich Elisabeth Bobertag in ihren „poetischen Erzählungen und Liedern" „Aus meiner Dichtermappe" (Breslau, Josef Max & Comp.) als eine echte Tochter ihrer Heimat. Sie bedichtet alles Erdenkliche: die Königin Luise, Bacchus und Ariadne, den Breslauer Theaterbrand, den Krieg von 1870, Orpheus, den braven Schweppermann, den Frankfurter Frieden, was „eine junge Witwe beim Anblick der ersten Schneeglöckchen empfindet", und Alles in derselben redseligen, schwülstigen, erzprosaischen Art.

Ein höchst kurioses Buch ist: „Ecce Homo": Des seligen Godbert Leben und Werke. Mit einem Prolog, in drei Zeiten mit fünf Büchern, zwei Intermezzos und einem Epilog von Engelbert Albrecht (Leipzig, W. Friedrich). Keine Heiligen-Geschichte — bewahre! Godbertus war ein Freund des Dichtens und lange Jahre ein Mensch von unsittlichem Lebenswandel, aber weil er tot ist und sich vor dem Tode zum Katholizismus bekehrte, wird er hier selig genannt. So viel haben wir verstanden, im übrigen aber können wir nur jene Apostrophe unterschreiben, welche Dr. Albrecht in seinem Prosa-Vorwort an Godbert richtet: „Vieles, wenn nicht Alles, war mir an dir unklar, unbegreiflich, mystisch, widerspruchsvoll". Auch nachdem wir es aufgegeben, dem Faden zu folgen, der die einzelnen Gedichte, aus denen das Buch besteht, verknüpft, haben wir übrigens nicht viel an Klarheit gewonnen. Gut ein Dritteil dieser Gedichte besteht aus Sätzen, deren Sinn trotz aller Mühe nicht zu ergrübeln ist, das Andere ist wohl verständlich, aber nicht des Lesens wert; triviale Balladen, Lieder, Heiligen-Legenden, Dutzendwaare eines Reimschmieds. Hier und da freilich blitzt zwischendurch etwas wie Talent auf, aber der Funke erlischt in dem lyrischen Wassermeer.

Einen Cyclus „Annamarie" hat Hans Modt aus wässriger Lyrik und süßlich-sentimentaler Prosa zusammengestellt (Berlin, Friedrich Stahn). „Schrieb in grünen Maientagen — Dieses schlichte Buch für dich — Laß dies schlichte Buch dir sagen — Liebe dich herzinniglich". Dann braucht man es aber nicht drucken zu lassen, besonders wenn die Bitte: „Komm', o komm zu mir hernieder, — Kehr' in's Herz der Liebe ein; — Komm', o komm', du Geist der Lieder — Laß mich deinen Tempel sein" so ganz unerfüllt geblieben ist. Auf den 464 Seiten steht keine Zeile, die den Druck verdient hat.

Auch das folgende Buch haben wir gelesen; die Kritik liegt aber für den Kundigen schon im Titel: „Grünau. Sammlung ländlicher, teils patriotischer, teils humoristischer Gedichte nach Motiven der zehn Eklogen Virgils, angepaßt unseren Sitten und Erlebnissen von R. Gade, Landwirt und z. Vorsitzender des landw. Zweigvereins für Mandelsloh und Umgegend. Inhaber des K. Kronen-Ordens". (Hannover, Arnold Werchelt). Ein Buch voll des köstlichsten unfreiwilligen Humors, aus dem wir leider Raummangels wegen keine Proben mitteilen können. Der „zweite vermehrte Abdruck", in dem es uns vorliegt, ist ein wohlverdienter Erfolg.

Der Verfasser der Gedichtsammlung: „Gott, Freiheit, Vaterland"! bezeichnet sich auf dem Titelblatt nur mit einer fünfzackigen Krone und drei Sternen (Zürich, Verlags-Magazin J. Schabelitz). Aber wir würden seinen Namen auch sonst nicht nennen, denn es handelt sich hier sichtlich um die Federübungen eines tief bedauernswerten, unglücklichen Menschen; uns unterliegt es keinem Zweifel, daß er geistig nicht normal ist. Das sind wirre und in unglaublichen Formen hervorgestammelte Phantasien eines armen Kranken — aber wie kann die Verlagshandlung derlei in die Öffentlichkeit bringen?! Hingegen ist der Autor der von derselben Firma edierten Sammlung „Berchta, Minne und Trutzlieder", der sich „Arminius" nennt, nur eben ein talentloser Reimschmied. Auf keine respektvollere Bezeichnung dürfen Anspruch erheben: J. v. Hurter („Knospen und Blüten", Wien, Frick), A. Trabert („Deutsche Gedichte aus Österreich", Zwei Bände, Frankfurt a. M., G. Wendel), Eduard Romanowski („Im Banne der Musen und Grazien", Norden, H. Fischer Nachf.), Rosalie Sandvoß („Eichenlaub und Tannengrün", Leipzig, Alexander Danz) — entsetzliche Reime, das Meiste von drastischer unfreiwillig komischer Wirkung —, H. E. Wachler („Aus gährender Zeit" W. Friedrich, Leipzig) — allerdings noch ein „Gährender", nur werden die Verse immer schlechter, was deutlich zu verfolgen ist, da sie der Verfasser datiert hat —, Josef Wex („Gedichte" München, P. Zipperers Verlag).

Unreif und unklar, im Ton nicht selbständig, hier schwülstig, dort trivial sind die lyrischen Dichtungen, „Mußestunden" von Willy Schollmeyer (Seifhennersdorf, Max Großmann); dazwischen steht aber zuweilen eine Strophe, die in dieser Umgebung anmutet, wie ein grünender Strauch im Wüstensand. Vielleicht ist der Verfasser gar nicht so unbegabt, und hat sich nur eben durch die vorschnelle Herausgabe seiner Jugendversuche einen schlimmen Dienst geleistet. Hingegen leidet Karl Streibel, der Dichter der „Balladen und Briefe" (Dresden, Pierson) ganz gewiß an lebenslanger, unheilbarer Stümperhaftigkeit; seine Verse sind womöglich noch schlechter, als die von Modt, Gade, Arminius u. s. w. — und das will etwas sagen!

K. B.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck und Verlag von A. Haack in Berlin.



Ein Abtrünniger.

Erzählung von Karl Emil Franzos.

I.

Was ich hier niederschreibe, ist Wahrheit, und nur Wahrheit, so weit sie ein irdisches Auge zu erkennen, so weit sie ein Mensch über sich selbst auszusagen vermag. Der Du diese Blätter liest, richte mich so, wie Du ersehnst, dereinst von dem Höchsten gerichtet zu werden.

Ich heiße Georg Winter und wurde am 7. Oktober 1823 zu Jansdorf, einem Dorfe in Nordböhmen geboren, als der Sohn der Ärmsten unter den Armen dieses entlegenen Erdenwinkels.

Mein Vater, Johann Winter, war lange Jahre Soldat gewesen, hatte auch bei Leipzig wacker mitgethan und sich in dieser Schlacht einen Schuß durch's Bein und das kaiserlich-königliche Kanonenkreuz geholt. Natürlich holte er sich damit auch den Abschied und was untrennbar dazu gehörte: den Bettelsack des Invaliden. So kam er, ein halb verkommener und fast ganz verhungerter Mensch, in unser Dorf zurück, das hoch oben im Gebirge liegt, hart an der sächsischen Grenze. Es ist ein armseliges Dorf; die Männer sind Weber, die Frauen Weißstickerinnen, und Männer und Frauen sind gleich fleißig, denn der Hunger ist der mächtigste Stachel zur Arbeit. Aber so arm alle sind, gewisse Unterschiede des Besitzes giebt es doch unter ihnen, und auch hier herrscht, wie überall, wo Menschen wohnen, Hochmut und Neid, sattes Behagen und hungriges Nörgeln; auch hier giebt es Reiche, Wohlhabende und Arme. Mein Vater, der verkrüppelte Mensch, der voraussichtlich der Gemeinde zur Last fallen mußte, fand nicht eben die herzlichste Aufnahme. Er hatte den ehrlichen Willen, sein Weberhandwerk wieder aufzunehmen, aber man machte es ihm recht schwer. Sein ältester Bruder Friedrich nahm ihn wohl in die Hütte der Eltern auf, aber nur, weil ihm der Schulze des Dorfes, Gottfried Säglein, kräftig in's Gewissen redete, aus Christenpflicht, wie aus Eigennutz, denn wenn der Bruder dem lahmen Menschen nicht half, so mußte es die Gemeinde thun. Aber die frommen Mahnungen wirkten nicht lange nach; in der ersten Woche sah Friedrich den Bruder scheel an, in der zweiten drohte er ihm mit dem Hinauswerfen und in der dritten setzte er ihn wirklich vor die Thüre. Es ist eine Totfeindschaft für immer daraus geworden und die Beiden haben einander diese drei Wochen auch auf dem Sterbebette nicht verziehen, obwohl damals jeder nur gehandelt hatte, wie er mußte. Acht Jahre lang war mein Vater als Kriegsknecht in wüster Zeit umhergezogen und hatte kein Weberschiffchen mehr angerührt; wahrscheinlich fluchte er nach seiner Heimkehr wirklich öfter als nötig und aß wohl auch täglich einige Bissen Brod mehr, als er verdiente; Friedrich aber konnte sie ihm nicht gönnen, weil er ein krankes Weib hatte und fünf gesunde, hungrige Kinder. Daran vermochten auch Gottfried Sägleins Reden nichts zu ändern, und so gab er meinem Vater den guten Rat, es anderswo zu versuchen, dazu ein Dreikreuzerstück als Wegzehrung. Die Kupfermünze schleuderte ihm der Unglückliche vor die Füße und humpelte davon, in's Thal hinab, so rasch es das lahme Bein zuließ. Dann aber ging er immer langsamer, denn es kam ihm zu Sinne, daß er in Hunger und Not gehe und bestenfalls in den Tod, und das eilte ja nicht. Endlich, eine Meile von Jansdorf, an der Brücke, die dort über die junge, klare, reißende Elbe führt, setzte er sich hin und erwog, ob er es gleich thun solle, oder später.

Da faßte ihn die rettende Hand, die ihn in's Leben zurückführen sollte, die Hand der Liebe. Denn es ist auch in jener armseligen Öde, wie überall auf Erden: der Haß und der Hunger schießen stark und mächtig empor, aber dazwischen blühen, viel schwächer, viel unscheinbarer, aber

gleich unzerstörbar, das Erbarmen und die Liebe. Die Tochter des Schulzen, Katharina, war ihm nachgeeilt, an der Brücke holte sie ihn ein und fragte ihn, ob er sie heiraten wolle.

Leicht waren ihr Gang und Frage nicht geworden; keineswegs aus Zimperlichkeit, obwohl es auch im Riesengebirge nicht Sitte ist, daß das Weib um den Mann wirbt. Nein, sie schämte sich, daß es ein Ausgestoßener war, dem sie sich an den Hals werfen mußte, und wenn sie daran dachte, welchen Spott und Hohn diese Ehe über sie bringen werde, so hielt sie den Fuß an. Aber dann lief sie wieder, die versäumten Minuten einzuholen; denn sie liebte diesen Menschen und darum durfte er nicht zu Grunde gehen.

Warum sie ihn lieb gewonnen, hatte sie freilich nie begriffen, auch in jenem Sommer nicht, wo es geschehen war. Damals war er zwanzig gewesen und sie drei Jahre jünger, ein eckiges, lang aufgeschossenes, flachshaariges Ding, fast noch ein Kind, denn auf jenen Bergen blüht auch der Frauenleib spät und spärlich auf, wie jede andere Blume. Aber ihre Gespielinnen waren nicht hübscher und sie die reichste unter ihnen; wenn sie Sonntag Nachmittags zum Tanz in den Kretscham kam, flog sie nur so aus einem Burschenarm in den andern. Mein Vater tanzte selten mit ihr; der arme, linkische Webergesell traute sich nicht an die Schulzentochter heran, kümmerte sich wohl auch anfangs nicht viel um sie. Aber ihr gefiel er; vielleicht nur, weil sein schwarzes Kraushaar eine Seltenheit in jener Gegend war, oder weil er, wenn man ihn nicht einschüchterte, lustig und harmlos erzählen konnte, Erlebtes oder was ihm so einfiel, besser, als irgend ein anderer. Als er ihre Neigung bemerkte, erwuchs aus der geschmeichelten Eitelkeit seine Gegenliebe; er wurde unruhiger, duldete nicht mehr, daß ihn die Bursche hänselten, schlug d'rein, wenn es sein mußte: ein Mensch, den des Schulzen Kathrin liebte, mußte was auf sich halten. So fanden sie sich; viel zärtliche Worte gaben sie einander nicht und kaum einen Kuß; es ist ein keusches, sittenfestes, unsinnliches Volk oben in meiner Heimat. Auch war's, so jung sie waren, keine fröhliche Liebe; sie wußten, daß die Kluft zwischen dem Häuslerssohn und der Tochter des reichsten Mannes im Dorfe, der einige Webstühle und einige Kartoffelfelder besaß, unüberbrückbar war. Es giebt keinen Ort der Welt, der weniger für den Schauplatz einer Idylle paßt, als ein Dorf und nun gar ein hungriges; hier ist die Ehe immer ein Geschäft zwischen Gleichgestellten. Darum hüteten sie ihr Geheimnis, so gut sie konnten; natürlich errieten es die andern doch, und nicht viel später, als ihre beiden eigenen Herzen. Nun kamen schlimme Tage, denn es war alles gegen sie, die Reichen aus Entrüstung über die blonde Kathrin und die Armen aus Neid gegen den schwarzen Hannes. Gottfried Säglein aber, der ein kluger Mann war, verlor seine Ruhe nicht; er hielt seiner Tochter eine kurze Rede: Der Hochzeitstag werde sein, wenn die Elbe aus ihrem Bett das Gebirg emporfließe, und vergehe sie sich etwa mit dem Burschen, so werde er sie davonjagen. Das genügte für's erste, im übrigen sollte die Rekrutierung helfen, zu der sich der Hannes im Herbst stellen mußte. Die Rekrutierung, oder vielmehr der liebe Gott, denn der Schulze war ein frommer Mann. Wenn es Gottes Wille war, daß Hannes Soldat werde, so mußte er ein niedriges Loos ziehen und zog er ein hohes, so war es auch Gottes Wille, nur mußte dann Meister Säglein mit der Kommission sprechen. Dieser unbequemere Fall trat ein und Hannes wurde Soldat.

Das war in jener Zeit ein hartes Loos und darum wurden die Rekruten sofort wie Gefangene an's Regiment abgeliefert. So konnte Hannes von der Geliebten keinen Abschied mehr nehmen, aber ihrer Treue war er sicher, denn sie hatte ihm immer gesagt: „Dich oder Keinen!" — und auf die Kathrin war Verlaß. Aber nach einem Jahr nahm sie doch einen Andern, denn ihres Vaters Kopf war noch härter, als der ihre, und dann: wer damals das bunte Tuch anlegte, war damit der Heimat abgestorben; vierzehn Jahre währte ja der Kriegsdienst. Es war ihr aber auch nun nicht gleichgültig, wen sie nahm, und so suchte sie sich unter den Freiern, die der Vater zuließ, den hübschesten und wohlhabendsten heraus, einen Bauerssohn aus dem Elbgau. Es wurde eine jammervolle Ehe; der Mensch war ein Trinker und Schürzenjäger. Zwei Jahre hielt's die Kathrin aus; brav, tapfer, ohne zu klagen, wie es ihre Art war; je mehr er vergeudete, desto emsiger schaffte sie; sprach man ihr von Trennung, so schüttelte sie den Kopf; das gab Gerede und so sträubte sich ihr Stolz dagegen. Sie ging erst, nachdem sich der verlotterte Mensch ein czechisches Kebsweib ins Haus genommen. Schon einige Monate später starb er und sie war wieder

frei. Auch nun fehlte es an Freiern nicht, obwohl die junge Witwe nur einen Teil der Mitgift gerettet, und sie erwog jede Werbung ernst und klug, wie Alles im Leben. Aber ihr Blick war durch die vielen Thränen, die sie in ihrer ersten Ehe geweint, schärfer geworden; nun traute sie keinem mehr.

So war sie noch frei, als ein Urlauber die Nachricht in's Dorf brachte, der Hannes Winter komme schon jetzt zurück und nicht erst in sechs Jahren, weil er Invalid geworden. Sie hörte es scheinbar unbewegt, dann aber riegelte sie sich in ihrer Kammer ein und saß da Stunde um Stunde, hülflos den Empfindungen ihrer aufgerührten Seele preisgegeben. Ihr war's, als habe sich das Grab geöffnet und mit dem Geliebten sei ihre Jugend daraus emporgestiegen und ihre Liebe und die ganze schöne Zeit, wo sie weich und vertrauensvoll gewesen. Ob sie auch die Augen geschlossen hielt, der Hannes stand wieder vor ihr, wie sie ihn damals gesehen, das dunkle Kraushaar fiel in die Stirne, die guten Augen blickten sie liebevoll an, um den Mund lag ein scheues, weiches Lächeln. Aber dann zuckte es schelmisch um diesen Mund, er begann eine seiner Schnurren zu erzählen — wie lustig das klang, so hübsch wie er verstand das doch keiner. Und was würde er nun erst zu berichten haben, wo er so weit herumgewesen, so viel erlebt, und wie würden ihm die Anderen lauschen! Ihrer Mutter Vater war ja auch Soldat gewesen und nach seiner Heimkehr der erste Mann im Dorfe geworden und geblieben, — und der hat kein Kreuz mitgebracht. Freilich auch kein lahmes Bein, aber was lag daran? Und was verschlug ihr seine Armut? Sie selbst besaß freilich nicht viel, aber gewiß half der Vater aus, wenn sie ihm einen so stattlichen Eidam in's Haus brachte. Aber wie, wenn der Hannes nun sie nicht mochte, da sie ihm die Treue gebrochen? Das fiel ihr schwer auf's Herz. Aber er mußte ja einsehen, daß sie nicht anders gekonnt, und liebte sie gewiß noch immer. Weiter spann sie an ihren Träumen fort. Als sie zur Abendmahlzeit kam, blickte sie der Vater erstaunt an, sie war jählings schöner geworden und glich fast wieder einem jungen Mädchen.

Der schlaue Mann erriet bald, was in ihr vorging, und erschrak. Auch sonst war ihm die Rückkunft des Hannes nicht bequem gewesen. Freilich hatte es vor acht Jahren Gott so gewollt, daß er Soldat werde, sonst hätte der Herr nicht das Ohr der Kommission den Reden seines Knechtes Säglein geöffnet, und wär's nicht der Hannes gewesen, so hätte eben ein anderer, braverer Bursche, der seine Augen nicht so vermessen zur Höhe erhoben, dran glauben müssen, und daß er als Krüppel heimkehre, hatte ja der Schulze nicht gewollt, im Gegenteil, er hätte ihm viel lieber einen raschen, fröhlichen Soldatentod auf dem Leipziger Felde gegönnt. Aber das war's eben; nun mußte gar vielleicht die Gemeinde für den Menschen sorgen. An die Gefahr aber, die ihm nun aus den glühenden Wangen, den leuchtenden Augen dieses stillen, wortkargen Weibes entgegenblickte, hatte er nicht gedacht. Dann jedoch beruhigte er sich wieder. Sie war ja zum Glück wenigstens darin seine Tochter, daß auch sie viel auf sich und der Leute Reden gab. Wenn sie ihn erst sieht, dachte er, und hört, was die andern über ihn sagen, dann wird sie wieder vernünftig.

Er sollte für's erste Recht behalten. Die Leute waren nur eben neugierig auf den Hannes gewesen, aber wenn nun der Schulze, wie es seine Pflicht war, ein Wort darüber fallen ließ, welche Last er für die Gemeinde bedeuten könne, wurden sie ängstlich und unwillig: am ängstlichsten der Friedrich, auf den alle einschrieen, es sei zunächst seine Sache. Auch die junge Witwe hörte davon, mit Schmerz und Staunen. Aber das mußte ja anders werden, wenn er erst da war: freilich, eines hatte sie vergessen, das sah sie nun ein: der Großvater war als Erbsohn heimgekommen und der Hannes besaß keinen Heller! Eines Tages — das war erst im Mai 1814, denn er war lange im Hospital gelegen und hatte sich dann nur langsam heimschleppen können — war er endlich da; als Kathrin mit dem Vater beim Essen saß, brachte ein Nachbar die Neuigkeit; „Du solltest hinsehen, Gottfried", fügte er bei, „da zankt sich der Bettler mit dem Bruder und das ganze Dorf johlt dazu." Der Schulze schielte nach der Tochter hin, sie war totenblaß geworden. „Geh' und hol' mir die Beiden", bat er, „daß Brüder hadern, ist unchristlich." Sie blieb sitzen, als hätte sie es nicht gehört, dann richtete sie sich auf, nickte stumm und ging. Bis an den Hals empor fühlte sie ihr Herz schlagen; ihr war's, als müßte es zerspringen, so wild rang darin die Hoffnung mit der Verzweiflung, die Hoffart mit der Liebe. Als sie zum Häuschen des Friedrich kam, hörte sie schon von ferne ein Schreien und Lachen, dazwischen das Poltern einer rauhen

Stimme; an der Thüre, die Friedrich hinter sich verschlossen, nachdem er in's Haus getreten, lehnte ein Vagabund in verschlissenem Soldatenmantel und zeterte und schimpfte. Mit weit aufgerissenen Augen starrte sie in dieses verwitterte, vom Lebenssturm, von Not und Krankheit durchfurchte Antlitz; eine Ohnmacht wollte sie anwandeln; so sah er nun aus, so! Er erkannte sie, fuhr zusammen und stammelte ihren Namen; ein dunkle Röte überflammte sein Antlitz; in scheuer, zitteriger Liebe blickte er nach ihr hin — nun glich er einen Augenblick wieder dem Menschen, den sie in ihren Träumen gesehen. Sie richtete sich auf. „Geht zu meinem Vater, Hannes", sagte sie, pochte an die Thüre und entbot es auch dem Friedrich. Dann saß sie neben der Kranken in der Hütte nieder, weil sie fühlte, daß ihre Füße sie nicht mehr tragen wollten. Die sieche Frau stöhnte und jammerte, sie hörte es nicht. Nur als jene aufschrie: „O wär' ich tot", verstand sie es wohl. „So gut haben wir's eben nicht", erwiderte sie herb, erhob sich und ging heim. Als ihr der Vater sagte, er habe den Friedrich bewogen, es mit dem Lumpen zu versuchen, erwiderte sie nichts. Die Nacht darauf schloß sie kein Auge. Als sie am nächsten Morgen blasser als sonst, aber mit dem gewohnten, ruhig ernsten Antlitz an die Arbeit ging, nickte er zufrieden vor sich hin. „Damit ist sie fertig", dachte er und sie selbst glaubte es nicht anders.

Aber es fiel ihr schwerer, als sie gedacht. Es wäre ja Wahnsinn gewesen, noch an die Heirat mit diesem Menschen zu denken, auch wenn er ohne eigene Schuld in solches Elend geraten, und sie hatte auch keinerlei Verpflichtung gegen ihn, gewiß! Aber das unvernünftige Herz zuckte dennoch schmerzlich und zuweilen faßte sie der Gedanke: Er hat Dich wohl nie vergessen und Du könntest ihn retten, — er braucht Dich, sonst Niemand, auch der Vater nicht. Freilich war die Mutter tot, die Schwester auswärts verheiratet, sie also führte ihm die Wirtschaft, aber das konnte auch eine Fremde besorgen. Innerlich waren sie sich ja fast fremd; seine kalte, harte, kluge Frömmigkeit stieß sie ab, obwohl sie nicht alles darüber wußte; auch von der Art, wie sich bei der Rekrutierung des Hannes der Wille Gottes geoffenbart, hatte sie keine Ahnung. Aber es war ja unmöglich — wie tief war der Mensch gesunken! Es that ihr furchtbar wehe, als der Vater ihr am Montag Morgens erzählte, im Kretscham sei es gestern sehr lustig gewesen, der Lump, der „Kommiß-Hannes" — diesen Spitznamen hatten sie ihm aufgebracht, weil er noch sein Soldatenkleid, den „Kommiß"-Mantel trug — habe Jedem, der ihm ein Gläschen Schnaps gezahlt, die schönsten Geschichten von seinen Heldenthaten erzählt und dann gegen ein neues Gläschen eingestanden, daß er unverschämt gelogen. Eine maßlose Bitterkeit stieg in ihr auf: und wie hatte sie von diesen Geschichten geträumt!

Kurz darauf traf ihn jenes Schlimmste, die Wegweisung aus seines Bruders Hütte. Als er zum Schulzen kam, um Rettung zu flehen, saß der Alte behaglich auf dem Bänkchen vor seinem Hause; Kathrin hantierte oben in der Dachkammer; sie hörte durchs offene Fenster jedes Wort. So lang er kläglich bat und sich demütigte, schlug ihr Herz nicht rascher, erst als er sich trotzig, ja bitter gegen die sanften, milden Vorhaltungen des frommen Mannes zu verteidigen begann, flammte ihr Mitleid auf. Ob es seine Schuld sei, daß der Kaiser die Invaliden als Bettler entlasse, daß ihm die Hand der Arbeit ungewohnt geworden, seine Schuld, daß er die Unsitten nicht von heut auf morgen ablegen könne? Als ihm aber der Schulze auf all' dies nur den Rat wußte, bei den reichen Bauern im Thal betteln zu gehen und ihm die milde Gabe reichen wollte und der Entrüstete nun aufschrie: „Mein Blut über Euch!" — da entfuhr auch ihren Lippen ein Schrei: das war ein Mann, er sollte nicht zu Grunde gehen. Sie stürzte an's Fenster, an einer Biegung des Wegs sah sie ihn dahineilen und konnte erkennen, wie finster und verzweiflungsvoll sein Antlitz war. Nein! er durfte nicht sterben, sie, die ihn geliebt, mußte es hindern. Und sie stürzte ihm nach und kämpfte die Gedanken nieder, die sie hemmen wollten, bis sie ihn an jener Brücke erreichte.

Dies Alles hat mir meine Mutter selbst erzählt, viele Jahre später, in einer Schicksalsstunde meines eigenen Lebens und auch die Geschichte jener seltsamen Werbung habe ich aus ihrem Munde. In sich zusammengebrochen war der Hannes dagesessen, die Hände vor's Antlitz gepreßt; erst da sie dicht vor ihm stand, fuhr er empor und wollte fliehen. „Du willst in die Elbe", begann sie. „Das darf nicht sein. Kannst Du ehrlich versprechen, zu arbeiten und keinen Schnaps zu trinken?" — „Ja! Aber was soll das nun noch nützen?" — „Meine Sache. Ich

heirate Dich. Was von meiner Mitgift übrig ist, reicht zur Not aus!" — „Jesus! Maria!" schrie er auf und fiel ihr vor die Füße, schwer und hilflos, als hätte ihn eine fremde Faust niedergeschlagen. Sie suchte ihn emporzuheben. „Nein", rief er, „auf den Knien will ich Dir danken. Aber dann geh'! Ich will nicht Dein Unglück sein!" — „Das wirst Du nur, wenn Du faullenzst und trinkst! Aus den Leuten mach' ich mir nichts!" — „Und Du wirst es mir nie vorwerfen?!" — „Nie, so lang Du Dein Wort hälst!" Das war alles, kein Kuß, kein Händedruck. Sie brachte ihn ins Dorf zurück, gab ihm ein Stück Geld, sich bei einem Weber einzumieten, und trat vor den Vater.

An dieses Gespräch mit dem alten Mann hat meine Mutter nie ohne Grauen zurückgedacht; sie mag ihn damals erst recht erkannt haben. Sie schied sofort aus seinem Hause, an der Heirat konnte er die Mündige nicht hindern, auch ihre Mitgift hielt er ihr nur widerrechtlich vor und sie mußte ihn darum verklagen; bis sie die Herausgabe erzwungen, mußten die beiden von Darlehen leben, die sie gegen hohe Zinsen aufnahmen. Es muß ein Höllenleben gewesen sein, das meine Eltern in dieser ersten Zeit führten; alle Welt war gegen sie, und die einzige Gefährtin, die die elende Kammer aufsuchte, die Not, und ihr einziger Helfer das eigene tapfere Herz. Als jenes Geld endlich erstritten war, da reichte es nur eben hin, eine kleine, baufällige Hütte anzukaufen, ein Haferfeld, einen Webstuhl und einen Stickrahmen. Aber die beiden dünkten sich nun fast reich; zu hungern wenigstens brauchten sie nicht mehr, besondern da sie noch für keine Kinder zu sorgen hatten.

Ob sie diesen Segen entbehrten und sich darnach sehnten? — ich glaube, nein. Denn erstlich hatten sie aneinander genug der Liebe. Was immer die Welt ihnen trüben konnte, dies blieb ihnen. Nicht, als ob sie einander viel zärtliche Worte gegeben hätten, aber sie hielten beide, was sie gelobt; mein Vater ehrte sein Weib aus ganzem Herzen und sie ließ ihn nie fühlen, was sie ihm geopfert. Es wird wohl die glücklichste Ehe im Dorfe gewesen sein, obwohl sie die Ärmsten im Orte waren. Und dann, sie hatten ja selbst selten mehr, als das trockene Brod; ich vermute, sie betrachteten ihre Einsamkeit als eine Fügung der gütigen Vorsehung.

Da kam der furchtbare Winterfrost von 1823, auf den Feldern erfror die Saat, auch die im Frühling bestellte verdarb. Es wurde ein Hungerjahr, wie es selbst in diesem Gebirg selten ist; hohlwangig und verzweifelt schlichen die Menschen umher — und zur selben Zeit trug meine Mutter mich unter dem Herzen. Ich weiß, sie haben mein Kommen nicht verwünscht, dazu waren sie beide zu fromm und gut, aber wie mögen sie gesorgt und gebangt haben! Und wie viel Thränen mögen auf mein Antlitz geflossen sein, als ich endlich, ein armseliger, zu früh gekommener Wurm, das Licht des Tages sah. Es ist rätselhaft, daß ich dennoch gedieh, denn fast versagte die Mutterbrust in jenen Tagen des Jammers und die Milch, die sie mir bot, war vergiftet von Not und Sorge. Und Not und Thränen und der Hunger, vor Allem der Hunger, sie blieben mir auch in der Folge treu, die Gefährten, die Erzieher meiner Kindheit . . .

Wenn ich so zurückdenke an meine frühesten Tage, um die schwer und grau die Nebel wogen — was ist das erste klare Bild? Ein Frühlingsmorgen, die Dämmerung kaum gewichen; noch schwimmt die enge Stube in rötlichem Licht. Schon sitzt der Vater am Webstuhl, die Mutter am Stickrahmen; ich habe sie immer dort gesehen, wenn ich erwachte, und den Tag über, und eh' ich abends die Augen schloß. Neben dem Stuhl der Mutter steht eine Wiege, da schläft mein Bruder Martin, der zwei Jahre nach mir gekommen; wenn er aufwacht und zu schreien beginnt, habe ich ihn zu schaukeln, bis er wieder einschläft. Heut' ist er besonders unruhig und ich schaukle und schaukle, bis ich auch zu heulen beginne. Die Mutter blickte auf. „Ach, der Martin weint heute so lange und ich möchte dem Meckmeck Guten Morgen sagen, ehe er auf die Weide getrieben wird!" Der Meckmeck, unsere Ziege, das ist mein liebster Spielgefährte, weil er der einzige ist, der auf den Sohn des „Kommiß-Hannes" nicht hochmütig herabsieht. Die Mutter sieht mich traurig an und dann zum Vater hinüber, der auch düster vor sich hinblickt. „Sei ruhig, Georg", sagt er gepreßt, „heut' geht der Meckmeck später auf die Weide!" — „Aber da wird er Hunger haben?!" — Darauf finden beide keine Antwort und seufzen nur. Und dann kommt ein Mann und nimmt meinen Freund mit. Ich habe ihn nie wieder gesehen. Meine erste Erinnerung ist die an meinen ersten großen Schmerz, den Tag, wo meine Eltern ihre einzige Ziege verkaufen mußten.

Ein halb Jahr später, im Herbst. Wieder einmal sind Hafer und Korn im Gebirg schlecht gediehen und irgendwo, weiß Gott wo, brauchen die Leute weniger neue Hemden als sonst; der Fabriksherr zahlt die Arbeit schlechter. Die Bissen werden schmäler, zuweilen muß ich hungrig zu Bette gehen. Der Martin aber bekommt seine Milch, sein Brod, wie immer. Mich ärgert diese Ungerechtigkeit und ich beklage mich. „Aber der Martin ist noch so viel kleiner als Du", sagt die Mutter, „er könnte das Hungern noch gar nicht ertragen." Ich verstumme und denke nach. „Aber Ihr seid ja so viel größer, als ich", rufe ich, „warum gebt Ihr mir Euer Brot nicht?!" Der Vater will erzürnt auffahren, die Mutter winkt ihm ab und zieht mich auf ihren Schoß. „Das thun wir auch, so viel wir können", sagt sie, „aber sieh, Georg, wenn wir noch weniger essen würden, wir könnten nicht mehr arbeiten!" Ich sehe sie an und obwohl ich noch nicht vier Jahre alt bin, gewahre ich nun plötzlich, wie bleich und hager ihre Wangen sind und wie traurig ihr zu Mute ist. Und plötzlich stürzen mir die Thränen wie ein Bach aus den Augen, aus Mitleid mit ihr und dem Vater und uns Allen.

Aber am nächsten Morgen bin ich wieder fröhlich, da komme ich sogar mit einer großen Entdeckung nach Hause, die aller Not ein Ende machen kann. Auf meinem Spielplatz hinter unsere Hütte, habe ich einen Nachbarssohn getroffen, den roten Josef, mit einem großen Schnitt Brot in der Hand. Das fällt mir auf, denn sein Vater ist nicht viel reicher, als der meine und gestern noch hat auch er nur eine ganz kleine Krume gehabt. „Hat dein Vater schon wieder Arbeit abgeliefert?" frag' ich. — „Nein" erwidert er, „aber Mutters Vater hat ihm einen Gulden geliehen!" Ich jauchze auf und renne heim, das kann ja mein Vater auch thun, man muß es ihm nur raten. Aber er schüttelt traurig den Kopf. „Nein, Georg, uns leiht der Großvater nichts!" — „Warum nicht?" — Er schweigt. „Aber dann thut's vielleicht ein anderer!" — „Nein!" Ich aber gehe traurig in die Ecke und grüble und grüble . . . Aber es währte nicht lange, daß ich auch dies verstand. Wir waren auch deshalb die Ärmsten unter den Armen, weil auf uns das Vorurteil des Dorfes lastete und der Haß des Großvaters, weil wir abgeschieden von den anderen lebten, wie in einer Wildnis. Sie fanden vielleicht in der Not einen barmherzigen Helfer, wir mußten geduldig warten, bis wieder genügende Arbeit ins Haus kam und damit auch Geld. Ach! und zu solchem Warten findet sich so schwer die Geduld! . . .

Das Auge des Kindes wird furchtbar klar und scharf, wenn es oft weinen muß: die Kinder der Armen sind eigentlich niemals jung. Wenn ich so zurückdenke, wie selten habe ich als Kind gelacht, wie oft geweint, und wie viel, wie entsetzlich viel schon von der Not des Lebens verstanden! . . .

In meinem sechsten Jahr hatte auch ich bereits eine Sorge, die in der Regel in viel spätere Zeit fällt: ich bewarb mich um ein Amt und bot alles auf, es zu erhalten. Es war das Amt des Ziegenhirten von Jansdorf, die Bestallung bestand in einem halben Laib Brod täglich, wozu noch manchmal ein Apfel kam. Für meine Eltern und mich war es eine rechte Lebensfrage, daß ich das Amt bekam und ich hatte wohl auch die nötige Eignung dazu, denn ich verstand mich auf den Umgang mit Ziegen und ernsthaft genug war ich auch — weiß der Himmel, es ist wohl nie ein Kind dieses Alters ernsthafter gewesen. Aber die Anstellung hing von dem Schulzen ab, ich hatte also anscheinend nicht die geringste Hoffnung.

Da verfiel der alte Mann in schweres Siechtum und kam zum Sterben. Die jüngere Tochter wurde geholt und der Pfarrer; Gottfried Säglein beichtete, zum ersten Mal im Leben die volle Wahrheit. Erschüttert hörte ihm der Pfarrer zu: Das also war der Wandel des frommen und ehrbaren Mannes gewesen! Dann aber drang er in den Sterbenden, zu sühnen und gut zu machen: Er müßte meinen Eltern gestehen, welchen Einfluß er bei jener Rekrutierung geübt und ihre Verzeihung erflehen. Da es der Pfarrer gebot, so gehorchte der Totkranke, meine Eltern kamen, vernahmen erschüttert seinen Bericht und verziehen ihm. Aber weil der Pfarrer nichts von irdischer Sühne gesprochen hatte — er hatte es wohl für selbstverständlich gehalten — darum änderte der Schulze sein Testament nicht, und nach seinem Tode erhielt meine wohlhabende Tante alles, meine Mutter keinen Heller. Denn ihr Pflichtteil war ihr ja schon bei ihrer ersten Heirat geworden.

Dennoch hat meine Mutter jene Stunde an ihres Vaters Sterbebette immer als einen großen Segen empfunden, den ihr die Erbarmung des Himmels zugewendet. Nicht etwa allein um der

Versöhnung willen, denn ihr Herz war nicht blos gut, sondern auch redlich und sie empfand es klar, daß einige gerührte Worte die Furchen, die die Thaten vieler Jahre gezogen, nicht glätten konnten. Nein, um einer anderen, stärkeren Erquickung willen, die daraus auf ihre ermattende Seele wie ein Himmelsnaß herabgethaut. Sie hätte kein menschlich Wesen sein müssen, wenn ihr nicht zuweilen in dem großen Elend, das auf uns Allen lastete, die Frage gekommen wäre: „Hast du damals recht gehandelt? Vielleicht hätte ihn Gott auf andere Weise gerettet, und wenn nicht, was ist ein rascher Tod gegen das Elend eines solchen Lebens und daß man die unschuldigen Kinder hungern sieht?“ Nun aber wußte sie für jetzt und immer, und was ferner auch noch über sie kommen mochte: Die Vorsehung selbst hatte ihre Schritte zu jener Brücke gelenkt, denn alles Unglück des Hannes war aus dem Soldatenstande gekommen und nur ihretwegen hatte er Soldat werden müssen. Sie hatte ein Unrecht gut gemacht, wie es Gottes Wille war, und seine Hand hatte sie auf den dornigen Pfad geführt. Von jener Stunde ab ist meine Mutter wieder eine Glückliche dieser Erde gewesen.

Der neue Schulze hatte nicht mehr gegen uns, als die anderen Leute von Jansdorf. Und so konnte ich nun, da sich kein anderer tauglicher Knabe fand, der Ziegenhirt werden und bin es mehr als zwei Jahre geblieben.

Wie tief Eindrücke der Kindheit wurzeln — Alle reden davon, aber die wenigsten machen es sich ganz klar. Von mir kann ich nur sagen, daß jene Stunden, die ich auf den kahlen, braungrünen Kuppen meiner Heimat in einsamem Sinnen verbrachte, für mein übriges Leben geradezu bestimmend waren. Gegrübelt hatte ich ja schon unten im Dorfe viel, aber da fand sich zuweilen ein Knabe, mit dem ich spielte, oder ein Wagen fuhr durch's Dorf, dem ich nachlaufen mußte, oder ich hatte mir die Leute zu besehen — da konnten mich meine Gedanken nicht stundenlang wie in Klammern halten und, wenn es geschah, eine Frage an die Mutter machte mich frei. Nun aber mußte ich mir die Antwort selbst suchen, wenn ich so allein, allein dasaß und nichts sah, als die Schatten der Wolken, die über Thal und Hügel flogen und nichts hörte, als das Flüstern des Windes unten in den Fichten und oben neben mir im Wachholderkraut. Und sonst nichts, nichts, als zuweilen den Klang der eigenen Stimme.

Ein Lied? Nein! Woher hätte mir das kommen sollen? Die Leute meiner Heimat, diese beladenen Menschen mit den ernsten, hageren Gesichtern und den dünnen, blutlosen Lippen singen nicht. Nur zuweilen hörte man Sonntag Abends im Kretscham oder auf der Straße eine Schelmenweise gröhlen: wer was auf sich hält, bleibt still. Ich habe meine Eltern nie einen Ton vor sich hinsummen hören und wußte selbst kein Lied und keine Melodie. Aber ich sprach laut vor mich hin was ich so dachte.

Es waren traurige Gedanken und entsetzlich sind sie mir später erschienen, wenn ich erwog, daß sie ein Knabenhirn gehegt hat. Was war bisher mein Leben gewesen? Eine Kette von Tagen, an denen ich abwechselnd hungerte oder satt wurde. Der Hunger war mein gewaltiger Herr, und all meine Gedanken wurzelten in ihm. Die Toten hungern nicht, sagte ich laut vor mich hin, warum lebt man denn eigentlich, wenn man hungern muß? Aber ist denn der Hunger notwendig? Es hungern ja nicht Alle. Der Großvater ist immer satt geworden und Matthias der Bäcker kann gar nicht wissen, was Mangel ist. Und er ist doch auch ein Mensch, wie wir.

Warum hungern gerade wir? Und wie könnte das anders werden? Durch mehr Arbeit? Vater und Mutter und ich, wir thun, was wir können. Aber vielleicht, wenn man dem Matthias das Brod nehmen würde.

Nicht heimlich, nein, das ist Diebstahl, eine Sünde. So sagt die Mutter, und wer stiehlt, dem geht es übel, wenn er ertappt wird, und sieht ihn niemand, so straft ihn doch der liebe Gott. Aber wenn man dem Mathias die Brode mit Gewalt nehmen würde? Freilich, das würde auch nichts nützen, dann wäre er am nächsten Tag nicht mehr so dumm, welche zu backen. Aber wenn man ihn dazu zwänge? Ja! Aber warum ihn allein? Einige Leute im Dorf haben mehr als sie brauchen und viele weniger. Man sollte eine solche Ordnung machen, daß alle gleich viel haben und täglich satt werden. Warum giebt es keine solche Ordnung? Warum macht sie der liebe Gott nicht, da er über uns Allen ist und alles lenkt?!

Das waren meine Gedanken; zweifeln wird daran nur, wer als Kind immer satt geworden. Der Hunger, der Hunger und dann der liebe Gott . . . Aber der eine war mir klar und vertraut und der andere nicht. Das war nicht die

Schuld meiner Eltern. In Jansdorf gab es damals weder Schule noch Kirche, sie fanden sich in einem größeren Nachbarorte weiter unten im Thale, zwei Stunden fern; dorthin gingen die Kinder von Jansdorf während der Sommermonate vom zehnten bis zum zwölften Jahre und lernten notdürftig lesen und beten: bis dahin wuchsen sie wie die kleinen Indianer auf. Bei mir war dies anders; der Vater hatte als Soldat lesen gelernt, er brachte es mir bei, so gut er's konnte. Die Mutter aber ward nicht müde, mir von Gott zu sprechen und durch den Hinweis auf ihn mein Herz gut und geduldig zu machen. Ach, das Herz ist ja auch viel leichter zu sänftigen, als der Magen! . . . Aber da saß ich nun droben betrübt auf meinem Stein, denn ich hatte mein Brod mit dem Martin teilen müssen, weil der Vater wieder einmal nicht genug Arbeit bekommen, und in mir rief's: Warum duldet das der liebe Gott? Man sieht ihn nicht und er ist doch so allmächtig, das begreif' ich nicht. Nun, Mutter sagt, das muß jeder glauben und es ist auch so. Aber wenn er allmächtig ist, so ist er doch gewiß nicht allgerecht und allgütig, sonst würde er unser Elend nicht dulden. Entweder kann er nicht helfen oder er will nicht. . . .

Aus den Klammern dieses Gedankens konnte nur eines das Gehirn des armen Jungen erlösen: der bunte Kram von Schwänken, Schilderungen und Geschichten, den ihm der Vater zuweilen des Abends vorsetzte. Trotz allen Jammers war das Gemüt des Mannes im Grunde fröhlich und unverbittert geblieben; der Drang zum mitteilen und fabulieren, der einst in dem Jüngling gesteckt und ihm zuerst das Herz der Geliebten zugewendet, war auch jetzt nicht erstickt; er erzählte gut und gern, und mühelos fügte ihm die Phantasie seine Gewebe zusammen; damals glaubte ich, das könnte jeder Mann, der ein Stück Welt gesehen und freute mich der Zeit, wo auch ich so würde loslegen können; heute weiß ich, daß in dem armen, vergrämten Weber ein gut Stück von einem Poeten gesteckt hat. Auch fehlte es ihm an Stoff nicht, denn er war als Soldat weit herumgekommen, in Deutschland, in Polen und Ungarn, in Italien. Aber noch ein anderer Grund ließ ihn gern erzählen, im Vergleich mit seinem gegenwärtigen Jammer mußte ihm ja jene Zeit fröhlich, leicht und sorgenlos erscheinen. Sein stumpfes Antlitz erhellte sich, je länger er erzählte, die trüben Augen blitzten und alles, was er erlebt und gesehen, war schön und herrlich gewesen. Wenn ich ihm zuhörte, mußte ich ihm glauben, die Welt jenseits unserer Berge sei ein Eden. Da war das Hungerrätsel vergessen und auch oben auf meiner Kuppe faßte es mich nicht an, so lange ich seiner Geschichten gedachte. Da empfand ich nur den Drang in die Ferne.

Aber auch in diese Märchenwelt drängte sich der Quälgeist des Kindes, jenes Rätsel. Da erzählte der Vater einmal von Italien, wie heiß dort die Sonne brenne und wie hoch die Blumen emporsproßten. — „Auch Hafer und Korn?" fragte ich. — „Das giebt's dort gar nicht," rief er, „sondern viel besseres: Weizen, Reis und Pomeranzen!" — „O!" rief ich mit klopfendem Herzen, „dann essen sich gewiß alle Leute in Italien täglich satt!" — Er dachte nach. „Nein, alle nicht," sagte er endlich, „es giebt viele Bettler und der Schiffsmann in Venedig, bei dem ich einquartiert war, hat mit Weib und Kindern oft gehungert." — „Dann war er wohl ein Faulpelz?" — „Nein, aber man findet nicht immer Arbeit, das könntest Du wissen, Junge!" — „Ich weiß, Gott ist überall ungerecht!"

Es war mir nur so entfahren und ich erschrak sehr, als ich sah, wie tief es auf meine Eltern wirkte. Der Vater war erzürnt, die Mutter tief betrübt; so lang er schalt und sie weinte, schwieg ich, aber als sie mich nun ausfragten, erfuhren sie alles, alles, was mir durch den Kopf gegangen Und ausreden ließ ich es mir nicht, ich fand auf jeden Vorhalt die Antwort. Da schickten sie mich zu Bett und blieben traurig bei einander sitzen und berieten sich über dies neue Unglück, das sie getroffen. Er stimmte, so mild er sonst war, für Prügel, sie empfahl ein sanfteres Mittel: mich einmal zur Kirche in Hannburg mitzunehmen und dem Pfarrer vorzustellen. Diesen Weg machten sie sonst nur einmal jährlich; die Mutter zu Ostern, der Vater zu Weihnachten; öfter ging es nicht, weil sie auch an den Festen Nachmittags arbeiten mußten und man nicht vor dem Abend zurück sein konnte. Zum Feste Mariä Geburt sollte mich die Mutter hinführen.

Es war ein milder, schöner Herbsttag, und die Sonne schien fast sommerlich heiß, als wir zu Thal schritten. Daß der Pfarrer mit mir reden sollte, hatten sie mir verschwiegen, dennoch klopfte mir das Herz; ich sollte ja zum mindesten das Haus sehen, wo der Mächtige, Unfaßbare wohnte. Schon die kleine Kirche machte dem

Kinde, das nur die Hütten seines Heimatsdorfes kannte, einen tiefen Eindruck; ein Wesen, das in einem so riesigen, märchenhaft mit Gold und Bildern geschmückten Raum hauste, mußte in der That gewaltig sein. Und die Weihrauchwolken, die Gesänge, das Ornat des Priesters und seines Küsters — es war mir alles so neu; bange Ehrfurcht ließ mich die Lider schließen, als müßte mein Blick sonst dem Auge Gottes begegnen. Die tiefste Zerknirschung aber weckte in mir die Andacht der Menge. Diese Menschen, dachte ich, kommen jeden Sonn- und Festtag hierher und bitten ihn, daß er ihnen helfe. Thäte er's nicht, sie würden gewiß nicht wiederkommen, also muß er wirklich ein Helfer sein. Eifrig, wie nie, murmelte ich die wenigen Gebete, die ich kannte, immer und immer wieder.

Der Pfarrer bestieg die Kanzel. Es war ein alter Mann mit einem rosigen, behaglichen, wohlwollenden Gesicht, um das sich das dichte, weiße Haar schmiegte. Diesem Äußern entsprach auch die Stimme, sie war sanft und salbungsvoll. Der alte Herr hatte sich — wie oft haben wir später darüber gesprochen! — an jenem Tage mit der Predigt keine besondere Mühe gemacht; er sprach nur in sehr gewöhnlicher Weise über ein sehr gewöhnliches Thema, über Gottes Güte und wie er alles so weise und gerecht eingerichtet.

Das waren fast dieselben Worte, die ich von der Mutter gehört, und so überraschten sie mich nicht und erregten mich nicht. Aber dann begann er alles im einzelnen auszuführen und das war nicht gut, denn nun sagte ich mir: „Er lügt oder er weiß es nicht!" Breit malte er das Loos des trägen, sündhaften Arbeiters aus: er denkt nicht an Gott und die Pflicht, aber dafür erdrückt ihn die Not, und wenn er zuweilen Arbeit sucht, so vertraut ihm niemand mehr und er und seine Kinder darben. Das erregte mein vereinsamtes, verbittertes Kinderherz; es erschien mir wie eine ungerechte Anklage gegen meine braven Eltern, denn genau so, wie in des trägen Sünders Hause ging es ja bei uns zu. Namentlich aber erzürnte mich ein Satz, den er immer und immer wieder vorbrachte: „Alles ist auf's beste bestellt in dieser besten der möglichen Welten." Der alte Herr wußte nicht und auch ich habe es viel, viel später erfahren, daß dieses Wort nichts Anderes ist, als die wörtliche Übersetzung einer Stelle aus Voltaires „Candide"; er sprach es gläubig als eine Satzung des Christentums aus und ward nicht müde, es selbstgefällig zu wiederholen. So auch, als er nun das Schicksal des Frommen und Fleißigen schilderte: er und sein Weib mühen sich vom Morgen bis zum Abend, er am Webstuhl, sie am Stickrahmen, beide einträchtig und liebevoll; der Kretscham sieht sie auch Sonntags nicht, da lehren sie ihre Kinder und sprechen ihnen vom Herrn — „das ist wie bei uns," dachte ich, und als er nun fortfuhr: „Aber dafür kennen sie die Not nicht und ihr Wohlstand blüht auf! Ja, Ihr Lieben, alles ist auf's beste bestellt in dieser besten — —" da rief ich laut und gellend dazwischen:

„Das ist nicht wahr!"

Der Pfarrer hielt inne; einen Augenblick war's totenstill, dann folgte ein Aufschrei von hundert Lippen. Alle erhoben sich von den Sitzen und deuteten nach mir.

Meine Mutter hielt mir entsetzt den Mund zu und riß mich mit sich fort aus der Kirche. Einige alte Frauen folgten ihr; sie stürmten mit Verwünschungen und Fragen auf mich ein; ich wußte nichts zu erwidern und weinte, aber unter Thränen rief ich immer wieder trotzig:

„Es ist nicht wahr!"

Immer mehr Neugierige sammelten sich um uns, nun strömten auch die Gläubigen aus der Kirche, dann kam der Pfarrer herausgeschritten und auf uns zu. „Ist das der Knabe, der gerufen hat?" fragte er.

„Ja, das ist der Gotteslästerer!" schrieen sie und machten ihm Raum.

Ich stand dem alten Manne gegenüber. Er sah mir lange in's Auge, ich hielt den Blick ruhig aus. Dann schüttelte er das Haupt, strich mir sanft das Haar aus der Stirne und sagte: „Komm', Kind, Du sollst mir alles sagen!"

Er ergriff meine Hand und führte mich die Dorfstraße hinab, zum Pfarrhof; meine Mutter folgte demütig und unter bitteren Thränen; das halbe Dorf hinter ihr; zuweilen erscholl gedämpft eine Drohung, eine Schimpfrede aus der Menge.

Der Pfarrer wandte sich um und hob abwehrend die Hand. „Geht heim!" befahl er. „Und daß niemand dieses Weib und ihren Knaben schmähe! Richtet nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet!"

Wir erreichten den Pfarrhof, der stattlich im Schatten einiger Linden lag, und durchschritten den Vorgarten, in dem die Astern blühten. Der

alte Mann ließ meine Hand frei, aber ich folgte willig; mir war bang, aber nicht zerknirscht zu Mut; ich konnte vertreten, was ich gesagt.

In seinem Studierzimmer rückte er einen Sitz für meine Mutter herbei, nahm im Lehnstuhl am Schreibtisch Platz und winkte mich heran. Liebreich legte er mir die Hand auf's Haupt und sah mir in die Augen. „Sprich“, sagte er mild, „sprich furchtlos: warum ist es nicht wahr, daß Gott alles gut eingerichtet hat?“

„O Herr!“ erwiderte ich, „warum haben wir dann nicht Brot genug?“ Und wie ich dies gesprochen hatte, fühlte ich, daß nun alles heraus müsse, was ich auf dem Herzen hatte. Und ich sagte ihm alles. Wohl eine halbe Stunde lang erzählte ich; es war mir selbst ein Rätsel, wie ich den Mut fand. Sogar von den Broten des Matthias sprach ich.

Der Pfarrer war tief erschüttert; er hat mir später gestanden, daß ihm die ganze Wucht des Erdenjammers und die ganze Erhabenheit seines Berufes nie so lebendig vor die Seele getreten, als in der Stunde, da er in das dunkle, arme Herz des achtjährigen Ziegenhirten geblickt.

Er schwieg lange, nachdem ich geendet.

„Ja!“ sagte er dann leise, als redete er mit sich selbst, „es ist viel Hunger auf der Welt, sehr viel Hunger. Auch noch in anderem Sinne, als es dieser Knabe meint. Es geht ein großes Schmachten durch die Welt, ein Schmachten nach Licht und Glück und Erlösung . . . Mein armer Junge, Dich hungert es auch nach anderen Dingen, nicht bloß nach den Broten des Matthias.“

Dann wandte er sich zu meiner Mutter. „Hat denn Euer Vater meine Mahnung nicht befolgt?“ fragte er. Und als sie sagte, sie hätte nichts erhalten, seufzte er auf und ließ sich von ihr unser ganzes Leben schildern. „Ich will dieser Tage hinüberkommen und mit Euch über den Knaben reden.“ Damit entließ er uns.

In Jansdorf war großes Gerede über meine That: mein Oheim Friedrich und viele Andere jubelten, daß die Sünden der Eltern durch den gotteslästerlichen Sohn gezüchtigt worden. Auch meinten einige, einem solchen Jungen dürfe man nicht einmal Ziegen anvertrauen. Aber ich erfuhr wenig davon; ich saß oben auf meiner Kuppe und grübelte unablässig darüber, was wohl der Pfarrer mit dem anderen großen Hunger gemeint.

Da kam eines Nachmittags, noch in derselben Woche, der Martin auf die Kuppe gelaufen: ich möge nur schnell nach Hause kommen, der Pfarrer sei da und wolle mich mitnehmen.

Mich mitnehmen? . . . Ich ging etwas zaghaft heim.

Vor unserer Hütte fand ich die ganze Ortschaft versammelt; sie wollten alle Zeugen sein, wie sich das Strafgericht über dem „Kommiß-Hannes“ und seinem Hause entlud. „Da kommt der Lump, Du kriegst jetzt Dein Teil!“ — so klang es mir entgegen und machte meinen Schritt nicht rascher.

Aber da drinnen kam es ganz anders.

Der Pfarrer saß in freundlichem Gespräche mit meinen Eltern; er hatte die Sache mit ihnen bereits in's Reine gebracht, er wollte mich in sein Haus aufnehmen und erziehen. „Willst Du mit mir gehen?“ fragte der freundliche, ehrwürdige Mann. „Du sollst begreifen lernen, daß der Herr gerecht ist!“

„Ja!“ rief ich freudig. Dann aber besann ich mich. „Die Ziegen sind noch oben auf der Kuppe. Ich allein kann sie sammeln und zu Thal bringen. Und wer soll das morgen thun?“

Er zog mich an sich und küßte mich auf die Stirne. „Ein anderer!“ sagte er. „Ich will mit dem Schulzen sprechen.“

„Es ist aber noch etwas“, sagte ich. „Wenn nicht genug Brot im Haus ist, so teile ich das meine mit dem Martin. Und wenn ich nun fortgehe . . .“

„Sei getrost, es wird dem Martin an Brot nicht fehlen, auch wenn Du bei mir bist.“ Und zu den Eltern gewendet, sagte er: „Seltsam! ein Kind Gottes und weiß nichts von Ihm!“

Er ließ den Schulzen holen; derweil wurden meine Siebensachen zusammengethan und auf des Pfarrers Wagen geladen.

Mit sinkender Sonne fuhr ich mit ihm den holprigen Weg nach Hannburg hinab. Im Westen sank flammend die Sonne, vom Thale her verklangen die Glocken. Mir war's bang und feierlich zu Mut, wie nie; starr blickte ich in das glühende Gewölk und der Ausdruck meiner Züge mußte wohl seltsam sein, denn der alte Mann fragte plötzlich:

„Was suchst Du dort?“

„Ob ich Ihn nicht sehen kann!“ stammelte ich. Mir war's, als müßten sich jetzt die Wolken teilen und Gottes Antlitz sichtbar werden.

„Du wirst ihn sehen, so weit es ein Menschenauge vermag“, versprach er feierlich.

Mein Heimatdorf mit seinen Hütten und die Kuppe, auf der ich geweilt, versanken hinter mir in Schatten und Nacht. Unten im Thale glänzte mir der Turm von Hannburg im letzten Widerschein der Sonne entgegen. . . .

(Fortsetzung folgt.)

Strophen.

Träume, weiche Träume, Dämmerschein,
Hüllt ihr wieder mir das Leben ein?
Klingst du wieder, wonnesames Lied,
Das so lange meine Seele mied?

Ach, dich sang ich einst in junger Lust:
Eine Rose hing an meiner Brust,
Weiche Lippen küßten mir das Haar,
Hauchten Worte tief und wunderbar . . .

Träume, weiche Träume, Dämmerschein,
Hüllt ihr wieder mir das Leben ein?
Klingst du wieder, wonnesames Lied,
Das so lange meine Seele mied?

Bruno Salmer.

Kindesdank.

Wie schlägt mein Herz dir sehnsuchtsbang entgegen,
Mein Heideland, vom Ätherduft umschwellt!
Wie hat dein Bild auf fernen Wanderwegen
Des Heimwehs schmerzvoll dunklen Drang durchhellt!
Das sind die Steige noch zu meinen Füßen,
Drauf ich, ein Sonnenkind des Glückes zog;
Die Wellen scheinen's, die mich rauschend grüßen,
Die ich geliebt, eh' mir das Leben log.

Die Falter in der Lüfte Duftmeer schwammen;
Die Einsamkeit schlich lautlos-müd den Pfad;
Aus dem Gezweige brannten Blütenflammen;
Am Himmel rollte still das Sonnenrad;
Die Heide lag in holdem Purpurprangen,
Als wäre durch das maienjunge Ried
Die Morgenröte zaubernd hingegangen:
Da sann ich lenzentzückt mein erstes Lied.

Die Rosen welkten zwar; die Schlehen reifen;
Die Nacht hat Silber in das Ried gehaucht:
Ich sah das Schicksal kalt ins Herz mir greifen,
Da ward in Leid mein junges Glück getaucht. —
Du, ewig still und hehr und ohne Klagen,
Wenn deine Blüten dir der Nord verstreut,
Lehr eins mich noch: wie du in Größe tragen,
Was mir des Lebens Sturm an Trübsal beut.

Was über meine Seele hingeflossen
Wie Glanz aus deiner Schönheit Zauberborn,
Was du heißglühend mir ins Herz gegossen
Aus deiner Märchenträume Wunderhorn:
Hell steht's in meines Lebens Buch geschrieben,
Sterngleich, ob der Vergänglichkeit Gelüst;
Kein Sturm der Schickung soll es rauh zerstieben,
Bis mich der Tod kühl auf die Stirne küßt.

Laß mich im Moose traumvergessen knieen,
Umweht von der Erinnrung Flügelschlag,
Laß durch die heimatfrohe Seele ziehen
Mir einmal noch der Jugend Sonnentag.
Laß mich noch einmal, süßer Hoffnung, beten,
Wie ehedem, voll Demut, kindlich rein,
Als mir der erste Schmerz aufs Herz getreten,
Um Himmelstrost, um Seelensonnenschein. —

Du warst mir Mutter, laß dein Kind mich nennen,
Du stille Heide, die mir Lind'rung schuf,
Fühlt' ich im Schmerze meine Seele brennen:
Vernimm des Sohnes heißen Dankesruf:
Du lehrtest mich, dies Herz gen Himmel heben,
Dein Zauber täuscht mich durch die blöde Zeit,
Du hast im Liede mir mein Glück gegeben:
Ich dank' es dir durch Zeit und Ewigkeit. —

Max Geißler.

Herbstmorgen.

All-Helios schwingt den goldenen Speer
Hoch über dem dampfenden Nebelmeer;
Er läßt ihn funkeln, er läßt ihn blitzen
Auf Dächer und Zinnen, auf Kirchturmspitzen.
Die Nebel zerflattern, der Dunstqualm verraucht.
Das Städtlein erglänzt wie in Silber getaucht.

Stolz ragt aus der Brandung titanischen Bau's
Der riesige Dom in das Frühlicht hinaus.
Die Glocken feiern in vollen Klängen
Den scheidenden Sommer, in Laubengängen,
Am rebenumsponnenen Thor und am Baum
Aufleuchten die Blätter mit gelbrotem Saum.

Kaum sichtbar, schwimmt fern, im blauen Azur
Ein nebliger Streif, wie ein Räuchlein nur;
Das steigt und dehnt sich, Bergkuppen blinken,
Tief atmet die Brust, und die Augen trinken
Noch einmal die Schönheit, die siegreich ersteht —
Leis bebt mir's durch's Herz, ist's ein Lied, — ein Gebet?

Alfred Beetschen.

Bauernloos.

Leis der Wind geht durch die Felder,
Und das Korn, es wogt und wiegt sich.
Hei! herbei, du braune Hexe,
Sag mir wahr mein künftig Loos!
Sag mir wahr aus jenen Sternen,
Die ob meiner Hülle flehen,
Aus den Lüften, die da fliegen
Von dem grünen Wald herüber,
Aus der Quelle, die dort rieselnd
Zaubermächt'ge Lieder murmelt;
Sag mir wahr aus meiner Rechten,
Aus der arbeitsmüden Hand!
Sag mir wahr in weisen Worten
Aus des Himmels Regenbogen,
Sag mir wahr in heil'ger Sprache,
Wie sie in der Schrift geschrieben!

„Nicht in Schriften ist dein Schicksal,
Nicht in Wassern, nicht im Himmel,
Nur in deinem grauen Kleide
Und in deinem schwarzen Brod.
Nicht aus goldner Sterne Reigen,
Nicht aus klarer Quellen Rauschen
Kann des Bauern Loos ich künden,
Nur aus seiner Rechten Schwielen,
Aus der arbeitsmüden Hand!“

„Wirst ein Herr sein ohne Gleichen —
Nicht ein König, nicht ein Herzog;
Ja ein Herr der harten Erde,
Die du furchst mit deinem Pflug!
Glanz des Silbers wird dich schmücken,
Strahlend hell von deiner Sense,
Die du schwingst in Sonnengluten;
Und in Purpur wirst du prangen —
Ja in blut'gen Schweißes Kleid!
Reiche Schätze wirst du heben
Aus der aufgewühlten Erde,
Silberlinge und Dukaten —
Nicht für dich, für deinen Herrn!
Eine Fürstin wird dich minnen,
Der du ewig wirst zu eigen,
Die dir treu bleibt unabläßig
Bis zum letzten Hauch: die Not!
Auf der Schwelle wird sie sitzen,
Mit dir wachen, mit dir schlafen,
Scheucht die Menschen von der Thüre,
Wehrt die Einkehr dir zu Gott.
Wenn im Lenz die Blumenknospen
Und vereiste Flüsse thauen,
Singt in Schlaf sie deine Kinder
Mit des Hungers hohlem Lied.
Eine Straße wirst du ziehen,
Nicht zur Ferne, nicht zur Höhe,
In die Erde führt sie dich;
Und es werden dich die Straße
Weiße Kinder langsam führen,
Und die Glocken werden läuten,
Daß du drunten findest Ruh!“

Aus dem Polnischen der **Maria Konopnicka** von **Ladislaus Gumplowicz**.

Über Gräbern.

Wir wandelten in ersten Junitagen,
Zwei Glückliche durch's blütenschwere Land,
In lichtem Grün die Wälder sahn wir ragen,
Den Himmel leuchtend über uns gespannt.

Schon wand der Fluren Schmuck, der dauerlose,
Der duft'ge sich zum Strauß dem sel'gen Paar,
Wir aber spähten nach der ersten Rose,
Sie dir zu flechten in dein blondes Haar.

Wer wird sie finden? fragten wir mit Necken,
Des Jahres Erstling? Und was wird sein Lohn? —
Doch standen knospenübersät die Hecken,
Und nirgends barst die zarte Hülle schon.

So zogen durch die rings umblühten Wege
In's Unbekannte freudig wir hindann, —
Da glühte von ummauertem Gehege
Uns plötzlich eine junge Rose an.

Wir sahn uns lächelnd an: Wer soll sie pflücken?
Dann traten wir durch's Wallthor Hand in Hand,
— Da sahn ein Grab den Rosenstock wir schmücken
Des Sommers ersten, der in Blüten stand.

Dann aber brach ich doch vom dorn'gen Strauche,
Die frühe Blüte, die dem Tode galt,
Umweht von ihrem sommerlichen Hauche,
Sind schweigend weiter wir in's Land gewallt.

Gedenkst du's noch? Uns war's zu jener Stunde,
Als ob mit seiner kalten Hand der Tod
Gegriffen in die blütenhelle Runde,
In's freud'ge Leben, das uns süß umloht.

Wir fühlten, daß, wie reich's den Weg umblühe,
Der uns gewiesen neuen Glückes Land,
Wie sonnenwarm der junge Tag auch glühe,
Der Tod darüber ernst und dräuend stand.

So sei's darum! — Laß doppelt uns beglücken,
Die blüh'nde Stunde, die sich lächelnd bot,
Und jede Blume laß uns mutig pflücken, —
Wir rauben sie dem Allbezwinger Tod!

Konrad Telmann.

 Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Der Unterstaatssekretär.

Lustspiel in vier Aufzügen von Adolf Wilbrandt.

(Fortsetzung.)

Zweiter Aufzug.

Wohnzimmer im Hause des Oberst Felsing. Behagliche, nicht reiche Einrichtung. Rechts und links je eine Thür zu anderen Zimmern, hinten die Thür zum Vorplatz.

Erster Auftritt.

Der Oberst und Helmuth (sitzen vorne links an einem kleinen Tisch, Schach spielend, der Oberst mit seiner Pfeife rechts, Helmuth ihm links gegenüber); Marianne (sitzt an einem größeren Tische rechts, an dessen rechter Schmalseite, also Helmuth gegenüber, und schreibt); Kurt (sitzt an demselben Tisch rückwärts, in einen Lehnstuhl zurückgelehnt, in einer Druckschrift lesend).

Oberst (herzlich vergnügt).

Sie kommen aus dem Schach nicht wieder heraus, Herr von Werben; Ihr Untergang ist besiegelt.

Helmuth.

Es scheint wirklich so. (Will ziehen, zögert.)

Oberst.

Übereilen Sie sich nicht; ich erwarte mit Ruhe Ihre Kapitulation! (ohne sich umzuwenden) Wo bleibt wieder unser Röschen?

Marianne (vom Schreiben aufblickend).

In ihrem Zimmer. Sie büffelt. — Jetzt ist Alles in Ordnung: man hat ihre Papiere in Gnaden noch angenommen, und statt der jungen Dame, die sich verlobt hat, macht sie das Examen mit.

Oberst.

Arme Märtyrerin dieser neuen Zeit! — — Und Du schreibst noch immer an diesem unendlichen Brief?

Marianne.

Gut Ding will Weile haben.

Helmuth (zum Oberst).

Ich mache noch einen letzten Versuch! (Zieht.)

Oberst.

Sehr gut. Daß Dich —! (in plötzlicher Erleuchtung lächelnd) Nun sollen Sie aber mal sehn, wie Ihnen meine Königin in den Rücken fällt! (Zieht.)



Kurt (sich vorbeugend, leise).

Schreibst Du wirklich noch immer an dem Brief?

Marianne (leise).

Gott bewahre. (Das Blatt, auf dem sie schreibt, lüftend, sodaß ein Briefbogen darunter sichtbar wird.) Der liegt unten; fast fertig. (mit geheimnisvoller Freude) Ich schreibe ein neues Gespräch!

Kurt (leise).

Schon wieder? — Und ich weiß es nicht?

Marianne (leise).

Ich wollte Dich überraschen. Wird mein bestes, glaub' ich. Diesmal zwischen Herrn von Stargard und der „Reichsmotte", dem Wachsmuth; mehr humoristisch-satirisch; ich mache sogar Witze. Aber blutige! vergiftete!

Oberst

(zu dem ins Schachspiel vertieften Helmuth, gemütlich triumphierend).

Ja, ja, meine Königin! (Ohne sich umzuwenden.) Kurt, noch immer bei den Zeitungen?

Kurt.

Nein. Ich lese vergleichende Statistik: über die Schutzzölle aller Länder —

Oberst.

Eine trockene Speise! O Jerum!

Kurt (leise).

Laß sehn, Kind, was Du bisher verfaßt hast; — oder willst Du nicht?

Marianne (leise).

Doch, doch! Lies! (Giebt ihm das beschriebene Blatt; er legt es in sein offenes Buch.)

Helmuth.

Sie haben Recht; es ist aus. Ich gebe mich verloren. — Es ist eine Schande, Herr Oberst, wie oft Sie mich besiegen!

Oberst (lächelnd).

Sehn Sie, da irren Sie! Man thut das so

oft . . . (Zieht sein Taschenbuch hervor.) Ich hab' auch meine „vergleichende Statistik“: sehen Sie, auf diesem Blatt. Da hab' ich nach jeder unserer Schachpartien notiert, wer der Sieger war; rechnen Sie die von heute hinzu; (ihm das geöffnete Taschenbuch vor Augen haltend) in diesen acht Tagen hat jeder genau so viele Partien gewonnen wie verloren!

Helmuth.

Wahrhaftig. — — Schon acht Tage hier!

Oberst.

Ja, ja.

Helmuth (für sich).

Es ist wie ein Traum! Dieses familienhafte, sanfte Vegetieren, dieses holde Nichtsthun. Ich komme mir vor wie ein königlich preußischer Oberregierungsrat, den man in einen neapolitanischen Lazzarone verwandelt hat; — aber es thut wohl!

Kurt
(hat in Mariannes Blatt gelesen, lacht plötzlich herzlich auf).

Oberst
(ohne sich umzuwenden, mit dem Wiederaufstellen der Schachfiguren beschäftigt).

Oho! Was giebt's? — Ist die Statistik so furchtbar komisch?

Kurt (sucht sich zu fassen).

Die Statistik? — Nein —

Oberst.

Worüber lachst Du denn so aus vollem Halse?

Kurt.

Über — einen Druckfehler. Dadurch werden die Zahlen ganz anders —

Oberst.

Und das ist so komisch?

Kurt.

Ja. (Sieht, daß Helmuth dem Obersten beim Aufstellen der Figuren hilft; beugt sich vor. Leise.) Bravo, Mariandel! Vortrefflich! (Giebt ihr das Blatt zurück.)

Marianne (leise).

Gefällt Dir's? (Er nickt; liest wieder in seiner Druckschrift. (Marianne für sich.) Ach! Es macht mir ein diebisches Vergnügen — hier paßt das Wort wunderbar — so verstohlen und doch vor Aller Augen an meinem Gespräch zu schreiben; dem unpolitischen Menschen da grade ins Gesicht — (da Helmuth zufällig aufblickt) ja Dir!

Oberst
(mit dem Aufstellen fertig, nimmt von einem neben ihm stehenden Stuhl eine Zeitung; noch ohne hineinzusehen).

Ich kann Ihnen übrigens nicht sagen, wie mich's freut, daß Sie an unsrer alten Stadt so viel Gefallen finden. Ein Mann, der so viel und so weit gereist ist, wie Sie; so viel in der Hauptstadt gelebt hat —

Helmuth.

Aber doch auch wieder still auf meinen Gütern, mit meinen Bäumen und Rüben. — Na, die haben mich jetzt nicht nötig. Und ich erhole mich hier vortrefflich!

Marianne (aufblickend).

Wovon, wenn ich fragen darf?

Helmuth (für sich).

Wie dieses reizende Frauenzimmer boshaft sein kann! (laut) Sie meinen, weil ich kein Amt, keine tägliche Arbeit habe? (mit halbem Lächeln) Nun, auf meine Weise beschäftige ich mich doch auch. Wenn die Maschine stillsteht, dann schieb' ich ein bischen nach —

Marianne.

Sie? — Was für eine Maschine?

Helmuth.

Nun, man sagt wohl so. Und darum —

Oberst (der in die Zeitung blickt, plötzlich).

Ah, hab' ich mir's doch gedacht. Im Feuilleton dieser Fortschrittszeitung schon wieder so ein Gespräch!

Marianne (für sich, triumphierend).

Jetzt hat er's!

Helmuth.

Von dem Unbekannten?

Marianne (mit gespielter Unbefangenheit).

Von dem „Marius“, wie er sich unterschreibt?

Oberst.

Von demselben, ja wohl. In einer Woche das dritte! Der Verfasser ist ein Kaninchen!

Marianne (für sich).

Aber doch kein Hase!

Oberst.

Was der Mann für Einfälle hat: diesmal ist's ein Gespräch zwischen Friedrich dem Großen und dem Unterstaatssekretär Helmuth von Stargard . . . (Unwillkürliche Bewegung Helmuths.) Gegen diesen Herrn hat er's ganz besonders! — Hören Sie mal, wie das anfängt: (liest) „Es wird erzählt, daß in diesem Sommer einmal Herr von Stargard Abends in angeheiterter Stimmung im Park von Sanssouci auf einer Bank saß und sich ganz verträumte, denn es war eine schöne Nacht. Er mochte eben denken, wie leicht doch das Regieren und wie genial er selbst sei“ —

Helmuth.

Aber lassen Sie doch diesen Possenschreiber!

Oberst.

Nur noch diese Einleitung: (liest weiter) „als plötzlich der Mond durch die Bäume schien und einen alten, gespenstischen, etwas gebückten Mann beleuchtete, der langsam auf Herrn von Stargard zuging, vor ihm stehen blieb, aus einer Dose schnupfte und mit etwas dumpfer Stimme fragte: „Wissen Sie auch, junger Mann, wo Sie sich befinden?“ — Herr von Star-

gard antwortete, ohne aufzustehen: „Gewiß; im Park des großen Königs“ . . .

Helmuth (steht unwillkürlich auf).

Ich glaube, wir lassen das und gehen in den Stadtpark!

Marianne.

Das alles gefällt Ihnen nicht?

Helmuth.

Es mag ja voll Geist, Witz und Schärfe sein; aber Sie wissen, ich meide die Politik!

Oberst (hat für sich weitergelesen).

Ein frecher Sansculotte! Das geht über den Spaß! — Hören Sie nur, Herr von Werben, wie der Herr von Stargard durch den Geist des alten Fritz heruntergeputzt wird: „Junger Mann, was sind Sie denn? Was haben Sie gethan? Haben Sie die Schlachten bei Leuthen und bei Roßbach gewonnen? Haben Sie gegen Europa Stand gehalten, sieben Jahre lang?“ — Herr von Stargard (höhnisch lächelnd): „Nein; ich habe nicht einmal das Pulver erfunden.“ . . . Der Geist: „Sehr richtig; und Sie wollen ein großes, edles Volk regieren? Sie wollen ihm das Rezept schreiben, wieviel Freiheit es von Zeit zu Zeit, löffelweise, zu sich nehmen darf? Wissen Sie denn nicht, junger Mann, daß das achtzehnte Jahrhundert längst mit mir begraben und das zwanzigste vor der Thür ist? Haben Sie nie bedacht, wie anders ich wohl heut regieren würde als damals, wenn ich noch einmal die Ehre hätte, über dieses Volk zu herrschen?“

Kurt (sich zu Helmuth wendend).

Nun, gefällt Ihnen das nicht? Ich finde es vortrefflich. Und wie der alte Fritz dann selber auseinandersetzt, in welchem Geist er heut zu Tage regieren, die Freiheit befördern würde — das soll Herr von Stargard nur lesen, es kann ihn erleuchten!

Oberst (hat wieder für sich weiter gelesen).

Starker Tabak! — Wollen Sie es lesen? (Helmuth nimmt die Zeitung in die Hand, blickt flüchtig hinein.) Dem Herrn von Stargard mag es Gift und Galle machen, diese Schnödigkeiten zu schlucken.

Helmuth.

Ich glaube nicht, Herr Oberst. (ihm das Blatt zurückgebend) Er wird das Ding garnicht zu Ende lesen, sondern still zurückgeben.

Marianne (heimlich gereizt).

Halten Sie ihn für eine so große Seele?

Kurt.

Oder für so stolz?

Helmuth.

Ich glaube, er weiß, was er will; und darum — — Aber da kommt Fräulein Röschen, (lächelnd) lassen wir jetzt die Politik!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen; Röschen (von links).

Röschen
(blaß, in künstlicher Heiterkeit).

So, nun bin ich fertig. Mit der Weltgeschichte und mit dem Packen. Nun also noch das Henkersmahl — und dann geht es fort!

Oberst.

Leider! — O tempora!

Helmuth.

Sie haben zu viel gearbeitet, fürcht' ich; blaß sind Sie, liebes Fräulein.

Kurt (für sich, erbittert).

Er bedauert sie noch — er, der daran Schuld ist!

Röschen (zu Helmuth).

O, das thut mir nichts. (Sanft lächelnd.) Wär' ich nur nicht so dumm! Von dem vielen Studieren bin ich so benommen, daß ich in diesem Augenblick ohne Rettung durchfiele, wenn das Examen losginge. Und morgen geht's los!

Helmuth.

Kommen Sie heute noch nach der Residenz?

Röschen.

Ja freilich. Nach Tisch fahr' ich ab. Unterwegs, hoff' ich, komme ich nach und nach wieder zu Verstand!

Helmuth (lächelnd).

Zweifeln Sie daran nicht. (für sich) So weit hat sie Recht: besonders gescheit sieht das liebe Mädchen nicht aus. (Auf Marianne blickend.) Neben der Andern vergeht sie. In der ist Feuer! Geist! reizende Natur! (Mit einem leisen Seufzer.) Wenn sie nur etwas — gemütlicher, weicher wäre —

Oberst
(hat unterdessen mit Röschen gesprochen, sie an sich gedrückt, gestreichelt)

Also es bleibt dabei: willst das Nest verlassen. Man sollte Dir eigentlich den Vaterfluch mitgeben, statt Dir noch schönzuthun . . . (auf eine Bewegung Röschens) Aber ich sag' nichts mehr. Die Zeit ist daran Schuld! Jetzt geh' ich und schreibe die Briefe, Kind, die ich Dir mitgeben wollte — und dann halten wir in Gottes Namen still, wenn es heißt: Abmarschiert! (Ab nach rechts.)

Röschen.

Der gute Vater. (Zu Marianne, leise.) Fühl' einmal meine Hände: wie kalt. Ich hab' so viel gebüffelt, und doch so entsetzliche Angst!

Marianne (leise).

Arme Seele — nur Mut. Vor diesen Männern bleib' schneidig!

Röschen
(mit einem heimlichen Blick auf Kurt, leise).

Ach, Marianne, Du weißt nicht, wie stark, wie hart ich gegen mich bin!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen ohne den Oberst; ein **Dienstmädchen** (von hinten); dann **Lili.**

Dienstmädchen
(mit einer Visitenkarte, zu Marianne).

Eine Dame, Fräulein Marianne, die Sie sprechen will. Da ist ihre Karte.

Marianne (blickt auf die Karte).

Ah! — Ich lasse bitten. (Das Dienstmädchen hinten ab; Marianne schließt ihre Schreibmappe.)

Kurt.

Was für eine Dame?

Marianne.

Eine wunderschöne; Frau Lili von Helldorf —

Helmuth.

Um Gotteswillen! Die hier?

Marianne (sieht ihn verwundert an.).

Ja. Kennen Sie sie auch?

Helmuth (für sich).

Wohin rett' ich mich noch? — — Zu spät!

Lili
(tritt hinten ein; sich heiter zu Marianne wendend).

Sehn Sie, ich halte Wort! Eben bin ich wieder angekommen, mein erster Gang ist zu Ihnen! (Umarmt sie.)

Helmuth (für sich).

Wie wind' ich mich da heraus? (mit raschem Entschluß) Ah was! (Stand halb abgewendet, geht jetzt auf Lili zu.) Meine Gnädige, ich begrüße Sie.

Lili (höchst überrascht).

Was? Sie sind hier? — Aber wie kommen Sie —

Helmuth
(ihr die Hand gebend, leise, rasch).

Verraten Sie mich nicht! Ich heiße Herr von Werben! (laut) Es ist mir eine besondere Freude, Sie einmal wieder zu sehn. Seit diesem Frühling hatt' ich nicht mehr das Glück!

Lili.

Seit diesem Frühling? (für sich) Was heißt das? (wirft einen Blick auf die Mädchen; leise) Ich werde Sie verraten —

Helmuth (leise).

Verderben Sie mir den Spaß, so sind wir geschieden!

Marianne
(hat inzwischen mit Kurt gesprochen, führt den etwas ungeschickt Verlegenen an der Hand heran).

Sie kennen meinen Bruder noch nicht; den Kurt. Aus der Entfernung hat er Sie früher schon bewundert . . . Und das da ist Röschen!

Lili (zu Kurt lächelnd).

Ich hoffe, aus der Nähe bin ich Ihnen auch nicht schrecklich. (zu Helmuth, der auf der anderen Seite steht, leise, rasch) Ich schweige nur, wenn Sie übermorgen meinen Geburtstag mitfeiern —

Helmuth (leise).

Mein Wort!

Lili (leise).

Dann meines auch! (laut, nur um etwas zu sagen) Also das ist Ihr Röschen? (Blickt forschend auf Helmuth und Marianne.)

Marianne.

Ja, die uns leider —

Helmuth (mit Nachdruck einfallend).

Die uns leider verläßt! (für sich) Die kluge Hexe soll nicht ahnen, daß ich für Marianne — — (laut) Ja, es hat uns nicht gelingen wollen, Fräulein Röschen zu halten. Der Thätigkeitsteufel und der Wissensteufel sind in ihr stärker als wir alle!

Kurt (für sich, erbittert)

Es wäre Dir wohl gelungen, wenn Du nicht mit ihr spieltest!

Lili (zu Röschen).

Sie wollen doch nicht studieren, Fräulein?

Helmuth.

Schlimmer als das: die unschuldige Jugend verderben, Kenntnisse verbreiten. Aber wie denken Sie, Fräulein Röschen? Sie wollten noch einen letzten Spaziergang machen vor dem Henkersmahl. Ihr blasses Gesicht seufzt nach frischer Luft. Wir Männer begleiten Sie; Frau von Helldorf kann hier unterdessen ihr vermutlich volles Herz so weit ausschütten, daß es nicht mehr überläuft. Sind Sie bereit?

Röschen
(nach einem verstohlenen Blick auf Kurt, beklommen).

O ja, ich bin ganz bereit. (zu Kurt) Oder — ist es Dir lästig, mich noch zu begleiten?

Kurt
(gleichfalls beengt; mit verhaltenem Mißmut).

Was für eine Frage das ist. Am letzten Tag. Gehn wir, Röschen; gehn wir! (für sich) Ginge sie lieber mit ihm allein? (bitter) Thut nichts; ich pendle doch mit!

Helmuth (zu Lili).

Wir empfehlen uns also, meine Gnädige; und hoffen Sie noch zu finden, wenn wir wiederkommen. (leise) Verraten Sie mich, so ist's aus! (Sie schüttelt leise und heimlich den Kopf. Kurt und Röschen nehmen stummen Abschied von ihr.)

Lili (zu Allen).

Auf Wiedersehn! (Helmuth mit Röschen und Kurt hinten ab.) Aber ein ander Mal; denn heute begrüß' ich Sie nur, liebes Fräulein, um mein Wort zu halten. (scheinbar harmlos) Übrigens, wie kommen Sie zu dem Herrn —? (für sich) Wie hat er sich genannt?

Marianne.

Zu Herrn von Werben? Durch Röschen. Sie waren zusammen im Seebad —

Lili.

Ah! Und er ist dann, wie die Lachse, den Fluß hinauf nachgeschwommen? — — Ein liebenswürdiger Mann, nicht wahr? Er — giebt sich ganz wie er ist.

Marianne (nachdenkend).

Thut er das? Ich weiß nicht.

Lili.

Zweifeln Sie daran? (immer ausforschend, ohne es zu zeigen) Fräulein Röschen zweifelt wohl nicht. Sie scheint ihm recht gut zu sein. (Lacht plötzlich.) Ich thue übrigens himmlisch indiskrete Fragen!

Marianne (unbefangen lächelnd).

Fragen Sie nur drauf los; das thut nichts. Röschen ist ihm recht gut, aber ihr Herz ist nicht frei: es bebt nur vor dem Examen. Alle Männer zusammen sind ihr nicht so wichtig wie der Vertrag von Verdun!

Lili.

Gott, welche Verirrung!

Marianne.

Finden Sie?

Lili.

Diese Frage ist köstlich. — Nun? Aber er?

Marianne

Herr von Werben?

Lili.

Ja. Ob ihm der Vertrag von Verdun auch so wichtig ist wie das reizende Röschen?

Marianne (lächelnd).

Ich weiß nicht. Das Röschen kennt er, und den Vertrag, glaub ich, kennt er nicht. (ernsthafter) Aber wenn ich über ihn nachdenke: ich glaube, an beiden liegt ihm nicht sehr viel. Er lebt wie in einer Wolke; man weiß nie, wo ist er? Mir kommt's so vor, als spielte er nur mit dem guten Röschen — und vielleicht mit uns allen — und das fröstelt mich an!

Lili (für sich).

Ich fürchte, sie kennt ihn gut. — Ja, sie ist kühl und klug! (laut) Sie werden wohl Recht haben, Fräulein Marianne; und darum ist er mir ungemüthlich, dieser Herr von — Werben. Ich liebe die Männer nicht, die so schwere Rebusse sind, sich so unheimlich fest in der Hand haben, und vor der entzückendsten Frau so grade Kniee behalten, wie ein Rekrut vor dem Leutnant!

Marianne (lächelt).

Aber vor Ihnen doch nicht? Vor einer so himmlischen Frau wird doch jeder Mann auf den Knieen liegen?

Lili.

Ach, mein liebes Herz, mancher dieser Männer hat keine Kniee dazu übrig: er liegt vor sich selbst darauf! — — Sehn Sie, solche Leute kann ich gar nicht brauchen . . . Werden Sie sich entsetzen, wenn ich Ihnen folgendes sage? Nein, Sie werden das nicht; Sie sind so gescheidt, so verständnißvoll, obgleich Sie in der Ecke leben. Sehen Sie, ich bin überhaupt nicht für Männer, die allein mit sich fertig werden, die wie die berühmten deutschen Eichen sind, vor denen man einen heiligen Respekt haben muß. Ein Mann, der nicht gelegentlich vor mir auf den Knieen rutscht, ist mir unausstehlich!

Marianne (lächelnd).

Ich weiß, Sie übertreiben gern, gnädige Frau —

Lili.

O ja, aber diesmal nicht. Ich bitte, fassen Sie meinen Charakter in seiner ganzen Tiefe; ich bin furchtbar eitel; — so eitel, daß es mir sogar Vergnügen macht, mich Ihnen in dieser interessanten Abscheulichkeit zu zeigen. Darum vertrag' ich auch weder einen eitlen, noch einen gleichgültigen Mann; bedeutende hab' ich gern — aber sie müssen vor mir klein werden, (mit Geberde) so klein, — dann sind sie entzückend!

Marianne (wieder lächelnd).

Sind Sie nur gekommen, gnädige Frau, um sich vor mir so schlecht zu machen?

Lili.

Nein; nicht darum allein. Meine Liebe, Gute, ich komme ja eigentlich mit einer sehr ernsten Absicht, einem förmlichen Plan: ich will guten Rath von Ihnen. Ja, ja! Ich hab' mir gesagt: die paßt besser dazu, als all' die andern weiblichen Wesen, die ich kenne; denn sie ist merkwürdig klug — und dabei auch ein bischen verrückt, wie ich. Also versteht sie mich. Daß ich den Herrn von — Werben hier fand, daß Sie den schon kennen, das hat mich in meinem Plan noch bestärkt . . . (Da Marianne lebhaft aufhorcht, lenkt Lili ab; möglichst harmlos) Das heißt — — davon später. Jetzt hören Sie nur, wie tragisch mein Fall ist: ich, so eitel ich bin — und so kokett ich bin, denn das bin ich auch, mit grenzenlosem Talent — ich mag nicht länger eine einsame Wittwe bleiben, ich will wieder heirathen!

Marianne.

Und natürlich nur einen Mann, wie es hier Sitte ist —

Lili.

Das ist eben die Dummheit: was thu' ich mit einem Mann, ich bei meinem Charakter? Aber die Sache steht fest: ich will es. Meine Gegengründe sind nach und nach alle durchgefallen. Ich bin so entschlossen, daß ich in diesem letzten Monat unter

meinen Verehrern eine furchtbare Musterung angestellt und mich endlich auf zwei zurückgezogen habe, die nun zur engeren Wahl stehen; aber — das ist die Qual!

Marianne (ernsthaft).

Wieso die Qual? Lieben Sie keinen von Beiden? — — Verzeihen Sie die Frage —

Lili.

Fragen Sie nur, mein Herz; ich beichte Ihnen ja. Ich will mich heut' loswerden. Ich will zum Entschluß kommen. Ob ich einen liebe? — Ich weiß nicht. Das ist nicht mein Talent!

Marianne

(nach kurzem Schweigen, mit erzwungenem Lächeln).

Aber Sie könnten doch einen von Beiden etwas lieber haben —

Lili.

Vielleicht. — Ja, es scheint so. — Aber, Kind, es fragt sich: ist der auch der Rechte? Kann ich mit dem leben, so wie ich nun bin? Und Er, wird er „gut thun"? wird er nicht zu sehr Eiche und zu wenig Rohr sein? Mein Charakter und er, passen die zusammen? — Sehen Sie, wie furchtbar ernst diese Fragen sind. Darum komm' ich zu Ihnen!

Marianne.

Das ist drollig — verzeihen Sie. Vor Allem kenne ich doch diese „Wahlmänner" nicht —

Lili.

Dafür sorgt schon die Vorsehung. Uebermorgen, an meinem Geburtstag, werden die beiden Männer sich da drüben bei der Baronin versammeln; da sollen Sie Beide sehn! Ich hole Sie hier ab, bringe Sie hinüber . . . Schütteln Sie nicht den Kopf; Nein sagen dürfen Sie nicht!

Marianne.

Ich fürchte, gnädige Frau, Sie täuschen sich doch in mir. „Ein bischen verrückt", sagen Sie; o ja, das mag ich wohl sein; — aber anders als Sie. Wenn ich zum Beispiel heirathen wollte — (auf einen fragenden Blick Lilis, lächelnd) ach nein, fürchten Sie nichts — so könnt' ich auf den Gedanken nur kommen, weil ich Jemand liebe; und zwar Einen, und zwar unmenschlich. So, daß ich lieber sterben würde, wenn ich ihn nicht kriegte. Sehen Sie, da paff' ich nicht gut für Ihre „engere Wahl"; ich versteh' das nicht; ich bin da ein rechter Philister, nehmen Sie's nicht übel!

Lili (lächelnd.)

Wie gut Ihnen das steht; Ihre großen Augen werden förmlich bedeutend — und die Wangen rot. Nein, Kind, ich spotte nicht; — und ich nehm's auch nicht übel. Gut, lieben Sie Einen, und zwar übermenschlich; aber machen Sie Ihre klugen Augen noch ein klein bischen weiter auf und sehen Sie verständnißvoll in den Abgrund meiner Seele hinein, und helfen Sie mir, wie ein Frauenzimmer dem andern. Sie haben mir einmal erklärt — als Sie mich anschwärmten; wissen Sie das noch? — Sie hätten den glühenden Wunsch, mir etwas zu Liebe zu thun, so recht etwas Großes. Jetzt nehm' ich Sie dreist beim Wort. Gar so groß ist es nicht! Uebermorgen hol' ich Sie; dann richten Sie Ihre beiden Teleskope (auf Mariannens Augen deutend) auf die beiden „Wahlmänner", und sagen mir nachher, wer Ihnen besser für mich gefällt. Das soll mir dann — — Nun, das findet sich. Da haben Sie einen Kuß, und Adieu! (Geschwind hinten ab.)

Marianne (nach einer Weile).

Ich glaube, so schön ist sie doch nicht, wie ich anfangs dachte. — — Wählen! Und wählen helfen! — Neulich las ich, es giebt jetzt auf der Erde dreihundert Millionen Männer; ich denke mir, wenn mir zum Heiraten zu Mut wäre, so säh' ich von den dreihundert Millionen nur den Einen, den ich gern hätte — den aber ordentlich! — — Was für Männer das sein mögen, zwischen denen ich ihr wählen helfen soll? (mit leichter Unruhe) Sie sprach so viel von Herrn von Werben; ob der einer von ihnen ist? Ob sie sich für den interessiert? — — Nu, was geht's mich an. Übermorgen werd' ich's ja erfahren . . . Interessant ist er, ja. Aber so gleichgültig gegen die Politik. (lächelnd) Er liest nicht einmal meine Gespräche; — welche Unbildung. (den Mittelfinger am Daumen herunterschnellend) Nun aber genug von dem Herrn von Werben! Der junge Schriftsteller Marius kehrt zu seinem Gespräch zwischen Herrn von Stargard und Herrn von Wachsmuth zurück! (Setzt sich auf ihren alten Platz, öffnet ihre Schreibmappe.) Stargard hat das Wort: (liest das zuletzt Geschriebene) „Aber mein guter Herr von Wachsmuth, warum so vom Olymp herab gegen die „Bürgerlichen"; wir sind ja unter uns. Sie waren ja selbst recht gut bürgerlich; erst wegen Ihrer Verdienste um den Staat und Ihren Geldschrank sind Sie geadelt worden" . . . Ganz gut. Jeder zieht dem Andern die Maske vom Gesicht; (drollig selbstzufrieden) wie schlau vom Verfasser! — — (mit ihrem Federstiel an die Stirn pochend) Aber nun fällt ihm nichts mehr ein. Diese schöne Frau hat mich mit ihrer närrischen Beichte ganz konfus gemacht; für das Gespräch hab' ich keinen Gedanken; (die Hand an der Stirn) hier oben ist alles besetzt!

(Fortsetzung folgt.)



Nachgelassene Gedichte.

Einige Gedichtsammlungen verstorbener Poeten, die von pietätvoller Hand herausgegeben wurden, die meisten wohl weniger in der Absicht, dem Toten den Lorbeer zu erstreiten, den der Lebende nicht errungen, als in Erfüllung einer Herzenspflicht, seien hier kurz gewürdigt.

Heinrich Viehoff, der treffliche Schulmann, der sich auch als Litterarhistoriker seine Verdienste erworben, pflegte sich in seinen spärlichen Mußestunden durch dichterische Arbeit zu erholen: er formte den und jenen Stoff, den ihm die Lektüre zugeführt, zu einer poetischen Erzählung, schrieb Rätsel und Charaden, spitzte wohl auch ein harmloses Epigramm u. s. w. Diesen Nachlaß Viehoffs hat nun sein Schwiegersohn B. Kiy unter dem Titel „Drei Bücher erzählender Gedichte" (Leipzig, Fr. Brandstetter) herausgegeben. Niemand wird ihn dafür schelten. Es ist kein großer, überwältigender Zug in Viehoffs Dichter-Physiognomie, aber er hat doch mehr gekonnt, als korrekte Verse machen: auch hübsch erzählen und ausgestalten. Daß er ein Mann von Geschmack und Bildung gewesen, zeigt sich in der Form, wie im Inhalt dieser aus den verschiedensten Stoffkreisen herausgeholten Balladen und Erzählungen; daß er von der behaglichen Breite, dem guten Recht des Epikers zuweilen, höchst ausgiebigen Gebrauch gemacht, sei jedoch gleichfalls nicht verschwiegen. Die Kleinigkeiten am Schlusse (Silbenrätsel und dergleichen Kleinkram mehr) wären wohl besser fortgeblieben.

Einen ähnlichen Eindruck machen die „Gedichte" von Heinrich Weismann, welche Heinrich Bulle nach des Verfassers Tode im Verlage von Moritz Diesterweg in Frankfurt a. M. herausgegeben hat. Auch Weismann (1808—1890, zuletzt Direktor an der Elisabethschule zu Frankfurt a. M.) war ein tüchtiger Schulmann, auch er hat sich durch verdienstvolle litterarhistorische Arbeiten, so namentlich eine gute Edition des „Alexanderliedes" vom Pfaffen Lamprecht bekannt gemacht, aber wie sein Ruf in beiden Richtungen hinter dem Viehoffs zurücksteht, so auch seine dichterische Begabung. Wir wollen den Herausgeber nicht schelten, daß er in diese Sammlung auch sehr viele Gelegenheits-Gedichte Weismanns aufgenommen — ist das Buch doch in erster Linie für die Freunde, Schüler und Schülerinnen des Verewigten bestimmt, — aber es muß doch ausgesprochen sein, daß sich das Meiste davon nicht über das Niveau der Mittelmäßigkeit erhebt. Besser steht es um die Liebes- und Vaterlandsgedichte; auch sie blenden nicht gerade durch Farbenpracht, Eigentümlichkeit des Empfindens und Tiefe des Gedankens, beweisen aber immerhin, daß Weismann, in allem Moralischen, das sich nach Vischers Wort von selbst versteht, vortrefflich, auch manches hübsche Lied und manchen schwungvollen Hymnus gedichtet hat.

Der frühe Tod des Braunschweiger Dramatikers Otto Sievers — er wurde 1889 im 40. Lebensjahre durch eine Ptomainvergiftung dahingerafft — hat in weiten Kreisen Teilnahme hervorgerufen; seine „Gedichte" (Braunschweig 1891) beweisen, daß der talentvolle Bearbeiter des Schiller'schen „Demetrius" auch als Lyriker Gehör verdient. Es ist wirklich „Feingehalt des Gedankens und Grazie der Form" in ihnen, wie der Herausgeber, H. Corvinus, in seinem Vorwort rühmt, obwohl die Kritik anderes, was dieser panegyrische und dabei ein wenig pedantische Beurteiler dort sagt, nicht unterschreiben kann. Zu einer selbständigen Tonart hat sich Sievers nicht durchgerungen; man trifft wohl das Wesentliche, wenn man ihn als einen begabten Jünger Hamerlings charakterisiert; es stimmt dazu, daß auch der Hauptvorzug der erzählenden Gedichte das Kolorit ist.

Daß der edle liebenswürdige tiroler Poet Hans von Vintler bei Lebzeiten keinen Verleger gefunden, wundert uns nicht; er wußte nur zu dichten, nicht, sich in Szene zu setzen; um so freudiger begrüßen wir es, daß nun mindestens die Gedichte des Toten in hübscher Ausstattung vorliegen (Leipzig, A. G. Liebeskind) und allen, die ihn nach Person oder Können geschätzt, sein Bild in Erinnerung bringen. Hans von Vintler, 1837 geboren, im April 1890 zu Innsbruck gestorben, verdient den besten Dichtern seiner sangfrohen Heimat beigezählt zu werden; nur ein wenig mehr Sonnenschein im Leben, nur ein wenig mehr Eisen im Blut, und er wäre ein Lyriker von bleibender Bedeutung geworden. Denn wie stark, zart und innig sein Empfinden war, wie reich seine ursprüngliche Begabung, ersieht man erst aus diesem Büchlein; nicht blos ein Landsmann, sondern auch ein naher Geistesverwandter Gilm's war er mit einem so echten lyrischen Talent begabt, wie es allezeit selten gewachsen ist; hätte sein Formtalent die nötige Ausbildung durch Fleiß und Ausdauer, sein Anschauungskreis durch ein reicheres Leben die nötige Erweiterung gefunden, wie viel hätte er uns schenken können. Aber deshalb soll nicht mißachtet sein, was er geleistet; es trifft den Nagel auf den Kopf, was er zu seiner eigenen Kennzeichnung sagt: „Die Lieder, so ich nun komme zu bringen, Sie wollen keine Brillanten sein; Doch drum nicht minder sind's Edelkrystalle, Tiefinnerst eins und klar an Schein Und just nach ihren eigenen Achsen Im Stillen gewachsen; Auch hab' ich sie treulich und sorgsam geschliffen, So gut ich erlernt die schwere Kunst . . ." Ja, „Edelkrystalle" — mögen sich Viele an ihnen erfreuen! Schade, daß mit das Beste, was er geschaffen, seine Übersetzungen französischer Dichter, in dem Büchlein keinen Raum gefunden, hingegen freuen wir uns, daß die Auswahl aus den Zeitliedern nicht allzu karg ausgefallen ist. Sie ergänzen das Bild dieses goldtreuen, grundtüchtigen Menschen. Er hat viel um seiner freiheitlichen und deutschen Gesinnung willen leiden müssen, aber weder haben ihn diese Tücken beugen, noch verbittern können. Alles in Allem: ein wahrhaft adeliger Mensch.

Eine überaus sympathische Persönlichkeit scheint auch Ludwig Auerbach, der „Dichter des Schwarzwalds" gewesen zu sein, dessen Gedichte „Aus dem Schwarzwald" Freundeshand kürzlich gesammelt hat (Lahr, Moritz Schauenburg.) Auch ihm, wie Vintler, war ein früher Tod (er starb 1882 im 42. Lebensjahr), auch ihm ein kampf- und mühereiches Leben, auch ihm nicht die volle Entwicklung seiner Gaben beschieden, aber auch er war von großer Begabung. Einzelne seiner Lieder, so das vielgesungene: „O Schwarzwald, o Heimat, wie bist du so schön!" sind dem besten beizuzählen, was in unserer Zeit an volkstümlicher Lyrik in Deutschland gedichtet worden; kein mäßiges Lob, aber ein verdientes. Anderes erinnert an die Wupperthaler Art — auch Auerbach war, nebenbei bemerkt, Kaufmann wie Stelter und Rittershaus —, nur daß bei dem Lahrer Poeten alles Triviale fehlt; auch die Phrase hat er fast immer vermieden. Uns war Ludwig Auerbach bisher unbekannt; wir haben das Büchlein mit dem Gedanken aus der Hand gelegt, wie viel reicher wir Deutschen doch an guten Dichtern sind, als auch die Belesenen unter uns ahnen.

Vielleicht die bedeutendste Erscheinung aber, die uns heute in diesem „Garten der Toten" entgegentritt, ist Peter Cornelius, ein echter Lyriker, der freilich nur formal, nicht auch inhaltlich zur vollen Entwicklung seiner künstlerischen Gaben gelangt zu sein scheint. Der Herausgeber seiner „Gedichte" (Leipzig, C. F. Kahnt Nachf.), Adolf Stern, hat dem Nachruhm des lang Verkannten nicht eben den besten Dienst geleistet, wenn er ihn in der Einleitung in so überschwänglich panegyrischen Tönen feiert; der Leser erwartet dann in dem Buche Höchstem oder doch durchweg Hohem zu begegnen

und wird, da ihm häufig geradezu Mittelmäßiges oder gar Triviales aufstößt, auch gegen jenes Gute und Beste ungerecht, das da gleichfalls zu finden ist. Dem Veranstalter einer derartigen Sammlung, besonders wenn er, wie Stern, jahrelange Mühe an sie gewendet und für einen Toten spricht, dem bisher die verdiente Anerkennung nicht geworden, steht Wärme wohl an und man wird ihm selbst eine kleine Übertreibung nicht verübeln; zudem ist jedes Urteil in künstlerischen Dingen — man kann nicht oft genug daran erinnern — bis zu einem gewissen Grade subjektiv, aber einiges in dieser Charakteristik Sterns wird doch jeden Unbefangenen wie eine ungeheuerliche Überschätzung berühren. „Ein Virtuos der Form“, schreibt er z. B. unter anderem, „erhebt Cornelius die Form nie zum Selbstzweck. Auch die scheinbar virtuosesten seiner Gedichte dienen immer noch einer warmen, unmittelbaren Empfindung oder einer geistvollen Laune zum Ausdruck. Aus allen schaut das Auge eines ursprünglichen Dichters lichtspendend in die frühlingshelle wie in die dunkle Welt“. Also auch aus einem Geburtstagswunsch „An R. K.“, der wie folgt beginnt:

Guten Tag und gute Tage, stets noch schön're Morgen
morgen,
Möge dein Geschick geschickt für Glück und wenig Sorgen
sorgen
Mögen Leiden um die Stirn' Dir nur wie flücht'ge
Fliegen fliegen,
Mögest Du die schönsten Feindin in der Liebe Kriegen
kriegen . . .“

Und so geht die gequälte Reimhetze und Wortspielsuche noch lange fort. Und wie vieles Andere im Bande macht gleichfalls den Eindruck des Nichtigen, die meisten Gelegenheitsgedichte wären zum Nutzen von Cornelius' Ruhm weggeblieben, aber auch manche Andere. Wie Stern durch die Tonart seiner Einleitung dem Dichter wenig genützt, so durch den Grundsatz, jeden Vers zu bieten, den er auftreiben konnte; er bedauert, daß er nicht Alles aufgefunden, hofft, daß das Erscheinen der Sammlung „Manchem in Erinnerung bringt, daß er ungedruckte und unbekannte Gedichte von Cornelius besitze“ und heißt „alle Ergänzungen künftiger Auflagen im Voraus willkommen“. Nach diesem Grundsatz darf man Goethe edieren, nicht Cornelius; nichts wird einer Gedichtsammlung zum schwereren Ballast, als wenn sie viele Blättchen enthält, die beim Prüfen allzu leicht befunden werden; auch wir wünschen diesen Gedichten vom Herzen neue Auflagen, aber je strenger gesichtet die zweite ist, um so rascher kann die dritte kommen; kommt es aber vielleicht nicht einmal zu einer zweiten, so liegt das nur an der Art, wie die erste zusammengestellt wurde, nicht an dem Können des Dichters. Es war ein ungewöhnlich schönes und reiches. Was zunächst die Form betrifft, so ist kein Lyriker neuester Zeit höher zu stellen. Nicht die komplizierten Reimspielereien des Dichters lassen uns dies aussprechen, auch nicht die Art, wie er sich in schwierigen Maßen bewegt — formal schönere Sonette, als die von Cornelius, hat auch Platen nicht geschrieben, — sondern gerade seine Behandlung von Sprache und Reim in den einfachen, kunstlosen Strophen. Sie sind oft — nicht immer — des süßesten Wohllauts voll; schon im stummen Lesen machen viele den Eindruck, als ob Musik in ihnen schliefe, und liest man sie laut, so wird sie für jedes feinere Ohr erwachen und es entzücken. Man urteile selbst:

O komm' meine Braut
Und wohn' in meinem Liede,
Da wohnet milder Friede
Und Wonnelaut.

Was suchst du trüb und bang
Die Heimat hier auf Erden?
Die Heimat soll dir werden
In meinem Sang.

Wenn vor der Welt dir graut
Daß Lieb' von Lieb' sie schiede,
O wohn' in meinem Liede,
Du meine Braut!

Und will den Erdengang
Ein Himmelsziel dir lohnen,
Sollst noch hienieden wohnen
In meinem Sang.

Oder das folgende Lied:

„Blumenaugen lügen nicht,
Wie auch Mädchenblicke lügen;
Blumensprache kann nicht trügen,
Blumenaugen lügen nicht.

Wolltst du, als ich gehn gemußt,
Keinen Blick mir zugestehen,
Hat mich freundlich angesehen
Doch die Ros' an deiner Brust!“

Peter Cornelius war Musiker und Komponist; er ist als solcher weitaus bekannter geworden, denn als Dichter; es scheint also billig zu sagen: man brauchte dies nicht zu wissen und würde doch schon aus seinen Versen erkennen, daß seiner künstlerischen Natur der Wohlklang angeboren war — aber ist dem nicht wirklich so? Waghalsige Reimspiele, wie man sie zuweilen bei ihm findet, lassen ihn als „Virtuosen“ der Form erscheinen; daß er mehr, daß er ein Künstler der Form war, erweisen die kleinen, schlichten Lieder. Aber ein Künstler war er auch in der ganzen Auffassung des Lebens, und in der Fähigkeit, die Stimmung im Wort festzuhalten, ein echter Lyriker. Mit Gedanken sind seine Verse nirgendwo allzuviel beschwert und da, wo sie den Anspruch darauf zu erheben scheinen, sogar viel zu wenig; aber sie tönen fast die ganze Skala der Empfindungen wieder, namentlich in der Liebe — fast die ganze, denn das Schlichteste, das Beste fehlt: der elementare Naturlaut hallt nirgendwo wieder. Über diese Schranke wäre Cornelius gewiß nie hinweggekommen, wohl aber über Anderes, was heute stört: auch Triviales und Anempfundenes (namentlich nach Heine) findet sich in Menge; oft genug stehen solche Stellen mitten zwischen sonst sehr schönen Gedichten. Derlei deutet immer auf ein unentwickeltes künstlerisches Gewissen, auf eine gewisse Unfertigkeit des inneren Menschen, — und wer könnte auch den dilettantischen Zug an dem Dichter übersehen! Cornelius schwang sich als Dichter genau so hoch empor, als ihn die angeborenen Schwingen trugen; durch rastlose Arbeit gestählt und gekräftigt hat er sie nicht. Ein bequemes Sichgehenlassen scheint ja in seiner Natur gelegen zu haben, auch hat ihn äußeres Ungemach viel heimgesucht, der Hauptgrund aber war wohl der, daß ein Künstler straflos der Kunst und einem bürgerlichen Berufe, oder der Kunst und der Wissenschaft, nicht aber zwei verschiedenen Künsten leben kann. Die Musen sind eifersüchtige Göttinnen, aber am eifersüchtigsten auf einander; man komme uns nicht mit Richard Wagner; Wagner als Dichter ist ein besonderes Kapitel, das nicht mit kurzen Worten abzuthun ist. Daß Cornelius zwischen Poesie und Tonkunst hin- und herschwankte und beiden seine Kraft weihte, ist der tragische Irrtum seines Künstlerlebens gewesen.

Haben wir bei dieser interessanten Erscheinung, die die Kritik bisher kaum gewürdigt, länger verweilen müssen, so genügt bei dem folgenden Buch fast nur die Nennung des Titels, um es dem Leser zu empfehlen. Die J. G. Cotta'sche Buchhandlung hat aus den Gedichtsammlungen Franz von Kobells Alles, was sich auf fröhliches Jagen und Durstlöschen bezieht, zusammengestellt und unter dem Titel: „Jagd- und Weinlieder in hochdeutscher, bayrischer und pfälzischer Mundart“ in hübscher Ausstattung erscheinen lassen. Der derbe Humor, das feine Naturgefühl und das tiefe Gemüt des prächtigen alten Herrn, der vor nun

neun Jahren heimgegangen ist, erst noch zu rühmen, wäre überflüssige Arbeit.

Alfred Teniers (1830—1889), ein in Wien verstorbener Dichter von unleugbar starkem, aber bizarrem Talent, dem die Farbe Alles, die Contour nichts war, übrigens auch ein im Leben, wie im Schaffen von unverdientem Unglück verfolgter Mann, hat in G. A. Ressel einen Biographen und Herausgeber gefunden. („Alfred Teniers' Gesammelte Dichtungen." Hamburg, Verlagsanstalt, vorm. J. F. Richter.) Der erste Band, der bisher erschienen ist, enthält bereits unter anderem Teniers' bekanntestes Buch: die „Lieder eines Gefangenen", welche bei ihrem ersten Erscheinen, 1873, allerdings mehr durch ihren Inhalt, als durch ihren poetischen Wert Aufsehen erregten. Teniers, der mit seinem bürgerlichen Namen Siegmund Herzl hieß und bis zum „Krach" Bankdirektor in Szegedin gewesen, war nach dem Untergang des von ihm geleiteten Instituts in Untersuchungshaft gekommen und schilderte in diesem Büchlein seine Qualen während der Haft, die ihn übrigens, wie Ressel nachweist, unschuldig getroffen haben. Teniers' fahrige, aber interessante Manier wird vielleicht am Besten gekennzeichnet, wenn man ihn eine ins Männliche übersetzte Ada Christen nennt.

Ganz wertlos sind die „Gedichte von Margarethe Adelmann", die Karl Schrattenthal, nachdem sie 1844 zum ersten Mal erschienen, nach dem Tode der Verfasserin — sie starb, 76 Jahre alt, 1887 — in zweiter, „bedeutend vermehrter" Auflage (Dresden, Pierson) herausgegeben hat. Warum, begreift man nicht recht: solcher Mittelmäßigkeiten werden in Deutschland jährlich hunderttausende neu angefertigt; man braucht die alten nicht auszugraben. — n. —

Biographieen deutscher Dichter.

I.

Von den folgenden Schriften würdigt zwar keine einen Dichter, der noch als Lebender unter uns wandelt, aber nur zwei beschäftigen sich mit völlig toten Poeten von lediglich litterarhistorischer Bedeutung. Das ist immerhin ein gutes Verhältnis, das eine ähnliche Übersicht vor wenigen Jahren noch nicht aufgewiesen hätte: der Litteratur-Geschichte wird nach wie vor, aber der modernen Produktion in erhöhtem Maße ihr Recht.

Das Buch über „Johann Elias Schlegel" von Dr. Eugen Wolff (Berlin, Robert Oppenheim) ist vermutlich eine Habilitirungsschrift. Fleißig genug ist sie dazu, auch der Staub, der auf den Schriften dieses Dichters lagert, dick genug. J. E. Schlegel (1718 bis 1749) war bekanntlich — wem's aber nicht bekannt ist, braucht sich nicht allzusehr zu schämen — ein Schüler Gottscheds und sein Mitarbeiter; seine 1747 erschienenen „Theatralischen Werke" enthalten eine lange Reihe von Lust- und Trauerspielen; von seinen Brüdern haben sich Johann Adolf und Johann Heinrich litterarisch bethätigt; der erstere war der Vater der beiden Schriftsteller, welche den Namen des alten protestantischen Pfarrer- und Gelehrtengeschlechts dauernd berühmt machen sollten, August Wilhelm und Friedrich Schlegel. Derlei Monographien liest in der Regel niemand, der sie nicht rezensieren oder ähnliche Schriften anfertigen muß; wir fürchten, daß auch Wolffs Buch dies Schicksal teilen wird, obwohl ihm möglichst lebhafte und geschmackvolle Behandlung des Stoffes nicht abgesprochen werden darf. Auch ist Schlegels Schaffen, so jung er dahingestorben, immerhin für seine Zeit bedeutsam und litterarhistorisch wichtig; seine Tragödie „Hekuba" (1736, später unter dem Titel „Die Trojanerinnen" umgearbeitet) war „das erste regelmäßige deutsche Original-Trauerspiel, zugleich der erste Versuch unserer Litteratur des 18. Jahrhunderts, unmittelbar auf die Antike zurückzugreifen." Das Stück des Achtzehnjährigen, noch in Schulpforta entstanden, galt seinen Zeitgenossen als sein bestes, obwohl andere auf der Bühne größeren Erfolg hatten. Sie haben ihn reichlich verdient; Elias Schlegel war, auch wenn man ihn mit einem anderen als dem Maßstab seiner kalten, armen Zeit mißt, ein wirklicher Poet, der reiche Anregungen gab, seine „Braut in Trauer" z. B. ist „der erste zusammenhängende Versuch einer Anwendung des fünffüßigen Jambus im deutschen Drama". Auch als Theoretiker bedeutend — er war seit 1748 Professor in Soröe auf Seeland — hat er ebenso als Mensch in der kurzen Spanne Zeit, die ihm zu wirken bestimmt war, reiche Wirkungen geübt; „das günstige Vorurteil, welches er in seiner zweiten Heimat für deutsche Dichter erweckt hatte, bahnte mehreren Schriftstellern seines Kreises den Weg nach oder wenigstens durch Dänemark"; man weiß, daß dazu außer seinem Bruder Heinrich auch Klopstock und Cramer zählen. Anfangs ganz zu Gottsched hinneigend, hielt er sich dann in dem Streit zwischen den Sachsen und den Schweizern so unabhängig, daß Bodmer wie Gottsched ihn für ihre Partei in Anspruch nahmen.

Der Name Amaliens von Helvig, geb. Freiin von Imhoff (1776—1831) wird derzeit fast nur noch in Schriften über den Weimarischen Kreis genannt, dem sie als Nichte der Frau v. Stein angehörte; auch ihre gelungene Übersetzung von Tegners „Frithjof-Saga" mag noch ab und zu Leser finden; ihre eigenen Dichtungen sowie die Idylle „Die Schwestern von Lesbos", die einst Goethes und Schillers warmen Beifall gefunden, sind heute verschollen. Interessanter und bedeutender aber als ihr Schaffen war ihr Leben und so ist die pietätvolle Biographie, welche ihr eine Verwandte, Henriette von Bissing gewidmet, — „Das Leben der Dichterin A. v. H., geb. Fr. v. J." (Berlin, Wilhelm Hertz) — ein sehr wertvolles und lesenswertes Buch geworden, allerdings auch hauptsächlich dadurch, weil Frau von Bissing neben der Dichterin eine große Reihe merkwürdiger Menschen, die den Pfad ihrer Heldin gekreuzt, lebensvoll vor uns hinzustellen weiß. Da ist die energische, glaubensstarke Großmutter, die das Verhältnis ihrer Tochter Charlotte zu Goethe scharf beobachtet, und unter das Gedicht „Der du von dem Himmel bist", eine seltsame, streng mahnende Kritik schrieb, der Vater, Freiherr von Imhoff, der nach langen Irrfahrten in aller Herren Länder endlich ein stilles, kurzes Familienglück findet, vor allem aber Schiller, der uns in seiner Beziehung zu der jungen Dichterin so menschlich schlicht und gut entgegentritt, wie selten, freilich auch zuweilen ohne Grund gereizt, dann Knebel, Goethe, Frau v. Stein, die anderen Weimaraner. Einige hübsche, unbekannte Kleinigkeiten seien als Proben mitgeteilt. Knebel demonstriert eines Abends dem stillhorchenden Goethe bei Imhoffs in heftigster Weise seine Ansichten vor; Goethe ist anscheinend entwaffnet, als aber Knebel, triumphierend, wenn auch erschöpft, innehält, sagt er behaglich: „Ach sag' doch noch mehr so was Dummes!" — Frau von Stein kehrt von einem Spaziergang heim, hinter ihr der gichtbrüchige Gatte, der Kammerdiener Schack macht den Schluß. Da bricht der Kranke zusammen, worauf Frau von Stein, ohne sich umzukehren, mit dem Daumen rückwärts deutend ruft: „Schack, heb' er da mal auf". — Amalie selbst glänzt durch Witz und Talente als „Sappho am Hof". Als sich bei einem Hofball ein junger, vom Tanz erhitzter Prinz mit dem Seufzer: „Ach ich bin wie gekocht" nachlässig neben sie in das Sopha

sinken läßt, erwidert sie: „Und doch noch so roh“. Auf des Herzogs von Gotha Neckerei wegen ihres blauen Atlaskleides, das sie überoft tragen muß: „Adieu, miracle bleu“, lautet ihre Antwort: „Adieu, malice noire“. — Friedrich von Gentz wirbt um die „fille admirable“, sie weist ihn ab. Hingegen gewann der schwedische Major Carl Hellvig, der sich durch eigene Energie emporgearbeitet, rasch ihr Herz. Die Briefe der beiden begabten, eigen gearteten Menschen — Hellvig war nach Schweden zurückgekehrt — sind psychologisch höchst interessant; so schwer mögen sich zwei redlich Liebende selten in einander gefunden haben. Auch die Berichte aus Schweden, wohin Amalie dem Gatten 1804 folgte, sind recht fesselnd, manches auch als Bericht hochgestellter und wohl eingeweihter Zeitgenossen historisch wichtig. Fast romanhaft klingt die Geschichte des Lebens dieser tapferen, edlen, klugen Frau in den Jahren 1810—15, wo sich alles Unglück über ihr Haupt entlud, Krankheit, Not, Tod ihrer Lieblingskinder, ernstes Zerwürfnis mit ihrem Gatten. Er läßt ihr, der völlig Schutzlosen sagen, wenn sie ihn aufsuche, so schieße er sie nieder. „Beim Eintritt in das Haus erblickt sie wirklich Helvig oben an der Treppe, eine Pistole in der Hand. Furchtlos lächelt sie ihm freundlich zu und der so entwaffnete Mann stürzt ihr mit ausgebreiteten Armen entgegen, seine heldenmütige Frau, wie er ausruft, an's Herz zu drücken“. Von 1815 ab gestaltete sich das Zusammenleben der Gatten in Berlin — Helvig war in preußische Dienste getreten — wieder friedlich. Auch dort wußte Amalie die Besten zu ihren Freunden zu machen.

Der Gynäkologe Geheimrat Carl C. T. *Litzmann*, vormals in Kiel, am 27. Februar 1890 zu Berlin verstorben, war seit lange als geschmackvoller Freund und Kenner unserer Litteratur bekannt. Der Muße seiner Greisenjahre verdanken wir zwei schöne und wertvolle Bücher. Das erste: „*Emanuel Geibel*. Aus Erinnerungen, Briefen und Tagebüchern“ (Berlin, Wilhelm Hertz), ist von jenem warmen Hauch durchflutet, wie ihn nur die Liebe für den Helden und für die eigene Jugend zu geben vermag: Litzmann und Geibel waren Altersgenossen und von 1832, wo sie als Schüler auf dem Lübecker Gymnasium zusammentrafen, bis zu Geibels Tode innig befreundet. Litzmann begnügt sich nur eben eine aus tausend Steinchen zusammengefügte Mosaik zu geben, aber wie sorglich ist jedes gewählt und an das andere gefügt! Man braucht Litzmanns ungemeine Pietät und Schätzung für den Dichter Geibel nicht zu teilen, auch für den Menschen nicht zu schwärmen und wird das Buch doch mit reinster Freude lesen, eben weil es so viel lauter quellendes Leben und so viel Liebe enthält und mitteilt. Man vergißt im Lesen zu sondern, was etwa litterarhistorisch wichtig ist oder nicht, eben weil alles menschlich bedeutsam ist, und erst wenn man zu Ende gekommen, wird man sich bewußt, daß man da nicht blos ein liebenswürdiges und fesselndes Buch gelesen, sondern auch eine fein, fest, lückenlos gefügte Dichter-Biographie. Es war ja ein höchst wertvolles Material, das Litzmann mitteilen konnte, die Tagebücher des Dichters, so wie Briefe von und an Geibel, aber will man recht inne werden, wie sehr es neben dem Material auf die Art der Verwertung und Anordnung ankommt, so vergleiche man dies Buch mit einem äußerlich ähnlichen, den „Geibel-Denkwürdigkeiten“ von K. Th. Gädertz. Auch dieser hat ein reiches Material gehabt, aber sein Buch ist doch nur eben ein Sammelsurium, welches man gern aus der Hand legt, nachdem man sich das Wichtige daraus pflichtgemäß angemerkt, Litzmanns Lebensbild wird man mit gleicher Freude zweimal lesen. Wo dem Kritiker die Freude wird, so anerkennen zu dürfen, ist er der Pflicht überhoben, erst noch einzelnes hervorzuheben; immerhin sei, um von dem Guten das Beste zu nennen, auf die Schilderung des Lübecker Lehrer- und Schülerkreises, auf die Charakteristik des unglücklichsten aber vielleicht interessantesten unter Geibels Freunden, Röse, auf die feine Zeichnung von Geibels nachmaliger Gattin, Amanda Trummer verwiesen. Auch Geibels letzte Zeit ist sehr anschaulich geschildert; seine Tagebücher reichen freilich nur bis Sylvester 1882, da schloß er mit ihnen und dem Leben ab; am Palmsonntag 1884 ist er bekanntlich gestorben.

Wie Litzmanns Buch über Geibel das grundlegende über diesen Dichter ist, so seine letzte Arbeit, über deren Korrektur er dahingestorben ist: „*Friedrich Hölderlins Leben*. In Briefen von und an Hölderlin“ (im selben Verlag erschienen). Auch dies ist ein Werk fast lebenslanger Liebe, sonst wäre es nicht geworden, denn von den 238 hier vereinigten Briefen sind 143 zum ersten Mal, 39 zum ersten Mal vollständig veröffentlicht, und wie viel Geduld und Sammeleifer sich in diesen Zahlen ausprägt, wird vielleicht nur ermessen können, wer selbst ähnliche Arbeiten unternommen. In der That hat sich Litzmann schon als Knabe für Hölderlin begeistert, den Arzt aber trieb es, „mich mit der Entstehung seiner Krankheit und den Ursachen, welche den Untergang dieser reich begabten Natur verschuldet hatten, zu beschäftigen“. Das Buch ist in acht Abschnitte geteilt: „Kindheit und erste Jugend“; „Universitätsjahre“; „erste, zweite, dritte, letzte Wanderschaft“; „Geistesdämmerung“; „Geistesnacht und Ende“; jedem ist eine zusammenfassende Darstellung vorangeschickt, die Briefe folgen als Belege. Mit Recht betont der Herausgeber des Werkes (des Verfassers Sohn, Professor B. Litzmann in Jena), daß diese Darstellung auch dem mit Hölderlin näher Vertrauten viel des Neuen und Überraschenden bringen wird. Auf einiges sei hier hingewiesen. Eine erbliche Belastung des Gemüts ist bei Hölderlin nicht nachweisbar, wohl aber muß es mit Recht als ein Unglück für den phantasiereichen Knaben mit dem weichen Herzen bezeichnet werden, daß seine Erziehung allein weiblichen Händen anvertraut war (er hatte den Vater im dritten, den Stiefvater im neunten Jahre verloren). Der früh erwachte Ehrgeiz des träumerischen Knaben fühlte sich nur in der Welt, welche ihm die eigene Phantasie erschuf, glücklich, der harmlose Spott der Kameraden that ihm „unaussprechlich wehe“. Darum fühlte sich der Vierzehnjährige, als Alumnus in die Mauern des Denkendorfer Klosters eingesperrt und einer streng pedantischen Zucht unterworfen, sehr unglücklich, hier wie zwei Jahre später im Kloster Maulbronn sind seine dichterischen Versuche seine einzige Freude; der Gedanke an seine geistliche Bestimmung drückt ihn nieder, noch mehr die Meinung, daß „keine Seele ihn möge“, auch die schwärmerische Knabenliebe zu der Verwandten eines Freundes bringt ihm geringe Freuden. Ebenso bleibt im Tübinger Stift dem Achtzehnjährigen die Poesie, die Schwärmerei, aber auch die Melancholie treu; als er 1790, zwanzig Jahre alt, das heimliche Verlöbnis mit jenem Mädchen löst, gesteht er ein: „Der unüberwindliche Trübsinn in mir ist wohl nicht ganz, doch meist, unbefriedigter Ehrgeiz“. Gleich charakteristisch ist eine Äußerung von 1791: „Ich hänge nichtmehr so warm an einzelnen Menschen. Meine Liebe ist das Menschengeschlecht.“ Zur Zeit, da er den „Hyperion“ entwirft, drückt ihn die Ungeklärtheit einer neuen Beziehung; immer wieder klagt er, wie wehe das Leben thue, immer energischer flüchtet er sich in's Reich seiner Träume. Als Schillers Empfehlung 1793 dem bereits bekannten Hymnendichter den Posten als Erzieher im Hause Charlotte von Kalbs in Waltershausen verschafft, fühlt er sich nur in den ersten Monaten wohl, dann wieder unglücklich, freilich diesmal auch aus gewichtigen äußeren Gründen; als dann auch der Plan, in Jena Fuß zu fassen, scheitert, kehrt er tiefbetrübt in die Heimat zurück; der Gegensatz zwischen den Erinnerungen, welche die „Stätte seiner goldnen Kinderträume“ weckt, und der dunklen Gegenwart schneidet ihm durch's Herz, um so mehr, da er tief fühlt, wie wenig er sich in die Verhältnisse einer Erzieher-Existenz zu finden vermöge. Gleichwohl muß er die Hauslehrer-Stelle im Frankfurter Hause Gontard annehmen; hier findet er in Susette Gontard seine „Diotima“. Dieser Abschnitt von Litzmanns Buch

ist der überraschendste; er beseitigt eine Legende, an der seit achtzig Jahren niemand gezweifelt, für immer. Es ist unwahr, daß Hölderlin die Mutter seiner Zöglinge leidenschaftlich geliebt, daß diese Liebe Erwiderung gefunden, daß Herrn Gontards Eifersucht oder seine eigene Ermannung Hölderlin aus dem Hause gestoßen. Hölderlin hing der herrlichen Frau, an deren „Madonnenkopf sich sein Schönheitssinn ewig orientiert", in grenzenloser Verehrung an, sie erwiderte dieselbe durch herzliches Wohlwollen; es ist keine Lüge, wenn Hölderlin ihr Verhältnis „eine ewige, fröhliche, heilige Freundschaft" genannt; „Freundschaft war Hölderlins tiefstes Bedürfnis von Jugend auf und auch seine Liebe zu dem weiblichen Wesen, in dem er sein Schönheitsideal verkörpert sah, bewahrte diesen keuschen Charakter. Diotima blieb ihm eine schwesterliche Freundin, sie war sein „Schutzgeist"". Die Protzenhaftigkeit Gontards, wohl auch die und jene Mißdeutung seiner reinen Beziehungen zur Hausfrau, vor allem aber das eigene, so leicht verletzbare Gemüt ließen Hölderlin scheiden; die Sehnsucht, als freier Schriftsteller endlich seinen „Hyperion" vollenden und dadurch neben seinem Ruhm auch seine bürgerliche Existenz begründen zu können, mögen den Entschluß mit bestimmt haben. Daß er in Hamburg, wohin er sich nun wandte, der „Schwester, heilig mir verwandt", mit Sehnsucht gedacht, ist begreiflich, aber nicht ein leidenschaftlicher Schmerz um ihren Verlust, den er gar nicht empfand, sondern äußeres und inneres Ungemach ließen ihn dort tief unglücklich werden; seine größte Qual aber neben der Sorge um's tägliche Brot war die bange Furcht: „Ich habe offenbar zu früh nach etwas Großem getrachtet und muß es wohl, so lang ich lebe, büßen; schwerlich wird mir etwas ganz gelingen, weil ich meine Natur nicht in Ruhe und anspruchsloser Sorgenlosigkeit ausreifen ließ." Religiöse Zweifel, „das Gefühl der Vereinsamung, der Fremdlingschaft unter den Menschen" lassen ihn immer tiefsinniger werden; gleich seinem Empedokles erfüllt ihn „der innige Glauben an eine seinem Geist verwandte Seele in der stummen Natur und das dunkle Verlangen, im Tode eins zu werden mit ihr." Mit solchen Gedanken im Hirn, als der weltfremdeste Mensch, dazu körperlich leidend, sein Brot durch Stundengeben und als Hauslehrer, von fremder Leute Willen abhängig, erwerben zu müssen, ist ein jammervolles Loos; er hat dies Elend bis zur Neige ausgekostet, in Stuttgart, in der Schweiz, endlich in Bordeaux. Nicht weil ihn die Sehnsucht nach Diotima zu keiner Ruhe kommen ließ, sondern seiner krankhaften Empfindlichkeit, seiner körperlichen Leiden wegen konnte er nirgendwo festen Fuß fassen. So ward er an Körper und Seele immer siecher, kehrte immer leidender in's Mutterhaus zurück. Ein Schwerkranker, der sich verzweiflungsvoll an eine letzte Hoffnung klammerte, trat er zu Weihnachten 1801 die Reise nach Bordeaux an, im Juni 1802 kehrte er als Wahnsinniger heim. Wie ein bewiesenes Faktum hat man es bisher hingenommen, daß ihn die Nachricht vom Tode der Geliebten um den Verstand gebracht und aus Bordeaux vertrieben; Litzmann weist nach, daß er als Geisteskranker einige Wochen auf deutschem Boden verweilte, ehe Frau Gontard erkrankt war. Auch Waiblingers Mitteilung von den Ausschweifungen, denen er sich in Bordeaux hingegeben, ist eine Fabel; Thatsache ist nur, daß ihn der Verlust seines dortigen Postens, — vermutlich weil man ihm, der nur als Erzieher bestallt war, die Abhaltung von Predigten zumutete, was er nach seinen religiösen Überzeugungen ablehnen mußte — überaus hart traf, daß zudem die Hitze auf der Heimwanderung die ohnehin sehr angegriffenen Kopfnerven ganz zerrüttete; schwerkrank war er gegangen, hoffnungslos krank kehrte er heim. Noch wechselten in der ersten Zeit Anfälle von Tobsucht mit lichten Zeiten, wo er sich als Übersetzer beschäftigen, kleine Reisen unternehmen konnte, dann, da beide aufhörten und die Verblödung eintrat, wurde er in eine Tübinger Klinik, endlich in Privatpflege gethan. Man weiß, daß er erst 1843 erlöst worden ist. Rein medizinisch ist seine Krankheit als Entzündung der Hirnhäute und darauf folgende Hirnwassersucht zu bezeichnen; auch der psychologische Prozeß ist nun klar.

Keine Quellenarbeit, aber eine geschmackvolle und feinsinnige Würdigung des Dichters ist Adolf Wilbrandts Studie: Friedrich Hölderlin (Dresden, Ehlermann.) In der Darstellung der Beziehungen zu Diotima und der Vorgänge in Bordeaux folgt Wilbrandt einer trüben, freilich erst durch Litzmann für immer beseitigten Quelle (einem Essay W. Nullmanns). Weitaus größeren Wert darf die der Hölderlin-Studie beigefügte Biographie Fritz Reuters beanspruchen, die übrigens auch schon durch den Abdruck in Fritz Reuters Gesamt-Ausgabe weiteren Kreisen bekannt geworden ist. Fein und sicher, mit dem zugleich scharfen und liebevollen Blick des Kenners und Landsmanns hat da Wilbrandt das Bild des großen niederdeutschen Humoristen gezeichnet.

(Ein Schluß-Artikel folgt.)

Litterarische Notizen.

— Eine vortreffliche Biographie und Charakteristik Alexander Petöfis hat der leider unlängst verstorbene, geistvolle und gründliche deutsch-ungarische Litterarhistoriker Alexander Fischer in seinem Buche: Petöfis Leben und Werke" (Leipzig, Verlag von W. Friedrich) gegeben. Eine musterhafte, den Stoff erschöpfende und die Forschung abschließende Arbeit, welche jedem Freunde der biographischen, wie der Welt-Litteratur warm empfohlen zu werden verdient.

— Die harmonische Weltanschauung eines tief frommen Mannes spiegelt der Vortrag des vor einiger Zeit verstorbenen Dichters Karl Gerok: „Illusionen und Ideale" (Stuttgart, Krabbe.) Er unterscheidet zwischen den weltlichen „Illusionen" und den „Idealen" des Glaubens; da Gerok kein Zelot war und auch Kunst, Schönheit, Humor als „Gottesgaben" gelten läßt, so ist über die Auffassung kaum etwas zu bemerken. Wie groß Geroks Gemeinde war, beweist der Umstand, daß das Schriftchen bereits in fünfter Auflage vorliegt.

— Hermann Hüffer, der ausgezeichnete Jurist und Litterar-Historiker der Bonner Hochschule, der im verflossenen Jahr Rektor derselben war, hat bei Antritt dieses Amtes einen Vortrag über „Anastasius Ludwig Mencken, den Großvater des Fürsten Bismarck und die Kabinetsregierung in Preußen" gehalten, der nun (Bonn, Emil Strauß) im Druck vorliegt. Mencken, 1752 zu Helmstedt geboren, seit 1782 Kabinetssekretär in preußischen Diensten, und schon 1801 durch einen frühen Tod aus reicher Thätigkeit abberufen, war ein bedeutender und redlicher Mann; seine Tochter Luise gebar vierzehn Jahre nach des Vaters Tode ihrem Gatten, dem Rittmeister von Bismarck den Sohn, der Deutschlands größter Staatsmann werden sollte. Der Inhalt des Vortrags hat mit dem Programm dieser Zeitschrift keinerlei Berührung, wohl aber die Form; er ist das Musterbild eines künstlerisch aufgebauten Essays.

— Eine fleißige Arbeit ist: „Die tragische Katharsis in der Auffassung Lessings" von Wilh. Feller (Leipzig, G. Fock). Sie ragt aber durch nichts über das bekannte Oberlehrer-Niveau empor und giebt zu keinerlei näherer Betrachtung Anlaß.

— Von David Halpert liegen uns (aus dem Verlage von Victor Zimmer in Breslau) zwei Schriftchen vor: „Der „Neid“ der griechischen Götter. Eine psychologische Studie“ und „Litterarische Streiflichter“ (über Friederike von Sesenheim und das antike Element in Goethe's Iphigenie). Es sind hübsche Arbeiten eines gebildeten Mannes, die freilich weder durch besonderen Geist, noch durch Neuheit der Resultate glänzen. Aus einzelnen Wendungen des Stils und allzuweit hergeholten Bildern läßt sich vermuten, daß Halpert Autodidakt ist.

— Der wesentliche Inhalt des Buches „Über Sänger und Singen“ von Victor Rokitanski (Wien, Hartleben) liegt außerhalb jener Grenzen, welche eine Kritik an dieser Stelle gestatten. Der Verfasser hat das Ziel „das Wichtigste über die Behandlung und Pflege gesunder und kranker Stimmen mitzuteilen.“ Diese Zeitschrift beschäftigt sich aber nur mit der Behandlung und Pflege gesunder und kranker Dichterstimmen. Nur so viel können wir also sagen, daß das Buch hübsch geschrieben und ausgestattet ist.

— Einen recht brauchbaren, kurzen Leitfaden der „Deutschen Mythologie“ für Schüler und zum Selbstunterricht hat Dr. F. Kauffmann bei Göschen in Stuttgart erscheinen lassen. An unseren Leserkreis wendet sich das Büchlein nicht.

— Johannes Wedde war Lehrer und socialdemokratischer Schriftsteller in Hamburg. Gedenkblätter an ihn hat seine Schwester Theodora Wedde (Hamburg, Grüning 1891) erscheinen lassen. Worten der Liebe, welche die Schwester am frischen Grabe des Bruders spricht, Überschwänglichkeit und Mangel an Kritik vorzuwerfen, wäre nicht taktvoll. Daß die zahlreichen mitgeteilten Gedichte Weddes mit den Lobsprüchen, welche die Schwester seiner dichterischen Thätigkeit widmet, in peinlich grellem Gegensatze stehen, darf jedoch nicht verschwiegen sein.

— Ein höchst oberflächlich und leichtfertig zusammengeschriebenes Buch sind Erwin Bauers „Litterarhistorische und kritische Streifzüge“: „Naturalismus, Nihilismus, Idealismus in der russischen Dichtung“ (Berlin, Lüstenöder). Der Verfasser spricht über Tolstoi, Dostojewski, Aksakow u. A. vom Standpunkte eines geistig unbemittelten deutschtümelnden Schulmeisters; da kann er denn freilich ein Werk wie Tolstois „Macht der Finsternis“ nicht verstehen. Der Stil ist allerschlechtestes Zeitungsdeutsch; daß der Verfasser die deutsche Sprache mißhandelt und unzählige Fremdwörter gebraucht, paßt doch eigentlich zu seiner Teutschheit nicht ganz.

— Otto Magnus von Stackelberg, geboren am 6. August 1787 zu Reval, gestorben am 27. März 1837 zu St. Petersburg, ist trotz seiner großen Verdienste um die Altertumskunde ein heute fast verschollener Mann und wenn Kuno Fischer meint, daß „sein Name dauern wird, so lange es Altertumsforscher, Kunstfreunde und Philhellenen giebt“, so ist dies wohl mehr ein frommer Wunsch, als eine Thatsache. Um so berechtigter war das Beginnen seiner Nichte, Baronin Natalie von Stackelberg, auf Grund seiner Tagebücher und Briefe eine Schilderung seines Lebens und seiner Reisen in Italien und Griechenland zu geben. Kuno Fischer hat dem prächtig ausgestatteten Bande (Heidelberg, Karl Winters Universitäts-Buchhandlung) ein Vorwort vorangesetzt, dem wir folgende feine Charakteristik entnehmen: „Es giebt auch zwischen Menschen und Gegenden, Orten, Landschaften eine Art vorherbestimmter Harmonie. Solche Menschen haben zwei Heimaten, eine angeborene und eine wahlverwandte. Der Held dieser Erzählung war in Esthland geboren mit der Sehnsucht nach und der Verwandtschaft zu Griechenland. Es war keine phantastische unreife Schwärmerei, sondern seine Natur war durch das Talent des Malers, durch den Sinn für die Schönheit der klassischen Landschaft und Kunst, durch alle die Kräfte, die zur Erforschung der begrabenen Trümmer des Altertums geweckt sind, für den Genuß dieses Landes eingerichtet und ihm gleichsam geweiht.“ Aber nicht blos hat der treffliche, auch von Goethe hochgeschätzte Entdecker des Apollotempels von Phipelia und der etrurischen Gräber von Corneto diese Neubelebung seines Andenkens verdient, sondern man wird das Buch auch um seines edlen, reichen Inhalts willen mit Freude lesen. Auch der kulturgeschichtliche Wert ist kein geringer; uns sind die Zustände Griechenlands, der Türkei und Italiens in jenen Tagen selten so anschaulich entgegengetreten, als aus den schlichten Aufzeichnungen dieser Tagebücher.

K. B.

— Herr M. Hartung wünscht eine Kinder-Gartenlaube herauszugeben, und zwar mit farbigen Bildern und einem Inhalt, der möglichst anziehend und belehrend sein soll. Dagegen läßt sich nichts einwenden und wenn Herr Hartung einen Verleger dafür gewinnt, so mag er losschießen; unseren Segen hat er dazu. Die Art aber, wie er sein Programm veröffentlicht, ist doch ein wenig allzu geschmacklos; in Form eines Dialogs: „Plato“ oder „Von dem Wesen der Jugendlitteratur“ (Leipzig, E. Kempe) unterhält er sich mit dem alten Philosophen auf das Eingehendste über das Programm der Kinder-Gartenlaube, wozu der Grieche immer salbungsvoll seine Zustimmung giebt. Das ganze macht einen sehr komischen Eindruck, und wird, fürchten wir, die Gründung des Musterblattes für die Jugend nicht befördern.

— Daß das Beginnen, eine willkürlich erfundene Weltsprache, ein „Volapük“ schaffen zu wollen, ein vergebliches ist, weiß Jedermann, der je über Werden und Wesen der Sprache nachgedacht. Die Schwärmer für diese Art „Fortschritt“ rekrutieren sich allergrößtenteils aus den Halbgebildeten und es ist wohl das Klügste, sie ruhig dabei zu lassen, bis sich auch diese neueste Mode selbst ad absurdum geführt hat. Richard Hamel ist anderer Ansicht, er hat unter dem Titel: „Die reaktionäre Tendenz der weltsprachlichen Bewegung“ (Halle a. S., Tausch & Grosse) ein Buch erscheinen lassen, um nachzuweisen, daß das Volapük eine sehr bedenkliche Art von Fortschritt wäre. Der Verfasser steht auf christlich-conservativem Boden, was sich in seinen Ausführungen oft in sehr sonderbarer Art geltend macht. Wir meinen, daß es weder des Glaubens, noch patriotischer Kraftworte bedarf, um den Widersinn dieser Bewegung zu charakterisieren und Hamels Buch hat uns sehr in dieser Meinung bestärkt.

— Ein Büchlein voll hübscher, anmutiger und farbiger Landschafts- und Menschen-Schildereien hat J. Heer bei J. Huber in Frauenfeld unter dem Titel „Ferien an der Adria“ erscheinen lassen. Diese „Bilder aus Süd-Österreich“ behandeln das Friaul, Aquileja, Pola, die Küsten von Istrien u. s. w. Der Verfasser hat Augen, die sehen können und ein warm empfindendes Herz — das wahrhaft liebenswürdige und erfreuliche Buch verdient warme Empfehlung.

— Karl Immanuel Nitzsch, der 1868 im 81. Lebensjahre verstorbene Bonner Prediger und Gelehrte, dem die Religion, um den Titel einer seiner bekanntesten Reden zu zitieren, „die bewegende und ordnende Macht der Weltgeschichte“ war und dessen Bestreben vor allem auf eine machtvolle Organisation des Protestantismus ging, weil nach seiner Auffassung die Religion nur da ihre Macht bewähren kann, wo der Kirche große Gewalt zusteht — dieser Gelehrte also hat im Pfarrer Dr. Hermens einen neuen Biographen gefunden. Das apologetisch geschriebene Büchlein, (Barmen, Hugo Klein) wendet sich zunächst an die Gesinnungsgenossen Nitzsch'.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck und Verlag von A. Haack in Berlin.



Ein Abtrünniger.

Erzählung von Karl Emil Franzos.

(Fortsetzung.)

II.

Drei Jahre bin ich im Pfarrhaus zu Hannburg geblieben. Damals glaubte ich immer, schöner könnte es kein Mensch auf Erden haben; im Himmel freilich sei es noch herrlicher, doch das komme ja später und wolle erst verdient sein. Aber auch heute meine ich: die Zeit von meinem achten zum elften Jahr, das war doch wohl, alles in allem, die glücklichste in meinem Leben.

Mein Lehrer und Wolthäter, der Pfarrer Adalbert Kappelmann, war gewiß ursprünglich kein ungewöhnlicher Mensch gewesen, nicht an Geist, noch an Gemüt. Und was nun gar seine Schicksale betrifft, — über wie viele seines Standes ist ähnliches gekommen! Aber zu welchem Menschen ihn diese Schicksale gebildet, ist doch merkwürdig genug. Um gleich das Wichtigste zu sagen: Einer, der mit seiner Erziehung nie fertig wurde und noch in seinem sechzigsten Jahr gut, kraftvoll, bescheiden genug geblieben war, an sich zu arbeiten.

Er war nicht armer Leute Kind wie ich, das Hungerrätsel hatte ihn niemals zwischen seinen Fängen gehalten; das brauche ich vielleicht nicht erst zu sagen, denn wer einst ihren Griff am eigenen Leibe verspürt, der mag dann mit dem Leben so gut fertig werden, als nur immer möglich, aber er meint selbst in seiner gedankenlosesten Stunde nicht, daß dies die „beste der möglichen Welten" ist... Sein Vater war ein wohlhabender Fleischermeister zu Hannburg gewesen, ein dicker, fröhlicher Mann, dem es keinerlei Gewissensbeschwerde machte, den Kundinnen durch falsches Gewicht oder mit den hübschesten und leichtfertigsten unter ihnen sein Weib zu betrügen, denn erstlich trieben's viele nicht anders, und zweitens war sein Weib unfreundlich und früh gewelkt, und drittens war er ja gewiß ein guter Christ: er beichtete nicht blos mehrere Male im Jahre, sondern hatte auch darein gewilligt, daß sein Jüngerer, der Adalbert, geistlich werde. Es war auf Andringen der Mutter geschehen, die sich vor dem Jammer ihrer Ehe und ihres frühen Siechtums in eine heiße Schwärmerei für die Kirche gerettet, aber auch dem Vater schien es das Vernünftigste. Der Ältere sollte das Geschäft erben und taugte dazu, denn er war stark, lustig und verstand sich sogar mit siebzehn Jahren auf den besten Ton für Köchinnen; der zarte, sanfte Adalbert aber, der so leicht lernte, schien gleichsam von Gott selbst dazu bestimmt, dem Ehepaar Kappelmann die Ehren und Freuden eines geistlichen Sohnes zu bereiten. Gefragt wurde der Knabe nicht, aber er hätte auch gewiß nicht „Nein" gesagt; schon dem Kinde war das Ministrieren in der Kirche lieb gewesen, weil ihn das Gewand, der Weihrauch, der Gesang freuten; auch las er gerne Bücher und ein Pfarrer hatte ja all seine Tage nichts zu thun, als Messen zu zelebrieren und Bücher zu lesen. Und so war er das ganze Gymnasium hindurch ein glücklicher Junge geblieben, nicht gerade der Begabteste unter seinen Mitschülern, aber der Bravste und Fleißigste, dabei trotz der zarten Knochen gesund und trotz aller Frömmigkeit lustig. Als die Mutter zum Sterben kam — er war damals Achtzehn geworden und sollte eben ins theologische Seminar nach Prag, — konnte er ihr mit ruhigem Herzen geloben, daß er Priester werden wolle; er selbst wußte und wünschte es noch immer nicht anders. Aber zwei Jahre später drückte ihn dies Gelöbnis wie eine Kette und er fühlte sich sehr, sehr unglücklich...

Ganz unvermerkt war es über ihn gekommen. Zunächst ängstigte ihn nur der Gegensatz zwischen seiner heiteren Art und dem finsteren Geist im Seminar, dann kamen ihm Zweifel, nicht an dem Glauben, aber an den tausend Wunder- und

Heiligen-Geschichten, mit denen er sein Hirn vollpfropfen mußte, und dann — das war die Hauptsache — dann trat die Stunde in sein Leben, wo es ihn zuerst heiß überlief, als er die Vroni anblickte. Das war ein armes, schönes, blutjunges Ding, die Vroni, damals kaum sechzehn und seit Kindesbeinen war sie, die entfernte Verwandte, als Pflegerin der kranken Muhme im Hause gewesen; er hatte sie immer rechtschaffen lieb gehabt, wie eine Schwester. Aber als er nun heimkam und sie in seine Arme schloß, begann er zu zittern; wild lohte die Flamme in seinem Blut empor und so oft er fortab den knospenden Leib gewahrte, mußte er sich scheu abwenden. Wie ein Sünder kam er sich vor und vollends wie ein Verruchter, als er nun das Gebet zu Hülfe nahm und ihm das dunkle, rosig überhauchte Antlitz mit den hellen Augen auch aus den Blättern seines Breviers entgegenblickte und vor ihm stand, selbst wenn er die Augen schloß. Das schlimmste Leid aber kam ihm aus der Erkenntnis, daß auch sie nicht mehr unbefangen gegen ihn sei, seine Nähe meide und nur mit zitternder Stimme, mit niedergeschlagenem Blick zu ihm spreche. Da stand zweier Seelen Glück auf dem Spiele, er wollte flüchten, mitten in den Ferien in's Seminar nach Prag zurück, aber dann siegte sein junges Blut, der gesunde Sinn: um jenes Gelöbnisses willen durften zwei unschuldige Menschen nicht elend werden; auch die Verklärte da oben konnte das nicht wollen. Er trat vor seinen Vater und erklärte ihm den Entschluß, Jurist zu werden und sich mit der Vroni zu verloben. Da aber kam er übel an; statt der Ehren, die ihm der hochwürdige Sohn bringen sollte, durch den Abtrünnigen Schande zu erleben, paßte dem Meister Kappelmann schlecht, — und wenn er erst gar an das eigene Seelenheil dachte! Er hatte sich über manche Sünde getröstet, weil Adalberts Weihen sie tilgen würden, und nun sollte statt dessen des Sündigen Abfall auf sein Kerbholz kommen?! Dies freilich verschwieg er, aber im übrigen sprach er kräftig genug von zeitlichem und ewigem Heil, schickte auch die Vroni rasch aus dem Hause und den Sohn in's Grazer Seminar, weil dort die Zucht noch strenger war, als in Prag. Aber er erreichte doch nur so viel, daß Adalbert erklärte, ein Jahr wolle er sich prüfen und ringen, den verlorenen Frieden zu gewinnen. Das mag er auch ehrlich gethan haben, aber wie hätte es dem blühenden Jüngling, das Bild der Geliebten im Herzen, gelingen sollen? Er kehrte heim, fest entschlossen, das Collar nie wieder anzulegen, um die Vroni zu werben, aber es kam doch anders. Denn wohl traf er sie wieder im Hause, aber als seines Bruders Weib, und den Vater, den ein Schlaganfall getroffen, als totkranken Mann, der sich verzweiflungsvoll an den Gedanken klammerte, im Sohne dereinst einen Fürsprecher vor Gott zu haben. Wie viel der junge Kleriker damals gelitten, erfuhr niemand, aber er fügte sich, beendete seine Studien und empfing die Weihen.

Wer nach solchen Schicksalen sein Haupt der Tonsur beugt, wird zuweilen ein leichtfertiger Genußmensch, der heimlich in den Freuden schwelgt, die ihm offen zu genießen verwehrt geblieben, oder ein kalter Fanatiker, der Andere zertritt, wie er selbst zertreten worden, oder ein glühender Schwärmer, der alle Liebeskraft des verarmten Herzens auf die heiligen Dinge wendet. Anders dieser gütige, gesunde Mensch, der so viel unverwüstliches Talent zum Glück hatte. Da ihm jenes holde Kind verloren war, das er mit Herz und Sinnen geliebt, schmachtete er nach keiner Sinnenlust dieser Erde mehr und auch mit seinen Zweifeln wurde er fertig: Die Wundergeschichten mochten dem frommen Wahn oder der Absicht der Menschen entstammen, sich ihren Gott nach ihrem Ebenbilde zu schmücken, an sie brauchte er nicht zu glauben, wohl aber an ihn, den Allmächtigen und Allwahren. Dann aber — war ihm nicht der beste Trost in allen Wirrnissen und Schmerzen des Lebens geblieben: die Erfüllung der täglichen Pflicht?! Und ein Priester hat so viel zu thun, den Angstruf der Kreatur zu beschwichtigen, der täglich gellend an sein Ohr schlägt! „Freilich", hat mir dieser gute, gute Mann viele Jahre später mit stillem Lächeln über diese Zeit seines Lebens erzählt, „freilich habe ich es mir so leicht gemacht, als irgend möglich, sonst wäre es vielleicht doch nicht gegangen. Da wollten sie mich zum Kaplan in Hannburg machen — das hätte ich nicht ertragen. Und dann schickten sie mich in ein reiches mährisches Städtchen, das war auch nichts für mich; diese behäbigen, zufriedenen Bürger brauchten mich nicht. Aber da ließ ich mich in ein ödes, armseliges Weberdorf versetzen, wo die Not den Leuten immer bis an den Hals reichte und oft genug über dem Kopfe zusammenschlug — und da hatte ich Arbeit und konnte gesund werden. Denn da fand ich die Antwort auf

jenes Hungerrätsel, das einst Dich als Knaben abgequält und auf jede andere qualvolle Frage, die sich als Seufzer oder als Schrei unseren Lippen entringt, so lang wir über die Erde wandeln . . ."

Diese Antwort, die der Pfarrer Adalbert Kappelmann im Hungerdorf an der Adler gefunden und sein Leben lang Anderen als die einzig richtige mitgeteilt — kaum wage ich's, sie hier niederzuschreiben. Denn sie ist so alt, wie die Menschheit selbst, und jeder kennt sie, jeder, und wenn in ihr an sich der stärkende Trost wohnen würde, so gäbe es kein ungetröstetes Elend mehr auf Erden. Aber es kommt ja nicht allein darauf an, was gesagt wird, sondern auch wann und wie. Diesem Mann, der sonst ein Prediger war, wie hunderttausend andere, standen herzerschütternde Worte zu Gebote, wenn er sein Evangelium verkündete: „Thue deine Pflicht, dich und andere besser zu machen, rastlos und so lange du atmest, aber die volle Ausgleichung aller Ungerechtigkeit ist nicht auf Erden zu finden, sondern im Jenseits!""

Das ist Alles. Wie weit man damit kommen kann, soll nicht erörtert sein, aber weil ich hier mein Leben und Trachten niederschreibe, damit du, Leser, mir ein gerechter Richter sein kannst, so werde ich später sagen müssen, wie weit ich damit gekommen. Nicht so weit, wie mein erster Lehrer, dem es noch in der Sterbestunde der rechte Trost gewesen ist. Nur die Art, wie er ihn Anderen verkündete, wandelte sich allmählich ganz und gar und fast in ihr Gegenteil.

In der ersten Zeit, da er in jenem Dorfe so viel unverschuldetes Elend um sich sah, daß er kaum den Anblick zu ertragen vermochte, da sagte er sich: das müßten jene, die es erlitten, doppelt empfinden; verschleiert bleibe es gewiß keinem. Und so sprach er von dieser Erde als dem Jammerthal, wohin wir um des Leidens und der Läuterung willen gesetzt werden, und wie keinen das Unrecht verbittern dürfe, weil drüben das Recht siege. Aber wenn er jenen Armen und Beladenen nicht sonst so treulich beigestanden wäre, auch durch die That, soweit seine Mittel reichten, er hätte keinen Grund gehabt, mit seinem Wirken im Dorfe zufrieden zu sein. Anfangs freilich merkte er nicht, welche seltsame Frucht aus seiner Saat aufging, dann aber, je länger er blieb, je vertrauter die Leute mit ihm wurden, desto mehr. Da kam eines Tags der Schulz des Dorfes zu ihm und sagte: „Herr Pfarrer, mit Verlaub, Sie thun den Leuten nichts Gutes. Bisher hat keiner von den Armen viel darüber nachgedacht, wie schlecht es ihm geht und daß er's besser verdienen würde; jetzt grübeln sie darüber, Alle, denn daß er's besser verdient, als er's hat, glaubt Jeder!" Das schlug der junge Priester in den Wind, aber einige Wochen darauf kamen einige Proletarier zu ihm und trugen ihm ihr Anliegen treuherzig vor: „Sie haben Recht, wir haben Alle ein Hundeleben, und die Erde ist wirklich ein Jammerthal. Aber müssen wir wirklich warten bis zur Ausgleichung drüben? Sie sagen ja: jeder muß schon hier seine Pflicht thun, daß es besser wird! Wenn wir uns Alle zusammenthun und fordern von den Reichen im Dorf einen Teil von ihren Äckern für uns — das wäre doch Gott wohlgefällig?!" Am tiefsten aber traf es ihn, daß mehrere nun weniger arbeiteten, als sonst, weil sie verdrossen waren und meinten, so viel, als ihnen gebühre, erreichten sie doch nicht. Das war eine schwere Zeit für den edlen, eifrigen Mann; wie betäubt ging er umher; er hatte Gutes gewollt und Böses gethan; lag der Irrtum im Wollen, war jener Stab, an den er sich klammerte, so gebrechlich, daß er barst, wenn andere sich darauf stützen wollten, und ihnen die Splitter in's Fleisch trieb? Es währte lange, bis er sich die Klarheit errungen, daß es nur an der Art lag, wie er sein Heilswort verkündet, nicht an diesem selbst. Nicht Alle ertrugen es und ganz taugte es nur Wenigen. Wem die Gewohnheit oder der Stumpfsinn barmherzig die Binde um die Augen gelegt, dem stach, wenn die Binde fiel, der Jammer um ihn her so schmerzhaft in die Augen, daß ihn der Ausblick in eine gerechtere Welt nicht laben konnte. Nur wer das Elend empfand, sollte künftig von ihm durch Worte getröstet werden, allen jedoch wollte er durch die That helfen, alle mahnen, sich schon hier auf Erden den Himmel zu verdienen. Aber ganz konnte er's nie wieder gutmachen, womit er es im Anfang versehen, obwohl er es nicht an Geduld, an eifriger Einwirkung auf den Einzelnen fehlen ließ. Seine Oberen, die ihn sehr schätzten, boten ihm eine bessere Stelle. Aber er ging erst, als er sich sagen mußte: „Was ich gutmachen konnte, ist geschehen; ganz kann es nur einem anderen gelingen!"

In seinem nächsten Pfarrort, einem größeren Dorf desselben Berggau's, beschloß er es von vornherein anders zu machen. Daß alles auf der Erde gut sei, mochte er doch nicht sagen, aber

mit Feuereifer predigte er davon, wie sie durch die Menschen selbst lichter und wärmer werden könnte, und sprach von Gottes Lohn und Strafe nur, wo es galt, Trauernde zu erheben, Wankende zu stützen, Sündige einzuschüchtern. Aber auch hier war er mit der Wirkung nicht recht zufrieden und noch minder war es der bischöfliche Notarius, der alljährlich einmal zur Visitation kam. „Lieber Konfrater“, sagte ihm einmal dieser kluge und wohlwollende Mann, „Sie sind ein Priester, wie wir ihrer nicht viele haben und in Ihrem rastlosen Eifer, auf den Einzelnen einzuwirken, ein Muster für alle. Aber Sie predigen zu oft und — verzeihen Sie — zu geistreich! Das „Jammerthal“ malen Sie nicht mehr aus, und das ist gut, aber nun ist das Leben immer an allen Ecken und Enden der Besserung bedürftig — und das verstehen die meisten nicht oder verstehen es falsch: „freilich“, sagen sie, „die Steuern sind wirklich zu hoch und der Amtmann ein Faulpelz.“ Fahren Sie fort, mit jedem in seiner Sprache zu reden, aber zu allen seltener und, so weit Ihnen möglich, einfältiger! Glauben Sie mir, der Rath ist gut!“

Ob es Adalbert auch glaubte, ob er anfangs nur gehorchte und dann aus Gewohnheit dabei blieb, gleichviel, als er, — zehn Jahre vor jenem Festtag Mariä Geburt, der mein Leben aus Dunkel und Öde emporreißen sollte — die Pfarrei in Hannburg bezog, da hatte sich der Notarius nicht mehr mit Grund über die Gedankenschwere seiner Predigten zu beklagen. Er hatte sich um den Posten beworben, um an den nun ganz verwaisten Kindern seines Bruders Elternstelle vertreten zu können; die Vroni war jung gestorben, nun war ihr auch der Mann nachgefolgt. Der Pfarrer erfüllte die Pflicht getreulich und mit ganzer Kraft, aber daneben gab es in der Gemeinde wohl Niemand, der nicht einmal die Kraft seines Zuspruchs erfahren, der nicht staunend erkannt, wie mächtig dieser Mann Einem in's tiefste Herz greifen könne, — und da waren noch seine geistigen Waffen dieselben wie einst. Die Kanzel aber bestieg er nur, wenn er mußte, das eine Mal besser, das andere minder gut vorbereitet, aber was er zu allen sprach, klang unendlich verschieden von dem, was er vor einem Menschenalter in jenem Dorfe an der Adler gepredigt. Sänftigen, beruhigen, trösten wollte er auch nun, aber eben darum sprach er nicht selten von dieser „besten aller Welten“ und wie sich jegliche That auch schon hier nach Verdienst lohne und strafe.

So erklärt es sich, daß derselbe Mann, der an dem ersten Schicksalstag meines Lebens von der Kanzel herab jenen Gemeinplatz salbungsvoll verkündet, sich dann mit Worten von so milder Kraft, wie sie nur aus der Tiefe eines edlen Gemüts quellen können, zu dem Dürstenden herabgebeugt. Nun aber weiß man auch, warum ihn mein Einspruch so tief erschüttert. Auch der Weg, den er zuletzt gewandelt, war nicht für alle der rechte, und die „beste der Welten“ konnte die Gemüter verwirren, wie das „Jammerthal“. Viele Jahre später hat er mir gesagt: „Wer weiß, wer von uns beiden mehr für des Anderen Erziehung gethan hat.“ Ich habe es selbst damals nicht völlig verstanden und erst jetzt ist es mir ganz aufgegangen, wo auch ich ein Greis bin und durch das Leben geprüft.

Ja, es sind seltsame Lehrstunden gewesen, die im Pfarrhaus zu Hannburg, von 1831 bis 1834. Der Greis und das Kind, sie haben beide von einander gelernt.

Äußerlich war da freilich nichts Ungewöhnliches wahrzunehmen, es sei denn die sorgende, behütende Liebe, die der Pfarrer dem fremden Proletariersohn widmete, dieselbe Liebe, mit der er einst des Bruders Kinder unter seinem Dach geborgen. Es waren nur noch die beiden Jüngsten im Haus, die Vroni und der Karl; sie sechzehn und er um ein Jahr jünger. Wer sie so neben einander sah, hätte kaum geglaubt, daß sie Geschwister seien. Er war ein großer, plumper, vierschrötiger Junge, mit einem roten, eckigen Gesicht, aus dem die Stumpfnase nur ein weniges hervorragte; die wasserblauen Augen glotzten schläfrig in die Welt, und wenn er nicht schlief, so gähnte er; häufiger hab' ich all mein Leben keines Menschen Kinnbacken offen gesehen. Zur Zeit, da ich in's Haus kam, hatte er schlimme Tage; zwar die Plagen der Schule lagen hinter ihm und der Meister Uhrmacher, zu dem er dann gethan worden, hatte ihn seiner plumpen Finger wegen nicht brauchen können, aber nun war er zu einem Fleischhauer gekommen und sein neuer Lehrherr, ein flinker, beweglicher Mann, schien der Meinung, es gebe für seine fünf Hand keine notwendigere Beschäftigung, als die mit Karls Ohren. Wäre die Vroni nicht gewesen, er wäre aus der Trübsal gar nicht herausgekommen, denn ich, sein Schlafkamerad, konnte ihm nicht helfen und der Pfarrer

mochte es nicht; zu irgend einem Beruf, meinte er, müsse sich der gute, dumme, träge Bursche denn doch bequemen. Die Vroni aber vertröstete ihn auf die schöneren Zeiten, wo er im eigenen Laden sitzen, im eigenen Wagen zum Ochsenkauf über Land fahren werde, und suchte ihn inzwischen durch gute Bissen und besonders dickgestrichene Butterbrote mit seinem Schicksal auszusöhnen. Die Vroni that Jedem wohl und Niemand weh; wer sie sah, mußte an dem holden, lieben Kind seine Freude haben. Wie der Karl dem Vater, war sie der Mutter nachgeraten; sie hatte das braune Haar und die hellen Augen, die schlanke, blühende Gestalt von ihr geerbt, aber auch das gute Gemüt und die treue Hingabe an die Pflicht. So jung sie war, führte sie doch die stattliche Wirtschaft mit fester Hand, regierte über Haus und Obstgarten, Wiese und Acker, und hatte daneben doch die Zeit, dem alten Herrn das Licht und die Freude seines Lebens zu sein und mir armem Knirps, der wild und einsam aufgewachsen, wie das Stachelkraut auf den Höhen um Jansdorf, der Schutzgeist und gute Kamerad, Mutter und Schwester zugleich . . .

Ja, die Vroni! Es sind ja nun an die sechzig Jahre her, seit ich aus dem Hause gegangen und wie lange, lange ist die Gute, Schöne tot, aber noch seh' ich sie vor mir stehen, wie sie mir in der Fliederlaube lachend den Robinson aus der Hand nimmt. Und als ich sie verträumt anblicke: „Hu! was für Augen: Komm, der Robinson hat auf seiner Insel auch gegraben, ich will dein Freitag sein!" Und sie faßt meine Hand und zieht mich hinter sich her bis an mein Beet, rechts in der Ecke, neben des dicken Krämers Garten, und zwingt mir den kleinen Spaten in die Hand. Oder sie rafft das graue Kleidchen höher und läuft vor mir her und ich muß sie haschen . . . noch seh' ich die schlanke, holde Gestalt und wie die braunen Zöpfe um den feinen Kopf fliegen und höre ihr Lachen, ein tiefes, wie stoßweise aufperlendes Lachen; es klingt fast, wie das Girren einer Taube . . . Aber wie ernst sie dreinblickt, wenn sie mich schelten muß! Zwar, daß ich armer Wildling schwer lerne, wie man Messer und Gabel gebraucht, oder für jeden Apfel „Danke" sagen oder das Mützchen zum Grusse lüften muß, darüber schilt sie nicht und wird nicht müde, mich dazu anzuhalten, bis ich's endlich begriffen, aber wie kann sie unwillig werden, wenn ich wieder einmal aufjauchze, so oft einem Reichen was Schlimmes begegnet. Unser Nachbar, der dicke Krämer — noch weiß ich den Namen: Anton Matzinger —, der sonst immer so protzig in seiner Ladenthüre gestanden, läßt plötzlich den Kopf sinken und steht sein hinter dem Tisch, die Kunden selbst zu bedienen; er hat zu rasch reich werden wollen und sein Geld in gewagten Geschäften verloren; viele gönnen's ihm, aber am meisten ich: nun ist wieder ein Reicher weniger da! „O wie häßlich das von Dir ist!" ruft sie. „Bist Du ein Christ?!" — und führt mich vor den Spiegel. Es ist ein hageres, blasses, scharfgeschnittenes Bubengesicht, das mir da entgegenblickt, von Sommersprossen bedeckt, von gelblichweißem Haar umflossen, und um den Mund und in den dunklen Augen — des Vaters Augen im Antlitz der Mutter — lacht die Freude über des Dicken Trübsal. Kein schönes Gesicht und jenes Grinsen macht es nicht hübscher, aber wenn ich nun eine ernsthafte Miene ziehe und aufrichtig bereue, so ist's nicht die Eitelkeit, auch nicht die Erkenntnis, daß ich sündhaft gewesen, sondern weil das Antlitz der Vroni, das da hinter meinem Kopf im Spiegel auftaucht, gar so ernst ist und die schönen, tiefen braunen Augen fast gramvoll auf mich niederblicken. Denn böse kann die Vroni nie werden, so wenig ein Sonnenstrahl plötzlich dunkel werden könnte, aber traurig wird sie, so oft der alte, schlimme Hunger-Adam in mir erwacht und wenn ich diesen Blick an ihr sehe, wird mir wie einem Verbrecher zu Mut! Ja, die Vroni! — Wenn ich so allmählich ein anderer geworden, so ist das auch mit ihren Blicken zu danken und nicht bloß den Worten des alten Pfarrherrn . . .

Freilich, ihm schulde ich doch das Meiste und mich faßt eine tiefe Rührung, wenn ich mich erinnere, wie viel es ist. Ich denke dabei nicht an Speise und Trank, auch nicht einmal an seinen Unterricht. Denn nachdem der Edle erkannt, daß die Schule zu Hannburg nicht gedeihlich auf mich wirken könnte, wurde er selbst mein Lehrer. Ein Lehrer, wie ihn eifriger und vorsorglicher wohl kein Fürstensohn besessen — und dennoch ist auch dies nicht das Beste gewesen, was er für mich gethan. Dies Beste war die Art, wie er leise und allmählich alles Unkraut, alle Verbitterung aus meinem Herzen verdrängte, wie er mir den Hunger im Herzen stillte.

Wenige ahnen, was dies heißt, und ich

denke dabei nicht an rohe und harte Menschen. Selbst die Braven und Wohlthätigen glauben fast ausnahmslos, es sei alles gut, wenn nur der Hunger im Magen gestillt sei. Freilich, das Notwendigste ist es, um die Bestie im Menschen zu töten; ich meine sogar, daß auf das Brot etwas Butter gehört, und wenn ich mich erinnere, mit welchen Empfindungen ich damals als Ziegenhirte meinen Bruder Martin betrachtet, so oft er von meinem Haferkuchen mitaß, so wünschte ich mir tausend Stimmen, um rufen zu können: „Habt die Augen offen, den Hunger um euch her zu sehen! Erbarmt euch, denn schlimmeres giebt es nicht auf Erden!" Aber mit diesem Notwendigsten ist nur bei jenen Unglücklichen alles gethan, denen das Elend bereits unrettbar und für immer das Hirn verschrumpfen, das Herz veröden gemacht; das arme Tier war hungrig und ist satt geworden; wohl ihm und Dank denen, die es gesättigt. Aber wessen Hirn noch denkt, wessen Herz noch empfindet, und vor allem das Kind — o wäre ich ein großer Dichter und fände Worte, zu sagen, wie Schlimmes ihm geschieht, wenn man ihm nur den Hunger im Magen stillt.

Ich weiß es, obwohl es mir besser wurde. Wenn ich so daran denke, wie mir in der ersten Zeit im Pfarrhaus zu Mute war oder gar bei Besuchen in Jansdorf . . . Im Frühherbst war ich ins Haus gekommen, kurz darauf brachen die Oktoberstürme ein, die über jenes kahle Hochland mit furchtbarer Wucht dahin zu brausen pflegen. In einer besonders wüsten Nacht erwachte ich von dem Getöse; in der anderen Ecke der Stube schnarchte der Karl taktfest drauf los, ich aber konnte nicht einschlafen. Und was waren nun meine Gedanken? „Wie behaglich du da liegst, wie warm! In solchen Nächten war's zu Haus immer so kalt und so unheimlich, weil das Schindeldach im Winde stöhnte und klapperte. Gottlob, daß ich's nun besser habe!" Aber wie ich mich noch einmal behaglich streckte und schon wieder einschlafen wollte, huschte es mir leise durch's Hirn: „Der Martin friert und fürchtet sich, wie damals du!" und dann wurde der Gedanke klarer und ich dachte, wie er nun in der großen Kiste liege, die schließlich unsere gemeinsame Bettstatt gewesen, und vor Furcht und Kälte zittere . . . und nun streckt er die Hand aus, nach mir zu fassen, wie im Frühling, als der Sturm uns ein ganzes Stück vom Dache gerissen, aber ich bin nicht da, ich liege hier in der Wärme . . . Und nun hörte ich's, wie er zu beten anfing, durch den Sturm hindurch sein dünnes, zitteriges Kinderstimmchen, daß ich auffuhr und mir die Decke vom Leibe riß, um doch wenigstens ein wenig zu leiden, wie er . . . Oder beim Essen. In der ersten Zeit schwankte ich immer zwischen den Empfindungen: „Ja ich, was bin ich für ein glücklicher Kerl" und dann wieder: „Was bin ich für ein Verbrecher!", und aß das Weißbrot und das saftige Rindfleisch bald unter Vorwürfen in mich hinein, daß ich dem Martin nichts übrig ließe, bald wieder mit dem Heißhunger des Proletarierkindes, das gute Bissen nicht gewohnt ist. Ab und zu raffte ich mich auch zu dem Vorsatz auf: „Das Stück Kuchen da rührst du nicht an und schickst es durch die alte Hornerin, die Botenfrau nach Jansdorf!" — aber mich davon zu trennen, war schwer und aß ich's endlich selbst, so meinte ich am Bissen zu ersticken. Am seltsamsten aber war mir zu Mut, wenn mich der Pfarrer in jener ersten Zeit auf Besuch zu den Meinen schickte. Wenn ich so, den Korb, den mir die Vroni vollgepackt, am Arm, dahinging oder neben einem Jansdorfer auf dem Kutscherbock dahinfuhr, war ich oft unbändig stolz auf mich: „Das spendete ich, das wurde ihnen um meinetwillen zu teil!" Aber ebenso oft drückte es mich nieder: „Wir armen Bettelleute! Nicht bloß mir giebt der Pfarrer zu essen, auch den Meinen! Was brauche ich, was sie Gutes zu essen, wenn wir es nicht selbst kaufen können." Und wenn ich dann in der Stube am Tische mitsaß, dachte ich so als Gönnerlein: „Eßt nur, ihr Guten, das habt ihr selten!" — und bald wieder sprang ich auf und wurde glührot vor Zorn: „Ach, sie essen so gemein, so gierig, mit den Fingern, ganz anders, als man soll!" Und dann wieder hätte ich vor Reue weinen mögen: hierher gehörte ich ja, zu ihnen, warum hatte ich's, warum lernte ich's besser?! . . . Es wird nicht allen so gehen, ich weiß es wohl; viele werden kleine, selbstsüchtige Fresser und Prasser werden, die der Not von einst ganz vergessen, einigen Wenigen wird der Hunger der Ihren mitten in ihrer eigenen Sattheit doppelt wehe thun und Einige wieder der Gegensatz von einst und jetzt so schmerzhaft schütteln, wie mich — aber gut ist das alles nicht. Nein, es ist nicht genug, den Hunger im Magen zu stillen.

Und auch damit ist's nicht gethan, wenn der Hunger im Hirn befriedigt wird, selbst hiervon abgesehen, daß das bei einem Knaben, dem das Hungerrätsel aufgegangen, seine besondere Art erfordert. Mit der gewöhnlichen geht's nicht, das habe ich gleichfalls am eigenen Leib erfahren. Wie in Jansdorf das alte Fibelbuch und dann die Geschichten aus meines Vaters Soldatenzeit, so sog ich nun in der Schule zu Hannburg alles ein, was uns der Lehrer mitteilte, begierig, unersättlich, wie der Schwamm das Wasser. Und der Lehrer, Herr Wenzel Kudelka, war zwar ein sonderbares Stück Menschheit, das aber doch ehrlich seine Pflicht that. Ungeheuer lang und breit, glich er mit seinem tiefroten Nußknackergesicht, durch das der steifgewichste Schnurrbart wie ein dicker schwarzer Strich ging, mehr einem ungarischen Feldwebel, als einem böhmischen Schulmeister, auch das Mienenspiel war kühn und straff die Haltung, aber Eines ach! verdarb den Eindruck dieser imponierenden Gaben der Natur und Kunst: in dem Riesenleib steckte ein leises, fettiges Knabenstimmchen, das seiner Engbrüstigkeit wegen im Zorn immer zitteriger und öliger wurde, so daß gerade Herrn Kudelkas grimmigste Scheltworte wie ein sanftes Flehen erklangen. Dies Naturspiel aber lockte leider niemand öfter hervor, als ich — und nur eben, weil mein Wissens- und Wahrheitsdrang ein so heißer war. Schon die erste Woche trug uns beiden schlimme Früchte. Da fragte er meinen Nachbar, den Ohsner-Toni, ein Hannburger Weberskind, wie viel ein Weber wöchentlich bei zwei Gulden Tagelohn verdiene, und auf die Antwort: „Vierzehn Gulden!" lispelte er: „Richtig!" und ich rief: „Falsch!" — „Was fällt Dir bei, dummer Junge?!" flötete mich der Riese entrüstet an, worauf ich: „Zwölf Gulden wären's, denn am Sonntag wird nicht gearbeitet, aber das ist ja Unsinn, zwei Gulden täglich verdient kein Weber, und der Toni sollte das wissen!" Herr Kudelka ärgerte sich, ich bekam Prügel, aber weher that mir das Bewußtsein, trotz meines guten Rechts so fühlbar unterlegen zu sein. Kurz darauf erzählte er uns, woher der Zucker käme und wie schlimm es die Sklaven auf den Plantagen hätten. „Na, Buben," schloß er, um ein Witzchen zu machen, „wer tauscht mit ihnen?" Ich dachte nach und fragte, ob sie täglich satt würden. „Ja, dafür sorgt der Herr," bestätigte er, „sonst könnten sie nicht arbeiten!" — „Nun," meinte ich, „ich selbst tausche nicht, weil der Herr Pfarrer so gut zu mir ist, aber meinen Vater und den Martin möchte ich wohl einmal fragen, wenn der Herr Lehrer erlauben." Er erlaubte es aber nicht und hauchte mir in seinen zärtlichsten Tönen zu, daß ich ein nichtswürdiger Schlingel sei. Die Katastrophe jedoch führte ein Gespräch mit meinem Stubenkameraden herbei; es sollte mir verhängnisvoll werden, daß der träge Karl einmal ausnahmsweise nicht vom Essen und Schlafen sprach, sondern von den Juden; es war ihm schmerzlich, daß sie den lieben Gott so bunt durcheinander geärgert und erfreut, weil man sich nun seine Wunder für und gegen sie schwer merken könnte, und das mußte der Karl, denn Herr Wenzel half noch jeden Sonntag seiner Bildung nach, auch in der biblischen Geschichte, da der Neffe bei seinem gütigen Oheim nichts lernte. So war mir das Wunder vom Stillestehen der Sonne zu Gibeon bekannt geworden und als Herr Kudelka uns kurz darauf unser Planetensystem erklärte, erhob ich mich und meinte, es könne nur Eines wahr sein, entweder habe Gott das Wunder gethan, oder die Sonne stehe nicht immer still. Die Beweise, die mir der Lehrer nun aufzählte, waren eindringlich, aber fester als Galilei, widerrief ich nicht. Es sollte mir zum Segen werden; mein Wohlthäter nahm mich aus der Schule und unterrichtete mich selbst. Er hatte erkannt, daß man einem Kinde, das so früh in die Fänge jenes Rätsel geraten, die drei Arten vom Hunger, den im Magen, im Hirn und im Herzen gleichmäßig stillen müsse.

Mehr Kraft — ich sagte es schon — mag selten ein Erwachsener einem Kinde zugewendet haben und sicherlich gehört die That dieses schlichten Menschen zu dem Selbstlosesten, was mir je bekannt geworden. Und dennoch — er that es auch um seinetwillen. Hatte bisher sein Predigen wenig und das Einwirken auf den Einzelnen nicht viel genützt, so mußte sich nun an dieser jungen Seele, noch eindrucksfähig und doch schon so ungewöhnlich gehärtet, erproben, wie viel Stärke und Erhebung jenes sein Evangelium zu spenden vermochte.

Einem Kinde, wie ich, sehr viel, wenn man es ihm lehrte, wie jener Mann, das hab' ich erfahren. Das Jenseits, die ausgleichende Gerechtigkeit drüben — damit kann sich dem

Sinn, der jung und phantastisch ist oder bleibt, das große Rätsel lösen: Was liegt daran, wenn wir hier zeitweilig hungern, drüben winkt uns dafür um so reichlichere Mahlzeit . . .

Es dünkte mich wie eine Offenbarung, als ich's zuerst erfuhr, so daß ich es fassen konnte. Noch entsinne ich mich der Stunde, an einem grauen Wintermorgen, der Schnee wirbelte dicht hernieder. Es litt mich nicht in der Stube, ich stürzte in den Garten und murmelte immer wieder: „Das ist so gut, so gut!“ und plötzlich hörte ich mich laut, jubelvoll rufen: „Gott! Der liebe Gott!“ Ich war wie berauscht; der Pfarrer hatte Wort gehalten, ich „sah Gott, so weit es ein Menschenauge vermag.“

Das währte lange. Was Armut und schuldloses Unglück — da ist der Himmel, was Reichtum und Sünde — hei, wie sie in der Hölle braten werden! Aber dann wollte ich das Herrliche, Beglückende genau wissen, bis in die kleinste Einzelheit hinein. Wo ist der Himmel? Natürlich da droben, irgendwo im Blauen. Aber die Hölle? Etwa da, unter meinem Fuß, tief in der Erde? Und wie sind sie eingerichtet? Es muß im Himmel gewiß noch viel schöner sein, als drüben im Schloß der Waldsteine, eine Stunde von Hannburg, von dessen Pracht mir die Vroni so viel erzählt. Und in der Hölle noch schrecklicher, als in der wüsten, russigen, qualmenden Schmiede, an der ich täglich vorbei mußte, oder als — in des „Kommiß-Hannes“ Hütte zu Jansdorf, wenn der Wintersturm über die Höhen brauste und kein Scheitchen Holz mehr im Hause war. Und Kälte war viel, viel schlimmer, als Hitze; in der Schmiede war noch Niemand verbrannt, aber in jenem Winter, bevor ich geboren worden, so hatte mir die Mutter erzählt, da wären sie fast erfroren. Warum hatte der liebe Gott die Hölle nicht kalt eingerichtet — dann hätten es die Sünder und die Reichen noch schlimmer gehabt!

Der Pfarrer Adalbert erschrack sehr, als ich ihn eines Tages mit all' diesen Fragen überschüttete. „Später“, murmelte er, und wies mich fort; er wollte überlegen. Die Antwort zu weigern, wäre unklug gewesen, und mir mitzuteilen, welche Bilder die Phantasie der Menschen zusammengetragen, nicht minder. Denn jetzt wäre mein Glaube nur gestärkt worden, wenn er mir gesagt hätte an der Milchstraße sei der Himmel, im Erdinnern die Hölle und so und so seien sie eingerichtet. Aber was würde ich dann davon denken, wenn ich erführe, die Milchstraße bestehe aus ähnlichen Sternen, wie jener, auf dem wir wandelten, und in diesem unserem Heimatsstern sei innen nichts zu finden, als flüssiges Glutgestein? Er aber wollte mir Gott, den Gott, den er sich errungen, für Lebenszeit erhalten und darum sagte er mir am nächsten Tage: „Wir wissen nur, daß Gott uns drüben thut, wie wir hier verdienen. Denn dies hat er uns verheißen. Das Wo und Wie kann unser Auge nicht erforschen. Male dir Himmel und Hölle aus, wie du willst, das ist keine Sünde, das haben auch unsere Heiligen gethan. Aber die Wirklichkeit erreichst du nie!“

Natürlich war ich zunächst enttäuscht und betrübt, aber es währte kaum Stunden, dann ging die Phantasie an die Arbeit und begann ihr Werk. Für den Himmel freilich fehlte es mir an Farben; auch jenes Schloß hatte ich ja noch nie selbst gesehen. Aber in der Hölle wußte ich bald genauen Bescheid, denn ich hatte mir, um ganz sicher zu gehen, deren zwei gemacht, eine heiße und eine kalte. Die Bewohner wechselten je nach meiner Stimmung; bald saßen die Reichen in der Kälte, die Sünder in der Hitze, bald umgekehrt.

Um zu einer festen Ordnung zu kommen, trug ich's meinem Lehrer vor. Natürlich machte ich ihm auch damit keine Freude, aber so leid es mir that, als mich sein mildes Auge so betrübt anblickte, helfen konnte ich ihm zunächst nicht. Ich war ihm ohnehin sehr gehorsam gewesen, als ich die Reichen von den Sündern geschieden, denn zur Zeit, da ich in sein Haus gekommen, waren mir das noch Begriffe gewesen, die sich deckten. Natürlich war jeder Reiche ein Sünder, denn er aß sich satt, während Andere hungerten. Der Pfarrer meinte: Nein! auch unter den Reichen gebe es Gute und Böse, Milde und Harte. Das wollte ich ihm glauben. Aber daß alle Reichen in die Hölle mußten, auch die wohlthätigen, war doch klar. Denn Gott war ja gerecht; da sie es hier besser hatten, als die Armen, mußte es drüben umgekehrt kommen, sonst waren ja die Armen im Nachteil.

Dagegen waren alle Hinweise machtlos, daß die Reichen es nur anscheinend besser hätten; ihre Leiden und Sorgen seien anderer Art, aber nicht minder groß. Das nützte nichts; ich faßte es nicht. Erst als er auf Beispiele kam, ging's mir auf. Zwar das erste schlug fehl. Unser Nachbar, der Herr Matzinger, der habe noch nie

gehungert und sei nun doch ein geschlagener Mann, denn er habe Sorgen im Geschäft und seine einzige Tochter sei krank. Ob ich glaubte, daß mein Vater mit seinen beiden gesunden Jungen den Matzinger beneide und mit ihm tauschen wolle. „Oh gewiß würde er das thun!“ rief ich. „Herr Pfarrer, wenn Sie wüßten, wenn so kein Brod mehr da ist . . .“

Aber da hatte er mich. „Du hast Recht, das weiß ich nicht! und ich bin gesund, meine Neffen und Nichten auch, und ich habe mehr Geld als der Krämer. Wohin steckst du mich, in die kalte oder die heiße Hölle?!“

„Herr Gott!“ rief ich entsetzt und streckte die Hände vor. Er in der Hölle! Die Thränen stürzten mir über die Wangen. Und nun war ich in der Stimmung, ihm zu glauben: es seien verschiedene Prüfungen, die der Herr den Seinen auferlege. Und vollends schmolz ich dahin, als er, nicht mir zu Liebe, sondern aus seinem tiefsten Herzen heraus, fortfuhr, der Reiche verdiene nicht Neid noch Haß, sondern unser Mitleid. Denn ihm werde es schwerer, sich die Segnungen einer besseren Welt zu verdienen, als dem Armen. Auch Jesus Christus habe gesagt: „Eher geht ein Kameel durch ein Nadelöhr, ehe denn ein Reicher in das Himmelreich kommt“ — und dies sei kein Wort des Hasses, sondern des Mitleids.

Das Mitleid — das leuchtete mir ein. Sie hatten es schwerer in der Ewigkeit, wie wir in der Zeitlichkeit; unser Loos war das bessere . . . Und je mehr ich vom Christenglauben und seiner ersten Geschichte erfuhr, desto inniger wurde dies Gefühl und das Mitleid der starke Grund, auf dem all' mein Denken und Empfinden ruhte. Ein Armer und Beladener hat diesen Glauben gestiftet, weil er den großen Hunger auf Erden erkannt, und die ihm folgten, waren durch Jahrhunderte nur die Enterbten des Glücks. Ja, das war für den Ziegenhirten von Jansdorf der richtige Glaube und durstiger kann ihn Keiner eingesogen haben, als ich. Nun glaubte ich's zu verstehen.

Ob wir zum Leid auf der Welt waren, das lag in Gottes Hand. Aber zum Mitleid, das war unsere Bestimmung. Gut werden und andern helfen, gut zu werden und zu bleiben! Ich weiß es noch ganz genau: es war an einem Ostermorgen und zehn Jahre war ich alt, da übermannte mich, während die Glocken klangen, dieser Gedanke und das Glücksgefühl, ein Mensch zu sein, so sehr, daß ich mich von den anderen trennte, in den Garten lief und mich dort auf die Kniee warf. Ich konnte keine Worte finden, ich hob nur die weinenden Augen zum Himmel empor: „Herr Gott, hilf mir, daß ich anderen viel Gutes thun kann!“ Und wie ich so betenden Herzens dalag, durchzuckte es mich, der bisher nie an seine Zukunft gedacht, wie eine Erleuchtung. Ich mußte ein Priester werden; die durften nur für andere leben, nicht für sich selbst, und all ihr Werk war Wohlthun . . .

Als ich mich erhob, war mein Entschluß gefaßt. Aber noch mochte ich niemand davon sprechen, nicht einmal dem Pfarrer. Doch merkte er, daß etwas in mir vorging, und es war eine Änderung zum Guten. Fleißig war ich auch bisher gewesen, aber nun spannte ich all' meine Kraft an, und lernte mit einer Art gottbegeisterten Eifers. In der That lernte ich ja nun auch aus Liebe zu Gott. Aber meine Wangen wurden darüber blaß, und da mich mein Wohlthäter mahnte und drängte, gestand ich's ihm endlich.

Es war an einem Maimorgen in seiner Studierstube, noch seh' ich ihn in seinem Lehnstuhl vor mir, das gütige, behäbige Antlitz teilnahmsvoll zu mir herabgebeugt . . . Aber wie ich nun mein Geheimnis verraten, da ward dies Antlitz plötzlich bleich und er zuckte empor.

„Nein,“ sagte er schroff und laut, „daraus wird nichts! Dazu taugst Du nicht!“

Mir drängte alles Blut zum Herzen und meine Kniee wankten. „Warum?“ wagte ich endlich zu fragen.

„Weil Du —“ Er sprach es nicht aus; erst neun Jahre später habe ich erfahren, was ihm damals auf der Zunge gelegen.

„Du wirst einst anders darüber denken!“ fuhr er dann fort. „Und wenn Du meinem Rat folgen willst, so schlägst Du es Dir gleich aus dem Kopf!“

„Niemals!“ rief ich leidenschaftlich. „Ein Priester sein ist ja so schön! Sie haben ja auch nichts Anderes werden wollen und es dann nie bereut!“

„Meinst Du? Ich —“ Wieder brach er ab, aber es zuckte um seinen Mund und auf seinem Antlitz lag ein Ausdruck der Wehmut, wie ich ihn nie vorher gesehen. Nie vorher, aber an jenem Tage noch einmal. Einige Stunden später, die Vroni las ihm aus der Zeitung vor. Und wie er so den Blick auf sie gerichtet hielt und

ihrer Stimme lauschte, bebte es wieder um seine Lippen, und die Augen schimmerten feucht. Ich habe das damals nicht verstanden.

Über meinen Entschluß wurde zunächst nicht weiter gesprochen. Aber ich hielt ihn fest und grämte mich dabei ab über den Widerstand, den ich gefunden, und dieser Gram, wie mein übermäßiger Fleiß machten mein Antlitz immer blasser und spitzer. Meine Eltern wurden ängstlich und als sie den Grund erfuhren, jauchzten sie auf: ein geistlicher Sohn — so hoch hatten sich ihre Hoffnungen nie verstiegen. Sie bestürmten den Pfarrer, bis er endlich in so weit nachgab, daß er sagte: „Er bleibt ja zunächst unter meinen Augen; merke ich, daß es wirklich sein Bestes ist, so werde ich nicht dagegen sein!"

Aber ich sollte nicht lange mehr in seinem Hause bleiben. Im Juli 1834 brachten sie ihn eines Tages von einem Kranken, dem er den letzten Trost gebracht, wie tot heim. Ein Schlaganfall hatte ihn getroffen. Er erholte sich bald wieder, auch die Spuren einer Lähmung, die zurückgeblieben, vergingen allmählich, aber der Arzt riet dringend zur Schonung. So mußte er nun einen Kaplan in's Haus nehmen und mich auf ein Gymnasium schicken. Er wählte das beste im Land, welches die Benediktiner zu B. unterhielten. Es wäre wohl auch ohne Entgelt gegangen, aber davon wollte er nichts wissen. „Das bindet ihn moralisch an's Kloster," sagte er, „und er soll sich einst frei entscheiden können."

Im September ging ich fort. Seine Abschiedsworte an mich werde ich nie vergessen, obwohl ich sie damals noch nicht recht verstand. Denn von Rührung übermannt, ließ er sie aus dem Innersten quellen, und übersah, daß es ein Elfjähriger war, der weinend vor ihm stand und seine Hand küßte.

„Danke mir nicht," sagte er, „um Gotteswillen, danke mir nicht! Du weißt es nicht, wie sehr es mir das eigene Herz aufgerichtet hat, daß ich das Deine aufrichten durfte. Den Segen davon habe zunächst ich; ob es auch Dir zum Segen wird, muß sich erst bewähren."

(Fortsetzung folgt.)

„Ach, unser Bestes . . ."

Ach! unser Bestes wird mit uns begraben,
Wie viel wir auch gekämpft, gestrebt,
Und was wir auch geschaffen haben,
Wir haben uns nicht ausgelebt.

Es geht des Geistes tiefste Spur verloren,
Weil sie nicht bannen kann das Wort.
Der lichteste Gedanke, ungeboren
Muß er mit uns zur Grube fort.

Und unsres Herzens heißestes Empfinden,
Der Leidenschaften feinster Duft,
Sie tragen keine Frucht und schwinden
Geheimnisvoll mit uns zur Gruft.

So wandert Jeder ohne den Genossen
Und einsam seinem Sarge zu;
Niemals zur Ernte reif, nimmt er verschlossen
Sein Köstlichstes mit sich zur Ruh.

F. Ottmer.

Mein Glück.

Mir scheint kein Glück zu taugen,
Als das allein:
In seinen eignen Augen
Was wert zu sein.

Drum, Gott, nicht langes Leben,
Nicht Geld und Gut,
Ein Schicksal wollst mir geben
Und Kraft und Mut:

Die Kraft, mit festem Willen,
Trotz aller Welt,
Das einzig zu erfüllen,
Was mir gefällt;

Den Mut, frei zu bekennen,
Was ich gethan —
Wie's dann die andern nennen,
Was geht's mich an?

Mir macht die Selbsterkenntnis
Geringe Pein:
Ich hab' nur das Bekenntnis,
Ein Mensch zu sein!

Rudolf Hirschberg.



 Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Der Unterstaatssekretär.

Lustspiel in vier Aufzügen von **Adolf Wilbrandt.**

(Fortsetzung.)

Vierter Auftritt.

Marianne; Helmuth (von hinten).

Helmuth (in der Thür stehen bleibend.)

Ah! Sie sind hier. Ich dachte, Sie würden mit Frau von Helldorf (nach links deutend) in Ihr Zimmer gegangen sein —

Marianne.

Nein, wir blieben hier. — Sie ist fort.

Helmuth.

Ich störe Sie —

Marianne

O nein. (Schließt die Schreibmappe wieder). Ich will nicht mehr schreiben. Sind Sie alle Drei schon zurück.

Helmuth (schüttelt den Kopf).

Nur ich. Mir kam so ein Gefühl, als möchte Fräulein Röschen wünschen, dem Herrn Kurt noch Dies oder Das so ganz vertraulich zu sagen; ich nahm also Urlaub und ließ die Herrschaften allein.

Marianne (für sich)

Ob er ahnt, wie es in Röschen aussieht? — — Er hat so ein verschlossenes Gesicht wie ein Diplomat; anmerken kann man ihm nichts!

Helmuth.

Wunderbar genug!

Marianne.

Worüber lächeln Sie?

Helmuth.

Daß ich mich fast schon wie ein Mitglied der Familie fühle — und vor acht Tagen hatte ich zum ersten Mal das Vergnügen, Sie zu sehen. Beinahe hätt' ich eben gefragt, wie nach einer Geschichte aus alter Zeit: wissen Sie das noch? — Sie saßen auf der Bank vor der Thür ... (Gemütlich lächelnd). Ich darf wohl sagen, nicht wahr: Sie gefielen mir gleich sehr gut. (Marianne verneigt sich schweigend.) Ah! Diese stumme Danksagung heißt offenbar: gegenseitig war das Gefallen nicht!

Marianne (liebenswürdig ehrlich.)

Ich müßte lügen. Nein, eigentlich nicht. — Sie hatten so ein — — (Verstummt.)

Helmuth.

Was, wenn ich fragen darf?

Marianne.

So ein herablassendes Lächeln — oder ein spöttisches . . . (um davon abzubrechen). Zum Glück kam Ihnen eine vortreffliche Folie zu gute: unmittelbar vor Ihnen hatte sich da eine wunderbare Erscheinung vorgestellt — oder aufgepflanzt — ein merkwürdig zudringlicher, selbstbewußter Herr: (lächelnd) der mißfiel mir gründlich!

Helmuth (sich verneigend).

Ich danke Ihnen für diese indirekte Schmeichelei — Wer war dieser Glückliche?

Marianne.

Ich weiß nicht, wie er heißt. Aber er sprach von Ihnen, als von einem guten Bekannten; und dann erschien Frau von Helldorf, als Sturmwind, und riß ihn mit fort, zum Bahnhof.

Helmuth (für sich).

Ah! Das war Wachsmuth! (Laut.) Ich segne ihn also, diesen Unbekannten, diese Folie. Aber sagen Sie mir ebenso ehrlich, mein verehrtes Fräulein: warum glauben Sie, ich hätte damals spöttisch und herablassend gelächelt? Ich hörte Ihnen gern und mit Verwunderung zu; weiter weiß ich nichts!

Marianne.

Sie kennen also Ihr Lächeln nicht — um es ehrlich zu sagen. (Liebenswürdig, doch so, daß eine innere Gereiztheit ein wenig durchklingt.) Sie lächeln noch oft so, Herr von Werben; auch in diesen Tagen noch; auch heute noch. — Ist das zu ehrlich?

Helmuth.

O nein. Wir spielen hier ja nicht Diplomatie. Aber wann thät' ich das?

Marianne.

Vor Allem wenn ich mir einmal erlaube, ein Wort über Politik zu sprechen. Dann kommt dieses Jupiter-Lächeln — wenn ich so sagen darf. Sind Sie denn so sicher, daß Ihre Scheu vor der Politik — als wär' sie die Seekrankheit — das einzig Richtige ist?

Helmuth (lächelnd).

Nein, mein Fräulein; gewiß nicht —

Marianne.

Sehen Sie, da ist es schon wieder: dieses erhabene Lächeln!

Helmuth.

Dann malt mir das Jemand in's Gesicht, den ich leider nicht kenne. Aber — was gilt die Wette, Fräulein Marianne? Wenn ich nun gar nicht lächele, sondern Ihnen im tiefsten Ernst sage, was ich darüber denke, so mißfall' ich Ihnen ebenso „gründlich", wie jener Unbekannte!

Marianne

Darauf können Sie's wagen. Bitte!

Helmuth.

Politik ... Liebes Fräulein, woher haben Sie Ihre Politik? Von Ihrem Bruder, nicht wahr? (Sie nickt zögernd.) Und woher hat der sie? Aus Zeitungen, an die er glaubt, weil er glauben will. Und woher denn die? Aus dem Klatsch, aus dem Vorurteil, aus der Theorie und aus der Luft: das heißt, aus der Lüge. Glauben Sie, wenn Sie das Kochen auf ähnliche Weise gelernt hätten, sie könnten auch nur einen Pfannkuchen backen?

Marianne.

Es giebt also nur einen guten Koch, das ist die Regierung? Und wir Andern, wir sollen nur so hinunterschlucken, was sie auf den Tisch stellt?

Helmuth.

Das sage ich nicht —

Marianne.

Und warum nehmen Sie so ohne Weiteres an: die Regierung versteht's? Sind das keine Menschen wie wir? Irren nur wir, sie nicht? Wenn Sie an Ihren Herrn von Stargard, Ihren Halbgott, glauben, wer hat Ihnen denn verbürgt, das ist kein „Vorurteil", das ist nicht „aus der Luft"?

Helmuth.

Meinen Halbgott? Warum? Hab' ich ihn angepriesen?

Marianne.

Sie legten da vorhin — nur des Beispiels wegen — die Zeitung mit dem Gespräch so — so majestätisch fort und sagten so mild überlegen: „Ich glaube, er weiß, was er will!" Woher wissen Sie, was er will — besser als wir alle? Haben Sie einen magnetischen Rapport mit ihm, der Sie über ihn aufklärt, wenn Sie Ihre Rüben pflanzen? Oder kommt er Nachts im Traum zu Ihnen und sagt Ihnen, was er will?

Helmuth (lächelnd).

Wer weiß? Möglich wär's —

Marianne.

Das Jupiterlächeln! Schon wieder!

Helmuth.

Ich pflanze Rüben, und Bäume, gewiß; aber ich schlage mir doch auch die Welt zuweilen tüchtig um die Ohren — und wie so einem Mitregierer zu Mut ist, fühl' ich ihm wohl nach, Fräulein Marianne. Die besten Steuerleute sind am Lande! sagt ein altes Wort. Und wer wirklich am Steuer sitzt — nennen wir ihn einmal Herr von Stargard nur des Beispiels wegen — wann und wo und wie macht er es den guten Landratten recht? Hat er seinen Gott, auf den er vertraut, und ein religiöses Gewissen, das seine Handlungen leitet, so schreien die „Aufgeklärten": ein Finsterling, ein Mucker! Freut er sich, tapfere und geehrte Ahnen zu haben, die seit einem halben Jahrtausend mit ihrem Land und Staat zusammengewachsen sind, so ruft Alles, was nicht adelig ist: ein hochmütiger Junker! Zögert etwas in ihm, so einen alten historischen Zaun kurzweg niederzureißen — oder will er als praktischer Mann da übersteigen, wo der Zaun am niedrigsten ist — so wettert der ganze Fortschritt: ein schwarzer Reaktionär! Denken Sie, diese Kriegführung flößt ihm vor seinen Feinden besondere Achtung ein?

Marianne

(deren bisher zurückgehaltene Gereiztheit sich nach und nach entladet).

Sie sprechen ja von „seinen Feinden", als wären es auch die Ihren. Wir thun ihm sehr Unrecht, nicht wahr? Fragen Sie ihn doch, Ihren Herrn von Stargard — legen Sie ihm die Hand aufs Herz — wie spricht er von uns? Ist er ehrlich, so wird er Ihnen sagen: Bah! Diese Bürgerlichen! Diese halbschlächtige Rasse, die so viel gelten will wie das Vollblut, wie wir! Sie sollen in ihrem Stall bleiben, nicht auf die Rennbahn gehen, denn sie kommen nicht mit. Uns gehört die Bahn! Bei uns bleibt die Herrschaft! — Lächeln Sie doch nicht wieder; das will ich nicht; das vertrag' ich nicht. Sie halten zu ihm, weil Sie sich als seinesgleichen fühlen: Sie sind Herr von Werben, wir nur Bürgerliche — Herr von Stargard hoch!

Helmuth.

Ich weiß nicht, mein Fräulein, wodurch ich Ihnen Anlaß gegeben hätte —

Marianne.

Fragen Sie Ihr Gesicht! Da steht es auch in diesem Augenblick! fragen Sie Ihren Ton! Ihr Lächeln ... Ich seh' es, ich hör' es, ich fühl' es ja diese ganze Zeit! — Sagen Sie Ihrem Herrn von Stargard, den Sie so bedauern: er soll nur erst achten und ehren lernen, was zu ehren ist, er soll uns begreifen! Wir, das Halbblut, die „Wohlgeborenen", wir haben die Freiheit, die Duldung, die Bildung unter die Menschen gebracht, wir haben die deutsche Wissenschaft gegründet, wir haben Goethes und Schillers sämtliche Werke geschrieben; wir werden

wohl auch noch ausreichen, die Politik zu verstehen und den Staat zu lenken. Und hält er uns nur für dreiviertel Menschen, so lachen wir über ihn; und über die Andern, die ihn bewundern und es mit ihm halten! (Stürmisch nach links ab.)

Helmuth
(blickt ihr eine Weile schweigend nach).

Warum stürzt sie denn fort? — Das ist ja ein Vesuv; ein Aetna. Was hatte ich ihr so Böses gethan? Ihre Stimme bebte; sie wurde blaß bis in die Lippen hinein. Ist sie so krankhaft empfindlich? oder versteht sie so falsch? sie mit ihrem Verstand? (Mit einem erzwungenen Lächeln.) Da ich es nicht begreife — werd' ich lieber gehn. Wenn ich wiederkomme, klärt sich's hoffentlich auf: der Himmel und mein Kopf! (Nimmt seinen Hut, geht nach hinten).

Marianne
(kommt von links zurück; verlegen).

Herr von Werben — bitte! (Er wendet sich.) Was Sie wohl von mir denken. Ich hab' mich ja wohl grenzenlos blamiert . . . Nein, das ist ein dummes Wort. Ich war ungezogen; kindisch. (Da er sprechen will.) Bitte, hören Sie noch. Ich bin — etwas empfindlich, ja; weil ich mich in dieser Welt nicht sehr glücklich fühle; und weil — — Aber darum allein wär' ich doch nicht so albern hinausgestürzt. Ich hab' diese letzten Nächte nicht geschlafen; — wenig ... Davon waren die dummen Nerven überreizt — ermüdet. Und so kam es plötzlich . . . (Nimmt ihm den Hut aus der Hand.) Bitte! — Und verzeihen Sie!

Helmuth (herzlich lächelnd)

Was wäre da zu verzeihn, Fräulein Marianne? Man streitet, man ereifert sich . . . Aber warum schliefen Sie so schlecht?

Marianne (die Achseln zuckend.)

Das ist eben das Rätsel: ich weiß es nicht. Ich liege so da . . . (Stellt seinen Hut auf einen Stuhl.) Also Sie sind wieder gut?

Helmuth.

Fragen Sie doch nicht mehr; das beleidigt mich. Sie sind noch blaß, Sie Arme; — aber Sie lächeln wieder. (Lächelnd) Lassen wir Herrn von Stargard, und sprechen wir von Schiller und Goethe!

Marianne.

Natürlich: es verdrießt Sie, mit so einem Frauenzimmer über Politik zu sprechen —

Helmuth.

Nein, so meint' ich es nicht. Überhaupt — damit wir diese Streitaxt begraben, Fräulein Marianne — eine junge Dame, die sich für die großen, politischen Interessen ereifert, die mißfällt mir durchaus nicht; sie soll ja ein Herz haben für ihr Vaterland; sie soll sich begeistern, sie soll lieben, hassen . . . Nur ein Gewerbe soll sie nicht daraus machen; soll es nicht wie die Männer machen (Marianne zuckt wie getroffen; er bemerkt es nicht); soll auch darin, wie in Allem und Jedem, ein richtiges, reizendes, herzerfreuendes Frauenzimmer sein! Ich hatte eine Schwester — an die denk' ich immer, wenn man von Frauensachen spricht. Die war mir das Ideal eines rechten Weibes — wenn Ihnen das nicht zu stolz klingt; und die ereiferte sich auch zuweilen gewaltig für ihr Vaterland und für Politik. Aber sie lachte sich selber aus, wenn sie dann einsah: ich versteh's eigentlich nicht! Und sie ward dann wieder ganz zum Mädchen, zum Weib; sie sang mit wie ein Kind, wenn ihre deutschen Soldaten mit schmetternder Musik durch die Straßen zogen; es fuhr ihr in die Glieder, wenn dann irgend woher ein Walzer geflogen kam; sie konnte inwendig tanzen — so hab' ich das nie gesehn. Darum behielt sie wohl auch immer das Herz auf dem rechten Fleck. An die dacht' ich eben, als ich sagte: „und sie soll auch darin — —" Was haben Sie, Fräulein Marianne? Wie sehn Sie mich an? Warum treten Sie so zurück?

Marianne (mit zitternder Stimme).

Ich danke Ihnen sehr, daß Sie mir das alles sagen; danke Ihnen sehr. Nun weiß ich also genau, was Sie von mir denken. So war meine Schwester, denken Sie, und so bist Du nicht! Die war ein richtiges, echtes Frauenzimmer, Du willst es wie die Männer machen — Du bist weder Mann noch Weib —

Helmuth.

Aber Fräulein Marianne! Wohin verirren Sie sich —

Marianne.

Bitte, heucheln Sie nicht! Das verdien' ich nicht! Wenn ich auch wohl „das Herz nicht auf dem rechten Fleck habe", mein Verstand ist gut, und wie Sie's meinen, versteh' ich! (Fast weinend, mit gebrochener Stimme) Nur hab' ich Ihnen nicht das Recht gegeben, so zu mir zu sprechen . . . Ich bin, wie ich bin — und ich kann's nicht ändern . . . Auch an Ihnen gefällt mir nicht Alles, Herr von Werben; ich lasse Sie aber sein, wie Sie sind. Bleiben Sie nur immer stolz auf Ihre Schwester — und — und leben Sie wohl! (Links ab).

Helmuth.

Fräulein Marianne! Fräulein Marianne! — — Die ist wirklich krank. Ah! Ah! Das ist ja nicht mehr sich ereifern, das ist — — Adieu! (Nimmt seinen Hut, geht nach hinten. — Bleibt stehen. Weich) Nein. Sie hat ja Recht. Wenn ich nachdenke, so hat sie eigentlich Recht. Warum sagte ich ihr das alles? Um zu radotieren? (An seine Stirn klopfend) Es steckte da offenbar der unbewußte Gedanke: Wär' sie doch so, wie ich's wünschte, und wie sie nicht ist! Und weil ich ihr das vorhalten wollte, kam ich auf die Schwester...

Das hat sie gefühlt. Darum that jedes Wort ihr weh; natürlich. — Was ist da zu thun? (Stellt seinen Hut wieder hin. Mit liebenswürdigem Lächeln) Ich werd' ihr ihre Heftigkeit abbitten. (Geht nach links zur Thür.)

Marianne

(tritt von hinten leise wieder ein. Helmuth klopft links; Marianne leise, weich).

Herein!

Helmuth (wendet sich; sehr überrascht).

Ah! Sie sind da.

Marianne (wie vorhin).

Ja. Ich ging über den Vorplatz — um Sie etwa dort — — Ich dachte — — (mit großer Anstrengung) Wie ich mich schäme, kann ich Ihnen nicht sagen. Bitte, zeigen Sie mir Ihre Mißachtung, sehn Sie mich gar nicht mehr an!

Helmuth.

Im Gegenteil. Liebes Fräulein —

Marianne

(macht eine hastige, abwehrende Bewegung; mit noch etwas zitternder Stimme).

Bitte, sagen Sie mir nichts Beruhigendes; nichts Bånales, mein' ich; — mir fällt das deutsche Wort für „banal" nicht ein. Machen Sie mich herunter, wie ich es verdiene. Machen Sie mich ganz schlecht; sonst wird mir nie wieder gut. — Fangen Sie doch an!

Helmuth.

Ich fange also an. Liebes, gutes Fräulein! Wär' ich Ihnen böse — aber ich bin es nicht; (sich entschuldigend) ich kann nicht dafür — so hätten mich dieser Blick und diese Stimme schon wieder gut gemacht . . . (auf eine Bewegung Mariannens) Aber ganz, ganz sachlich, und nicht banal: Sie müssen wieder schlafen, Fräulein Marianne. Dann werden Sie wieder Ihre kleinen Röschen auf den Wangen und festere Nerven haben — und weniger Elektrizität! — Übrigens Elektrizität . . . Ich denke mir, zwischen uns war nicht alles in Ordnung, die Luft zwischen uns mußte gereinigt werden; dazu hat man Gewitter. (Nimmt ihre beiden Hände.) Wir haben unser Gewitter gehabt, und nun ist es gut!

Marianne (sieht ihn eine Weile stumm an).

Es ist mir so merkwürdig, daß Sie doch so gut sind; — aber Sie sind sehr gut!

Helmuth.

Warum sollt' ich schlecht sein? Weil ich mich des Herrn von Stargard angenommen habe? — Liebes Fräulein Marianne — falls das Gewitter nun ganz zu Ende wäre (sie nickt), so sag' ich Ihnen noch ein allerletztes Wort über diesen Herrn — und dann begraben wir ihn! Sehn Sie, ich kenn' ihn ein wenig; — glauben Sie mir, er ist auch eine Art von Mensch. Er hat sich nun einmal in den Kopf gesetzt, seinem Land zu nützen. Ob er das kann, das ist eine andere Sache; aber er will es — und will grade nur das, sonst nichts. Verurteilen Sie ihn weiter, wie Sie wollen, Fräulein; aber denken Sie, bitte, wenn Ihnen etwas mißfällt: warum hat er das nur wieder so schlecht gemacht, er hat ja was Gutes gewollt!

Marianne (weich).

Sie überschätzen ihn. — Aber ich will mir alle Mühe geben, so von ihm zu denken. (Nimmt ihre Schreibmappe vom Tisch unter den Arm.) Und nun will ich lieber gehen — (blickt ihn traurig lächelnd an), damit wir heute gewiß kein Gewitter mehr haben — und damit dieser Brief endlich fertig wird. (Geht nach links; bleibt stehen.) Es wird bei Ihnen nicht nachkommen?

Helmuth.

Was?

Marianne.

Der Ärger über mich? Die Geringschätzung?

Helmuth.

Nein. (Nimmt wieder ihre Hände.) Ich hab' Sie nur lieber gewonnen, Fräulein Marianne.

Marianne.

Das ist unbegreiflich; — aber doch hübsch von Ihnen. (mit zartem Lächeln) Ich verliere die Mappe. (Er läßt ihre Hände los. Sie geht rückwärts gegen ihre Thür.) Wie gemütlich, wie friedlich wir auseinandergehn. (Herzlich lächelnd.) Diesmal komm' ich nicht wieder. Adieu! (Links ab.)

Helmuth

(starrt eine Weile auf die geschlossene Thür).

Hm! — — Merkwürdige Augen. — Was man in so einem Auge, wenn es nicht lügt, alles lesen kann. (Von innerer Unruhe getrieben geht er in einem großen Bogen durch das Zimmer zu seinem Hut; nimmt ihn.) Ich will also fort. In die Luft. Zum Bahnhof; an die See. Will ein paar Wellen sehen . . . Etwas Brandung! — — Ein tüchtiges Frauenzimmer. (Nähert sich ihrer Thür, horcht.) Seufzt sie? Oder singt sie? — Ich weiß nichts, ich verstehe nichts. (leise) Adieu! (Setzt den Hut auf; hinten ab.)

Fünfter Auftritt.

Marianne (von links).

Marianne

(tritt, die Mappe unter dem Arm, zögernd, geräuschlos ein; blickt in's Zimmer und dann auf die Stelle wo Helmuths Hut stand.)

Sie sind beide fort: er und sein Hut. — — Ich kam also doch noch wieder; wie ein Postskriptum, wenn der Brief schon aus war . . . Aber er ist fort! — Also dann an die Arbeit; (sich anfeuernd) ich hatte mir's doch gelobt. (Legt die Mappe auf den großen Tisch, öffnet sie, setzt sich in den Lehnstuhl, in dem früher Kurt saß.) Herr von Stargard hat noch das Wort! (Taucht die Feder in's Tintenfaß. Weich.) Ich will ihn in diesem Gespräch besser, ernster, liebenswürdiger machen . . . . (müde, die Augen schließend, traurig) Ach was, Gespräch! Ich wollte, ich wäre so, wie seine Schwester war; weiter wollt' ich nichts! — „Nur soll sie es nicht wie die

Männer machen; nur soll sie nicht ein Gewerbe daraus machen" . . . (eine Thräne vom Auge wischend) Er war furchtbar grob. — — Aber dann so gut. — Und mir wird so müde; zum Einschlafen. (Schließt wieder die Augen, reißt sie wieder auf) Nein, das darf nicht sein; so bei hellem Tag. Vorwärts! Herr von Stargard hat noch das Wort! (Taucht wieder die Feder ein. In neue, müde Schwermut versinkend) Wie seine Schwester wohl aussah? „Sie sang mit wie ein Kind, wenn" — — (Sie schließt die Augen, ihr Kopf sinkt etwas nach vorne; eine leise, wie im Traum gehörte Musik beginnt, ein Soldatenmarsch. Marianne, aus dem Traum, murmelnd.) Ah! da kommen sie. Herr von Werben und die Andern marschieren über den Platz . . . (Sie summt die Melodie leise mit. Plötzlich bricht die Musik ab, und Mariannens Kopf fährt empor. Mit offenen Augen, schlaftrunken) Was mach' ich da. Ich träum' schon. Marius! Wach' auf! (Sie taucht wieder die Feder ein) Herr von — — (langsam einnickend, elegisch) Ach was, Marius. „Ein richtiges, reizendes, herzerfreuendes Frauenzimmer" . . . Ein Walzer . . . (Neue leise Traum-Musik, diesmal ein Walzer von edlem Stiel. Marianne, träumend, summt ihn leise mit. Lächelt, wiegt sanft den Kopf. Murmelnd.) Sehen Sie, Herr von Werben, ich kann auch inwendig tanzen; o ja, ich kann's auch! (Plötzliches Abbrechen der Musik wie oben; Marianne fährt wieder auf.) Ich bin ganz verrückt. Vorwärts! (Taucht wieder die Feder ein.) Herr von Werben hat noch das Wort! — — Ach was: Herr von Stargard. Ich kann nicht mehr denken. (murmelnd, die Augen schließend) „Auf dem rechten Fleck". (Läßt die Feder aus der Hand fallen; schlägt die Mappe zu.) Sie sollen mit einander tanzen. Tanzen . . . Donauwalzer! (Leise Musik, „An der schönen blauen Donau" spielend. Marianne sinkt in den Lehnstuhl zurück, schläft ein.)

(Fortsetzung folgt.)

Erlösung.

Beim Bild der Madonna am Klippen-Altar
Erglänzt die ambrosische See.
Dort betet ein Mädchen mit wallendem Haar,
Und die Hände erkrampfen im Weh . . .
Wie frei in den Lüften die Möwe sich wiegt!
Doch die Beterin grübelt und sinnt,
Und jammert, das Haupt an den Sockel geschmiegt:
„O Mutter, erlöse Dein Kind!"

Es war wie ein Rausch, als die Rosen geblüht —
Da war der Geliebte ihr hold . . .
Nun wühlt die Verzweiflung im öden Gemüt,
Und die Brandung, sie murmelt und grollt.
„O lockende Sünde, o drohende Schmach!
Wie Stunde um Stunde zerrinnt . . .!
Wer hilft mir? Wer sühnt, was ich liebend verbrach?
O Mutter, erlöse Dein Kind!"

Bang schritt ich vorüber — sie hörte mich kaum —
Und ich seufzte: O duldende Welt,
Wo ewig der Hoffnung beglückendem Traum
Sich Schmerz und Enttäuschung gesellt!
Wann, Erde, zerbrichst du die Kette von Stahl,
Mit der uns die Hölle umspinnt?
Die Menschheit, sie leidet unendliche Qual:
„O Mutter, erlöse Dein Kind!"

Und die Sonne versank im Gewölk von Blei,
Aufklagend erbrauste das Meer;
Und die Möwen erhuben ein wildes Geschrei,
Und schwirrten wie rasend einher.
Staubwirbel umpeitschten den Klippen-Altar,
Gell höhnte der heulende Wind;
Und das Mädchen zerraufte ihr wallendes Haar . . .
„O Mutter, erlöse Dein Kind!"

Ernst Eckstein.

Heimkehr.

Aus der Fremde bin ich kommen
Zu des Heimatherdes Brand:
Rote Funken sah ich blinken
Und wie einst in Nacht versinken.
Doch der Stuhl ist fortgenommen,
Der für mich am Feuer stand.

Aus dem Fenster laßt mich sehen,
Wo im Frühlingssonnenlicht,
Lag das Gärtlein, einst mein eigen —
Junges Laub an allen Zweigen!
Dort, wo rot die Tulpen stehen,
Pflegt ich einst Vergißmeinnicht!

Wirst nicht lang im Winkel lehnen,
Mein getreuer Wanderstab!
Mein Gesell, bald ziehn wir beide
Wieder einsam durch die Haide,
Und es trocknen meine Thränen
Mir die Frühlingslüfte ab.

Anna Klie.

Lebensfahrt.

Des Seemanns Gruß auf hohem Meer
Gilt froher ruhelosen Wellen,
Als Sonnenlüften, müd und schwer,
Die nimmer ihm die Segel schwellen.

Umsonst von Glück, bist du der Mann,
Den port fern stille Ströme zwingen;
Freu' dich der Wetter dann und wann,
Die dich dem Ziele näher bringen.

Max Geißler.

Ernst Schulze und Cäcilie Tychsen.

Nach den ungedruckten Tagebüchern, Gedichten und Briefen Schulzes.

IV.

Am 16. Julius. Gestern war ein Thee auf Tychsens Garten. Es ist aber noch immer derselbe Stillstand. Nur einige Beweise von Aufmerksamkeit gab mir Cecilie. Sie bat mich, etwas ihr aufzubewahren und sagte mir, sie finge jetzt die spanische Sprache an, ob ich dieses vielleicht nicht tadeln würde? Als wir hineingingen gab sie mir ihren Korb. Ich fand ein schwarzes Band darin und spielte damit. Sie warnte mich, es ihr nicht wegzunehmen. Ich nahm es aber doch heimlich, um es ihr diesen Morgen auf eine ihr wahrscheinlich angenehme Art zurückzuschicken. Ich hatte einige Bücher auf dem Garten liegen sehen, unter anderm einen schlechten Nachdruck von Klopstocks Oden. Ich tadelte sie, daß sie keine bessere Ausgabe ihres Lieblingsdichters habe und hörte, daß sie bloß die Oden, den Messias gar nicht besitze. Die Frau von W.*) schenkte mir einst eine sehr schöne Ausgabe von dem Messias und den Oden in sechs Bänden. Meine Verhältnisse mit der W. sind vorbey und da ich ihr Bild habe, so brauche ich keine weiteren Erinnerungen an sie. Ich schickte diese Bücher heute Morgen Cecilien zum Geschenk, mit dem Bande das ich ihr gestern genommen hatte, zusammengebunden. In jeden Bande schrieb ich ein Distichon:

1.

Was mir die Freundschaft gab, das biet' ich aufs neue der Freundschaft;
Leicht ein schönres Geschenk fänd' ich, ein wertheres nie.

2.

Kühn wie die Schwingen des Liedes entstrebt Dein Geist, doch es folgt ihm
Stets auf dem schwindelnden Pfad schützend die Grazie nach.

3.

Nimm das erhabene Werk, das im Herzen des Dichters die Gottheit
Dichtete; Heiliges faßt einzig der heilige Sinn.

4.

Sieh mit Bewunderung nur, nicht zagend den Tod des Erlösers;
Nicht Du theilest die Schuld, wenn er für Sündige starb.

5.

Was das Gefühl in das Herz Dir schrieb, das glaube; die Prüfung
Schmückt und bereichert den Geist, aber der Glaube das Herz.

6.

Glaub' es, in Dir auch wohnet ein Gott und beglücket und schwingt sich
Wenn sich das irdische Kleid löste, zum Himmel zurück

*) Die junge Wittwe, von deren Beziehung zu Ernst Schulze bereits wiederholt die Rede gewesen.

Mit Solms stehe ich noch immer in gutem Einvernehmen, nur traut er mir noch nicht recht, wie Meyer mir sagt und glaubt ich sey zu maliziös. Ich bin aber nie maliziös, wenn man Ursache hat zu glauben, ich wolle durch die Malice einen mir vortheilhaften Zweck erreichen. Medisance in dieser Absicht scheint mir die niedrigste aller Niedrigkeiten. Absichtslos über die Thorheiten anderer zu lachen, halte ich durchaus nicht für unerlaubt. Mögen sie doch wieder über die meinigen lachen; ich habe deren genug.

Am 18. Julius. Gestern konnte ich nicht bey Tychsens seyn, weil ich die Nacht mit Eckardt in Marienspring durchschwärmte. Heute ging ich nach der Großmutter, um Kaffe bey ihr zu trinken. Anfangs ließ sich keiner von oben sehen. Endlich kam die Hofräthin herunter und bald nachher Cecilie. Es wurde ein Spaziergang vorgeschlagen, Cecilie wollte aber noch etwas malen und ging wieder hinauf. Es dauerte lange, bis sie wiederkam, und die Hofräthin führte mich daher auf ihr Zimmer, um sie abzurufen. Es wird für eine sehr große Gunst angesehen, dieses Zimmer betreten zu dürfen. Unterdeß war Gustav von Usedom angekommen, um mit uns zu gehen. Wir gingen den Weg nach der Rasenmühle. Anfangs war ich munter, als aber Usedom anfing, seine Albernheiten zu debitiren, schwieg ich. Es ist sonderbar, daß ich viel Witz und Beredtsamkeit habe, wenn ich mit geistreichen Menschen kämpfen muß, aber durchaus nicht im Stande bin, es mit faden und läppischen Gegnern aufzunehmen. Verspotten und persifliren kann ich sie sehr gut, aber nicht ihnen den Rang ablaufen. Sobald ich viel dummes Geschwätz höre, werde ich selbst dumm, aber leider nicht so dumm um mit meiner Dummheit zu glänzen, wie jene es thun. Endlich wandte sich Cecilie zu mir um und sagte: Ich bin es Ihnen auch schuldig, Ihnen noch einmahl die Fantasie von Bach vorzuspielen. — Ich habe Sie nicht darum gebeten, antwortete ich, weil Sie seit einiger Zeit keine Neigung dazu zu haben schienen. — Und Sie schienen seit einiger Zeit nicht in der Stimmung zu seyn, sie anzuhören, erwiderte sie. — So haben wir uns gegenseitig getäuscht, sagte ich. Das Gespräch endete hiermit wieder. Ich begab mich zurück zum Hofrath und der Hofräthin und unterhielt mich mit diesen. Endlich setzten wir uns auf den Rasen. Cecilie hatte einige Kornblumen gepflückt und ich hatte einen Strauß von Rittersporn. Meine Blumen würden sich schön zu den Ihrigen

passen" sagte sie und reichte sie mir hin. Ich mischte sie unter meinen Strauß. Aber geben Sie mir die Blumen wieder, rief sie, ich sagte ja nicht, daß ich sie Ihnen schenken wollte. Hastig gab ich ihr, ohne ein Wort zu sagen, ihre Blumen zurück. Ich habe es mir einmahl zum Gesetz gemacht, sie nie um ein Geschenk zu bitten oder mir etwas von ihr zuzueignen, wenn sie auch nur scheinbar widerstrebte. Wenn sie aber so fein fühlt als ich, so muß sie einsehen, daß dieses Betragen der schönste Beweis von wahrer Liebe ist, den ich ihr geben kann. Beym Zurückgehn suchte sie auf alle Weise ein Gespräch mit mir anzuknüpfen, ich wich aber aus Eigensinn immer aus. Sie neckte mich mit meinem Stillschweigen und fragte plötzlich, ohne daß ich ihr eine Ursache dazu gegeben hätte, ob ich neulich, als wir nach der Papiermühle gegangen wären, das Blumenorakel befragt hätte, denn sie hätte bemerkt, daß ich immerwährend Blumen zerpflückt habe. Diese Worte konnten durchaus keinen andern Bezug haben, als auf die Scene im Garten am 9. May. Nachher warf sie mir mein rätselhaftes Betragen vor und sagte, ich gäbe immer Räthsel auf und wollte nie Räthsel rathen. Ich antwortete kalt, ich hasse alle Räthsel. Als ich immer noch beym hartnäckigen Stillschweigen beharrte, sagte sie aus meinem Gedicht über Bachs Fantasie die Verse:

„O Menschlichkeit, du schönste Blume,
Die in des Herzens Tiefen blüht,
Du welkst in deinem Heiligtume"

und fragte: Von welchem Dichter sind diese Verse? Ich schwieg noch immer, lächelte aber freundlich. Als wir in die Stadt zurückkamen, wollte Usedom über den Grohnder Wall gehen, Cecilie bestand aber darauf, sich über den Wehnder Wall nach Hause zu begeben. Als wir hinter mein Haus kamen, zeigte sie auf meine Fenster und rief freundlich: Dort wohnt der Doktor Schulze. Ich konnte jetzt meinen Eigensinn nicht länger festhalten und muß gestehen, daß ich mich unerträglich stolz betragen habe. Usedom schwatzte unablässig, aber sie antwortete ihm nicht mehr und sprach nur mit mir. Ich danke Ihnen herzlich, sagte sie, daß Sie mir Klopstocks Werke geliehen haben. Das Wort geliehen frappirte mich. Ich glaubte indeß, sie wolle vor Usedom nicht von der wahren Beschaffenheit der Sache reden und antwortete daher nach einem kurzen Stillschweigen: Ich mußte Ihnen ja das Band zurückschicken, welches mir neulich am Arm hängen geblieben war. Hat die Sophie von W., fuhr sie fort, alle die Verse geschrieben, welche vor dem Titel der Bände stehen? Das erste Distichon schien mir nicht von ihrer Hand zu seyn, die übrigen sahen so aus, als ob sie von Ihnen geschrieben wären. Jetzt merkte ich, daß sie über die Bestimmung des Geschenks noch ungewiß war, Ich antwortete: Alle Verse sind von einer Hand; wie konnten Sie hier ein Räthsel finden? Den Klopstock darf man nicht in einem Nachdruck lesen. Weiter wurde über die Sache nichts geredet. Wir verabredeten auf übermorgen eine Parthie nach dem Geismarschen Holze. Usedom wollte durchaus, daß die Parthie morgen gemacht werden solle, weil es übermorgen vielleicht kein gutes Wetter seyn würde und verlangte daher, ich sollte meine Collegia aussetzen. Cecilie sagte aber freundlich, sie glaube, es werde übermorgen schönres Wetter seyn, als morgen.

Am 24. Julius. Leider konnte ich nicht mit bey der Parthie seyn, die vorgestern erst zu Stande kam, weil es an dem bestimmten Tage nicht aufhören wollte zu regnen. Während ich auf dem Katheder stand und meinen Zuhörern den Prometheus und die Metrik vielleicht ebenso langweilig machte, als sie mir waren, amüsirten sich Itzstein und Usedom mit Tychsens im Geismarschen Holze. Heute fand ich Tychsens ganz allein, nur der Assessor Kern war dort. Cecilie hatte ein kleines Flußfieber und lag in der Nebenstube auf dem Sofa. Ich scherzte mit Adelheit, die mir sehr gewogen zu werden scheint. Endlich wurde mir erlaubt zu Cecilien hineinzugehen. Sie war unendlich schön und liebenswürdig. Wegen ihrer Kopfschmerzen hatte sie ihre Haare aufgelößt. Nächst der Frau von W. hat sie das schönste Haar, das ich je gesehen habe. Ich setzte mich neben ihr an's Sofa und wir sprachen freundlich. Sie hat mir wenig gesagt, was eigentlich auf mich Bezug hatte, und doch hat sie mich noch nie so liebenswürdig behandelt wie heute. Ihre Locken flossen auf meinen Schooß herunter und sie litt es; ich aber fühlte mich unendlich glücklich. Adelheit saß am Klavier und sang, Cecilie bat sie, das Lied von Schiller zu singen:

„Sie durfte mir kein Wörtchen sagen
Zu viele Lauscher waren wach.
Den Blick nur durft' ich schüchtern fragen,
Und wohl verstand ich, was er sprach."

Als Adelheit begann, sah sie sich nach mir um und ich verstand den süßen Wink. Nachher las ich den Dichter und sein Vaterland von St. Schütz.*) Sie unterbrach mich einige Mahle so liebevoll, ermahnte Adelheit, mir fleißig Wein und Selterwasser einzuschenken und fragte mich von Zeit zu Zeit, ob ich auch nicht heiser würde, und ob es mir auch nicht zu viele Mühe machte, und dennoch schien sie nicht zu wünschen, daß ich aufhören möchte. Die zarte Seele, sie weiß es zu gut, welch eine Lust es für das Herz ist, für das was man liebt, etwas zu thun. Sie wollte mir diesen Genuß nicht rauben, mir aber durch ihre Äußerungen andeuten, daß sie meine Mühe nicht verkenne. Ach, ich merke es nur zu gut, sie hat mich gefangen.

Am 25. Julius. Ich trank bey der Großmutter Kaffee, medisirte und witzelte etwas mit der Wunderlich und vernünftelte mit der Hofräthin. Die Wunderlich wollte mich engagiren, mit nach der Stegemühle zu gehen, wohin der Graf Bochholtz und der Doktor Toelken einen Spaziergang vorgeschlagen hatten, ich entschuldigte mich aber mit meinen dringenden Geschäften, die mir keinen Augenblick länger Freyheit vergönnten, und verfügte mich, sobald sie fortgegangen waren, oben hinauf. Cecilie

*) „Der Dichter und sein Vaterland. Lustspiel in drei Akten von J. Stephan Schütz. Als Vorschlag zu einer Todtenfeyer für alle Dichter, die gestorben sind oder noch sterben werden." Leipzig 1807.

war sehr munter und heiter. Sie mußte Arzeney nehmen und ließ mich aus ihrem Löffel die Medizin schmecken. Als ich ein saures Gesicht machte, brachte sie mir mitleidig ein Glas Wasser, um den üblen Geschmack fortzuspülen. Hernach bat sie mich, ihr etwas vorzulesen. Ich hatte erst der Schicklichkeit halber bald wieder Abschied nehmen wollen, diese Bitte gab mir aber eine schöne Gelegenheit, zu bleiben. Wir waren über die Wahl des Buches ungewiß und geriethen darüber in tausend Gespräche die uns gar nicht zum Lesen kommen ließen. Adelheit war nach Mariaspring, die Hofräthin erschien fast nie im Zimmer und die Großmutter saß für sich am Fenster und ermahnte nur von Zeit zu Zeit Cecilien zur Ruhe, wenn wir zu rasch und heftig in der Unterhaltung wurden. Dann spielte mir Cecilie einige köstliche Fantasien von Sebastian Bach vor und wir trieben tausend Possen. Als sie sich auf einige Augenblicke entfernt hatte, wühlte ich in ihrem Strickkorb umher und fand einen angefangenen Brief an Christel Meyer, wohinein ich aus einer verzeihlichen Neugierde einige Blicke zu thun mich nicht enthalten konnte. Es war die Rede ich weiß nicht von welcher Gesellschaft und ich sah unter andern die Worte: Sch. — war wie gewöhnlich abgeschmackt und charakterlos. Ich erschrak anfangs und bezog dieses auf mich, als ich mich aber besann, fand ich, daß ich seit längerer Zeit mit ihr in keiner Gesellschaft zusammen gewesen sey und daß das Sch.— also einem von den beyden Grafen Schulenburg gelten mußte. Als sie zurückkam, wurden wir von der Hofräthin ernstlich ermahnt, still zu seyn und zu lesen. Ich schlug die Comédies de Saintfoix*), meines Lieblings vor. Jetzt fand sie eine schöne Gelegenheit, mich wegen meines Geschmacks am Französischen auszuschmählen. Kaum hatte ich einige Zeilen gelesen, so sagte sie, ich spräche das Französische gar zu unerträglich wie ein Franzose aus, sie möchte nichts weiter hören, denn sonst würde sie keinen Deutschen vor sich zu sehen glauben. Unmuthig warf ich das Buch auf den Tisch. Ich sollte jetzt Englisch lesen, wollte aber nicht, weil ich böse war. Bald fingen wir indeß von neuem an zu plaudern. Sie neckte mich mit einem Zahlen-Orakel, das sie neulich bey dem Fräulein von H. befragt habe und das ihr in Rücksicht meiner eine Antwort gegeben hätte, die mich grade nicht in das beste Licht setzte. Als sie mir durchaus nicht sagen wollte, was das Orakel gesprochen hätte, rächte ich mich durch einige schale und weit hergeholte Schmeicheleyen über ihre Schönheit. Die Mutter verwies uns noch einmahl zur Ruhe und wir wurden endlich einig, etwas aus dem Schiller zu lesen. Ich ging auf ihr Zimmer, um das Buch zu holen. Als ich zurückkam, fand ich sie unmuthig im Zimmer auf und abgehen. Herr Doktor, sagte sie, Sie haben Adelheits Strickkorb durchsucht! Ist das eine Sünde? antwortete ich. Auch in dem meinigen haben Sie gekramt, fügte sie hinzu, die Großmutter hat es mir verrathen und ich finde dieses sehr sonderbar. Mein Gott, antwortete ich lachend, ich habe ein wenig mit Ihrem Fingerhut gespielt; das sollte mir doch billig kein so böses Gesicht zuziehen. Das beruhigte sie. Ich fing an zu lesen, unterbrach mich aber bald, um einige tadelnde Bemerkungen über Schillers Versifikazion zu machen. Wir geriethen jetzt in einen sehr lebhaften Streit, und verirrten uns bis zu der Musik der Alten und den Rythmen des Pindar. Sie warf mir etwas bitter meinen Kosmopolotismus und meine Überschätzung des Fremden vor. Obgleich sie ihren Tadel dadurch etwas versüßte, daß sie einen Vers aus meiner Epistel an sie über die Liebe citirte, ward ich dennoch heftig. Nachdem wir uns tüchtig gezankt hatten, fingen wir an zu schmollen. Sie setzte sich an's Klavier, spielte einen Bärentanz und sagte spöttisch: Voilà de la musique française, doch verlor sie sich bald in schönere Akkorde und sagte endlich freundlich: Ich will Ihren bösen Dämon durch die Musik zu besänftigen suchen. Ich benutzte diese Zeit, um eine Ode an sie im Alcäischen Maaß, die mir über Erwarten gerathen ist, hervorzuziehen. Sie enthält eine Erklärung dessen, was sie mein räthselhaftes Betragen zu nennen pflegt.*) Ich legte das Gedicht in ein Buch, zeigte es ihr und sagte: Sie haben mich immer ein Räthsel gescholten. Hier ist die Auflösung; aber ich möchte nur für Sie kein Räthsel mehr seyn, den Übrigen wünsche ich es zu bleiben. Hiermit legte ich das Buch aufs Klavier. Sie sah mich stillschweigend mit einem Blick an, der mein Innerstes durchdrang, schlug dann die Augen nieder und spielte weiter. Wir sprachen jetzt nur noch einige abgebrochene Worte, ich nahm bald meinen Hut und ward von der Hofräthin freundlich gebeten, recht bald wieder zukommen. Dieses geschieht nur, wenn sie jemandem recht wohl will. Mein Gedicht wird herrliche Wirkung thun. Es ist ganz im Geiste Ceciliens gedichtet und glüht von heiliger, inniger Liebe.

Am 27. Julius. Heute habe ich einen vollständigen Sieg über Auguste G. davon getragen und sie hat mich um Friede bitten lassen. Wir waren in einem Thee bey der Schubbert. Alle die Malice, die

*) François Poullaine de Saintefoix (1669 bis 1776)

*) „An Cäcilie". (Sämmtliche poetische Werke Dritte Auflage 1855. Band IV. S. 216.) Die Ode beginnt:

„Du nennst ein Räthsel, nennst verschlossen mich,
Der Alles jüngst, was in der geheimsten Brust
Ihm blühte, was im tiefsten Herzen
Heilig sich spiegelte, Dir gestanden?

Du weißt es Alles, was ich Dir sagen kann:
In jedem Blick, in jedem gedämpften Laut,
Im stummen Gram und in des Frohsinns
Sonnigem Lächeln enthüllt mein Herz Dir,

Daß Du allein ihm Leben und Liebe bist,
Daß zart und innig jedes Gefühl in mir
Dein Eigenthum ist, daß Dein Blick nur
Kraft in die Brust mir und Milde sendet."

Das Gedicht schließt:

„O gib' ein Blümchen, wenn Du nicht reden darfst,
Gib Deines Lächelns flüchtigsten Sonnenstrahl,
Den stillsten Blick mir nur zum Pfande,
Daß Du mein Inneres ganz errathen."

ich so lange im Umgange mit Cecilien hatte verstecken müssen, brach jetzt, da mein guter Genius nicht gegenwärtig war, mit doppelter Kraft hervor. Ich griff meine Widersacherin von allen Seiten an und sie war zu schwach, um mir zu widerstehen. Sie wurde nachdenkend und verstimmt. Welch' ein Triumph über eine Kokette! Meyer führte sie nach Hause und ich blieb noch etwas, um Therese K. meinen Arm zu bieten. Als ich meine Dame nach Hause gebracht hatte, fand ich Meyer, der mir unter Weges auflauerte. Er machte mir Vorwürfe über mein Benehmen und sagte, daß die G. ihm aufgetragen habe, mich um Friede zu bitten, weil ich ihr zu sehr überlegen sey. Mehr als diese Demüthigung verlange ich von diesem stolzen Wesen nicht und es wird ein neues Verhältniß unter uns eintreten. Sie hat mich eigentlich nie beleidigt. Mein ganzes Betragen gegen sie stammte aus ehemahliger Freundschaft gegen Minna, der sie Meyer entrissen hatte. Als nachher dieser Grund aufhörte, setzte ich die angefangene Rolle theils aus Gewohnheit fort, theils war sie mir auch ein sehr willkommenes Stichblatt meiner sarkastischen Laune. Sie hat mir in meinen hiesigen geselligen Verhältnissen großen Vortheil gewährt. Durch meine ewigen Kriege mit ihr habe ich viel Geistesgegenwart erhalten. Auch gab es mir theils Celebrität, daß ich die allgemein Angebetete so bitter verfolgte, theils gewann ich dadurch den Ruf eines witzigen Kopfes, ein Ruf der mir im Grunde sehr wenig zukömmt. Sobald ich sie wiedersehe, werde ich sie sehr fein und galant behandeln. Wenn Cecilie nicht wäre, so könnte ich vielleicht auf die Idee kommen, ein Meisterstück bey ihr zu versuchen und mir ihre Gunst zu erringen streben. Dazu ist mir aber vielleicht zu meinem Glück der Weg verschlossen.

Am 29. Julius. Aus Cecilie kann ich mich nicht finden. Ich wollte zum Professor Wunderlich, fand nur seine Frau und bey ihr Adelheit Tychsen. Als wir etwas gesprochen hatten, kam auch Cecilie. Sie setzte sich zu uns, schien aber mit mir jede Unterredung vermeiden zu wollen. Nachher trennte sie sich von uns und fing an, im Schiller zu lesen. Ich wollte ein Gespräch mit ihr anfangen, konnte aber durchaus nicht in den Gang kommen. Nur auf zwey Äußerungen wurde sie aufmerksam; auf die, daß ich ein Tagebuch führte und daß ich Michaelis zu Wunderlichs zöge. Vielleicht bezieht sich ihr Benehmen auf meinen Wunsch, den Andern ein Räthsel zu bleiben, vielleicht scheut sie sich vor Wunderlichs, denn der Professor versäumt es bey keiner Gelegenheit, über uns beide zu spaßen. Auch hätte es heute, da sie gleich nach mir kam, so aussehen können, als wäre sie meinetwegen gekommen. Meyer hat mir übrigens neulich an G.'s Ball einen schlimmen Dienst gethan. Er hat ihr gesagt, daß es sein Grundsatz sey, das Leben schnell zu genießen, und jeden flüchtigen Genuß flüchtig mitzunehmen. Als sie ihm gesagt, daß sie dieses nicht für den Zweck des Lebens halte, hat er geantwortet, er habe diese Filosofie von mir gelernt. Diese Äußerung kann mir Schaden thun, denn bey ihr habe ich immer eine ganz andere Rolle gespielt. Doch habe ich ihr ja auch zehnmahl gesagt, daß erst sie mir Zartgefühl und eine schöne Ansicht vom Leben gegeben habe. Solms ist gefährlich krank gewesen. Ich wollte ihm gern ein Zeichen meiner Theilnahme geben, und schickte daher heute zu ihm und ließ mich nach seinem Befinden erkundigen.

Am 1. August. Ich bin es müde. Nicht länger will ich die Launen eines koketten Mädchens tragen. Von heute an breche ich, wenn es meinem Herzen auch etwas kosten sollte. Kein freundliches Wort, kein Blick für meine zarte, für meine unendliche Liebe, während anderen, die nicht so viel werth sind, als mein Schatten, indem sie Unsinn sprachen, eine freundliche Aufmerksamkeit gegönnt wurde. O Gott, dieses Mahl hat mich meine Menschenkenntniß betrogen. Ich kannte noch keine Kokette, die mit Gefühl prunkt, während sie kälter ist, wie Eis. Meine Eitelkeit verdiente wohl eine solche Strafe und die Frau von P.*) ist gerächt. Es war ein schöner Traum, der seeligste meines Lebens, er hat mir viel Freude gemacht, ich will nicht undankbar seyn. — Es ist ja kein Traum ohne Erwachen, und das Leben ist nur trockene Prosa. Ich wollte daß ich todt wäre. Wenn auch drüben nichts ist, so langweilte ich mich hier doch nicht länger. Mein Gefühl wird verwelken, in dieser Liebe hat es sich erschöpft. Auch gut! Sind doch die Narren und die herzlosen Menschen glücklich, die ich heute sah. Ich habe mich gegen mich selbst verstellt, als ich dieses Verhältniß auf eine leichte Weise zu behandeln vorgab. O meine ganze Seele war darin! Alle meine früheren Verbindungen waren Kitzel der Eitelkeit und Sinnentrug; diese hat mich besser gemacht, um mich unglücklich zu machen, doch ich will kein Thor seyn. Sollte ich auch meine zarteren Gefühle aufopfern, ich will meinen Leichtsinn wieder erkaufen. Dann aber ist die Reihe an ihr, Kränkungen zu dulden, wie ich sie jetzt geduldet habe. O wäre es mir doch gegeben, so unausstehlich fade zu seyn als einige Menschen. Ich würde sie mit galanten Albernheiten überschütten, und, weil sie mich kennt, würde ich ihr kein deutlicheres Zeichen von Verachtung geben können. — Sie hat mir meine schönsten, meine tiefsten Gefühle gekostet. So kann ich nie wieder lieben und ein Leben ohne Liebe, o Gott, das ist eine Nacht ohne Sterne.

Ich könnte mich selbst betrügen; ich könnte sagen: sie will ihre Liebe verbergen, darum handelt sie so. Hat sie nicht, als ich heute Abend einige versteckte bittere Anmerkungen nicht zurückhalten konnte, gesagt: „Der Schein trügt!" Antwortete sie nicht, als ich ihr vorwarf, sie schiene heute sehr übler Laune: — „Das ist mir sehr leid!" Nein, ich will keine fruchtlose Täuschung mehr. Aus dem innersten Herzen hatte ich geschrieben:

„Gieb mir ein Blümchen, wenn Du nicht reden darfst
Gieb Deines Lächelns flüchtigsten Sonnenstrahl
Den stillen Blick nur mir zum Pfande
Daß Du mein Inneres ganz errathen."

*) Die Dame, mit welcher der Dichter unmittelbar vor dem Bekanntwerden mit Cäcilie, die in der Einleitung erwähnte Beziehung unterhalten.

Warum weigerte sie mir denn mit kalten Worten die Blume, um die ich sie bat? Forderte ich denn Liebe von ihr? Nein, ich wollte nur, sie sollte mein Herz für das anerkennen, was es ist, sie sollte mich achten. Sie hat nicht gewollt. Gut, wir sind auf ewig getrennt. Ich habe wenigstens noch Kraft genug, mich selbst zu schätzen, wenn ich auch in diesem Augenblicke nicht Kraft genug habe, ruhig zu seyn. Ihre Eitelkeit verliert an mir, auch das ist schon Rache. Sie hält mich vielleicht für einen Alltagsmenschen, der zehnmahl zurückgestoßen mit derselben Höflichkeit wiederkömmt. Nein, ich bettle um keine Gunst, die ich verdienen zu können glaube. Sie hat mich vielleicht unglücklich gemacht, aber erniedrigen soll sie mich nicht.

Am 2. August. Ich will einmahl ein wenig mit mir selbst abrechnen. Gestern Abend war ich zu heftig und ich habe mich wahrhaftig lächerlich gegen mich selbst betragen. Was für Gründe habe ich denn eigentlich, so aufgebracht zu seyn und wenn ich wirklich Gründe habe, berechtigen sie mich, mich unglücklich zu fühlen? Sie war nicht freundlich gegen mich, sprach nicht viel mit mir und wollte mir die Blume nicht geben, die ich von ihr als ein Zeichen forderte, daß sie mein Gefühl ehre. Daß sie mir durchaus lächerliche und nichtsnutzige Leute vorgezogen habe, ist mit meiner Erlaubniß nicht wahr. Sie sprach freylich anfangs viel mit Usedom, doch nur in der Zeit, als das Gift noch nicht in mir war. Nachher, während meines pitoyablen Zustands, unterhielt sie sich fast nur mit Ältster. Ich würde es ihr selbst verdenken, wenn sie den nicht schätzte. Dafür war ich gestern von Anfang an durchaus nicht liebenswürdig. Sie darf mir doch nicht nachlaufen und mir die Avancen machen. Wenn ich gerecht seyn will, so muß ich erwägen, was sie oft bey meinem Betragen fühlen mag. Ich bin, wenn mich die Laune anwandelt, oft so einsylbig, so ohne alles Leben und ohne die mindeste Theilnahme, daß sie oft vielleicht ebenso erzürnt auf mich seyn mag, als ich auf sie. Ihr Vergehen beruht also darin, daß sie mir die Blume nicht geben wollte. Dieses war entweder Laune oder weibliche Delikatesse, oder Scheu vor Usedom, der sie zuweilen mit mir zu necken scheint. Auch muß sie bedenken, daß die kleinste Gunst, die sie mir ertheilt, von der größten Wichtigkeit sey, da sie das Verhältniß kennt, worin ich zu ihr stehe. Eine kleine Strafe verdient sie indeß, und ich werde mich eine Zeit lang nicht um sie bekümmern — wie ich heute angefangen habe. Ich will sie genau beobachten, finde ich sie so kokett, wie sie mir gestern schien, so werde ich mir einen Scherz mit ihr machen; ich werde alles Süße, was ein solches Verhältniß gewähren kann, genießen und mich nicht unglücklich fühlen über das, was ich voraussehen konnte. Ist sie es werth, geliebt zu werden, so werde ich sie lieben, wenn sie mich wieder lieben will und werde mich ihres Umgangs erfreuen, wenn sie mir nur Freundin seyn kann. Daß ich in Gunst bey ihr gestanden habe, ist wahr, sowie es wahr ist, daß sie mir Beweise eines nicht ganz unempfindlichen Herzens gegeben hat. Sie nahm meine Gedichte und meine Geschenke an, ohne sie mir zurückzugeben. Wenn ich ihr würklich gleichgültig war, so handelte sie wie eine Hetäre, ohne alles weibliche Zartgefühl; so niedrig steht sie aber nicht, mag sie übrigens seyn wie sie will. Ich war ungerecht, sie launisch: beydes hebt sich ungefähr gegen einander auf und es ist kein Defizit in unserer Rechnung, meine Eitelkeit kann sich aber hiebey nicht begnügen. Ich kämpfte heute lange, ob ich zu der Großmutter gehen sollte oder nicht. Endlich beschloß ich, Wunderlichs zu besuchen sodaß diese mich bitten sollten, mit herüber zu gehen. Alles war indeß schon nach Tychsens Garten. Ich ging langsam die Chaussee hinauf, vor dem Balkon des Gartenhauses vorbey, worauf die ganze Gesellschaft versammelt war, that aber, als ob ich tief in Gedanken sey und keinen Menschen bemerke. Ich stieg dann auf den von mir getauften Kartoffelberg, in der gewissen Erwartung, genau beobachtet zu werden. Dort stand ich ungefähr eine halbe Stunde, pflückte mir einen Blumenstrauß, ging ungefähr noch eine halbe Stunde spatzieren und begab mich darauf zurück. Man hatte den kleinen Agathon*) abgerichtet, mich herauf zu rufen, und mir meinen Strauß abzufordern. Jetzt erfuhr ich, daß Cecilie mich zuerst auf dem Berge bemerkt und sogar die Blumen erkannt haben wollte, die ich gepflückt hatte. Dieses Zeichen von Aufmerksamkeit war schon etwas werth. Ich bekümmerte mich aber durchaus nicht um sie, sprach mit ihr fast kein Wort und unterhielt mich viel mit der Wunderlich. So werde ich es vielleicht den künftigen Sonnabend forttreiben, wenn keine Erklärung erfolgt.

Am 8. August. Es ist alles wieder im alten Gleise, aber ich bin in der peinlichsten Verlegenheit und habe die schönste Gelegenheit zu sehen, ob das Glück mir überhaupt in der Welt wohl will oder nicht. Solms war heute zum ersten Mahle wieder bey Tychsens. Ich ging zu ihm, freute mich über seine Besserung und behandelte ihn recht liebenswürdig, ein Lob, das ich mir ohne Schmeicheley geben kann. Mit Cecilien that ich, als ob nichts vorgefallen sey. Sie saß zwischen Solms und mir und theilte sich auch zwischen uns beyde, nur erhielt ich obendrein die schweigenden Blicke, um die ich in meinem Gedicht gebeten hatte, und sie sagte mir, um mich zu versöhnen: Ich habe 14 Tage hindurch Kopfschmerzen gehabt. Der Friede war also geschlossen. Ich hatte ein recht hübsches Gedicht gemacht, worin ich sie als meine ewige süße Fantasie, die mich über schwellende Wiesen und duftende Haine durchs Leben leite, vorstellte.**) Ich wollte ihr das Gedicht gerne zuspielen, fand aber keine Gelegenheit. Beym Zuhausegehen bat ich um ihren Korb. Sie verweigerte ihn scherzend. Itzstein und Solms thaten nachher dieselbe Bitte und sie sagte endlich: Wenn ich einem von Ihnen meinen Korb zu tragen gebe, so ist es der Doktor Schulze.

---

*) Sohn des Professor Wunderlich.

**) „Dämmerungsphantasie. An Cäcilie". („Vergebens senkt mein Geist u. s. w.") Sämtliche Poetische Werke. Dritte Auflage 1855. Band IV. S. 220.

Ich erhielt ihn also. Oben lag ein Blatt Papier, ich praktizirte mein Gedicht sehr fein darunter. In der Allee wollte ich ihr einen Wink geben und sagte: Diese Hülle verbirgt vielleicht ein Geheimniß. — Soll ich den Schleyer heben? fragte sie und wollte das Blatt fortziehen. Nein, antwortete ich, das Geheimniß muß verhüllt bleiben. Sie schien mich errathen zu haben und schwieg. Ich war indeß noch immer sehr ungewiß. Ich ging noch etwas mit ihr hinein. Als Licht gebracht wurde, war mein erster Blick auf den Korb und es schien mir, als ob das Blatt gelüftet worden wäre. Ich nahm den Korb, als spielte ich damit, faßte hinein und fand das Gedicht noch darin. Ich setzte ihn in eine dunkle Ecke des Fensters. Die Großmutter nahm ihn von dort fort und transportirte ihn, ich weiß nicht in welche Ecke, sodaß ich ihn aus dem Gesichte verlohr. Solms kam jetzt noch einmahl zurück und brachte einige Flaschen Eau de Cologne, weil Cecilie sich über Kopfweh beklagt hatte. Kaum war er fort, so nahm Cecilie das Geschenk und sagte: Jetzt will ich mit meinen Schätzen hinaufziehen, denn ich bin müde. Sie war vorher in die Gegend gegangen, wo ich den Korb vermuthete, ich konnte aber nicht unterscheiden, ob sie ihn wirklich mitnahm. In der größten Angst empfahl ich mich eiligst, um ihr auf dem Hausflur noch einige Worte zu sagen, aber sie war schon fort. Als ich aus der Thür ging, sah ich, daß die Hofräthin ein Papier auseinanderfaltete, welches meinem Gedichte ähnlich war. Wenn dies der Fall gewesen ist, so habe ich mir die häßlichste Posse gespielt, die ich mir nur hätte spielen können. Zum Glück kömmt das Wort „Liebe" nur einmahl vor und das Ganze verträgt eine ziemlich unschuldige Auslegung. Man kann es als bloße Galanterie ansehen. Indeß kann ich mir nicht vorstellen, daß Cecilie meine List nicht sollte gemerkt und das Gedicht sollte zurückgelassen haben. Es war noch nicht 9 Uhr, als sie hinaufging, es scheint, daß sie diese Zeit zur Lektüre des Gedichtes benutzen wollte. Vielleicht glaubte sie sich sicher genug, das Gedicht liegen lassen zu können und weidete sich ein wenig an meiner Verlegenheit. Die Zeit wird alles lehren. Deus omnia bene vertat.

Am 9. August. Sie ist eine ausgemachte Kokette und der ernsthafte Theil des Romans ist geendigt. Ich fühle mich zum Glück nicht so unglücklich als ich glaubte, werde aber doch nicht unterlassen, sie mein Übergewicht ein wenig fühlen zu lassen. Ich ging zur Großmutter, um wegen meines Gedichtes etwas zu spioniren. Ich fand alles in sehr gutem Zustande, an ihr bemerkte ich übrigens keine Veränderung. Wunderlich mit seiner Frau, der Graf Bochholz und Gustav von Usedom holten uns nachher zum Spaziergange ab. Anfangs ging alles gut. Wir kamen zu einer Brücke und Cecilie sagte zu mir: Wer kein gutes Gewissen hat, der nehme sich in Acht. Ich weiß nicht, worauf sich dieses beziehen sollte. Ich betheuerte meine Unschuld und sie sagte: Wenn Sie nur irgend jemals etwas begehrt haben, was einem andern zugehörte, so haben Sie auch schon eine Sünde auf dem Gewissen. Auch dieses war mir ein Räthsel. Usedom nahm nachher ihren Arm, als sie matt wurde; um mich zu trösten, gab sie mir ihren Schirm. Wir gingen nach der Stegemühle. Usedom ist mir ein gefährlicherer Gegner als irgend jemand, denn er bringt mich mit seinen Fadaisen immer zum Schweigen. Beym Zurückgehen pflückte Bochholz Kletten und warf Usedom damit. Auch mir drohte er und ich pflückte eine Handvoll zur Vertheidigung. Als unsere Fehde geendigt war, wollte ich sie fortwerfen, Bochholz riß sie mir aber aus der Hand. Wir berührten dabey Ceciliens Tuch. Sie sah sich um und Bochholz rief: Der Doktor wollte Ihnen einige Kletten anhängen! Verschonen Sie mich mit solchen Späßen, sagte sie und sah mich mit einem Blick an, der mich vernichten sollte. Ich antwortete: Ich hoffe nicht, daß Sie mich für schuldig halten werden, und wandte mich dann zu Bochholz und sagte: Herr Graf, das war ein schlechter Spaaß! Auch Adelheit betheuerte meine Unschuld und ich glaubte die Sache beygelegt. Einige Zeit nachher wollte ich ein Gespräch mit Cecilie anfangen; sie sagte aber kurz: Seit der Klettengeschichte habe ich Ihnen Fehde angekündigt. Ich habe Ihnen versichert, daß ich nicht schuldig sey, antwortete ich etwas bitter; ich dächte, daß Sie meinen Worten trauen könnten. Ich traue Ihrer That mehr als Ihrem Worte, erwiderte sie. Eh bien! rief ich mit verächtlichem Tone und ging von ihrer Seite. Sie achtet mich nicht, darum habe ich auch keinen Grund, sie zu achten. Als wir Abschied nahmen, sagte ich ihr, da sie Kopfweh zu haben vorgab: Ich wünsche Ihnen gute Besserung, obgleich wir in Unfrieden schieden. Sobald ich sie wiedersehe, werde ich ihr mit dürren Worten versichern, daß ich mich selbst zu sehr achte, um mich zum ewigen Spiel einer veränderlichen Laune herabzuwürdigen und werde sie dann ganz als Kokette behandeln. à dieu pour toujours!

„Löscht aus das Licht und laßt den Vorhang nieder,
Es ist vorbey, das weinerliche Spiel,
Verhüllt Euch gut, denn draußen ist es kühl,
Ins kalte Reich der Prosa kommt Ihr wieder
Drum schnallt es ab, das wächserne Gefieder,
Und in den Schrank schließt sorgsam das Gefühl.
Lucrezia, die sich aus Scham erstochen
Ist mit Tarquin schon längst ins Bett gekrochen
Und schämt sich nicht, mag auch ganz Rom es sehen
Und Collatin, der ihre Schmach gerochen,
Läuft jetzt umher, dem gnädigen Mäcen
Der zum Douceur zwölf Kreuzer ihm versprochen
Ein Jungferchen zum Nachttisch auszuspähn.
Die Tugend hat erbärmlich sich erbrochen,
Das Laster speist; laßt uns zu Bette gehn."

Am 14. August. Ich wollte am Morgen nach Tychsens gehen, um mich wegen der Parthie nach dem Hanstein zu erkundigen, die auf den Sonntag verabredet war. Ich begegnete der Hofräthin und Cecilien in der Allee, als sie nach dem Garten gehen wollten. Ich ging mit ihnen und sprach Anfangs nur mit der Hofräthin. Cecilie war ganz schwarz gekleidet und hatte ein goldenes Kreuz auf der Brust hängen. Ich sagte ihr: Sie sind ja so klösterlich angezogen, wollen Sie vielleicht Ihre Sünden büßen? Sie antwortete nicht. Die Hofräthin schien mein

Frage etwas übel zu nehmen und sagte: Wenn alle Menschen so wenig Sünden zu büßen hätten, als Cecilie, so wäre es besser auf der Welt. Jetzt kam uns Adelheit nach und ich scherzte mit dieser. Sie beklagte sich, daß ihr der Graf Bochholz ihren Schirm am vorigen Sonntag ruinirt habe und ich antwortete mit einem Blick auf Cecilien: Der Graf Bochholz that mehr alberne Dinge. Übrigens sprach ich kein Wort mit ihr und auch sie war auf dem ganzen Wege stumm. Morgen bin ich auf eine Hauptaction gefaßt.

Am 16. August. Ich fange an, mich in meinem Verhältniß mit Cecilien zu langweilen, und doch ist es mir nicht möglich, ganz ohne ein solches Verhältniß zu leben. Ich zeigte gestern Anfangs eine schneidende Kälte gegen Cecilien, sprach nicht mit ihr und scherzte mit Adelheit. Endlich setzte ich mich zu jener, gab aber fast kein Wort von mir. Um doch etwas zu sprechen, fragte ich endlich, ob sie sich gestern nicht wohl befunden hätte? Sie meinen wohl, ob ich schlechter Laune gewesen sey, antwortete sie. Das könnte wohl seyn, erwiderte ich. Wenigstens, fuhr sie fort, ließen Sie es mich gestern deutlich genug merken. Seit vorigen Sonntag kenne ich ganz Ihre Launen, sagte ich, und ich kann nicht umhin, mich noch immer sehr beleidigt zu fühlen, daß Sie dem Grafen Bochholz mehr glaubten, als mir. Mußte ich es nicht, da die That so wider Sie sprach? versetzte sie. Es war mir sehr kränkend, entgegnete ich, daß sie nur den Gedanken fassen konnten, ich hätte so etwas thun wollen. Ey, das war ja eine Kleinigkeit, die nicht so vielen Zorns bedurfte, antwortete sie. Keine Kleinigkeit für mich, sagte ich, denn wer meinem Wort nicht traut, wenn ich ernsthaft etwas versichere, der zeigt, daß er überhaupt nicht viel von mir erwarte. Das hätte mit drey Worten abgethan werden können, antwortete sie etwas empfindlich, weil sie ihr Unrecht fühlte und es nicht gestehen wollte. Jetzt brachen wir unser Gespräch ab, und die Unterhaltung ward allgemein. Ihrer Kränklichkeit muß ich viel verzeihen, denn sie ist wirklich jetzt in einer bedaurungswürdigen Lage.

Am 21. August. Es ist nicht möglich, ich kann nicht von Cecilien lassen, so kalt ich mich auch oft gegen mich selbst stellte. Alle meine Gedanken sind wieder bey ihr und ich verträume den ganzen Tag ihrenthalben. Ach, ich sehe es nur zu gut, mit jedem Augenblick welkt sie dem Tode mehr entgegen und dieser wehmüthige Gedanke macht sie mir theurer als je. Bald wird dieses schöne Leben nicht mehr seyn und mit ihr werden viele zarte und heilige Gefühle unter dem Grase schlummern. Möge sie denn sanft sterben, sie ist für diese rauhe Welt nicht geschaffen. Oh ich werde einen bittern Kelch zu leeren haben, ewig werde ich um sie weinen! Und doch möchte ich sie sterben sehen, ein solcher Anblick muß die sittliche Reinheit für das ganze Leben dem Herzen bewahren. Ich war auf dem Garten. Sie befand sich sehr matt und übel. Der Anblick griff mich zu sehr an, als daß ich viel hätte sprechen können. Dennoch spielte sie die Harfe, wie es schien, mir zu Gefallen. Wir sprachen vom Tode und wo sie begraben seyn wollte. Ach ich mag gar nicht daran denken. Auch Ältster war dort und ging nachher mit mir nach Hause. Es ist ein herrlicher Mensch. Wir erweichten uns wechselseitig durch traurige Betrachtungen. Ich las ihm eine Epistel über die Liebe an Cecilie vor*) und er ehrte mein Gefühl. Heute schickte ich ihr die „Tulpen" von Kind.**) Sie ließ mir einen so freundlichen Gruß zurücksagen. Ich wollte, daß ich ihr Leben mit dem meinigen erkaufen könnte. Wenn sie todt ist, so wird mir mein Leben auch nichts mehr nütze seyn. Wenn ich für sie stürbe, so müßte sie mich doch beweinen, und meinem Gefühl Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Am 22. August. Cecilie ist ein himmlisches Mädchen. O warum mußte ich sie erst so spät ganz kennen lernen! Ich ging heute um halb acht Uhr nach dem Garten. Sie war sehr matt; ach die Rose muß verwelken. Ich brachte ihr noch einen Band der Tulpen und ein Gedicht an den freundlichen Tröster, an den Schlaf, welches ich für sie gemacht hatte.***)

Noch um zehn Uhr war ich gestern vor dem Garten hin- und hergegangen, hatte den Berg bestiegen und mit unendlicher Sehnsucht und Wehmuth zu dem mondhellen Himmel und den Sternen emporgesehen, und dann wieder nach dem freundlichen Lichte hingeblickt, das durch die Fenster des Gartenhauses, durch die Nacht, zu mir herüberleuchtete. Meine schwermüthige Stimmung war auch in mein Gedicht übergegangen. Cecilie hatte jene ätherische, überirdische Freundlichkeit, die den Leidenden so eigen ist. Wir sprachen Ernst und Scherz. Sie bat mich zuweilen zu kommen, um ihr etwas vorzulesen. Dann spielte sie auf mein bitteres Benehmen vor einiger Zeit an. Sie hat es tief gefühlt und das könnte mir schöne Hoffnungen geben, wenn nicht alle meine Hoffnungen mit ihr verblühen. Auch eifersüchtig ist sie gewesen, ein Umstand, den ich nicht einmahl geahndet hatte. Sie wußte noch genau, daß ich am 18. Februar beym Kehraus vor Auguste G. gekniet hatte. Ich erinnere mich dessen gar nicht, wenigstens war es mein Wille nicht, wenn es auch der Fall gewesen ist. Ach Cecilie du sollst schon scheiden von der Welt und ich soll allein zurückbleiben? Ich glaube, ich überlebe es nicht.

---

*) Die bereits oben erwähnte Epistel „An Cäcilie": „Was still mir längst die tiefste Brust erfüllt . . ." (Sämtliche Poetische Werke, Band IV, S. 144.)

**) Eine Sammlung von Sagen, Erzählungen und Lustspielen. Leipzig 1807—10.

*) „An den Schlaf. Für Cäcilie". (Sämtliche Poetische Werke, dritte Auflage 1855. Band IV, S. 233.) Eines der schönsten Gedichte Ernst Schulzes; es schließt:

„Drum säusle still um ihre Wangen,
Wo noch die hellen Perlen prangen,
Die stumm der düstre Schmerz geweint!
Kein rein'res Herz kannst du umfangen,
O Schlaf, des Kummers milder Freund!
Froh laß sie deinem Arm entgleiten,
Du freundlicher, du ernster Geist,
Der nur dem Sinn der Ungeweihten
Des Todes düst'rer Bruder heißt!

Am 24. August. Ich sehe Cecilien fast alle Tage. Gestern und heute schien sie sich etwas leidlicher zu befinden. Mein einziger Wunsch ist, daß sie gerettet werde, wenn es auch nicht für mich seyn sollte. Ich liebe sie mit unendlicher Liebe, aber doch will ich entsagen, wenn es seyn muß. Wer sie einst lieben, wer sie glücklich machen wird, den werde ich auch lieben, obgleich er meine schönsten Hoffnungen zertrümmerte. Doch scheint es mir, als würde ich in Tychsens Hause schon als der Verlobte angesehen und auch an andern Orten erhalte ich verblümte Gratulationen. Heute war ich beym Hofrath Bouterwek zum Diner. Sowohl die Hofräthin als auch die Präsidentin Mething scherzten mit mir, über meine kleinen heimlichen Waldpartieen, wie sie meine Besuche auf dem Garten nannten, und gaben mir gute Regeln, wie sich ein angehender Ehemann verhalten müsse. So wenig ich es merken lasse, so fühle ich mich doch im Innern durch solche Neckereyen geschmeichelt, denn es macht meinem Herzen und meinem Geschmack keine Schande, mit dem schönsten, zartesten und talentvollsten Mädchen in Göttingen in einem solchen Verhältnisse zu stehen. Aber wahrhaftig, wenn sich nur eine Gelegenheit findet, will ich mich auch erklären. Ihr selbst wird mein Schweigen vielleicht räthselhaft vorkommen. Wenn sie auch vielleicht nur noch wenige Tage zu leben übrig hat, ich möchte ihr diese Augenblicke doch noch durch Liebe versüßen, sollte mich dann ihr Verlust auch doppelt schmerzlich treffen. Für eine freundliche Minute, die ich ihrem Leben schaffen könnte, wollte ich gern ein Jahr des meinigen aufopfern. Meine Studien leiden unter meiner Liebe, ich kann nichts thun, als dichten und träumen, aber die Wissenschaft ist ja nur ein Bastard des Menschen, das Gefühl sein freundlichstes Kind, das eine liebevollere Pflege fordert.

So hätten uns die Tagebuchblätter durch das Dickicht verworrener Laune und Stimmungen zu der Höhe einer starken und reinen Neigung emporgeleitet die freilich auch den Ausblick auf ein düsteres Ende bietet.

(Ein fünfter Artikel folgt.)

Romane und Novellen.

Viel Spreu — wenig Weizen. J. Niemanns „Henriette". (Jena. Costenoble 1890) ist ein recht fesselndes Buch. Die Sprache ist energisch, der Aufbau und die Entwicklung der Vorgänge, die freilich nicht originell erfunden sind, anziehend. Im Gegensatz zu der Gepflogenheit weiblicher Autoren verzichtet J. Niemann fast ganz auf ausdrückliche Personsbeschreibungen, deshalb hört man alle ihre Gestalten dennoch sprechen, sieht sie leben und kennt sie genau. Die Charakteristik ist treffend, es zeigt sich nur ein Fehlgriff, allerdings ein ernsthafter. — Henriette und Hans können nicht an's Heiraten denken. Er muß von seiner Offiziersgage noch Mutter und Bruder unterstützen. In der kinderreichen Familie des heruntergekommenen Rittmeisters a. D. von Kracht, Henriettens Vater, sitzt der Mangel am Tisch. Henriettens Liebe ist ihre Stärke und erhebt sie über alle Misere. Da wird ihr Vater vom Schlage getroffen, und die Familie steht vor dem blanken Ruin. Freiherr von Friesen, sechzig Jahre alt, Großgrundbesitzer in Rußland, dessen vornehme, lebenskluge und tief liebenswürdige Persönlichkeit mit großem Geschick zu Anfang des Buches schon flüchtig eingeführt worden war, erscheint mit seiner Werbung um Henriette als Retter. Sein Reichtum wird die Familie seiner Frau vor allem Mangel schützen. Hans, der Bräutigam, wird von den Eltern ohne Henriettens Wissen zum Verzicht bewogen, da ihm das Einzige, was hier von Nöten ist, Geld, mangelt. Auch Henriette willigt nach harten Kämpfen ein. Aber als eine Verwandelte geht sie in ihr neues Leben. Und nun kommt der Fehler der Verfasserin. Friesen, der dem Leser in seiner Vornehmheit, seiner tiefen Menschenfreundlichkeit und klugen Güte durchaus sympathisch geworden ist, bemerkt nicht, daß in Henriette eine verhängnißvolle Veränderung vorgegangen ist. Eine unergründliche Schwermut umdüstert sie. Nach Verlauf von drei Jahren ist es völlig Nacht geworden. Der zu Rate gezogene Arzt bestätigt Friesens Vermutungen. Und dieser kluge Menschenfreund soll all die Zeit nicht einmal gedacht haben: was ist das, was hat sie? Das ist undenkbar. Und darum fällt das letzte Drittel des Buches, so gut es geschrieben ist, in sich zusammen. Henriettens Tod, dem ein letztes Wiedersehen mit Hans vorangeht, ist der einzig romanhaft aufgebauschte Zug in der Erzählung. Sie fängt eine ad hoc des Weges geschickte Kreuzotter, nimmt sie mit nach Hause, läßt sich von der Schlange in den Arm beißen und stirbt an dem Gift. Aber auch die Schilderung dieses Sterbens ist weder frauenhaft sentimental, noch sensationell schaurig. Das Buch zeugt von entschiedener Begabung.

Hingegen unterscheidet sich die Novelle von H. Sturm „Das Versprechen" (Weimar, Weißbach, 1890) in keiner Beziehung von den schwächlichen Dutzendarbeiten, die in ununterbrochener Folge den Büchermarkt überschwemmen. Auch in der vorliegenden Geschichte handelt es sich nur wieder um jene Todfeindschaft der jung Vermählten, die im Grunde eitel Liebe ist. Nicht einmal in Anwendung der Mittelchen, die besagter Liebe zum Durchbruch verhelfen sollen, ist die Verfasserin originell. Wieder wird das furchtbare Gewitter, während dessen man sich aneinander zu klammern hat, ausgenutzt; wieder muß einer der beiden Zornbolde eine bescheidene Verletzung erleiden, damit das Mitleid seine altbekannte Rolle als Pfadfinder zu den heißen Herzen übernehme. Daß alle beide unmäßig schön sind, versteht sich von selbst. Mit irgend welchem Interesse kann man das Buch nicht lesen, zumal der Stil der einer Anfängerin ist, die noch alles zu lernen hat.

Einen peinlichen Eindruck macht das Buch: „Helene. Den Tod erkämpft." Zwei Erzählungen von M. Kolloden. (Pierson. Dresden und Leipzig, o. J.) Die erste der beiden Novellen, die einem Tagebuche nacherzählt sein will, ist nur eben völlig wertlos, die langweilige, von Sentimentalität triefende Handwerksarbeit einer Dilettantin. Um so verwunderlicher wirkt dagegen die zweite. Hier stehen sich unwahrhaftige, weichliche Trivialitäten und Bilder voll widriger Scheußlichkeit unvermittelt gegenüber. Die Töne zur Schilderung schlichter Schönheit und reinen Liebesglückes sind der Verfasserin offenbar versagt. Mit der Grausamkeit einer aufgereizten Frauenphantasie wirft sie sich in die entgegengesetzte Richtung. Der eben noch platte und phrasenreiche Stil spitzt sich scharf zu, die Über-

schwenglichkeiten machen höhnischem Sarkasmus Platz, die Sprache verliert das Gepräge der Frauenhaftigkeit. Ein Beispiel mag die widerwärtige Freude am Garstigen, in die sich das unverkennbare Schilderungstalent dieser Frau verrannt hat, illustrieren. Scene: ein kleines polnisches Dorf. Der Bauer Gregor Sargalla ist vom Dach gestürzt und liegt im Sterben. Seine Schwester, seit dreißig Jahren irgendwo draußen im Dienst, ist gekommen, um sich die Erbschaft zu sichern. Sie versteht sich unter Anderem auch auf das Waschen und Einkleiden Verstorbener. Da mit einem lebenden Körper immerhin noch leichter zu hantieren ist, als mit einem Leichnam, beschließt sie mit der Todtentoilette ihres sterbenden Bruders sofort zu beginnen. So reibt sie den Sterbenden erbarmungslos wund, bis er unter ihren Händen verscheidet. Wir würden diese Probe ungeheuerlicher Geschmacklosigkeit gern zur Abschreckung wörtlich wiedergeben, wenn wir nicht mit Grund befürchten müßten, daß uns im Copieren, den Leser im Lesen der Ekel übermanne. — Aus derselben Novelle, die vierundsiebzig Seiten umfaßt, wären noch mehrere gleichwertige Beispiele anzuführen, doch genügt sicherlich schon dieses eine, zur Charakteristik dieser Schriftstellerin und gleichzeitig als Warnung vor der Lektüre. Wunderlich war die Idee, zwei selbständige Geschichten als „Doppel-Erzählung“ unter einem Titel zu vereinigen. Die Schicksale des etwas tendenziös verbrämten Nathanael Hirschel, der sich über dem Suchen nach der echten Wahrheit aus dem orthodoxen Rabbiner in einen begeisterten evangelischen Prediger verwandelt, und das der Francka Sargalla haben keine anderen Beziehungen zu einander, als daß derselbe Friedhof sie aufnimmt, nachdem sich beide in der Blütezeit der Jugend nach harten Leiden und Mühsalen nichts als „den Tod erkämpft“ haben.

Mit solchem Zeug verglichen, ist der zweibändige Roman „Bei Hofe“ von August Niemann (Pierson. Dresden und Leipzig. 1889) — eine gute, an sich freilich eine recht trockene Arbeit. Es gelingt dem Verfasser nicht, auch nur für eine einzige Person seiner Dichtung das Interesse des Lesers zu wecken. Nicht einmal die Heldin, die mißverstandene Prinzeß Amalie, die nicht Fürstin, sondern „Mensch“ sein will, tritt uns auf diesem Wege menschlich nahe. Sie bleibt Schablonenfigur, wie die ganze Hofgesellschaft, wie das Kartenkönigspaar dieser irgendwo auf dem Monde gelegenen Residenz. Die Fabel, daß die Prinzessin vom Thron steigt und den Mann ihres Herzens, den schlichten Arzt, heiratet, ist uralt; die Intriguen, die dagegen vergeblich ins Treffen ziehen, sind nicht jünger: die Berufung des Arztes an eine entfernte Universität, der Versuch, die Prinzeß als geisteskrank einzusperren, &c. Die verzweifelte Nachgiebigkeit der Gebrochenen und ihre Einwilligung den natürlich lasterhaften Prinzen zu ehelichen, wird schnell vom Dichter belohnt durch einen ad hoc erfundenen geheimen Gang. Eine zu gleichem Zweck plötzlich vorhandene treue alte Dienerin führt nämlich die erlauchte Braut durch diesen Gang, um sie Zeugin von der Untreue Höchstihres Bräutigams werden zu lassen. Selbstverständlich wird die Tugend nun belohnt und das Laster bestraft. Haupt- und Nebenschicksale erfahren befriedigendste Lösung. Ein korrekt geschriebenes Buch, das weder erziehlich, noch erbaulich, noch schädlich wirken kann, sondern nur eben langweilig ist.

Noch tiefer, als dieser Roman, stehen die vier unter dem Titel „Sturm und Stille“ erschienenen Novellen von Johanna Feilmann (Pierson. Dresden und Leipzig. 1889); sie vermögen das Interesse des Lesers auch nicht vorübergehend zu fesseln. Ihre „Stille“ ist schläfrig, ihr „Sturm“ nicht ächt. Theatermache vertritt die natürlichen Effekte. Die Figuren zum großen Teil mit unwahrscheinlichster Schönheit belastet, bleiben unter dem Durchschnittsmaß, auch wenn sie sich reckenhaft geberden. Die Erfindung dreht sich um verbrauchte Motive. Eine Stiefmutter, der der Sohn des Mannes ein Dorn im Auge ist, die aber durch den Verlust des eignen Kindes bestraft und gebessert wird; ein pflichttreuer Polizeibeamter, der den wegen Totschlags verfolgten Schwiegersohn entfliehen läßt und sich dann selbst denunziert, &c. Einige Versuche in Stimmungsmalerei sind mißglückt, die Farben verwaschen oder kindlich grell aufgetragen. Die Sprache ist entweder weichlich sentimental oder gespreizt. Alles in allem ein neuer Beitrag zu den mit so vielem Fleiß geschriebenen Dutzendarbeiten, die geschmackvollen Lesern keine Freude machen können.

Nächst J. Niemanns „Henriette“ ist Arthur Freese's Erzählung Mark Ravensberg (Jena, Costenoble, 1891) das erfreulichste unter den uns heute vorliegenden Büchern. Sie bringt in recht hübscher Einkleidung die Geschichte der Werbung des jungen großen Kurfürsten von Brandenburg um Christine von Schweden. Freese verwendet zwar ein ziemlich bekanntes Motiv, indem er den Werbenden in Verkleidung, unerkannt, an den Hof der jungen Königin reisen läßt, damit er dergestalt heimlich Wesen und Art der zu Erwählenden prüfe. Aber die Führung der Intrigue ist ganz geschickt gemacht und der Leser folgt den Schilderungen mit Interesse. Das Ergebnis der Fahrt dieses Freeseschen Kurfürsten ist ein ungünstiges für die junge Königin. Christine behandelt den im Gefolge der preußischen Abgesandten erscheinenden schlichten und doch hervorragenden Junker Ravensberg ganz abscheulich, um eine jählings aufkeimende leidenschaftliche Neigung für den Mann mit den „gebietenden blauen Strahlenaugen“ zu verbergen. Von niemand, als dem greisen Oxenstierna erraten, kehrt Friedrich Wilhelm in sein Land zurück, gewarnt vor der Verbindung mit dem wunderschönen, aber maßlos hochmütigen, unberechenbaren Weibe. Nach Arthur Freese verzehrt Christina sich von nun an in der Glut, die Mark Ravensberg in ihrer ungestümen Seele entfacht hat, und ihre nachmaligen Liebeshändel mit Magnus de la Gardie erscheinen nur als die Ausbrüche eines quälenden Ärgers, der zur fassungslosen Verzweiflung wird, als sie einige Jahre später erfährt, Mark Ravensberg und Friedrich Wilhelm seien ein und dieselbe Person gewesen. „Die seelenmordende Schlange der Reue“ umwand — nach Arthur Freese — von diesem Tage an die Unglückliche und ihr Gift zeitigte all die Tollheiten, die von Schwedens junger Königin berichtet werden. — Das Buch wirkt nicht eben erschütternd, weil Freese allzu oft der Versuchung nachgiebt, seine gewandte Feder in die Flut eines wort- und bilderreichen Pathos zu tauchen und dadurch der Einfachheit des Ausdrucks verlustig geht, der allein imstande ist wirklich zu ergreifen.

Otto Vorbeck.

Litterarische Notizen.

— Gedichte des Grafen Adolf Friedrich von Schack. Für Schule und Haus ausgewählt und erläutert von Karl Hallwig.“ (Dresden, Ehlermann 1890.) Der Herausgeber, Direktor einer Mädchenschule, hat seine Sache gut gemacht; die Auswahl ist verständig, die angefügten Noten geben jenem Kreise, für den die Ausgabe bestimmt ist, die Anleitung zum Verständnis der sprachlich oder inhaltlich schwierigeren Stellen.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck und Verlag von H. Haack in Berlin.



Ein Abtrünniger.

Erzählung von Karl Emil Franzos.

(Fortsetzung.)

III.

Wer von den öden rauhen Höhen meiner Heimat, der Elbe folgend, ins Flachland niedersteigt, kann gut zwei Tage wandern, ohne daß sich ihm das Bild der Landschaft und der Menschen sonderlich ändert. Das Thal wird allmählig breiter, die Tanne weicht der Buche, die deutsche Zunge der slavischen; das ist aber auch Alles. Noch immer sind die Äcker dürftig, die Hütten niedrig, die Landschaft reizlos, ihre Bewohner von ernstem, hagerem Antlitz und mittlerem Schlag, als hinderte sie die Not am Emporwachsen. Am dritten Morgen aber, wenn der Wanderer den sanften Kamm erstiegen, über den die Straße nach Süden emporklimmt, schließt sich ein Bild vor ihm auf, so überraschend schön, daß es ihn überall erquicken würde, geschweige denn nach solcher Wanderung; da liegt, von Gärten, Äckern, stattlichen Dörfern erfüllt, von waldigen Höhen umrahmt, ein fruchtbares, blühendes Thal, aus dessen Mitte, von der Silberflut des Flusses umzogen, sich eine sanfte, tiefgrüne Kuppe erhebt. Sie trägt die ragenden Mauern, die buntschimmernden Dächer, die gewaltigen Kuppeln und Türme des Benediktiner Stiftes B. Wie in königlicher Majestät thront der mächtige Bau über dem schönen Land zu seinen Füßen und doch nicht hoch genug, um sich stolz aus dem Bild abzuscheiden; er gehört mit in den heiteren Segen, der ihn umgiebt.

Ich weiß noch heute genau, als hätte ich es gestern empfunden, was mir zuerst, da ich dies Bild sah, durch die Seele gegangen. Am Montag den 26. September 1834 war ich aus Hannburg geschieden; ein Stück Weges gaben mir noch der Vater und Martin das Geleite. Dann schritt ich, das Ränzel auf dem Rücken, neben dem Jüngling dahin, der mich nach B. bringen sollte. Es war der ältere Bruder jenes Toni, dessen brave Rechenleistung mir eine so schmerzliche Erfahrung gebracht, Robert Ohsner, ein schöner, schlanker neunzehnjähriger Mensch, der bereits sieben Jahre als Schüler im Kloster verweilt und nun noch das letzte vor sich hatte, um dann in Prag Theologie zu studieren. Da er auch geistlich werden sollte und jene heilige Stätte, wo man zum Dienst Gottes vorbereitet wurde, bereits so genau kannte, so blickte ich mit ehrfurchtsvoller Scheu zu ihm empor und wartete mit Herzklopfen bis er irgend ein erbauliches Gespräch mit mir beginnen würde. Aber daraus wurde nichts; zuerst ging er stumm, in tiefen Gedanken neben mir her und blickte immer aufseufzend zurück, so oft sich noch an einer Biegung des Weges die Turmspitze von Hannburg zeigte, dann aber, ganz plötzlich, blieb er stehen, zuckte die Achseln, als wollte er eine Last abschütteln, ergriff auflachend meine Hand und schritt nun unter fröhlichem Plaudern neben mir hin. Das befremdete mich zuerst, da er ja fast schon Theologe war, dann ließ ich mich gern von ihm den Soldatenschritt lehren und fiel, so gut es ging, mit meiner dünnen Stimme ein, als er ein Lied nach dem anderen sang. Hierauf begann er nach meinem Leben im Pfarrhof zu fragen, ich erzählte und besonders von der Vroni berichtete ich haarklein, was sie Alles für mich gethan und zu mir gesagt, denn erstlich sprach ich selbst gar zu gern von ihr und dann fragte er mich auch immer wieder darnach aus. Die Nacht verbrachten wir in einem Pfarrhaus am Wege; als wir am nächsten Morgen aufbrachen, faßte ich mir ein Herz, zu fragen, wie es denn eigentlich im Kloster hergehe. Aber da zuckte es unmutig um den feinen weichen Mund. „Ganz gut“, sagte er dann gepreßt. „Es wird Dir gewiß gefallen, mein Junge! Aber

nun wollen wir von anderem reden.“ Und auch diesen zweiten Reisetag sprachen wir fast nur von der Vroni.

In der Frühe des dritten Tages aber grüßte uns jenes anmutige Bild, von dem ich eben erzählt, und wie wir so oben standen und hinabblickten — die Morgenglocken tönten eben voll und mächtig durch die warme, klare Septemberluft — ward mir so feierlich zu Mut, daß mir die Thränen in die Augen traten. Mir war wie ein Jahr vorher an jenem Ostermorgen, als riefen mich die Töne und als sollte ich erwidern: „Ich komme und will dem Herrn ein Diener sein!“ Ganz in mich versunken stand ich da, bis mein Begleiter meine Hand ergriff. „Komm'“, sagte er und fügte dann fast murmelnd hinzu: „Es muß ja sein!“ Ich sah ihn erstaunt an — wie düster blickten die sonst so heiteren, blauen Jünglingsaugen nach dem herrlichen Bau drüben hin! Er schritt voran und ich folgte.

Wohl zwei Stunden gingen wir so wortlos neben einander hin, bis das Klosterthor erreicht war: ein riesiger Marmorbogen, über dem in goldenen Buchstaben die Inschrift stand: „Pax huic domui et omnibus habitantibus in ea!“ Ich blieb stehen und flüsterte die Worte vor mich hin.

„Verstehst Du das?“ fragte Robert Ohsner.

„Friede diesem Hause und Allen, die darin wohnen!“

„Ja so heißt es!“ murmelte er und starrte zu der Inschrift empor, als sähe er sie zum ersten Mal.

„Grüß Gott, Robert!“ klang eine fettige Stimme. Vor uns stand ein großer, dicker Mann im wallenden schwarzen Talar der Ordensbrüder. Er reichte dem Jüngling freundlich die Hand und beugte sich dann zu mir herab, so weit es die mächtige Leibesfülle gestattete. „Und das ist wohl der kleine Gottesleugner, den uns der Pfarrer Kappelmann zuschickt!“

Mir flimmerte es vor den Augen. „Oh!“ stieß ich zitternd hervor, „jetzt liebe ich Gott so sehr!“

„Wissen wir“, lachte der Dicke. „Na, zittre nicht so! Ich bin der Pater Cölestinus und unterrichte in der Parva. Unter meine Rute kommst Du zuerst! Komm, wir wollen Dich beim Prior melden und dann sollst Du ein großes Butterbrod haben!“ Er hob den Daumen. „So dick geschmiert — verstehst Du?!“ Und er faßte lachend meine Hand und führte mich über die Schwelle des Hauses.

Das war im Herbst 1834 und im Sommer 1840 bin ich geschieden. Volle sechs Jahre bin ich auf der Klosterschule zu B. geblieben, von meinem elften bis zu meinem siebzehnten Jahr — ohne Zweifel der folgenschwerste Abschnitt im Leben der meisten Menschen. Anders in dem meinen; mir ist die Hannburger Zeit unendlich wichtiger gewesen. Dort hatte die junge Seele, die im Dunkel der Not so unheimlich früh bang und wach geworden, bereits erlebt, was sie sonst erst während der Entwicklung vom Knaben zum Jüngling oder gar noch später erfahren muß: das Erwachen des Hungers im Herzen, den Drang, ihn zu stillen, aber dort war ihr auch schon das Brot gereicht worden, von dem sie sich zunächst sättigen konnte. Ein grübelnder, schwärmerischer Knabe, der sich aus anscheinend seltsamen und doch so natürlichen Kämpfen und Zweifeln in eine inbrünstige Liebe zu Gott gerettet, — so habe ich das Kloster betreten und nicht allzu gewandelt habe ich es verlassen. Das lag ebenso gut an der Stätte, wohin mich die kluge Wahl meines Wohlthäters geführt wie an mir selbst.

Das Benediktiner-Kloster zu B. war damals wohl das geachtetste im Königreich, schon um seiner ruhmvollen Vergangenheit, aber noch mehr um seiner Gegenwart willen. Hier waren einst die Griechen und Römer am eifrigsten gepflegt worden, dann war die Klosterschule in jenen Tagen, da die böhmischen Könige die deutsche Kaiserkrone getragen, eine Bildungsstätte des jungen Adels geworden, nicht bloß in gelehrten Dingen, sondern auch in allen höfischen Künsten. Aus dieser Zeit stammten die herrliche Kirche, die beiden Paläste, wo der Abt und die Patres hausten, das kaum minder prunkvolle Konviktshaus; war doch damals kaum ein Jahr vergangen, wo nicht dem Kloster ein Gut oder ein Nutzungsrecht zugefallen. Diese reiche Ausstattung hatte es alle Stürme der Hussitenzeit überdauern lassen, wie die dumpfe, düstere Stille, die diesen Stürmen folgte; auch diese Patres waren „Säulen der Kirche“, aber in ihrer Art. An der Verfolgung der hussitischen Ketzer, dann der Protestanten beteiligten sie sich insoweit, als nötig war, um nicht selbst verfolgt zu werden; im übrigen widmeten sie sich still den Freuden ihres weltlichen und geistigen Erbes, je nach der Neigung des Einzelnen und dem Geschmack des Zeitalters,

mehr dem einen oder dem anderen, aber immer behaglich und ohne viel von sich reden zu machen. Die Schule wurde aufrecht erhalten, schon der reichen Stiftungen willen, daneben wohl auch aus Achtung vor dem ererbten Ruf, aber der Kampf mit einer strengeren Richtung blieb auch hier vermieden. Neidlos überließen die Patres von B. den Jesuiten den jungen Adel, ohne Widerstreben schränkten sie die Schule so weit ein, daß sie schließlich nur noch ein Gymnasium wurde, selbst die Pflanzstätte für den eigenen Orden, das kleine theologische Seminar ward in eine andere Provinz verlegt, wo die Jünger des Loyola geringere Macht hatten. Weiter freilich ging die Nachgiebigkeit nicht; sie wahrten sich ihr Recht im eigenen Hause und erzogen ihre Schüler in dem Geiste, der sie selbst erfüllte: fromm, aber heiter, ohne Aufregung des Gewissens und Überbürdung des Geistes. Und wie sie es in den Tagen der Ferdinande und Leopolde gehalten, so in den lichteren der großen Kaiserin und ihres größeren Sohnes, aber nicht minder unter Kaiser Franz, da der Wind von oben wieder strenger und kälter wehte; es wurde nicht mehr, nicht weniger gearbeitet und gebetet, als früher. Wenn sich gleichwohl gerade in jenem Jahrzehnt, da ich im Kloster verweilte und noch mehr im nächsten sein Ruf sehr hob, und es wieder einmal wie in den Tagen Karl IV., als eine Perle Böhmens gerühmt wurde, so lag dies nicht an seinen größeren Leistungen, sondern an dem Sehnen und Drängen einer neuen Zeit. Im Stift war nie gefrömmelt worden und die Jesuiten haßten es; darum wurde es nun von den Liberalen geliebt und verherrlicht. Aber auch dies übte auf das Treiben und Trachten innerhalb der Klostermauern geringe Wirkung; still und behaglich lebten die Patres wie ihre Vorfahren, dem Vergnügen und der Pflicht. So war wohl die Lage dieses stolzen Baus auf der sanften Kuppe inmitten der gesegneten Ebene ein Gleichnis für sein geistiges Leben: es stand ein weniges höher als die Umgebung, aber es hielt sich nicht stolz und schroff von ihr geschieden. Ein leichter Weihrauchdunst drang vom Hügel in's Thal hinab, aber viel stärker war der Hauch, der empordrang, der Hauch behäbiger Weltfreudigkeit, dem die Patres die Fenster offen hielten und den ihre kleine Welt friedlich mit der großen verband.

Ich brauche nicht erst zu sagen, wie verwirrend dies allmählig auf mich wirken mußte. In der ersten Zeit freilich noch nicht. Wie sehr ich mich damals in Vielem von meinen Altersgenossen unterscheiden mochte, ein elfjähriger Bub' war ich schließlich doch, und der freut sich daran, wenn er bessere Bissen bekommt als bisher, in einem bequemeren Bette schläft und mehr Kurzweil und Freiheit hat. Das war hier in Hülle und Fülle gegeben; die Zeit, da die jungen Schwarzenberge, Fürstenberge und sonstigen Prinzlein des Königreichs in diesen Betten geschlafen, an der Tafel des Refektoriums gesessen und unter den uralten Linden des Schulparks ihre Spiele getrieben, war seit Jahrhunderten vorüber; wir vierzig Alumnen waren zum größten Teil arme Jungen, die ganz ohne Entlohnung, nur in der Hoffnung, dem Orden taugliche Kräfte zu erziehen, oder gegen sehr geringes Kostgeld aufgenommen worden; aber wie sich die Pracht dieser Räume nicht gewandelt, so wurde auch die alte Haus- und Tischordnung aufrecht erhalten. Es war ein behagliches Leben, das uns die guten Patres bereiteten, dabei doch vernünftig eingeschränkt, mit milder aber fester Hand geleitet. Denn auch an dem Besten fehlte es den meisten unserer Lehrer nicht: an dem Wohlwollen für die fremde Brut, die sie unter ihre Flügel genommen. Rechnet man hinzu, wie viel des Merkwürdigen täglich zu sehen war: die Pracht der Kirchen, der Kapellen und Paläste, der Glanz des äbtlichen Hofstaats, der Pomp der Kirchenfeste, so wird man begreiflich finden, daß mich das Heimweh nach dem guten Pfarrer und der Vroni nicht viel quälte. Auch meiner Eltern und des Martin dachte ich bloß in dem Wunsche: „Wenn sie es doch nur halb so gut hätten wie jetzt ich!“ Geblendet und entzückt starrte ich in das neue Leben, in das ich geraten.

Auch in den nächsten Monaten war ich noch vergnügt genug und mein Hang zur Grübelei regte sich nicht. Das Herrliche und Merkwürdige freilich verlor allmählig den Zauber und auch das Behagen am täglichen Fleischgericht stumpfte sich ab, aber Schule, Spielplatz und Kirche führten mir immer wieder bisher unbekannte Freuden zu. Freilich lernte ich in der Schule, wo jede Klasse für alle Fächer, nach der Einrichtung der österreichischen Gymnasien jener Zeit, einen einzigen Lehrer hatte, nicht viel Neues; was uns der brave dicke Pater Cölestinus vortrug, war mir schon von Hannburg her bekannt, aber eben darum hatte ich das Gefühl der vollen Sicherheit und den Stolz, der Erste zu sein. Und da ich bisher

keinen rechten Kameraden gehabt, so gefiel mir zunächst das Umhertollen auf dem Spielplatz, das Ballschlagen und Wettlaufen gar zu gut. Daß meine Mitschüler von geistlichen Dingen, und nun gar vom lieben Gott so wenig redeten, fiel mir kaum auf; wir gehörten ja doch Alle zum Haus Gottes und waren ein Stück von ihm. Mit geschwelltem Herzen ließ ich Pracht und Weihe der Messe auf mich einwirken und war selig, als sich mir am Tage Aller Heiligen die Gelegenheit bot, daran teilzunehmen.

An diesem Tage begann nach einem neuen Brauch, der sich erst wenige Jahre zuvor aus den Jesuitenschulen in's Kloster eingeschlichen, unter den Schülern der Parva der Wettbewerb um die Ministrantenstelle. Wer sich in den sieben Wochen von da bis zu Weihnachten am Morgen am häufigsten als Erster in der Sakristei einfand und das Chorhemd samt dem roten Kräglein anlegte, durfte fortab durch drei Jahre als Chorknabe am Altar dienen. Die Ankündigung ließ wohl unser aller Herzen höher klopfen, denn auch der Träge scheute sich, ausgelacht zu werden, wenn er kein einziges Mal als Erster käme; mir aber stand es gleich fest, daß ich die Auszeichnung erringen müsse. Das gelang mir auch, aber nicht auf gewöhnlichem Wege, und um einen teueren Preis. Meine Mitschüler verließen sich auf die Behendigkeit, mit der sie, wenn um sechs Uhr unsere Morgenglocke tönte, sich waschen, in die Kleider schlüpfen und zur Kirche laufen wollten. Mich aber dünkte dies zu unsicher und da mich auch die Unruhe des Herzens nicht schlafen ließ, so stand ich schon lang vor Tage auf, tastete mich durch die halbdunklen Gänge zum Thore hinaus und der Kirche zu und stand um sechs, da die Anderen geweckt wurden, längst im Chorhemd und Kräglein in der Sakristei. Als sie herangestürzt kamen und mich gewahrten, lachten die einen, die anderen ärgerten sich und mein bester Freund, der Xaver Hintzner, nannte mich gar einen Duckmäuser. Es war dies ein schlanker, dunkeläugiger, stiller Knabe aus der Hannburger Gegend, an den ich mich, trotz des Unterschiedes im Alter, er war bereits vierzehnjährig, schon deshalb besonders eng angeschlossen, weil ich wußte, daß auch er Priester werden sollte. Das Wort kränkte mich sehr, weil ich es ja nur aus Liebe zu Gott gethan; daneben aber mahnte mich mein Gewissen, ich hätte da die Anderen wirklich nicht ganz ehrlich besiegt und wenn sie sich auf ihre Raschheit verließen, so mußte auch ich es thun. Die Folge aber war nur, daß in den nächsten Tagen immer der Franz Mayr als Erster ankam, der älteste, aber auch dümmste und stärkste Junge der Klasse, weil er am raschesten laufen konnte, auch den und jenen, der ihm zuvorgekommen, bei Seite stieß. „Das geht nicht," sagte ich den Anderen, „ich will wieder wachen," und that es auch in nächster Nacht. Nun war ich wirklich wieder der Erste gewesen, aber am Nachmittag fielen sie auf dem Spielplatz über mich her und es wäre mir wohl übel ergangen, wenn mich nicht mein Gönner, der Pater Cölestin, der zufällig herankam, aus ihren Händen gerettet hätte. Die Sache endete mit meinem vollen Sieg; der Abt, der davon erfuhr, schaffte den Brauch wieder ab, ich wurde, da ich mir die meiste Mühe gegeben, Ministrant und meine Mitschüler blieben nur deshalb unbestraft, weil ich für sie bat, aber die Meisten mochten nun mit mir nicht sprechen, noch spielen und ich fühlte mich wie ein Ausgestoßener.

Aus dieser Trübsal rettete mich ein Gespräch mit dem Xaver, aber nur, um mich in eine viel schlimmere zu stoßen. Das Weihnachtsfest war gekommen und wurde begangen wie in katholischen Klöstern üblich: am heiligen Abend aßen wir früher und reichlicher zur Nacht als sonst, dann mußten wir bis zur Christmette um Mitternacht wachen, standen am nächsten Morgen spät auf und wurden dann in's Refektorium zur Bescheerung geführt. Auf meinem Platz lag neben den Gaben aus Hannburg und zwei Hemden aus grober Leinwand, die sich meine gute Mutter vom Munde abgespart, auch als Geschenk des Abtes ein gesticktes Chorröcklein mit rotseidenem Kragen. Vergnügt strich ich mit der Hand über den feinen Stoff hin, aber als ich aufblickte, begegnete ich einem so finsteren Blick des Xaver, dem neben mir aufgebaut worden, daß ich erschrak.

„Freu Dich nur, Du Duckmäuser," flüsterte er mir knirschend zu. „Wir treiben Dir noch einmal die Heuchelei aus".

„Ich bin kein Heuchler!" erwiderte ich. „Ich habe es auch nur deshalb gewollt, wie Du, aus Liebe zu Gott!"

„Das mach' Du Anderen weis!" rief er. „Aus Liebe zu Gott, das giebt's ja gar nicht! Was hat denn der liebe Gott davon, ob Du Ministrant bist oder ein Anderer?! Dir selbst zu Liebe hast Du es erschlichen! Um Dich beim dicken Cölestin

noch mehr einzuschmeicheln! Und weil Du noch damit nicht genug hast, daß Du in der Schule der Erste bist! Und weil's einen Gulden monatlich trägt — deshalb!"

„Nein!" beteuerte ich. „Von dem Gulden hab' ich sogar bisher nichts gewußt! Aber warum hast Du's thun wollen?"

„Eben wegen des Guldens," gestand er. „Meine Mutter ist so arm — ich hätte ihn ihr geschickt. Und dann, siehst Du, ich lerne so schwer, meine einzige Hoffnung ist, daß sie mich hier behalten; einen fleißigen Ministranten läßt man leichter durch's Examen . . . Übrigens, Du Duckmäuser," schloß er wieder zornig, „geht das Dich nichts an!"

Lange stand ich wie betäubt vor meinen Geschenken. Dann raffte ich mich auf — zum Mitleid waren wir ja da und größere Freude, als an meinem Singen und Glöckleinschwingen hatte der liebe Gott gewiß, wenn die Mutter des Xaver weniger darbte. Ich trat vor Cölestin und bat, dem armen Jungen Chorrock und Amt abtreten zu dürfen. Mein dicker Gönner starrte mich erstaunt an. „Kerlchen," lachte er dann, „Du willst wohl von der Erde weg gradeaus mit Strumpf und Schuh in den Himmel kommen? Na, meinetwegen!"

Noch viel verblüffter war Xaver selbst. Als er mir dann danken wollte, lehnte ich es hastig ab. „Ich habe es ja nicht Deinetwegen gethan," sagte ich, „sondern aus Liebe zu Gott. Du siehst, derlei giebt's doch!"

Er schüttelte den Kopf. „Du," sagte er dann zögernd, „Du thust es vielleicht deswegen. Du denkst ja so viel über solche Sachen nach, obwohl sich das für einen Buben gar nicht schickt. Aber wer sonst?!"

„Alle Priester!" rief ich. „Sie sorgen nicht für sich selbst, sondern für andere — um Gottes willen!"

„Georg!" rief er. „Heuchelst Du da nicht wieder? Auch von unseren Patres glaubst Du das?"

„Von denen erst recht! Wären wir sonst hier?!"

„Aber so bedenke doch," erwiderte er, „für uns sind ja alle die reichen Stiftungen gemacht! Nun geben sie immer zehn Kreuzer für uns aus und zehn Gulden für sich selbst. Die sorgen nur für andere?! So sieh' Dir doch ihr Leben an! So gut wie der Herr Abt lebt kein Fürst im Land und so gut, wie jeder Pater, kein Edelmann. Und sie sind Webers- und Bauernsöhne wie Du und ich. Nur um im Überfluß leben zu können, sind sie Mönche geworden!"

„Das ist nicht wahr!" rief ich. „Sie sorgen auch für die Armen!"

„Soweit sie müssen," erwiderte er. „Mehr nicht! Wenn der Herr Abt zweispännig führe, statt vierspännig, nur halb so viel Bedieute hielte und zu Mittag nur fünf Speisen äße statt zehn, so könnten, weiß Gott, viele Arme davon leben. Warum geschieht es nicht? . . . Aber, was wirst Du so blaß?!"

In der That war mir übel genug zu Mute, und je länger ich darüber nachdachte, desto trostloser sah es in mir aus. Die Kameraden waren nun wieder freundlich gegen mich und der Xaver that gar Alles, was er mir an den Augen absehen konnte, aber wie weit leichter hatte ich ihren Groll getragen, als nun diese bangen, qualvollen Zweifel! Die Grundlage aller meiner Anschauungen war in's Wanken gekommen. Mir war ja alles Menschendasein eine Kette von Trübsalen, das Jenseits ein Eden und das Leben eines Priesters ein Opfer, dargebracht, um den thörichten, aus Blindheit entsprungenen Groll der Menschheit gegen Gott zurechtzuweisen und aus den Herzen zu tilgen. Wie konnte man ein Opfer anders bringen als in Demut und Entbehrung?! Aber wie hielten es darin die Patres? Der Xaver hatte ja Recht: auf Schritt und Tritt stach mir nun jener Zug behäbiger Weltfreudigkeit, der durch das ganze Klosterleben ging, in die Augen.

Wohl eine Woche ging ich wie in der Dämmerung umher, dann fühlte ich, damit könnte ich nicht selbst fertig werden. Ich faßte mir ein Herz und trat vor meinen Gönner, den Pater Cölestin.

Der behäbige Mann, dem sonst immer ein freundliches Lächeln um den sinnlichen Mund spielte, wurde immer röter, je weiter ich kam, seine Mienen verfinsterten sich: ich hielt es damals für Zorn, was wahrscheinlich nur Verlegenheit war.

„Larifari!" fiel er mir endlich in's Wort. „Was soll das Geschwätz? Wie alt bist Du?"

„Bald zwölf!"

„Und da gehen Dich schon solche Sachen an? Sei froh, daß Du hier bist — Du undankbarer Bursche Du!"

„Undankbar bin ich nicht," erwiderte ich. „Eben weil ich so was gar nicht denken will, darum frage ich. Sie sollen es mir widerlegen!"

„Widerlegen!“ Er wurde immer röter. „Da hätte ich viel zu thun! Höre, Georg! Der Pfarrer Kappelmann hat uns ja über Dich geschrieben und ich habe Dich nun seit Monaten unter meinen Augen. Du bist ein guter Bub', aber das viele Denken mußt Du Dir abgewöhnen. Thu' Deine Pflicht, vertrau' auf Gott und steck' Deine Nase nur da hinein, wo Du was zu suchen hast — basta! Dazu noch einige Vaterunser täglich — mehr Weisheit brauchst Du für Dein ganzes Leben nicht. Natürlich daneben auch noch die Überzeugung, daß der katholische Glaube der allein seligmachende ist. Oder willst Du es etwa mit den Lutherischen halten, Du Schlingel, oder gar mit den Juden oder Türken?! — He?!“

„Aber das fällt mir ja gar nicht ein!“ beteuerte ich kleinlaut.

„Ich wollte es Dir auch nicht geraten haben!“ rief er mit dröhnender Stimme. „Und nun — schweig' und geh!“

Mir brachen die Thränen aus den Augen. Schluchzend wandte ich mich zur Thüre. Aber der gute Pater konnte Niemand weinen sehen.

„Nun! Nun!“ sagte er begütigend und strich mir über das Haar. „Es war ja nicht böse gemeint und hat hoffentlich seine Wirkung gethan. Oder zweifelst Du noch immer?“

„Ja!“ gestand ich.

„Aber das ist ja höchst merkwürdig — nachdem ich Dir doch Alles widerlegt habe . . . Nun, meinetwegen, noch einmal! Also unser Wohlleben?! Ich sage Dir, Junge, das ist mit Euch Nackers ein wahres Hundeleben, dazu das viele Studieren, die Messen, die Fasten — wenn nicht das bischen Essen und Trinken Leib und Seele zusammenhielte, wir würden Alle längst zu Grunde gegangen sein. Und dann, gieb' wohl Acht! Wenn Du einem edlen, mächtigen Herrn dienst, von dem Du willst, daß ihm die Leute zu ihrem eigenen Heil gehorchen, wirst Du da wie ein Bettler vor sie hintreten? Nein, anständig gekleidet! Wir aber dienen dem König aller Könige, dem edelsten und mächtigsten Herrn! Und daß die Leute vor dem Respekt bekommen, ist doch gewiß wichtig! He — oder nicht?!“

„Gewiß!“ murmelte ich und ging. Die Gründe leuchteten mir wirklich ein, freilich nicht für lange. Dann fragte ich mich wieder, warum der Herr Abt, der doch die geringste Mühe mit uns „Nackers“ habe, gerade der meisten Schüsseln bedürfe — und ferner: wenn es auf den äußeren Glanz ankam, warum war dann der Heiland in Knechtsgestalt über die Erde gegangen? Aber davon erfuhr der Pater Cölestin nichts mehr; ich sparte es mir auf, bis ich meinen gütigen Lehrer in Hanuburg würde fragen können. Dazu war ja im Sommer Aussicht, wo mich Robert Ohsner zu den Ferien wieder heimbringen sollte.

Ich war dem Jüngling, der nun die oberste „philosophische“ Klasse, die „Oktava“ beendete, nicht oft begegnet, obwohl wir unter demselben Dache lebten, aber er war dann immer gütig zu mir gewesen und hatte mich eifrig ausgefragt, welche Nachrichten ich aus Hannburg hätte. Ich konnte ihm Gutes vermelden. Der Pfarrer erholte sich immer mehr; der träge Karl hatte nun endlich ein Gewerbe gefunden, das ihm wohlgefiel, er war als Gehülfe bei einem Holzhändler und Floßmeister eingetreten und auch von sich selbst schrieb die Vroni immer, sie sei „gesund und lustig.“ Als er mich das letzte Mal darnach fragte — schon knospte im Klostergarten der Flieder und alle meine Gedanken wanderten sehnsüchtig flußaufwärts, nach dem Pfarrhaus im Gebirge — schien er meinem Bericht nicht recht zu trauen; ich mußte den Brief auf sein Zimmer bringen und bekam ihn nicht wieder; er vergaß es wohl, dachte ich, in der Hast der Abreise. Denn einige Tage später, Mitte Mai, kam er mit glänzenden Augen und geröteten Wangen auf mich zu. Diesmal hatte er selbst ein Schreiben der Vroni erhalten. Der Kaplan habe, da er sich in des Pfarrers Anschauungen nicht zu schicken gewußt, das Haus verlassen, sein Nachfolger könne erst im Herbst kommen; der hochwürdige Onkel lasse daher anfragen, ob sich Robert nicht schon jetzt freimachen könne, um ihm mindestens in den Schreibgeschäften zu helfen. „Der Herr Abt hat es mir gestattet,“ schloß er freudig. Ich aber erschrak. „Mit wem soll ich dann im Juli heimkommen?“ fragte ich. Aber er tröstete mich, ein Begleiter werde sich finden.

Er fand sich nicht, wenigstens ergab sich immer wieder ein Hindernis und schließlich schrieb mir die Vroni, für diese Ferien müßte ich im Kloster bleiben, so leid es allen daheim thäte. Auch die Eltern schrieben mir einen traurigen Brief darüber, aber der Betrübteste war sicherlich ich. Zwar sorgten die Patres ehrlich, daß es uns wenigen Zurückgebliebenen in den Ferien nicht an Lustbarkeiten und Leckerbissen

fehle, aber alle Kuchen und Ausflüge konnten mir ein Gespräch mit meinem Wohlthäter nicht ersetzen. So nahm ich, da er mir fehlte, meine Zuflucht zum Gebet und flehte: „Herr Gott! laß mich nicht denken, daß meine Erzieher nicht Priester nach deinem Willen sind. Erleuchte mich, daß ich das Gegenteil erkenne!“ Ein seltsames Gebet, aber ein heißeres mag selten aus einem Knabenherzen emporgestiegen sein. Und darum half es mir. Wenigstens tauchten mir im nächsten Jahre diese und andere Bedenken weit seltener auf. Freilich mag auch die Gewohnheit dazu mitgewirkt haben. Es spann sich alles unverändert ab; Pater Cölestin unterrichtete uns nun in allen Fächern der „Sekunda“; es war damals üblich, daß derselbe Lehrer seine Schüler durch das ganze Untergymnasium geleite. Am ersten Weihnachtsmorgen lagen wieder zwei Hemden von der guten Mutter da und die Geschenke aus Hannburg, nur daß der Brief der Vroni diesmal ganz kurz war, sie sei gesund, das „lustig“ fehlte. Aber es fiel mir kaum auf und im Februar bekam ich wieder einen langen herzlichen Brief von dem lieben Mädchen. Dann schrieb sie, der Pater Cölestin berichte immer so Gutes von mir, daß sich der Onkel schon recht nach mir sehne, um sich an meinen Fortschritten freuen zu können; diesen Sommer müßte ich kommen. Und neben vielem Anderen fragte sie auch, ob ich nicht wisse, wie es dem Robert Ohsner, der im Herbst zuvor das theologische Seminar zu Prag bezogen, dort ergehe. Damit konnte ich ihr dienen, denn der Pater Cölestin hatte es mir erzählt; dem Robert gehe es gut, meldete ich, er sei sehr fromm und eifrig und habe darum kürzlich, noch vor Ablauf des üblichen Probejahres, die drei Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams abgelegt. Darauf kamen zu Anfang Juli einige wenige Zeilen: der Pater Cölestin werde für meine Heimreise sorgen, ich würde sie als Braut treffen, sie habe sich eben mit dem Lehrherrn des Karl, dem Flößermeister Bohaty aus Bodenbach, einem sehr braven und vermögenden Manne verlobt. Ich jubelte auf, das schien ja ein rechtes Glück und wem war es mehr zu gönnen?! Sehnsüchtig zählte ich die Tage, bis mich der Pater Cölestin auf das Wägelchen zur Heimfahrt einmieten sollte.

Ehe dies geschah, hatte ich noch ein Gespräch mit ihm, welches ich hierher setzen will, weil es vielleicht besser, als alle Beschreibungen, die Atmosphäre kennzeichnet, in der ich aufwuchs.

„Junge,“ sagte der dicke Mann, „ich bin sehr mit Dir zufrieden. Besonders deßhalb, weil Du mir das ganze Jahr mit keiner Dummheit mehr gekommen bist, wie damals mit dem „Wohlleben“. Ich hoffe, daß Du nur deßhalb geschwiegen hast, weil Dir solcher oder ähnlicher Blödsinn nicht mehr eingefallen ist. Denn Du bist ja ein ehrlicher Kerl!“

Ich wurde rot und schlug die Augen nieder. „Doch!“ gestand ich. „Aber ich hoffe, ich kann es durch Gebet überwinden!“

„Schön, mein Sohn,“ sagte er. „So bete denn! Aber nicht allzuviel! Mißversteh' mich nicht, beten ist eine gute Sache, aber auch der Verstand kommt uns vom lieben Gott, auch den muß man brauchen. Am zweckmäßigsten freilich wäre es, Du würdest mir nun auch diesen neuen Zweifel gestehen!“

Ein Zweifel nun war es gerade nicht, aber doch eine ungelöste Frage, die für mich an das Höchste rührte. Dank der trefflichen Vorbildung, die mir der Pfarrer Adalbert gegeben und des Eifers des guten Cölestin hatte ich's im Latein ziemlich weit gebracht und las die leichteren Klassiker mühelos. Und ich las sie gern. Denn diese Alten waren, ich sah's und noch mehr ahnte ich's, ganz herrliche Menschen. Und sie waren doch Heiden! Immer und immer wieder mußte ich darüber grübeln, wie wohl sie über das große Hungerrätsel hinweggekommen, wie sie, denen das Licht der Erlösung nie geleuchtet, dennoch gute Menschen geblieben in der Wirrnis und Dunkelheit dieses Erdenlebens?!

„Hm!“ sagte der gutmütige Mann verlegen, nachdem ich ihm dies gebeichtet. „Siehst Du, hm! das ist eine kitzliche Sache! Mit den Heiden darf man nämlich billigerweise nicht so scharf in's Gericht gehen, wie z. B. mit diesen verdammten Protestanten! Denn diese Höllenbrüder bleiben dem Schoße der Kirche fern, obwohl sie Christum kennen müssen — aber die Heiden — siehst Du! da war ja Christus noch gar nicht geboren, wie hätten sie ihm folgen sollen?“

„Und doch waren sie ohne Christentum so tugendhaft!“

„Beileibe nein, was Dir nicht einfällt, mein

Junge! Lasterhaft waren sie alle, durch und durch lasterhaft! Das hat schon der heilige Augustinus weggehabt! „Virtutes paganorum splendida vitia!“ sagt er — „die Tugenden der Heiden sind glänzende Laster!“ Da steckt's. Da schaut so ein Mensch, so ein Held oder Philosoph von außen glänzend aus und innen ist alles hui und pfui! — natürlich! weil der christkatholische Glaube fehlt!“

„Aber Sokrates znm Beispiel —“

„Geh! — hör' mir mit dem Sokrates auf! So ein unleidlicher, aufdringlicher Schwätzer! Da läuft der Tagedieb fortwährend auf den Straßen herum, fängt sich den ersten besten auf und beginnt an ihm herumzuphilosophieren, daß es ein Erbarmen ist! Und inzwischen können Weib und Kinder zu Hause verhungern! Mir thut's nur um die arme Xantippe leid. Wenn ich die Xantippe gewesen wäre, ich hätte ihm noch ganz anders mitgespielt, kein Haar wär' ihm auf dem Kopf geblieben, kein Haar. Aber nun muß ich zur Kegelpartie in den Garten. Beruhigt bist Du jetzt hoffentlich doch und zwar gründlich! Morgen vor der Abreise sehen wir uns noch.“

. . . Als ich um die Mittagsstunde des zweitnächsten Tages von dem Kutschbock des Wägelchens, auf dem ich nach Hannburg mitdurfte, an jener Biegung des Weges, wo einst Robert Ohsner wehmütig zurückgeblickt, die Turmspitze des Dorfes erblickte, schrie ich auf und streckte sehnsüchtig die Arme aus. Aber wie ward mir erst, als mir im selben Atemzuge wie ein Echo der Jubelruf aus drei Kehlen entgegenhallte; von dem Straßenrain, wo sie gerastet, erhoben sich Vater, Mutter und Martin und eilten mir entgegen. Schluchzend hielten wir uns umfangen; gesprochen wurde zunächst nicht viel. Dann befahl der Vater, der es eines Veteranen für unwürdig hielt, seine Rührung zu zeigen, kurz und barsch: „Na, komm, Georgle! Wir müssen auch wieder an die Arbeit . . . Die Alte hat's gewollt, daß wir den ganzen Tag breitschlagen, ich nicht —“ aber dabei zuckte es um den grauen, militärisch gestutzten Schnurrbart. Und der Martin fragte: „Hast Du mir auch Kuchen mitgebracht?“ Die Mutter aber sagte nichts, sie streichelte mir nur schluchzend die Wangen. Und dann waren ihre ersten Worte: „Wie blaß und mager Du noch immer bist, Georgle, — giebt's auch im Kloster genug zu essen?“ — „Na, mehr als bei uns,“ brummte der Vater, „vorwärts!“ Und wir schritten dem Dorfe zu.

Das Wort führte fast nur der Vater, er erzählte, daß der Onkel Friedrich gestorben, ohne daß es zu einer Versöhnung gekommen. „Der Herr Pfarrer hat mich deshalb gescholten,“ sagte er, „aber rufen hat mich der Fritz nicht lassen und hätt' ich zu ihm gehen sollen und sagen: Ich dank' Dir, daß Du mich damals wie einen Hund von der Schwelle gehetzt und dann Dein Lebtag alles gethan hast, mich zu ducken und zu schinden?!“ Meine Mutter mochte fühlen, wie meine Hand in der ihren zuckte und verbot ihm die Reden. „Ach was!“ sagte er, „dazu hat man einen Sohn, daß man sich ausspricht!“ Und er fuhr fort, zu klagen, wie schlimm es ihnen in den zwei Jahren ergangen; der Pfarrer helfe ja zuweilen, aber was nütze das? Ja, wenn man immer Arbeit hätte! Und der Martin nickte: „Ja! oder wenn ich schon Soldat wäre!“ Mir blutete das Herz; so dürftiges Gewand, so blasse, notdurchfurchte Mienen waren auch an den Ärmsten in der Ebene unten nicht zu sehen, wie an meinen Nächsten und Liebsten auf der Erde. Ich hatte es so halb und halb vergessen, nun wußte ich es wieder und war wieder mitten in meiner Welt, der Welt des Hungers . . .

Auch im Pfarrhause schien mir zunächst alles unverändert; die Art der beiden teuren Menschen, die mir da wohnten und mich liebevoll empfingen und das warme, lichte Leben, das das Hauswesen erfüllte. Aber dann merkte ich, wie vieles sich gewandelt und nicht zum besseren. Am wenigsten noch an jenem, für den ich am meisten gefürchtet, dem Pfarrherrn selbst. Der alte Herr stand wieder aufrecht und hatte sich von neuem fast alle Pflichten seines Amtes aufgeladen, er predigte sogar zuweilen wieder, obwohl ihm die Zunge noch etwas schwer ging. Nun war doch seit der Krankheit eine gewisse Zaghaftigkeit über ihn gekommen; die Leute erzählten mir, wie schwer er sich entschlossen, den ersten Kaplan zu entfernen, obwohl sich der finstere, rohe Mensch bald als ein wahrer Schaden für die Gemeinde erwiesen. Auch seinem Nachfolger, den ich im Hause traf, begegnete er nachsichtsvoll genug, einem jungen gutmütigen, aber sehr trägen und beschränkten Menschen, Vinzenz Hodliczka mit Namen, der

sich außer den Mahlzeiten selten blicken ließ und den lieben langen Tag auf dem Sopha seiner Stube zubrachte; statt ihn aufzurütteln, plagte sich der greise Mann lieber selbst ab. Schon daß der plumpe Mensch verlegen, breitmäulig und glotzäugig dabei saß, veränderte die Tonart bei Tische, auch fehlte ja nun der Karl, an dem der Pfarrer immer seinen gutmütigen Witz geübt, aber daß es nun stiller und trüber im Hause war, lag doch zumeist an der Vroni. Sie war so schön und gut wie sonst, und doch eine andere; das Antlitz schien mir hagerer geworden und sicherlich war es ernster; die hellen Augen blickten wie verschleiert, dann wieder fest und klar, aber der sonnige Glanz von einst ging nicht mehr von ihnen aus und das Lachen war verstummt, das liebe, fröhliche Taubengirren. Mußte das so sein, weil sie Braut war? Glücklich war sie jedenfalls, sie selbst sagte es mir und ebenso der Pfarrer: er habe es als einen rechten Segen des Himmels empfunden, daß sich die Wahl dieses nicht mehr ganz jungen, aber grundtüchtigen Mannes auf sein Kind gelenkt; nach der Hochzeit im Oktober werde er vollends beruhigt sein und gern der Stunde entgegenharren, wo ihn der Herr zu sich rufe, „denn auch den Karl und Dich," schloß er, „weiß ich ja nun auf guten Wegen!"

„Auch mich?" fragte ich zaghaft, denn es war einige Tage nach meiner Heimkunft, wo er so zu mir sprach und noch hatte ich ihm nichts von jenen Gedanken, die mich zuweilen überkommen, erzählen können; er hatte bisher nur erfahren, was ich gelernt und getrieben. „Wenn Sie alles wüßten . . ." fügte ich stockend hinzu.

„Vielleicht weiß ich es," erwiderte er lächelnd, „doch davon später einmal . . ."

Aber einige Tage darauf fragte er mich selbst darnach. Es war, als ich von meinem zweiten Besuch in Jansdorf heimkam. Schon das erste Mal hatte der Vater wiederholt von der Hintzner-Marie in Herbstthal, der Mutter des Xaver zu reden begonnen, aber meine Mutter rief immer dazwischen: „Was hast Du mir versprochen, Hannes?" und so verstummte er wieder. Nun aber hielt er nicht länger an sich.

„Weib!" sagte er, „ich muß wissen, ob ich einen guten Sohn habe, oder nicht. Die Hintzner-Marie prahlt, sie bekommt jetzt monatlich einen Gulden vom Xaver, den verdient er sich als Ministrant. Du hätt'st es sein sollen, aber Du wärst zu faul dazu gewesen und so wär' er's geworden. Ist das wahr?"

„Nein!" erwiderte ich. Ich hab's ihm freiwillig abgetreten. Aus Mitleid!"

„Aus Mitleid?!" wiederholte mein Vater, fassungslos vor Erstaunen, und erhob sich von seinem Schemel. „Mit wem . . ."

„Damit er besser in der Schule fortkommt", stotterte ich. „Und auch seine Mutter . . ." Mit Zentnerlast fiel mir's auf's Herz: auch meinen Eltern hätte ja dieser Gulden monatlich ein kleines Vermögen bedeutet. Aber auch der Zorn in meines Vaters Antlitz ließ mich verstummen, so blaß und verzerrt hatte ich es nie gesehen. Im nächsten Augenblick fühlte ich seine Hand auf meiner Wange brennen, daß ich zurücktaumelte. Meine Mutter schrie auf und warf sich dazwischen.

Aber da hatte er seine Fassung wieder. „Geh", sagte er, „zu Deinem Pfarrer und den guten Brocken im Kloster. Du läßt Dich füttern, verdienen willst Du nichts und nicht an Deine Eltern denken. So denke ich auch nicht mehr an Dich!"

„Vater!" rief ich und stürzte zu seinen Füßen nieder.

„Geh!" wiederholte er und wandte sich ab. Die Mutter hob mich auf und führte mich hinaus. „Das hat seit anderthalb Jahren in ihm gekocht", flüsterte sie wie zur Entschuldigung. Dann gab sie mir, der wortlos, betäubt neben ihr herging, gleichfalls schweigend das Geleite gegen Hannburg. Erst als wir schieden, sagte sie wieder: „Du mußt den Herrn Pfarrer fragen . . . Erbarmen ist christlich, aber auch wir sind sehr arm und Deine Eltern . . ."

Ich brauchte ihn nicht erst zu fragen, er las mir die Verstörung vom Antlitz ab und berief mich auf seine Stube. Und da brach es mir aus der Seele: wie hart, wie hart war die Armut, wo alles Sünde werden konnte, selbst das Mitleid . . .

„Ja sie ist hart", erwiderte er, „aber nur, weil sie hart sein muß, unendlich härter, als Reichtum; aber Schranken des Wohlthuns sind auch ihm gesetzt. Selbst der Edelste und Reichste auf Erden kann nicht in so vollem Maße Mitleid üben, als ihm das Herz gebietet. Das also ist gemeinsames Menschenloos und der Arme, der voll Erbarmens ist, empfindet es nur eben schwerer, weil er anscheinend viel weniger thun kann. In Wahrheit thut er genau so viel, wie der milde

Reiche: was er eben kann. Beide dürfen ihre nächsten Lieben nicht vergessen und auch sich selbst nicht ganz. Den Streit zwischen Dir und Deinem Vater will ich nicht entscheiden; er hat Recht, denn ihn hungert oft, Du aber hast aus reinstem Drange gehandelt, freilich als ein Knabe, der jene Schranken noch nicht erwägt. Du wirst es später besser können. Oft genug wird Dir der Schmerz durch die Seele gehen: „Ich kann nicht helfen, meiner Eltern oder meiner selbst wegen," aber vielleicht gleich oft wird Dich der Trost laben: „Dies darf ich opfern und schenken!" Man kann ja auch Anderes und Köstlicheres spenden, als Geld und Gut . . . Im übrigen will ich an unseren Freund, den Pater Cölestin schreiben, sie haben ja im Kloster auch andere kleine Ämter für arme Alumnen; Du sollst künftig den Trost haben auch für Deine Eltern etwas zu verdienen . . ."

Ich dankte ihm von Herzen. Aber ganz hatte ich ihn nicht verstanden; gewiß, die Eltern durfte man nicht hungern lassen und selbst nicht verhungern, aber gab es sonst eine Schranke im Wohlthun?

„Ja, auch sonst", erwiderte er. „Ein Kaiser darf Glanz und Macht nicht aufgeben, weil dies das Mittel ist, die Schlechten zu zügeln, ein Physiker seine kostspieligen Instrumente nicht verkaufen, mit denen er eine nützliche Entdeckung machen will, und vielleicht", schloß er und blickte mich voll an, „vielleicht muß auch ein Abt anders leben, als ein Kaplan!"

„Das ist's!" rief ich. „Sie wissen . . ."

„Ich weiß", erwiderte er ernst. „Und da Dich dies und anderes quält, so mag ich Dir die Antwort nicht weigern, die mir die richtige ist. Aber lieber sähe ich Dich selbst die Antwort gewinnen, und darum lege ich es mir auf, Dich, mein Junge, den ich sehr liebe, nicht alle Jahre bei mir zu sehen. Nun denn, ich glaube: Die Patres könnten weniger brauchen, aber nicht so wenig, als Du glaubst, denn Menschen sind wir allesammt. Die Hauptsache aber ist, wer die Welt bessern will, muß sie erst kennen und dann auch nicht bei den Anderen anfangen, sondern bei sich selbst. Das ist der Inbegriff aller Weisheit, die mich das Leben gelehrt, und tausend Zungen wünschte ich mir, um sie Dir einzuprägen, gerade Dir! . . . Was aber die Heiden betrifft, die Dir gleichfalls Kopfzerbrechen machen, so denke: eine Ahnung des Göttlichen war immer in den Menschen! Im übrigen aber lerne auch sie genauer kennen. Und nun noch Eins: wie oft beichtet Ihr im Kloster?"

„Drei Male jährlich!"

„Auch Eure Gedanken?"

„Nein", erwiderte ich. „Das will der Pater Cölestin nicht. Er sagt immer: „Eure Thaten will ich wissen, ob Ihr gelogen habt oder ungehorsam gewesen seid Mit Euren bösen Gedanken müßt Ihr selber fertig zu werden suchen und nur wenn's nicht geht, ruft mich zu Hülfe! Und da dachte ich, ich versuche es selbst und wenn nicht, so helfen Sie mir. Aber nun werde ich es noch mehr aus eigener Kraft versuchen."

Er nickte. „Der Pater Cölestin ist ein guter Mensch, der das Leben kennt! . . . Gute Nacht, mein Sohn."

Auch diese Unterredung habe ich berichtet, weil sie von so unermeßlichem Einfluß auf meine nächsten Jahre war. Auf die nächsten Wochen freilich nicht: da war die Wirrnis in mir groß, wie sollt' ich mir so plötzlich allein weiter helfen? Wenn ich mich nur wenigstens mit der Vroni hätte aussprechen können! Aber sie hatte keine Zeit für mich, der Bräutigam war zu Besuch eingetroffen. Es war ein großer, dicker Mann von etwa vierzig Jahren, der sehr linkisch war, vor Verlegenheit immer mit beiden Händen in seinem langen schwarzen Bart wühlte und die Vroni nur immer mit so glühenden Augen anstarrte, daß mir bang wurde. Aber ihr schien es nicht anders zu gehen, sie wurde unter seinen Blicken bleich und rot und schauerte zusammen, wenn er den Arm um sie legte. Mir mißfiel dieser Herr Bohaty gründlich und weil ich's niemand anderem sagen konnte, so besprach ich mich mit meiner Mutter. Aber die meinte: „Es zwingt sie ja Niemand, und er ist so reich!" Am eifrigsten jedoch rühmte ihn mein Vater, denn der Floßmeister hatte zugesagt, den Martin zum nächsten Frühling in sein Geschäft zu nehmen. Mir hatte der Vater wieder verziehen und war nun sogar doppelt liebreich gegen mich, weil ihn jener Schlag heimlich reute. Und als ich im September Abschied nahm, sagte er sogar: „Du darfst nicht mehr daran denken! Glaub's mir, Bub, Dein Vater hat Dich sehr lieb!"

Es sind die letzten Worte gewesen, die ich aus seinem Munde vernommen. Im Dezember führte mich der Pater Cölestin auf seine Stube, schloß mich liebreich in seine Arme und teilte mir

dann schonend mit, daß mein Vater vor wenigen Tagen plötzlich und schmerzlos verschieden sei, am Herzschlag. Ich weinte sehr und empfand es nun gar wie ein Verbrechen, daß ich ihn damals so erzürnt, obwohl ich es ja seither auch durch die That gut gemacht: der Abt ließ mich auf Cölestin's Fürbitte meiner guten Schrift wegen zwei Stunden täglich auf der Kanzlei beschäftigen und dafür gab es sogar anderthalb Gulden monatlich, die immer treulich nach Hause gewandert. Aber der Vater hatte die Gabe nur dreimal empfangen und die Mutter brauchte sie nicht mehr: Der Pfarrer nahm sie, da die Vroni nun seit dem Herbst als Neuvermählte in Bodenbach lebte, in sein Haus, die Wirtschaft zu führen. Auch für den Martin war ja nun gesorgt und so wollte mir Cölestin die Schreibarbeit wieder abnehmen, damit ich nicht immer bis in die Nacht hinein meine Schulsachen nacharbeiten müßte. Aber dagegen wehrte ich mich; etwas zu verdienen, worüber ich verfügen könnte, war mir ein so großes Glück, daß ich es mir freudig auch durch größere Plage hätte festhalten mögen. Nur die Art der Verwendung machte mir Sorge; wie viel mußte ich davon für die Meinen verwahren? Ich glaubte jene „Schranken des Wohlthuns", von denen der Pfarrer gesprochen, wohl zu beachten, wenn ich einen halben Gulden zurücklegte, und den ganzen allmonatlich an die Bettler verteilte, die sich häufig genug im Kloster einfanden. Es schien mir recht so, denn meine Mutter wurde nun täglich satt, und diese Leute nicht.

Auch sonst ist in den nächsten Jahren, wo ich ununterbrochen im Kloster blieb, nur Gutes zu berichten. Kamen mir Gedanken über das Treiben der anderen um mich her, so dachte ich an Adalberts Mahnung, daß man die Welt erst kennen müsse, ehe man sie bessern wolle, und den Anfang habe jeder bei sich selbst zu machen. Und dann „Zum Mitleid sind wir auf die Erde gesetzt", an dies Evangelium konnte ja nichts rühren; das war der feste Boden, auf dem ich stand und was mir etwa sonst an Zweifeln und Grübeleien anflog, mußte ich selbst besiegen lernen. Das that ich denn auch mit allem Ernste, über den meine frühreife Natur nur immer verfügen mochte, und erwies sich der Verstand ohnmächtig, so bot ich das Gemüt auf, und suchte die Zweifel durch das Gebet zu ersticken.

Sie kamen mir aber immer seltener, namentlich deshalb, weil es nicht Brauch im Kloster war, daß die Lehrer mit den Schülern viel über die höchsten Dinge sprachen, geschweige denn disputierten. Wenn schon der Pater Cölestin dies vermieden, so noch mehr sein Nachfolger, Pater Romuald, der uns durch das Obergymnasium leitete; ein ernster und doch freundlicher Mann in der Vollkraft der Jahre, der die Würde seines Amtes sehr wohl mit der liebevollsten Sorge für jeden Einzelnen zu vereinen wußte. Uns Allen war bekannt, daß er im Beginn seines Wirkens von den Jesuiten sehr verfolgt worden, weil er mit den Schülern angeblich „freigeisterische" Gespräche geführt und ihnen beim Religionsunterricht Zweifel an den Dogmen und Heiligenlegenden eingeflößt; uns gegenüber fiel kein solches Wort. Kurz und klar, ohne weitläufige Begründung, trug er uns vor, was die Kirche zu glauben vorschrieb und was wir wissen mußten; auf eine dialektische Beweisführung, auf eine Widerlegung ketzerischer Einwendungen, ließ er sich nicht ein; hatte mir Adalbert vor Jahren gesagt, gewiß sei nur eine Vergeltung im Jenseits, aber Himmel und Hölle möge ich mir vorstellen wie ich wollte, dies sei keine Sünde, weil es die Heiligen auch gethan, so ging Romuald noch weiter und stellte nur das Notwendige vor uns hin; was die Phantasie entflammen konnte, namentlich jede Ausmalung der Wunder und Legenden blieb sorglich vermieden. Dennoch bin ich nie einem Lehrer begegnet, der anregender gewirkt hätte, denn so kalt er mit guter Absicht die Phantasie ließ, so tief wußte er das Gemüt zu erregen. Ich glaube, auch ältere, härtere, klügere Menschen als wir halbreifen Jünglinge hätte eine Erbauungsstunde unter Romualds Leitung nicht unbewegt verlassen. Und doch ließ er weder viel beten, noch war er ein hinreißender Prediger, im Gegenteil sprach er ungemein schlicht und stockte häufig, aber es war eine Fülle von Klugheit und Milde, vor allem jedoch eine ungemeine Fülle wirklichen Lebens in seinen Reden, jenes, das wir kannten, unseres eigenen Lebens. Er mahnte nicht zur Barmherzigkeit, aber er erschöpfte die Möglichkeiten, die sich uns boten, diese Tugend zu bethätigen; er warnte nicht vor dem Haß, aber Zug um Zug stellte er das häßliche Leben einer engen, von wüster Leidenschaft gegen einander erfüllten und zu äußerlicher Eintracht gezwungenen Gemeinschaft vor uns hin. Gleich hoch aber stand er als Lehrer weltlichen Wissens. Der Studienplan war nicht eben weit-

herzig und weise bestimmt; man trieb ein wenig Rechnen und Naturkunde, ein winziges bischen Geschichte, die deutsche Grammatik wurde in lateinischer Sprache gelehrt; alle Zeit und Kraft gehörte nach diesem Plan, der damals für alle Anstalten Österreichs galt, den klassischen Sprachen. Pater Romuald that alles, diese Verkehrtheiten zu mildern, uns wenigstens eine Anschauung von allem Wichtigeren zu geben; die alten Sprachen aber waren allerdings auch ihm die Hauptsache, wer nur wollte, konnte wirklich viel lernen, und es war fast unmöglich nicht zu wollen, so groß war sein Eifer, seine Begeisterung. Ihm danke ich jene Kenntnisse, die mir später und mehr als in einem entscheidenden Augenblick meines Lebens, zur Rettung wurden. Freilich, dazu hätten auch Sprachschatz und Formen genügt, er aber führte mich weiter: ihm danke ich es, daß sich mir die Welt der Alten wahrhaft und dem Geiste nach erschloß, diese vielheitere Welt, die doch so ernst war und so tief. Jean Pauls Ausspruch, daß die heutige Menschheit unergründlich tief versänke, wenn nicht die Jugend vorher durch den stillen Tempel der großen alten Zeiten den Durchgang zum Jahrmarkt des späteren Lebens nähme, war diesem Mönch heilige Überzeugung. Ob ihm die Welt der Alten und die christliche einen Gegensatz bedeuteten — ich weiß es nicht und kann nur ahnen, daß dem so war: mir aber bedeuteten sie ihn damals nicht mehr. Nicht blos meines Pfarrers Wort, auch in diesen Menschen lasse sich eine Ahnung des Göttlichen nachweisen, hatte mir über meine kindlichen Zweifel hinweggeholfen, sondern vor Allem die Erkenntnis, die christliche Welt stehe doch höher. Alles, sagte ich mir, hatten diese Heiden wie wir und vieles besser, nur das Köstlichste nicht: das Bewußtsein, daß der Geringste, wie der Mächtigste vor Gott gleich und das Gefühl der Menschenwürde in jedem zu achten sei, und das Mitleid. Eine herrliche Welt, aber kalt, eisig kalt — die Wärme, meinte ich, hat erst das Christentum auf die Erde gebracht. Nie war ich gläubiger als in jenen Tagen, da ich mich in den Seneca vertiefte und im Plato schwelgte.

Nach Hause kehrte ich erst in den Ferien von 1839 zurück. Im Pfarrhof waltete meine Mutter und darum waren Haus und Garten wohlgepflegt, wie in der Vroni Tagen, aber es war nun noch stiller und trauriger darin geworden wie vor drei Jahren. Noch war der Pfarrer geistig ungebrochen, aber der Körper versagte den Dienst. Der hochwürdige Hodliczka mußte ihn nun in Messe und Seelsorge vertreten und rächte sich für die Arbeit durch finstere Mienen und unhöfliches Betragen; als Vorleser des Greises diente mein einstiger Gönner, Herr Wenzel Kudelka. Nun zog sich der martialische Schnurrbart wie ein schneeweißer Strich durch das rote Gesicht, das Stimmchen aber war noch zarter geworden und da das Gehör des Pfarrers an Schärfe eingebüßt, so war es beiden recht, daß ich den Schulmeister vertrat. „Lesen Sie ihm heitere Sachen vor," sagte mir Herr Kudelka, „oder noch besser, schreiben Sie der Vroni, daß sie herkommt. Er hat sich immer nach ihr gesehnt und seit Ihr Bruder Martin aus Bodenbach an Ihre Mutter geschrieben hat, daß die Frau Vroni kränklich ist, vergeht er in Sorge um sie. Sie sollten ihr wirklich schreiben."

In der That, es stand schlimm um meinen Wohlthäter und auch die Mutter meinte, die Vroni allein könne ihm Rettung bringen. Aber davon wollte der alte Mann nichts wissen. „Wenn sie hustet," sagte er, „so darf sie nicht hierher in die rauhe Luft . . . Auch bei ihrer Mutter hat es mit dem Husten begonnen!" fügte er aufschluchzend hinzu und rang die Hände.

Ich war ratlos, wie sollte ich ihn aufheitern, was beginnen. Aber da kam schon wenige Tage später ein Brief der Vroni: sie fühle sich zwar gar nicht leidend, aber da ihr der Arzt Bergluft empfohlen und der Gatte ihr gleichfalls zurede, so komme sie in den nächsten Tagen. Ich las ihm den Brief jubelnd vor, er aber unterbrach mich mit dem schrillen Aufschrei: „Sie will mich vor dem Tode noch einmal sehen!" und brach zusammen. Es währte lange, bis die Ohnmacht gewichen war, ausreden ließ er sich seine Ahnung nicht.

Sie hatte ihn nicht getrogen. Als der Wagen vor der Thüre hielt und die Vroni hinabsprang, da jauchzte ich auf und rief in die Stube: „Sie ist frisch und gesund," aber ich verstummte, als ich ihr in das abgezehrte Antlitz blickte, aus dem mir die hellen Augen unheimlich groß, in fieberhaftem Glanze entgegenblickten und diese scharf abgegrenzte Röte der Wangen täuschte selbst mein ungeübtes Auge nicht. Es war herzerreißend, wie sich der sieche Greis und die junge totkranke Frau in die Arme sanken, und noch immer sehe

ich sie vor mir, wie sie in den nächsten Tagen neben einander im Garten sitzen, Hand in Hand, jedes ein Lächeln auf den Lippen und dem anderen Trost zusprechend. Vor ihnen aber spielt das Mariechen, das zweijährige Töchterchen der Vroni, ein schönes, blühendes Kind, bringt ihnen die Blumen und Gräser, die es gepflückt und ruft jubelnd: „Mama, hier ist's schöner, als in Bodenbach, hier bleiben wir!“ ... Selbst Herrn Kudelkas Augen feuchteten sich, wie hätten da die Mutter und ich gefaßt bleiben sollen. Denn wir wußten alle, die Vroni würde für immer hierbleiben ...

Als ich in das Kloster zurück mußte, in den letzten Septembertagen, da konnte sie das Zimmer nicht mehr verlassen und saß im Lehnstuhl am Fenster, das Haupt zurückgeneigt, um leichter atmen zu können. So traf ich sie, als ich Abschied nehmen wollte. Ich dachte es kurz zu machen, um sie nicht zu erregen, aber sie hielt meine Hand fest, ließ mich auf den Schemel zu ihren Füßen niedersitzen und strich mir mit der schlanken fieberheißen Hand über's Haar, wie sie einst dem Kinde gethan.

„Georg,“ sagte sie, „es ist ja heut' das letzte Mal, ich hab Dir noch was zu sagen. Mit dem Onkel hab' ich es schon abgeredet, aber er ist ein alter Mann, Du mußt es mir selbst versprechen ... Das soll das letzte Jahr sein, das Du im Kloster verbringst, dann machst Du die beiden letzten Klassen in Graz durch, ehe Du auf die Universität gehst. Meine Tante Poldi lebt dort, eine reiche Frau; sie nimmt Dich gewiß auf, wenn der Onkel sie darum bittet. In Wien haben wir Niemanden, in Prag auch nicht — und eine größere Stadt muß es sein, glaube ich ... Also Graz ... Willst Du mir das versprechen, Georg?“

„Du bist so gut,“ murmelte ich. „Im nächsten Jahr wollen wir darüber sprechen ...“

„Still,“ sagte sie mit einem Lächeln, das mir durch's Herz schnitt und legte mir die Hand auf den Mund. „Das Lügen hast Du noch nicht gelernt! ... Also, versprichst Du es mir?“

„Wenn Du es willst. Aber warum?“

„Damit Du in drei Jahren frei wählen kannst, ob Du geistlich werden willst oder nicht. Wenn Du so aus dem Kloster in's Seminar gehst, so ist das keine freie Wahl. Vielleicht gefällt's Dir draußen im Leben besser, wenn Du es erst kennst. Es hat schon mancher erkannt, daß er nicht recht zum Priester taugt, und hat doch nicht mehr die Kraft gehabt, sich loszureißen und hat sich sehr unglücklich gemacht, sich und andere. Du aber sollst glücklich werden. Also — nächstes Jahr nach Graz!“

Sie reichte mir die Hand hin und ich gelobte es.

„Und noch eins — mein Kind, Georg — Du wirst ihm ein Freund sein, nicht wahr?!“

Im November 1839 haben sie die arme, schöne Vroni auf dem Friedhof zu Haunburg begraben. Ich dachte, auch der Robert Ohsner müsse es erfahren, weil er stets so gern von ihr gesprochen, ich ließ mir vom Pater Cölestin die Adresse geben und schrieb es ihm. Er war damals schon Priester und im Collegium Germanicum zu Rom. Eine Antwort erhielt ich nicht.

Das Jahr verfloß mir so friedlich, in so nützlicher Arbeit, daß ich gern noch die zwei obersten Klassen im Kloster durchgemacht hätte. Aber mich band ja das Versprechen, das ich der Toten gegeben hatte, und der Pfarrer Adalbert wachte ängstlich, daß ich es erfüllte. Schon im März ließ er mir durch Kudelka schreiben, er rechne darauf, daß ich im Herbst nach Graz ginge, und als ich zu den Ferien heimkam, war dies seine erste Frage. Es war fast ein Wunder, daß der Gebrochene noch lebte, freilich wie ein Schatten seiner selbst. Es fiel mir bitter schwer, von ihm zu scheiden, ich war überzeugt, ihn nie wiederzusehen. Er aber sagte, als erriete er meine Gedanken:

„Du weißt, Gott läßt die blitzgetroffenen Bäume langsam absterben. In zwei Jahren sehen wir uns wieder und wollen Deine Zukunft beraten. Ich will Dir nur ein Gelöbnis abnehmen: auch ferner ehrlich nach der Wahrheit zu streben und sie zu bekennen. Darum verlange ich keinen Eid von Dir, an dem festzuhalten, was ich Dich gelehrt. Nur das eine bitte ich Dich immer zu glauben: für mich war es die Wahrheit. Sei gut, sei stark, und wenn die Dämonen über Dich kommen und Dich in den Schlamm hinabziehen wollen, so wehre Dich und tritt sie nieder. Sie werden kommen, sie kommen über jeden, sei stark, sei gut!“

(Fortsetzung folgt.)



Das Städtlein.

Ein Städtlein ist im deutschen Reich,
Dem kommt ein and'res nimmer gleich
Im Osten und im Westen.
Von Düppel bis zum Wendelstein,
Von Memel bis zum grünen Rhein
Gefällt mir's dort am besten.

Am Waldbach liegt's im Wiesengrund
Tief zwischen blauer Berge Rund,
Als wollte sichs verstecken.
Rings dehnt sich dunkles Tannengrün,
Und tausend bunte Blumen blüh'n
An Mauern und an Hecken.

Zwei ernste Kirchen altersgrau
Erheben sich zum Himmelsblau,
Ein Bronnen rauscht inmitten.
Dahinter ragt ein Giebelhaus,
Dort geh'n die Ratsherrn ein und aus
Mit würdevollen Schritten.

Und nebendran im Glorienschein
Steh'n all' die bunten Wirtshäuslein,
Dort fließt ein guter Tropfen.
Im goldnen Stern wird's nimmer still,
Und spät noch tönt im Krokodil
Verheißungsvolles Klopfen.

Doch, Ratsherr'n giebts wo anders auch,
Und Trinken ist allorten Brauch —
Das Beste kommt zum Schlusse:
Ich weiß im Städtlein eine Maid,
Die mich geheilt von allem Leid
Mit einem einz'gen Kusse.

Doch wollt ihr wissen: Wo und wer? —
Geht nur — ich sag's euch nimmermehr.
Lebt wohl, mein Schatz läßt grüßen!
Sonst käm am Ende weit und breit
Die ganze Welt mit ihrem Leid
Zur Kur zu meiner Süßen. —

Hermann Domsch.

Leidenschaft.

Kennst du die Nadel, die nach Norden zeigt?
Versuch es nicht vom Pol sie abzulenken,
Du giebst sie frei — und ihre Spitze neigt
Zum alten Ziel: Der Nadel gleicht mein Denken.

Es lebt ein Herz, das meines Nordens Stern,
Ich war ihm nichts und bin ihm nichts geworden,
Ich weiß mein Los dem seinen fremd und fern, —
Es ist umsonst: Die Nadel zeigt nach Norden.

Anna Klie.

Im Herbst.

Du zeigst des Leidens bittre Spur
An tausend Wunden, o Natur,
Und dennoch murrst und klagst du nicht
Nur ernst ist oft dein Angesicht.

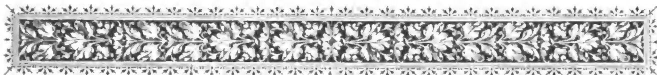
Du färbst dich noch im Sterben rot
Und lächelst froh in Todesnot.
Wer dir in's Auge recht geschaut,
Der duldet still und klagt nicht laut.

Wilhelm Kunze.

Marken.

Zu Berge stieg ich; Wipfel unter mir,
Legföhren rings aus dem Geklüfte greifend,
Noch vom Getrief' des nächt'gen Regens falt.
Und führerlos. Nur wer ihn einsam sucht,
Dem will der Berge Geist sich offenbaren.
Horch — Krachen droben, wo der Gletscher wächst;
Horch — Donnern drunten, wo die Ache braust;
Dazwischen hier vom toten Lärchenstamm
Ein Meislein lockt und von dort drüben her,
Wo noch ein Rasenfleck, wie letzte Hoffnung,
Im schwarzen Schutt singt hell die Alpenlerche.
Vor aus dem Schiefer nickt Braunell' und Speik,
Und Genziane schmiegt dem Boden sich
Mit dunkelblauer, tiefer Glocke an.
Und Stille jetzt, wie am Beginn der Schöpfung.
Dem Priester gleich in Delphis Heiligtum
Lausch' hinter'm Vorhang ich der Pythia,
Der gottesnahen Phantasie, und setze
Aus Stammeln mir das Gotteswort zusammen.
Ach oben erst —
Doch wo der Weg? Verloren!
Geforscht nun eine heiße, bange Stunde;
Die Hald' empor, wo scheu die Gemse pfeift,
Auf der Moräne längst gewichnen Gletschers,
Block auf, Block ab, mit Hand und Fuß felsüber;
Da, da — die liebe, rote Marke wieder,
Als grüßte mich ein Menschenangesicht!
Die rote Marke — warum halt' ich still? —
Zu Berge stieg ich; Wipfel unter mir
Gedankenwälder, Menschenweg und Werk
Und Lust und Spiel. Steil auf gings, Wände stürzten,
Die Füße glitten rückwärts im Geröll,
An Kant' und Krummholz stieß sich wund das Bein,
Im feuchten Schatten sehnt' ich nach der Sonne.
An blut'gen Marken führte mich der Weg:
Giordano, Christus, Socrates, Spinoza —
Endlos die Reihe. Abgeirrt und mutlos,
Fand ich zurück doch, fand hinauf! —
Zu Berge steigt die Menschheit; blut'gen Marken
Vorüber nach der Gottesoffenbarung.

Franz Herold.



Der Unterstaatssekretär.

Lustspiel in vier Aufzügen von **Adolf Wilbrandt.**

(Fortsetzung.)

Dritter Aufzug.

Dieselbe Dekoration, wie im ersten Aufzug, mit geteilter Bühne. Rechts steht am vorderen Tischchen noch ein Sessel ohne Lehne.

Erster Auftritt.

Wachsmuth und **Lili** (kommen von hinten links, im Gespräch); später **Helmuth.** (Rechts ist die Bühne leer.)

Wachsmuth
(in Frack und weißer Binde, mit Orden).

Kurz, ich finde die Baronin sehr gescheidt, die zuweilen aus der Millionenstadt in diese Villa flüchtet, um eine Weile ein schuldlos glücklicher Mensch zu sein!

Lili
(festlich gekleidet, Blumen im Haar und an der Brust).

Das ist hübsch gesagt. (Für sich.) Das hat er einmal gehört!

Wachsmuth.

Was sind diese Millionenstädte? Notwendige Übel, ohne die man nicht leben kann. Aber man sehnt sich zuweilen hinaus . . . Oder Sie nicht?

Lili.

O ja. Ein halbes Dutzend Menschen wäre oft ganz genug —

Wachsmuth
(seinem Ziel vorsichtig näher kommend).

Oder Einer — wie?

Lili.

Lieber Herr von Wachsmuth, das ist schon bedenklicher. Ein Mensch kann langweiliger sein, als eine Million!

Wachsmuth
(mit etwas erzwungenem Lächeln).

Sehr wahr . . . Aber wenn dieser Eine alles thäte, was menschenmöglich ist, um (vorsichtig, beobachtend) seiner Herrin ein kleines Paradies auf Erden zu machen; wenn sie keine Laune hätte, die er nicht befriedigen könnte; wenn seine grenzenlose Ergebenheit — und sein ganzes Können — (Stockt.)

Lili (für sich).

Sein ganzes Vermögen, meint er. (laut, in herzlichem und weichem Ton) Lieber Herr von Wachsmuth, lassen Sie mich Ihnen etwas sagen, eh Sie weiterreden. Ich bin ganz offen wie immer, und erkläre Ihnen ohne Umschweife, ohne Ziererei: ich glaube zu verstehn, wie Sie's meinen — und ich bin Ihnen herzlich gut. Wahrhaftig; die Hand darauf. (Sie giebt ihm herzhaft die Hand, die er dann küßt.) Und nun gedulden Sie sich noch eine kleine Weile; ich hab' eine „Laune", wenn Sie's so nennen wollen, gönnen Sie mir die; denken Sie nur an das alte, hoffnungsvolle Sprichwort: „Ende gut, alles gut!"

Wachsmuth
(wieder etwas mühsam lächelnd).

„Hoffnungsvoll" ist ein gutes Wort. Ich werde also mit Geduld auf die Lösung dieses Rätsels warten. (für sich) Was steckt ihr denn noch im Kopf?

Helmuth (hinter der Scene).

Ah, Frau Lili, da sind Sie!

Lili (für sich).

Gott sei Dank, da ist auch mein Zweiter!

Helmuth
(in Frack und weißer Binde, ein mäßig großes Bouquet in der Hand)

Ich komme so feierlich, wie die große Stunde es verlangt, um der schönsten Frau meinen Glückwunsch zum hohen Feiertag darzubringen und dieses Zeichen der Ergebenheit zu überreichen. Ich wollte nicht mit so einem modernen Ungeheuer kommen, sondern hatte einen Strauß bestellt — (lächelnd) ich sage als deutscher Mann Strauß statt Bouquet — den eine mittelgroße Dame von vollendetem Ebenmaß in die Hand nehmen kann, ohne das Gleichgewicht zu verlieren, auf dem ihre Anmut beruht.

Wachsmuth (beifällig, für sich).

Gelegentlich zu brauchen!

Lili.

Sehr gut auswendig gelernt, und hübsch vorgetragen. — Ich danke Ihnen, lieber Freund! — Woher kommen Sie jetzt?

Helmuth.

Vom Seestrand.

Lili.

Wie? Sie waren nicht hier?

Helmuth.

Nein. Ich fuhr vorgestern ans Meer —

Lili.

Und kommen erst heut zurück?

Helmuth.

Vor einer halben Stunde. Zur Feier Ihres Geburtstags.

Lili (für sich).

Ah! Röschen fort — die Anziehung vorbei! (laut) Sie kommen also nur für mich, Sie Armer. Hoffentlich haben Sie mir unterwegs nicht geflucht; das bringt manchmal Unglück.

Helmuth.

Wer Sie nicht kennt, der könnte nach dieser Äußerung glauben, die gnädige Frau wäre etwas kokett. — Ich komme direkt durch den Garten, nicht durch's Haus; wo ist meine Frau Tante?

Lili.

Irgendwo im Garten. Übrigens, Ihre Tante ist himmlisch; was thut sie? Weil der Doktor Bormann, dessen Leibarzt sie bekanntlich ist, gestern beim Läuten der Tischglocke aus dem fernsten Parkwinkel heranfeuchte und sich dabei erhitzt hat, so wird von nun an zweimal geläutet, damit man in aller Bequemlichkeit, ohne Übereilung heranschleichen kann. Danach wollen die Herren sich also richten. Auf Wiedersehen, noch vor dem Diner! (Geht nach rechts.)

Wachsmuth.

Wohin, meine Gnädige?

Lili.

Zu meinem „Original“, das Sie ja beide schon kennen. (Für sich.) Jetzt hol' ich sie, zur Kritik! (Geht durch die kleine Parkthür ab und über die Straße in des Obersten Haus.)

Helmuth (für sich).

Ich wollte, ich ginge statt ihrer zum „Original“. — Aber Geduld, Geduld! (Laut, leichthin.) Die schöne Frau ist doch immer wie die liebe Sonne. — Übrigens, was hab' ich unterwegs auf der Bahn gehört? Dieser böse „Marius“ hat auch Sie beim Schlafittchen gekriegt?

Wachsmuth (nickt; sich bald ereifernd).

Allerdings; allerdings. Was sagen Sie dazu, Herr Unterstaatssekretär? Ein Gespräch zwischen Ihnen und mir!

Helmuth (lächelnd).

Nun, was regt Sie so auf? Daß Sie in meiner Gesellschaft sind?

Wachsmuth.

Im Gegenteil; diese Ehre weiß ich sehr wohl zu schätzen. Aber der Ton, der Ton! Wohin soll das führen? Wir werden verhöhnt! zu Karrikaturen gemacht! verlästert und verleumdet! Ganz besonders ich!

Helmuth.

Daran zweifl' ich nicht —

Wachsmuth.

Ja, haben Sie denn dieses Schandprodukt noch nicht gelesen?

Helmuth.

Hatte nicht die Ehre. Ich las die Wellen-Gespräche —

Wachsmuth.

Ein unerhörter Skandal! Unter der Maske des Humors nichts als Gift und Bosheit — über Sie und mich — besonders über mich!

Helmuth (lächelnd).

Ich bedaure sehr. Aber wer ist denn dieser Giftmischer, dieser „Marius“?

Wachsmuth.

Herr von Stargard, wer weiß es? Der feige Bandit versteckt sich ja hinter dem Deckmantel der Pseudonymität. Irgend ein verlotterter Bursche, den der Neid verzehrt — nicht einmal ein Großstädter — denn die Personen und die Verhältnisse, die er schildert, hat er offenbar nie gesehen. Baron Dowrubsky, der immer alles weiß, behauptet geradezu, es sei ein Taugenichts irgendwo in der Provinz, der die Frechheit hat, sich an den Spitzen der Gesellschaft, an Persönlichkeiten von Weltruf zu vergreifen!

Helmuth (in heiterer Ruhe).

Was hab' ich Ihnen gesagt? Die Provinz hat alles; auch Sullas und Mariusse!

Zweiter Auftritt.

Helmuth, Wachsmuth; Baronin Sophie (von hinten links); später Bormann.

Baronin.

Er ist richtig gekommen. Helmuth, das war hübsch! (Giebt ihm die Hand.)

Helmuth.

Ward an mir gezweifelt? — Nun, liebe Tante wie geht's?

Baronin.

Ich danke; so so. Der gute Doktor Bormann hustet gern noch ein wenig; sonst kann ich nicht über ihn klagen.

Helmuth.

Ich fragte, wie es Dir geht.

Baronin.

Ach so. Das ist langweilig, mein Lieber. An alten Häusern und alten Frauen, weißt Du, ist immer was zu flicken. (Blickt bedenklich und mißbilligend umher.) Aber warum sind die Herren hier?

Helmuth.

Warum sollten wir nicht? — Es war ja immer einer Deiner Lieblingsplätze.

Baronin.

Ja, ja; aber der Doktor!

Helmuth.

Findet er diesen Platz nicht gesund für Dich?

Baronin.

Guter Helmuth, von mir ist ja nicht die Rede. Ich glaube, für Doktor Bormann und seinen Husten ist es hier zu feucht! (Helmuth, der sich bisher zurückgehalten hat, lacht laut auf.) Nu? Worüber lachst Du?

Helmuth.

Ich? Ich dachte nur: wie gesund könnte meine Tante leben, wenn sie keinen Leibarzt hätte!

Baronin (leise).

Nicht so laut: er kommt. — Aus Deinen Spöttereien mache ich mir nichts; ich weiß sehr gut, ich thue das alles nur aus Egoismus, um mir ihn zu erhalten! (Zu Bormann, der vorne links auftritt.) Ist es hier feucht, lieber Doktor?

Bormann.

Seien Sie ganz unbesorgt, Frau Baronin, das bischen Feuchtigkeit schadet Ihnen nichts.

Baronin (leise zu Helmuth, gerührt).

Da hörst Du's: er denkt nur an mich!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen (links, sich in leises Gespräch vertiefend); Lili und Marianne (kommen rechts aus dem Hause).

Lili

(die Stimme dämpfend, ebenso wie Marianne).

Sie sind heute gar nicht großartig, meine liebe Freundin; zum erstenmal find ich Sie kleinstädtisch — nehmen Sie's nicht übel!

Marianne.

Was soll ich bei Ihrer Brautschau, oder Bräutigamsschau? Das ist eine etwas närrische Phantasie von Ihnen — nehmen Sie's nicht übel.

Lili.

Sie und ich, wir haben beide das erworbene Recht, etwas verrückt zu sein; und nun geben Sie mir den Arm!

Marianne.

Was soll ich da drüben? — Wie heißen denn diese beiden hochgestellten, geheimnisvollen Herren?

Lili (lächelnd).

Das erfahren Sie gleich. Vorläufig will ich Ihnen verraten; der eine hilft regieren und heißt Helmuth von Stargard.

Marianne (zurücktretend).

Der Unterstaatssekretär? (Lili nickt.) Nein, dann lassen Sie mich. Den mag ich nicht sehn!

Lili (lächelnd).

Was für ein Kind; — verzeihen Sie. Und wie werden Sie sich wundern, wenn Sie ihn erblicken. Sie — Sie haben ihn schon gesehn! — Wahrhaftig; mein Ehrenwort; ohne es zu wissen. Und nun halten Sie endlich Ihr gegebenes Wort, oder ich ntziehe Ihnen meine Achtung!

Marianne.

Sie sind unerbittlich?

Lili.

Natürlich. (Einen Augenblick horchend.) Die Herrschaften sind offenbar drüben bei der Laube. Nun geb' ich Ihnen gleich die schönste Gelegenheit, meinen Männern ins Herz zu sehen; ich hab' einen wundervollen Prüfstein in der Tasche, wie vom Himmel geschickt. Bitte, gehn Sie voran, ich bin hier zu Hause! (Drängt Marianne sanft voraus; sie treten in den Park ein.)

Baronin (in der Laube sitzend).

Ah! Lili und ihre Freundin!

Helmuth (für sich).

Heiliger Gott! Marianne! — Jetzt bin ich verloren!

Wachsmuth (für sich).

Das Original!

Lili.

Ja, meine liebe Sophie, endlich halt' ich Wort und bringe sie Dir. (Mit anmutiger Heiterkeit vorstellend.) Meine jüngste Eroberung, Fräulein Marianne Felsing; Tochter eines Kriegshelden; furchtbar gebildet und klug. Baronin Sophie von Schwartau —

Helmuth (für sich).

Hätt' ich eine Tarnkappe!

Marianne

(leise mit dem Kopf auf Bormann deutend).

Ist das dieser Stargard?

Lili (leise).

O nein. (laut) Herr Doktor Bormann — der die Frau Baronin wieder gesund machen soll —

Bormann.

Bitte, gnädige Frau, schwärzen Sie mich nicht an!

Lili (mit spitzbübischem Lächeln)

Die anderen Herren kennen Sie wohl, Fräulein Marianne? Oder soll ich Ihnen —

Helmuth

(mit raschem Entschluß vortretend).

Ob sie uns kennt? Gewiß! — Wie freue ich mich, mein Fräulein, Sie hier wiederzusehn. Gegenseitige Überraschung, nicht wahr . . . Geben Sie mir nicht die Hand?

Marianne

(die mit innerer Unruhe bald auf Helmuth, bald auf Wachsmuth blickt).

Gewiß; — natürlich. (Ihm die Hand gebend, leise.) Ich verstehe nicht . . . Ist das Herr von Stargard? (Sie blickt auf Wachsmuth.)

Helmuth

(stutzt einen Augenblick; wirft einen verstohlenen, raschen, forschenden Blick auf Lili; dann, sich fassend, leise lächelnd).

O ja, er wird es wohl sein. — Ignorieren Sie ihn, liebes Fräulein, da er Ihnen so sehr unsympathisch ist . . . Sie können ja auch bald wieder gehn! (Für sich.) Ich hoffe, sie thut's! (Laut) Nun? Fräulein Röschen ist fort?

Marianne
(immer wieder auf Wachsmuth blickend, in innerer Unruhe).

Ja.

Helmuth.

Und Ihr Bruder?

Marianne.

Auch.

Helmuth.

Mit Röschen?

Marianne.

Nein. — Ach nein. Auch nach der Residenz, aber gestern, und allein; in Geschäften —

Baronin (von der Laube aus).

Mein liebes Fräulen, Sie sind die erste Nachbarin hier, die ich kennen lerne; es freut mich, daß ich meinen Platz auch darin so gut gewählt habe. Meine Freundin erzählte mir Wunderdinge von Ihnen —

Marianne.

Ich bitte, Frau Baronin, sagen Sie mir das nicht; sonst — (sehr beklommen lächelnd) sonst versagt mir alles!

Helmuth (auf ihrer anderen Seite).

Nun, und die Hauptsache: haben Sie geschlafen?

Marianne.

Nein; wieder schlecht. — Mir ging so viel —

Helmuth (leise).

Haben Sie sich auch über meine plötzliche Abreise gewundert? — Ich dachte —

Lili (dazwischentretend).

Bitte, bitte! So hatt' ich das nicht gemeint, daß Sie Fräulein Marianne in ein gelehrtes Zwiegespräch verwickeln sollten. Ich hab' sie für uns alle gebracht, wenn Sie es erlauben.

Helmuth (sich verneigend).

Ce que femme veut —! (leise) Ich hab' ihr nur gestanden, (auf Wachsmuth blickend) wer wir beide sind —

Lili (leise).

Ah! — Desto besser! (für sich) Gut, dann fange ich an! (laut) Herr Doktor, haben Sie schon das neueste Gespräch des „Marius“ gelesen? im heutigen Morgenblatt?

Bormann.

Nein, gnädige Frau. Ist es wieder so boshaft?

Lili.

Mehr als boshaft; so boshaft, daß ich es hier in der Tasche habe; denn es ist ruchlos amüsant. (Zieht ein Zeitungsblatt aus der Tasche; dabei leise zu Marianne.) Jetzt geben Sie Acht! (laut) Seien wir froh, Herr Doktor: Ihnen und mir gilt es nicht. Es ist ein Gespräch zwischen dem Unterstaatssekretär von Stargard und dem Herrn von Wachsmuth!

Marianne (für sich).

Mein Gott! Sie will's doch nicht vorlesen? (auf Wachsmuth blickend) mir und ihm in's Gesicht?

Baronin.

Ich bitte Dich, verdirb uns hier nicht die Luft mit dem Zeitungsgift —

Lili.

Nein, amüsant ist es wirklich; (für sich) und wir werden dabei sehn, wie sich die Herren benehmen; (laut) Ich muß wenigstens die Einleitung vorlesen. Doktor, hören Sie zu!

Helmuth (für sich).

Nun bin ich doch wohl verloren . . . Teufel!

Wachsmuth
(zu Lili, die die Zeitung entfaltet hat, — unruhig, fast aufgebracht).

Aber gnädige Frau, Sie werden doch nicht im Ernst —

Lili (hält die Zeitung hoch).

Still! Stören Sie nicht! Benehmen Sie sich großartig, wie Perikles und wie der alte Fritz! — — Da fängt's an. (liest) „Wir haben noch Herbst, aber die Residenz denkt schon an den Winter; und man unterhält sich bereits von einem Maskenfest von noch nie gesehener Pracht, das den kommenden Karneval verherrlichen soll. Man sagt, zwei unserer hervorragendsten Männer hätten in bewunderungswürdiger Selbstlosigkeit den Beschluß gefaßt, auf diesem Fest gemeinsam in charakteristischen Masken zu erscheinen“ (leise zu Marianne). Geben Sie jetzt Acht!

Marianne
(mit einem trotzigen Seitenblick auf den unruhigen Wachsmuth, für sich)

Nun, er soll's nur hören! Nur zu!

Lili (fährt fort).

„Nämlich Herr von Stargard als Central-Anstalt für elektrische Beleuchtung und Herr von Wachsmuth als Phonograph. Herr von Stargard wird seinen Jupiterkopf mit einem Kranz von Glühlämpchen schmücken; nach allen Seiten werden Drähte von ihm auslaufen — kurz, von ihm wird alles Licht ausgehen — der großen Vorstellung gemäß, die er von sich hat. Ihm zur Seite wird“ —

Helmuth (belustigt, lacht).

Ein verrückter Einfall, aber nicht so übel!

Marianne (für sich).

Herrn von Werben amüsiert's! Das freut mich!

Lili (fährt fort).

„Ihm zur Seite wird Herr von Wachsmuth als wandelnder Phonograph seine Künste zeigen: der Unterstaatssekretär wird in ihn hineinsprechen, was ihm beliebt, und sowie er dann eine Kurbel dreht, wird der Herr von Wachsmuth nachsprechen, was man ihm gesagt hat. Es wird nicht ganz so geistreich herauskommen, aber doch sehr ähnlich; jedenfalls wird dieser Phonograph nichts sagen, was er nicht gehört hat“ —

Wachsmuth (ausbrechend).

Das ist eine Infamie!

Lili
(betrachtet Wachsmuth kritisch; dann, mit Anmut).

Bitte, noch etwas Geduld! (liest.) „Er wird

eine Aufschrift tragen: „Phonograf Wachsmuth“; das „Phono“ wird aber ganz klein geschrieben sein, und „Graf Wachsmuth“ sehr groß. Noch eine Vorrichtung an dieser wandelnden Maschine wird zeigen, wie erstaunlich sie sich für schnelle Geldvermehrung eignet: der Unterstaatssekretär wird ihr ein Goldstück in die linke Hand legen, dann werden ihre beiden Hände sich an einander reiben, wie wenn eine die andere wäscht, und aus der rechten wird nach kurzer Zeit ein Hundertmarkschein hervorkommen. In dieser und ähnlicher Weise werden die beiden großen Männer das Publikum unterhalten“ —

Helmuth (lacht).

Unsinniges Zeug!

Wachsmuth.

Sie nennen das „unsinniges Zeug“? Erlauben Sie mir — ich nenne das Bubenstreiche! Das Blatt da gehört in's Feuer, und der Verfasser in's Zuchthaus!

Helmuth.

Nun, nun, nun —

Marianne
(ist heftig zusammengefahren; für sich).

Das sagt er mir in's Gesicht? Und ich wär' so feig und schwieg' still? (laut, mit großer Anstrengung, zu Wachsmuth) Erlauben Sie, Herr von — (für sich) Oder ist er Exzellenz? (laut) Erlauben Sie, daß ich Ihnen da doch widerspreche —

Wachsmuth.
(blickt sie hochmütig verwundert an).

Sie mir widersprechen? Inwiefern, mein Fräulein?

Marianne (für sich).

Sein schnödes Gesicht macht mir Mut! — — Du Junker! (laut) Sie sprachen von „Zuchthaus“, denk' ich; da vergessen Sie doch wohl, daß es sich um erlaubte Kritik handelt, und um Preßfreiheit. Sie sprachen von „Bubenstreichen“ . . . Das alles ist doch nur Humor — wenn ich recht verstehe —

Wachsmuth.

Ein wundervoller Humor, der eine Injurie nach der andern ausstößt! — Wirklich, ich muß staunen, mein Fräulein. Sie nehmen sich mir gegenüber — uns gegenüber — eines Zeitungsschreibers an, der alles, was heilig ist, angreift und besudelt!

Marianne.

Ist ein Unterstaatssekretär heilig? Ist Herr von Wachsmuth heilig? Das hab' ich nicht gewußt. (für sich) Marius, nimm dich zusammen; du stehst vor dem Feind!

Wachsmuth.

Nun, die Personen sind nicht heilig; aber —

Marianne.

Aber nur die greift der Verfasser an! Ich hab dieses Gespräch gelesen . . . Sobald er auf die Sachen kommt, auf das, was ihm heilig ist (höhnisches Lächeln Wachsmuths), was beleidigt er denn? was besudelt er? Aus dem Gespräch heraus entwickelt sich sein Gedanke: nicht der Adel allein, auch nicht das Bürgertum allein soll den Staat regieren — die beiden zusammen sind dazu berufen. Und der Verfasser, den Sie in's Zuchthaus schicken möchten, läßt sogar den Herrn von Stargard selber gegen Herrn von Wachsmuth aussprechen: für den Staat, der uns heilig ist, muß man Wünsche und Gefühle opfern; um den Staat zu retten, wird wohl eines Tages unsere Aufgabe sein, Adel und Bürgertum als gleichberechtigte Mächte zu versöhnen und zu vereinen!

Wachsmuth (geringschätzig lächelnd).

Ja, ja, ein prächtiger Einfall dieses Zeitungsschreibers, Herrn von Stargard auf einmal zum Propheten seiner Ideen zu machen. Ich denke, Herr von Stargard braucht dieses Bübchen nicht um zu erfahren, was er denkt, was er will!

Marianne
(vor Zorn den Mittelfinger am Daumen hinunterschnellend, für sich)

Wie hochmütig dieser Stargard von sich selber spricht! (laut, mit vor Aufregung zitternder Stimme) Gewiß braucht er ihn nicht . . . Aber beleidigt ihn das „Bübchen“, wenn er ihm einen versöhnenden, staatsmännischen Gedanken beilegt? wenn er aus guter Meinung, aus Achtung — — (Blickt plötzlich, wie erwachend, unruhig umher, fährt sich mit einer Hand an den Schläfen hin. Zu den andern.) Aber verzeihen Sie. Ich bin ganz — — Ich lasse mich so fortreißen. Was denken Sie wohl von mir!

Helmuth
(der mit wachsendem Anteil und mit stillem Ergötzen zugehört hat).

Nein, nein, mein Fräulein — sprechen Sie nur weiter! Sagen Sie nur alles!

(Fortsetzung folgt.)

Die Brücke.

Komm, Vater, schau zur Sonne übers Meer,
Von Strahlen zieht sich eine Brücke her.
Das glüht und schimmert wie von Kronenglanz
Auf jeder Welle liegt ein goldner Kranz.
Und rings umher eintönig ödes Grau,
Nur golden strahlt's, wo ich zur Sonne schau.“

„Du irrst, mein Kind, wo nur ein Auge klar
Zur Sonne blickt, stellt sich die Brücke dar,
Und siehst du sie von deinem Ort auch nicht,
Sie strahlt nicht minder drum im goldnen Licht.
Wie trübe auch die Flut, wie öd der Strand,
Ob hoch, ob tief, wo immer auch dein Stand,
Die Brücke findest du — mit reinem Sinn
Blick nur zur Sonne, nur zur Sonne hin.“

J. Löwenberg.

Frauenbilder.

Von Richard Specht.

Rhodope.

Das Zimmer duftet schwül von welken Blumen,
Von weißen Rosen, Nelken und Gardenien,
Die Kerzenlichter flackern; und durchs Fenster
Fließt Frühlingsluft und Frühlingssonnenschein.
Du wolltest es ja selbst so hell und klar,
Wenn es vorüber. Wirrend zucken Schatten
Mattblau und gelb am Boden, an den Wänden,
Und auch auf Deinem toten, schönen Antlitz.
Da ruhst Du nun, die Hände fromm gefaltet,
Wie Du es nie gethan, als Du noch lebtest.
Die dunkelbraune Haarflut legt sich feucht
Um Dich, und Tropfen fallen langsam nieder
Aus diesem feinen, weichen Totenschleier.
Die Hände fromm gefaltet — doch der Mund,
Er ist geschlossen, bitter, herb. Kein Frieden
Spricht mild aus Deinem Angesicht — nur Trotz
Und Gier, und Überdruß und Leid und Stolz
Und eine tiefe, unstillbare Sehnsucht,
Die Sehnsucht nach dem ungenossnen Glück,
Die Sehnsucht nach dem ungenossnen Leid.
Und doch besaßest Du die Kraft, zu enden,
Entsagend allem Ungenossenen,
Und um ein Opfer Andrer nicht zu werden,
Hast Du Dich selbst geopfert, trotzig, wild.
Und daß gerade ich Dich finden mußte,
Im stillen Teiche, aufgelösten Haares,
Und daß ich Dich zu spät fand! Tot und starr ....

Weiß Gott, ich habe niemals Dich geliebt,
Feindselig blitzt' Dein Aug' und übermütig.
Und bitter herb kamst Du mir oft entgegen
Und stolz und böse ... und Du hast's gewollt ...
Doch heut an Deiner Leiche muß ich weinen ...

Die Kerzen rinnen und ihr Licht verlischt,
Und goldig rein fließt Sonnenglanz ins Zimmer ...

Helene.

Du bist so krank. Die halbgeschnittnen Haare
Umfliegen leicht Dein abgehärmt Gesicht,
Das mir von manchem trauervollen Jahre,
Von mancher wilddurchschluchzten Stunde spricht.

Du bist so krank, — kaum wirst Du je genesen,
Du weißt's und Du verträgst es, blaß und still:
Du wußtest niemals, was das Glück gewesen,
Und harrst, ob's wirklich nicht mehr kommen will.

Ich hab' in liebdurchplauderten Minuten
Manch tiefen Blick Dir in das Herz gethan,
Mir sprühten heiße, schmerzentfachte Gluten,
Wo andre anmutlose Herbheit sahn.

Du weißt es, ernste Worte zu durchseelen,
Und herzlich auch zu sein in heitrem Spiel,
Wir hatten niemals viel uns zu erzählen,
Und doch erzählten wir uns stets so viel ...

Und immer blässer werden Deine Wangen,
Und fieberhafter glänzt des Auges Glut, —
Du weißt, es muß Dich bald der Tod umfangen,
Und harrst des Glückes noch in festem Mut.

Marion.

In sonnig grünem Wald ein weißer Pfad,
Umsäumt von blütenübersäten Sträuchern,
Und von Gestäuden, volle Beerenbüschel
In ihren Ästen wiegend, — blutigrot
Die einen, andre saftig schwarz und reif.
Wie große Schmetterlinge schimmern bunt
Die lichten Sonnenschirme durch die Zweige,
Ein hell Geplauder, herzlich lautes Lachen
Ertönt und schweigt und tönt von neuem wieder,
Und dann im Jubel bricht von zwanzig Lippen
Im Chorgesang ein muntres Wanderlied.

Wir aber stimmten in das Lied nicht ein.
Mit wen'gen Anderen blieben wir zurück,
Und langsam floß und stockend das Gespräch.
An Deiner Seite ging ich, stumm wie Du;
Wir sahen uns zum ersten Male heute,
Und wußten nicht, wovon wir reden sollten.
Gleichgültige Worte fielen ab und zu,
Dann ward es stille. Alle atmeten
In tiefem Schweigen harzgetränkte Lüfte.

Du blicktest müd und traumvoll vor Dich hin.
Zum ersten Mal konnt ich Dich lang betrachten.
Ich glaube, Du warst schön. Dein schlicht geteiltes
Tiefschwarzes Haar schlang sich zu einem Knoten, —
Den leichten Strohhut trugst Du in der Hand, —
Dein schimmernd feuchtes Auge, langbeschattet
Von dunklen Wimpern, blickte still und sehnend,
Und selten nur umspielt' ein flüchtig Lächeln
Den feinen, halbgeschlossnen Mund und hellte
Dein südliches, olivenblasses Antlitz.

Woran Du wohl im Schreiten denken mochtest?

Und plötzlich waren wir allein. Wie lange
Wir uns von all den Anderen schon verloren,
Ich weiß es nicht. An einer leuchtend schönen
Waldstelle erst gewahrten wir's.
Da nickten
Die feingeschnittnen Farrenkräuter; breite,
Schwerthohe Gräser beugten, buschten sich,
Sattblau dazwischen dunkle Genzianen
Und weiße Blütendolden, dicht umschwirrt
Von Hummeln und von Käfern, klein, metallgrün,
Und leise rieselnd plätschert eine Quelle
In klarem Flüstern, Sonnenfunken tragend,
Und strömt, ein breites Band, hinaus, hinaus . . .

Wir blieben still und schauten . . .
zögernd leise
Streckt Deine Hand sich nach der meinen aus, —
Ein Seufzer, — Deine Lippen beben leicht,
Als bärgen sie ein ungesprochnes Wort,
Sie öffnen sich, als wolltest Du es sprechen.
Und ich, auch ich will reden . . . .
Da erklingt
Von neuem Lied und Lachen und Geflüster
Und laute Rufe: „Endlich!" und „Da sind sie!"
Gleichgiltig scherzend, mit den Andern plaudernd
Verweilten wir, bis rot die Sonne sank.

Ich hab Dich niemals, niemals mehr gesehn.
Was Du mir sagen wolltest, weiß ich nicht.
Vielleicht war's nur ein Wort wie viele andre,
Vielleicht auch . . . . Doch ich kann's ja nimmer wissen.
Und doch, an jenem Tag, den wir durchlebt,
Und auch wenn ich in spätern stillen Stunden
An Dich gedacht, da fühlte ich es stets,
Als schwebte zwischen uns, unausgesprochen,
Dies Wort, so wie ein unsichtbares Band,
Und immer war es mir, gedacht ich Deiner,
Als sei es schlimm, daß Du es nicht gesprochen.

Edda.

Und in der Nacht, da träumte ich von Dir.

Es war ein flockig weicher Schnee gefallen,
Als noch die Bäume welke Blätter trugen,
Und Blumen noch im herbstlich bleichen Grase
Auf hohen Stielen blühend Düfte hauchten.
Der Schnee lag auf den Ästen, auf den Wegen,
Und seltsam war sein sonnenblasses Weiß
Durchschimmert von dem letzten, hellen Grün.
In später Abendstunde war's, — der Himmel
Lag dumpfrot über mir — und kalte Lichter
Durchhellten spärlich noch die toten Schatten.
Und unter meinem Lieblingsbaume stand ich,
Und von den grünen Ästen fiel der Schnee . . .

Da tratest Du zu mir. In schillernd weiche,
Blauschwarze Schleier warst Du eingehüllt
Von Kopf zu Fuß. Nur wen'ge Locken ringeln
Sich hellbraun um Dein totenbleiches Antlitz,
Und Deine Augen, die metallisch blauen,
Die unstät immer irren, — heute sind sie
Auf mich gebannt, als wolltest Du mich zwingen
Mit diesem Blick. Zwei goldene Pokale
Hälst Du in Händen und ihr Licht durchblitzt
Im Spiegelblenden hoch die Blätterkronen.

„Auf Du und Du!" so klingt es heiser
Aus Deinem Mund und Deine weiche Hand
Reicht mir den Becher hin. „Auf Du und Du!
Denn Dir gebührt es, also nimm es hin.
Wir Beide sind gar eng, gar eng verbunden,
Wir Beide schreiten durch das Leben hin
In gleichem Schritte, wenn auch nicht vereint.
Auf schwanken Stegen stehn wir müde still,
Auf hohen Felsen, — und wir blicken abwärts
In diesen tiefen, gähnend weiten Abgrund,
In dessen Schlünden grün die Wasser schäumen,
Wir blicken abwärts und wir schaudern nicht.
Auf Du und Du! Wir wollen es versuchen,
Vereint zu gehn, wenn auch ein kurzes Stück nur, —
Wenn Du's vermagst, in meiner Seele Abgrund
Hinabzusehn und nicht zu schaudern!
Auf Du und Du! Ich bring Dir einen Trank,
Der stark und herbe unsre Herzen bindet,
Und müssen wir auch Andern angehören,
So werden wir uns doch zu eigen sein.
Ich will es anders haben, als die Menschen,
Das ist's, was niemals uns die Welt verzeiht,
Drum werd ich einsam meine Wege schreiten
Und freudlos sein und müd, — wie Du! wie Du!
Wir Beide kennen keine Wünsche mehr,
Und was die Menschen sich als Glück erwählt,
Das haben wir schon längst von uns geschleudert.
Ein höh'res Glück will ich mir einst erkämpfen,
Das Glück der Ruhe im bewegten Leben.
Und nun, — den Becher wild mit mir geleert!
Wir gehn gemeinsam auch getrennte Wege,
Wir fühlen gleiche Bitterkeit und Qual,
Und gleiche hohe, eisige Verachtung
Für alles, was im Buch des Alltags steht!
Wir wollen unser eignes Leben leben,
Wir wollen unser eignes Sterben sterben,
Und wollen lieben, so wie wir's nur können.
Und uns berauschen dran, — Auf Du und Du!"

Heiß schlingen sich die Arme ineinander,
Der rote Trank schäumt auf — und rinnt, wie Glut
Durch unsre Adern, — und ein langer Kuß,
Ein brennendes Umfangen, eng, erstickend —
Und jubelweckend, sinnlos jubelweckend, —
Und die Pokale fallen klingend nieder,
Und schimmernd blitzt das Gold aus weichem Schnee.

Clara.

Wenn Du in blütenblauem, leichtem Kleide
Zurückgelehnt im weichen Lehnstuhl ruhst,
Mit zart nervöser Hand die Cigarette
Zum Munde führst und blaue Ringelwölkchen
Zur Zimmerdecke übermütig sendest,
Wenn Deine Flechtenkrone in dem Lichte,
Das hell durchs Fenster flutet, schimmernd glänzt,

Wenn Du umgafft von einer Schaar von Gecken,
Voll Geist und Spott mit ihnen lebhaft plauderst,
Da lern' ich Dich bewundern, liebes Kind.
Du sprichst mit ihnen liebenswürdig boshaft,
Und sie bestaunen Deines Wortes Milde;
Dein Auge, dieser meerestiefe Stern,
Blickt müd und in geheimem Überdruß,
Und sie bestaunen Deinen gül'gen Blick.
Und wenn Du Schärfe auch an sie verschwendest,
Wenn Ekel auch in Deinen Worten liegt,
Sie sind zu tölpelhaft, es zu verstehn.
Von Zeit zu Zeit blickst Du zu mir herüber,
Der still in einer Zimmerecke sitzt, —
Dann ist's als spräche mir Dein helles Auge:
„Sei mir nicht böse, Freund, und laß mich spielen!
Es ist ja lustig, — sieh mir doch nur zu
Und lache doch mit mir! — es ist zum Lachen! —
Und — glaubst Du wirklich daß ich glücklich bin?"

Da lernt' ich Dich bewundern, liebes Kind.

Doch herzlich warm wird mir's nur dann bei Dir,
Wenn wir im Dämmerscheine einsam sitzen,
Wenn leise huschend rote Feuersgluten
Im Widerschein auf Deinem Antlitz spielen,
Und wenn Du Dich zu seufzen nicht mehr scheust.
Dann plaudern wir von allen schönen Dingen,
Dann tollen wir auch manchmal, — selten zwar, —
Und manchmal sind wir ernsthaft auch und traurig.
Und wenn das Feuer stirbt, der letzte Schimmer
Von Deinem aufgelösten Haare weicht,
Dann schweigen wir und träumen, Hand in Hand. —
Und wir verstehn uns gut, auch wenn wir schweigen ....

Dora.

Und üppig bauscht sich Dein goldrotes Haar,
Die Stirn und den Nacken umschwerend,
Du lächelst so warm, so siegesklar,
Und blaufeurig sprüht Deiner Augen Paar,
Wie heimliche Flammen zehrend.

Und rotbraun schließt sich der stolze Sammt
Um Dich in weichfließenden Falten, —
Das Weinlaub in's Haar und die Fackel entflammt! —
Hinweg was nicht aus dem Herzen stammt,
Hinweg diese Worte, die kalten.

Das Weinlaub in's Haar, und stürme dahin
Ein wildes Evoë schmetternd,
Bachantisch, berauschend, betäubend den Sinn,
Mit loderndem Brande, so stürme dahin,
Uns leidenschaftsblitzend, durchwetternd.

Du aber sitzt still in gelbseidenem Pfühl,
Heiß funkeln die Augen, die lichten,
Du sprichst, als bärgst Du kein tobend Gefühl,
Du sprichst uns in Worten, eisig kühl,
Von all Deinen Hausfrauenpflichten.

?

Ich weiß nicht, wer Du bist und wie Du heißt,
Auch schaut ich Dich noch niemals, — nur im Geist
Sah ich Dich nebelhaft vorüberschweben;
Ich weiß nicht, wer Du bist und wie Du heißt,
Und dennoch fühl ich's deutlich: Du mußt leben!

Du bist kein sternlichtblasses Engelsbild,
Nein, auch in Dir noch wogt es, toll und wild,
Doch weißt Du deiner Leidenschaft zu wehren;
Du bist kein sternlichtblasses Engelsbild
Und weintest oft schon schmerzerpreßte Zähren.

Du bist kein glückeskrankes Erdenkind,
Du weißt's, was Qualen und was Leiden sind,
Und weißt auch Deine Seligkeit zu tragen;
Du bist kein glückeskrankes Erdenkind
Und kannst auch noch für andre alles wagen.

Du hast ein Recht zur Liebe und zum Haß
Die andern sind noch feig und neidesblaß,
Du aber wirst Dich Deiner niemals schämen,
Du hast ein Recht zur Liebe und zum Haß,
Und bittest nicht, wo Du's vermagst, zu nehmen.

Vielleicht hab ich Dich einmal schon gesehn,
Vielleicht schon fühlt ich Deines Atems Wehn,
Und konnt' in Deinen feinen Zügen lesen,
Vielleicht hab ich Dich einmal schon gesehn,
Und hab es nicht gewußt, daß Du's gewesen.

Psyche.

Mir hat ein Traum zu tiefer Nacht
All deine stille Lieb' enthüllt,
Mein Herz, da jählings es erwacht,
War ganz von Sonnenschein erfüllt.

Ich frage nicht, ob's Wahn und Trug,
Ich frage nicht, ob's Wahrheit ist;
Ich hab' des Glückes all genug,
Wenn du im Traume bei mir bist.

Was es auch sei, ich geb' mich drein. —
Die Seele ist ein närrisch Ding,
Sie hängt an lichter Träume Schein
Wie an der Sonn' ein Schmetterling.

Hans Mackowsky.

Schatten.

Im Traum der Nacht den weiten Weg
Kamt ihr und tränkt mich mit Leide,
In meiner Seele Wunden leg'
Ich eure Händchen beide.

Und wenn die Morgensonne säumt
Die schneegekrönten Firne,
Das Meer zu meinen Füßen schäumt,
Neig' weinend ich die Stirne.

Denn Eines nur im Herzen schreit:
Mit euren Kinderhänden
Könnt' ihr in Leid und Dunkelheit
Mein lichtes Schicksal wenden.

Hermine von Preuschen.

Zum „Schwabenstreich“ von 1836.

Die Desertion der Schwaben aus dem „Deutschen Musenalmanach für 1837“, weil er mit dem Bildnis Heine's geschmückt wurde, gehört zu den kuriosesten Zwischenfällen in der Geschichte unserer neueren Litteratur; weniger der Sachverhalt selbst als die Folgen, die sich daran knüpften, machen das Ereignis für immer bemerkenswert: es bedeutete den endgiltigen Bruch der gemäßigten Liberalen des Südens, die nun immer mehr in fromme und reaktionäre Bahnen einlenkten, mit den entschieden freiheitlichen Dichtern des Nordens. Aber so folgenschwer jenes Ereignis war, so geringfügig war seine Veranlassung und so zufällig hat es sich gefügt. Ein Aufsatz, den Karl Emil Franzos im Sommer 1889 im Feuilleton der „Frankfurter Zeitung“ veröffentlichte, hat zuerst auf Grund neuer Materialien (Briefe von Heine, Chamisso und Schwab) den Beweis erbracht, wie absichts- und ahnungslos der Verleger des Almanachs, Karl Reimer, auf den Gedanken verfallen, Heine um sein Porträt zu bitten; es geschah, nachdem Uhland abgelehnt und ohne Vorwissen Chamissos. Beide Herren, Reimer und Chamisso, waren wie aus den Wolken gefallen, als sie von dem Sturm erfuhren, den die harmlose und angesichts der Bedeutung Heine's als Lyriker wahrlich wohlbegründete Wahl im Süden hervorgerufen. Allerdings äußerte sich dieser Sturm zunächst ganz sanft, eben weil er — Franzos hat dies in jenem Aufsatz nachgewiesen — erst künstlich angefacht werden mußte. Noch Ende Januar 1836 dachte Schwab wahrscheinlich nicht an den Rücktritt; wenigstens hatte er eine solche Absicht noch nicht geäußert, ja nicht einmal eine Silbe darüber geschrieben, daß er mit dem Porträt Heine's nicht einverstanden sei. Noch am 30. Januar 1836 bat Chamisso Reimer, Schwab in seinem Namen zu ersuchen, „in diesem Jahr die Hauptarbeit zu übernehmen“, weil er sich zu krank dazu fühle. Und Schwab nahm dies schweigend zur Kenntnis. Aber selbst einen Monat später waren Verleger und Mitherausgeber noch immer ahnungslos. Inzwischen aber waren die Gegner Heine's fleißig an der Arbeit gewesen, neben Menzel und Pfizer dürfte Lenau am meisten geschürt haben; er nicht aus Parteihaß, sondern aus Eigennutz, um die Schwaben seinem „Frühlings-Almanach“ zuzuführen. Wie wenig Chamisso auf Ähnliches gefaßt gewesen, ja es auch nur für möglich gehalten, beweist sein von Franzos dem Inhalt nach mitgeteilter Brief an den Verleger vom 20. Februar 1836. Chamisso bemerkt darin, daß die Absicht, Heine's Porträt zu bringen, bereits allgemein bekannt sei, erwähnt als Kuriosum, Kopisch habe ihm geschrieben, er ziehe, wenn das Gerücht vom Heine-Bilde wahr sei, seine Beiträge zurück, und bittet, das erste Almanach-Manuskript an Schwab zu senden. Daß jenes Gerücht nur durch Schwab unter die Leute gekommen sein könne daß Kopisch's Brief nur der erste Sturmvogel sei, fällt dem arglosen Manne gar nicht bei! Aber noch mehr: am selben 20. Februar bittet er unter Darlegung seiner körperlichen Leiden auch Schwab direkt, ihm für dieses Jahr die Hauptarbeit abzunehmen!

Erst am 2. März 1836 schrieb Schwab an Reimer er könne unmöglich mehr mitthun, und nun brach, wie auf ein Signal, der Sturm von allen Seiten los. Reimer und Chamisso hielten ihm tapfer stand. „Vielleicht wäre ihnen“, faßt Franzos a. a. O. den Eindruck, den er aus der Korrespondenz gewonnen, zusammen, „angesichts der Lossagung der Schwaben der Gedanke gekommen, den Beschluß rückgängig zu machen, da sie ja wohl mit Schwab, nicht mit Heine in geschäftlichen wie persönlichen Beziehungen standen; angesichts der Publizität, welche Schwab der Sache gegeben, konnten sie nicht zurückweichen und der kurz vorher veröffentlichte Bundestagsbeschluß gegen Heine machte dies vollends unmöglich. Sie hatten wahrlich keine Prinzipienfrage aufwerfen wollen, nun war sie es geworden: keine politische, aber eine Frage der Unabhängigkeit, der Charakterfestigkeit gegenüber dem Servilismus. Demgemäß handelten sie, Heine's Bild mußte nun erscheinen . . .“

Einen getreuen Einblick in die Verhältnisse, wie sie die Flucht der Schwaben innerhalb der Redaktion und Verlagshandlung des Musen-Almanachs geschaffen bietet das folgende, bisher ungedruckte Schreiben eines der Getreuen des Kreises, Franz Freiherrn Gaudy, an Reimer. Es ist aus Berlin, 11. April 1836 datiert und lautet in den auf diese Angelegenheit bezüglichen Stellen:

„Doch jetzt zu unserem kastrirten Musenalmanach. Nachdem ich den Schwabenstreich der Schwaben schon 8 Tage im Herzen herumtrug, fiel ich heute aus den Wolken, als ich in einem Correspondenz-Artikel der Eleganten das Schisma publizirt fand, sogar mit Anführung der Heine'schen Briefworte. Ich hoffe, Sie werden Chamisso und mir auch ohne Betheuerung glauben, daß wir an dieser Indiscretion unschuldig sind, und ich kann auch gar nicht glauben, daß sie von hier ausgegangen sei, da Niemand außer uns Beiden darum wußte, und wir zu lebhaftes Interesse hatten, die Sache nicht vor der Zeit zu divulgiren. An Nachkläffern fehlt es bei so bewandten Sachen nie. — Ich halte es jetzt für Ehrensache, den Almanach straff zu erhalten, und daß die Blame auf die Renegaten lediglich zurückfalle. Was dazu geschehen kann meinerseits, soll wahrlich nicht verabsäumt werden. Die Schwaben haben zwar den Ruf für sich, jedoch au fond sollte ich meinen können wir ihrer für ein Jahr entrathen. Uhland schickt so wie so nichts. Lenau nur den Mist, den er bei seinem Frühlingsalmanach nicht brauchen kann, und an dem uns auch nichts gelegen. Pfizer hat sich das letztemal höchst kläglich aufgeführt, denn seine Bilder aus Rom hätten mit gleichem Recht aus Meseritz oder Krotoszyn datirt werden können — Menzel ist als Dichter nie absonderlich groß gewesen, nur um Justinus Kerner und um Schwab thut mirs sehr, sehr leid.

Doch mustern wir einmal unsern Getreuen. A. Grün schickt — wenn nur bald und gewiß! Eichendorff fehlt nicht. Rückert hat zu 2 Bogen zugesagt,

er möge 4 schicken, nie ist seine Weitschweifigkeit willkommener. Selbst die baiersche Majestät würde diesmal gern gesehn werden. Freiligrath ist da und gut. Wenn Chamisso auch leider mager ist, so bin ich dafür desto dicker — und diesmal kommt's gewaltig auf die Quantität an, in der Folge will ich gern den Athem desto mehr anhalten. Fernand ist auch nicht zu verachten — enfin, ich glaube, ich hoffe. Wenn uns nur Heine nicht im Stich ließe. Es wäre doch mehr als hart, wenn wir blos seiner angenehmen Physiognomie die Opfer gebracht, und nicht ein paar vernünftige, partheilose Gedichte als equivalent bekommen sollten. Fouqué kommt auch à coup sûr! hat 2 Bogen geschickt, die ich en parenth(èse) noch nicht kenne. Kurzum ich will noch nicht verzweifeln und hoffe dem süddeutschen Philisterium doch den Spaß zu versalzen — car pour le philistère il y en a. — Mit Ungeduld erwarte ich die Schwabeske Remission der ausgehändigten. Chamisso habe ich seit 3 Tagen nicht gesehen — er ist guten Muthes und schüttelt seine Locken wie ein Silberlöwe, ich meinen Schnurrbart wie ein Kater.

Streckfuß hat erlaubt, seine im vorigen Jahrgang verworfenen Verselein abzudrucken — sind sie gleich nichts werth, so zieht doch der preußische Geheime Ober-Regierungsrath. Sie werden doch nicht verloren seyn!

den 12.

Gestern Abend sprach ich Chamisso in der lit. Ges. Er grüßt herzlich, ist gleich mir über den besagten Correspondenz-Artikel sehr wenig erbaut, hält aber auf das Erscheinen des Almanachs quand même. Bauernfeld und Deimborn sind einpassirt. Leopold Scheffer wollte ja auch, wenn mir recht ist Beiträge liefern, und sein Name hat einen guten Klang.

Streckfuß hält aus. A. Kopisch war der erste der faux bond machte, aus weichlicher Zärtlichkeit für den A bah! siden-Dichter. Obwohl Ch. gewaltige Stücke auf ihn hält, so muß ich doch gestehn, daß ich mich über diesen Verlust zu trösten weiß. F. Kugler giebt auch etwas, wenn gleich nichts besonderes — seine Muse scheint fallirt zu haben."

Wir verdanken die Mittheilung Herrn Verlagsbuchhändler Georg Hirzel in Leipzig, in dessen Autogaphen-Sammlung sich das Original befindet. Der Brief bedarf kaum einer Erläuterung; höchstens mag beigefügt sein, wie weit sich die Hoffnungen Gaudys auf die Treue der Mitarbeiter erfüllten. Anastasius Grün schenkte wirklich so viel, als er irgend aufbringen konnte; „wenn der Almanach", hatte der edle und tapfere Mann bereits am 11. April 1856 an Reimer geschrieben, „nicht das Organ einer abgeschlossenen Poeten-Zunft werden soll, so lässt sich Heine nicht ausschließen, so wenig sich seine Erscheinung aus der deutschen Literatur wegignorieren oder wegleugnen läßt." Anders Rückert; statt der versprochenen zwei Bogen schickte er ein einziges Gedicht, an Lenau gab er gleichzeitig deren 51! König Ludwig von Baiern ließ sich vergeblich bitten; schmerzlicher war für die Herausgeber das Fernbleiben Heines, allerdings hatte er thatsächlich nichts zu spenden. Kopisch, der Freund Platens, des „A bah! siden"-Dichters, kam natürlich nicht, doch fanden sich neben Grün, Chamisso, Gaudy namentlich Freiligrath, Dingelstedt, Feuchtersleben, Hauff, Hoffmann v. Fallersleben, Reinick, Leopold Schefer, Simrock, Wackernagel mit trefflichen Beiträgen ein. Alles in Allem konnte sich der Musen-Almanach für 1837 neben seinen Vorgängern wohl sehen lassen.

Litterarische Notizen.

— Ein sehr drolliges Buch ist „Sonnenaufgang! Die Zukunftsbahnen der deutschen Dichtung". Von Alexander Lauenstein und Kurt Grottewitz (Leipzig, Carl Reißner.) Der „Leitspruch" der Herren lautet — wir zitieren ihn vollinhaltlich, weil er gar zu nett ist: — „Der Realismus ist nun alt. Es wird höchste Zeit, etwas Neues zu bringen, das über die Gegenwart hinausführt, die Alten noch älter und die Jungen alt erscheinen läßt." Zu deutsch: Alexander Lauenstein und Kurt Grottewitz haben das Bedürfnis gefühlt, die Alten ganz tot, die Jungen tot zu schlagen und etwas ganz Neues und Unsterbliches zu machen. Weil's nicht jeder für sich allein konnte, („weil einer doch nicht richten mag's, so sind wir nun die zwei Ajax", wie es in der „schönen Helena" heißt,) haben sie sich zusammengethan und weil Beider Kraft zu keiner Dichtung reichte, so haben sie vorläufig eine Kampfbroschüre geschrieben. Wogegen sie mit dem feinen Witz litterarischer Gassenknaben kämpfen, ist klar: gegen alle Welt, Alles, was die Feder führt und einen klangvolleren Namen hat, als Alexander Lauenstein und Kurt Grottewitz — wofür sie kämpfen, das scheinen sie noch selbst nicht zu wissen. Mit Ausnahme des Einen, daß es „neue Kunst" sein soll, scheint noch in den Köpfen der beiden Herren nichts dazu vorhanden. r. g.

— Über was alles man in Deutschland nicht ein Buch schreiben kann! Man kennt den Liebesbrief Beethovens, welchen er an seine „unsterbliche Geliebte" gerichtet hat. Die einen halten die Gräfin Giulietta Guiccardi, die anderen die Gräfin Therese Brunswick für die Adressatin. Die letztere Ansicht hat u. a. kürzlich die Schriftstellerin Mariam Tenger vertreten. Flugs läßt Dr. A. Ch. Kalischer u. d. T. „Die ‚unsterbliche Geliebte' Beethovens, Giulietta Guiccardi oder Therese Brunswick" bei R. Berdling in Dresden ein Büchlein erscheinen, worin er Mariam Tenger widerlegt! Wer im Rechte ist, wissen wir nicht; daß ein Mann wie Thayer sich für die „Brunswick-Hypothese" ausspricht, beweist immerhin, daß diese nicht so lächerlich ist, wie Herr Kalischer meint. Was wir aber ganz genau wissen, ist, daß uns ähnliche Silbenstecherei und Kleinlichkeitskrämerei schon lange nicht vor Augen gekommen ist. Einzelnes erreicht den Gipfelpunkt unfreiwilligen Humors. M. Tenger meint, Beethoven hätte sich im Mai 1806 mit Therese heimlich verlobt. Unmöglich, ruft Kalischer, denn in einem gleichzeitigen Brief an den Bruder Theresens schreibe Beethoven: „Küsse Deine Schwester Therese" — „Wird überhaupt ein Verlobter," ruft er aus, „das briefliche Küssen einem Dritten übertragen?" Wie schlagend! r. g.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck und Verlag von A. Haack in Berlin.



Ein Abtrünniger.

Erzählung von **Karl Emil Franzos**.

(Fortsetzung.)

IV.

Das Ränzel auf dem Rücken, den Knotenstock in der Hand bin ich Mitte August aus Hannburg aufgebrochen und nach Süden gewandert, die Elbe entlang und durch das Tiefland der Czechen nach Prag, dann die Moldau aufwärts zum Kamm des Böhmerwalds empor und hinunter in's breite, fröhliche Donauthal, von Linz wieder bergauf und an den smaragdenen Spiegeln der Seen vorbei durch die Felsengasse des Gesäuse in das Thal der Mur. Als die mauerngekrönte Pyramide des Grazer Schloßberges zuerst vor mir aufstieg, raschelte schon das gelbe Laub zu meinen Füßen und in den Lüften schwamm das Mariengarn; es war Ende September, sieben Wochen war ich unterwegs gewesen. Auch dies war nach dem Willen meines Wohlthäters geschehen, noch heute weiß ich ihm Dank für diese Reise, die dem Jüngling, der bisher nur das Stückchen Berg und Ebene der Heimat gekannt, mit das Schönste erschloß, was auf Erden zu sehen ist, und trotz des halben Jahrhunderts, das seither vergangen, haftet mir der Glanz dieser Sommertage unverlierbar im Gemüte. Noch schimmert mir von der Altane des Hradschin das hunderttürmige Prag entgegen, die Moldau mit den grünen Inseln, und rings, soweit das Auge fliegt, Wald, Aue und Ackergefild meiner gesegneten Heimat; noch starre ich von der Höhe ob Rosenberg klopfenden Herzens in die ungeheure tiefgrüne Wüstenei der Berge und Wälder, noch leuchtet mir vom Gmundener Ufer die schimmernde Seeflut und der Felskoloß des Traunstein in roter Abendglut in's Auge, noch sehe ich im Engpaß zwischen Admont und Hieflau, erschreckt und entzückt, in die stäubenden Fälle der Enns. Am Tiefsten aber hat sich mir die Erinnerung an eine Stunde eingegraben, die ich in schlichter, fast reizloser Landschaft verbracht. Es war zu Anfang September, in der Morgenfrühe, ich wanderte vom Städtchen Freistadt auf der breiten Heerstraße gegen Linz. Um mich Stoppelfelder, so weit ich blicken konnte, nur fern im Süden wie eine blaue Wolke der Höhenzug der Alpen und wenn ich zurückblickte, eine andere heller gefärbte: die letzten Ausläufer des Böhmerwalds. Ich aber dachte jener erhabenen Tannenwildnis, die ich durchschritten und mein Herz erhob sich zu dem, der sie geschaffen, und mein Gefühl wurde zu Worten, die mir auf die Lippen traten und die Worte zum Gedicht. Ich hatte von Kindheit auf gern Verse gelesen, auch im Kloster welche angefertigt, wenn es die Gelegenheit oder der Wille Anderer so verlangte, aber das war nur eben eine Arbeit mehr gewesen, dies unwillkürliche Emporquellen aus dem Innern erlebte ich nun zum ersten Mal. Was ich dabei empfand — wie will ich schildern, was auch die Größten nicht in Worte fassen könnten?! Mir selbst kam dies Sehnen der Seele, sich auszuströmen, dies Stammeln meiner Lippen so überraschend, und ich empfand es so süß und schmerzlich zugleich, daß mir die Thränen hervorbrachen und ich mich recht ausweinte, ehe ich weiter schritt. Aufgeschrieben aber habe ich es erst später und zwar nur, als sich jenes Sehnen wieder regte und um es niederzuhalten; ich wollte doch erst sehen, ob es nicht blanker Unsinn sei. Aber so sehr mir dies erste Lied mißfiel, ich schrieb doch das zweite und dritte nieder und dann brachte mir fast jeder Tag ein neues.

Aber das war nicht das einzige innere Erlebnis dieser Tage, das mir bedeutungsvoll wurde, auch für die Zukunft. Zwar was dem Jüngling die erste große Reise, die er allein macht, sonst zu bedeuten pflegt: eine große Bereicherung seiner Menschenkenntnis, den Einblick in die Abgründe

des Lebens, die Hingabe an den Sinnengenuß, dies Alles blieb mir fremd, dazu war ich zu fromm und schwärmerisch, mein Blick allzusehr nach Innen gekehrt. Tracht und Zunge der Menschen sind verschieden, dachte ich, aber ihr Elend gleich groß, es bedarf überall des Mitleids, der „Liebe zu Gott". Die arme Vroni hat es gut gemeint — jedoch wie könnt' ich etwas anderes werden, als ein Priester — das lehrt ja auch das Leben! Aber wenn meinem Empfinden weltliche Lebensfreude, auch die edelste, so fern blieb wie meinem Blute der Rausch, so hatte sich mir doch das Auge für die Schönheit der Natur geöffnet und schon dies brachte meine Schwärmerei in's Wanken. Wenn diese Welt nur die Stätte der Prüfungen, der Vorhof einer besseren war, warum hatte sie Gott so schön gemacht? Den Menschen zum Troste, antwortete ich mir, aber das reichte nur für Stunden und so lang ich des Abends in der räucherigen Wirtsstube saß. Am Morgen, wenn die Herrlichkeit der Seen, Wälder und Berge im jungen Sonnenlicht wie neugeschaffen vor mir schimmerte, da rief's in mir: „Juble! Es ist Alles so schön! Genieße doch, was willst du immer grübeln?!"

In diesem Widerstreit der Stimmungen traf mich ein Wort, das mir so am Wege anflog — haften wäre es mir bei meiner Art auch sonst geblieben — doppelt schwer. Beim Dörflein Niklasdorf, zwischen Leoben und Bruck, als ich dastand und in das enge, wildschöne Murthal hinabblickte, gesellte sich ein alter freundlicher Mann in halbstädtischer Tracht zu mir; er sei ein Bildschnitzer aus Bruck, erzählte er. Der Erzherzog Johann habe eben eine Jagdgruppe bei ihm bestellt, er habe sich dazu im Forst drüben ein besonders schönes Stück Hartholz ausgesucht. „Nicht wahr, das ist schön?" fragte er und deutete hinab. — „Herrlich!" rief ich. „Man fühlt sich solcher Schönheit kaum würdig!" Seine rasch und scharf blickenden Augen maßen mich; er lächelte. „Ich fühl' mich würdig," erwiderte er. „Haben Sie schon so viel gesündigt, junger Herr?!" — „Ich meinte nur," sagte ich fast stammelnd, „daß Gott so Herrliches für uns aufgebaut . . ." — „Für uns?" fragte er. „Ich glaube nicht, daß Gott unser Murthal so schön gemacht hat, damit die Menschen beim Spaziergang Freude haben, an die hat er dabei gar nicht gedacht!" — „Warum glauben Sie dies?" — „Dann wär's ja dort am Schönsten, wo die Menschen bequem hausen können, und dort am Häßlichsten, wo sie selten hinkommen. Und 's ist grad umgekehrt: am Dachstein und im Urwald am Schönsten und in der Ebene am wenigsten schön." — „Also wem zu Liebe . . ." — „Sich selber!" erwiderte er. „Und damit was Schönes da ist. Glauben Sie, wenn ich was mache, ich denk' immer an den Besteller?! Und der oben ist noch ein ganz anderer Künstler als ich!"

Ich sagte schon: tagelang grübelte ich darüber nach. Ein anderes, viel schärferes Wort hingegen, glitt ganz spurlos von mir ab. Als ich an meinem letzten Wandertag — ich hatte in Gratwein übernachtet — nun die Mur entlang der Stadt zuhinkte, denn ich hatte mir den Fuß verstaucht, überholte mich ein Bäuerlein, das Gemüse zu Markt führte, und lud mich freundlich ein, auf seinem Karren Platz zu nehmen. Ich dankte ihm. „So ist's recht," sagte ich, „wir Menschen müssen einander helfen!" — „Freilich wohl," erwiderte er schmunzelnd. „Ich hoff', Ihr helfet mir dann auch mit einem Sechser!" — „Sind Sie so arm?" fragte ich ernüchtert. — „Na, es thut's, aber für's Fahren!" — Ich reichte ihm die Münze. „Ich dachte, Sie thäten's um Gotteslohn!" — „Wohl auch!" erwiderte er. „Aber weiß man denn, ob oben Alles aufgeschrieben wird? Da hat man wenigstens den Sechser!" — „Sie zweifeln am Jenseits?" rief ich. Er zuckte die Achseln. „Wollet wohl geistlich werden?" fragte er. Ich bejahte. — „Warum? Zwingt man Euch dazu oder ist Euch die andere Studi zu schwer?" — „Nein!" rief ich entrüstet, „sondern weil es der schönste Stand ist!" — „Ja, das gute Essen!" — „Nein, weil man dann nur für Andere lebt!" — Er nickte: „Ja, unser Herr Pfarrer thut wirklich so, teilweis!" — „Teilweise?" — „Ja, für anderer Leut' Weiber lebt er!" Entrüstet ließ ich halten und sprang ab. Dann aber, während ich wieder mühsam vorwärts schritt, ärgerte mich nur, daß ich nicht wenigstens den Versuch gemacht, ihn eines Besseren zu belehren. Denn daß es auch Gottesleugner und Feinde des Priesterstandes gebe, wußte ich ja, nun war ich einem selbst begegnet.

Es währte lange, bis ich die Stadt und das Haus der „Tant' Poldi" erreicht, Frau Leopoldine Sturzenegger hieß sie und war eines Fleischhauers Wittwe. Ihr Mann war Geselle beim Meister Kappelmann zu Hainburg gewesen und hatte dann die einzige Tochter des wohlhabenden

Mannes heimgeführt Seltsam, erst als ich vor dem breiten, stattlichen Hause am Marktplatz stand, ängstigte mich der Gedanke, wie wohl die Frau wäre und ob sie mich freundlich aufnehmen würde; bis dahin hatte ich kaum daran gedacht; die Vroni und der Pfarrer hatten es für mich bestimmt, es war also gewiß gut. Pochenden Herzens schlich ich die Treppe zum ersten Stockwerk empor und zog die Klingel. Drinnen rauschte ein Frauenkleid, das Guckfensterchen wurde niedergelassen, die Thür blieb verschlossen. Ich wurde immer verlegener unter diesem Blick, den ich nur empfand, ohne ihn erwidern zu können, endlich klang eine scharfe Stimme: „Was wünschen Sie?“ — „Zu Frau Sturzenegger!“ — „Hier wird nichts gereicht!“ — Ich wurde purpurrot. „Ich heiße Georg Winter!“ — „Ah so!“ Die Thüre that sich auf. Vor mir stand eine hagere, schwarzgekleidete Person von etwa vierzig Jahren; drohend starrte mir die überaus mächtige Hackennase aus dem gelblichen Gesicht entgegen und die kleinen grauen Augen blickten mich feindselig an „Ich dachte, ein Strolch, der betteln will,“ sagte sie. „Wie kann sich ein Student in einem solchen Aufzug herumtreiben! Das war Dir wohl angenehmer, als arbeiten? Vor vierzehn Tagen ist schon Dein Koffer gekommen und die Schule hat längst begonnen!“ — „Das wußt' ich nicht,“ murmelte ich erschreckt. — „Hättest Du aber wissen müssen!“ rief sie. „Jetzt wirst Du nicht mehr aufgenommen und kannst gleich wieder nach Haus — Faulpelze füttern wir nicht!“ — „Verzeihen Sie! Sind Sie . . .“ Aber da hatte ich es ganz mit ihr verdorben. „Wer?!“ kreischte sie gellend auf. „Die Tant' Poldi?! Hahaha! Sehe ich aus wie eine Frau, eine alte Frau? Ich heiße Fräulein Mathilde Sturzenegger, meine Tante versieht Mutterstelle an mir. Na, Du scheinst ja ein ebenso kluger als wohlgesitteter Jüngling!“ Sie öffnete eine Thüre und ließ mich eintreten. „Ich muß die Tante erst vorbereiten,“ sagte sie giftig, „sonst verträgt sie die Freude gar nicht.“ Sie verschwand. Ich blieb allein, so recht im tiefsten Herzen betrübt und gedemüthigt. Gleich hart waren nur die Zausdorfer gegen des verachteten „Kommiß-“ Hannes Sohn gewesen, aber das war neun Jahre her, seither hatte ich nur Liebe von den Menschen erfahren. Dann aber, als ich um mich blickte, war ich wieder getröstet; alle Wände waren dicht mit Heiligenbildern behangen, dazwischen prangte gestickt der „Göttliche Haussegen“ und in der Ecke war sogar ein Marien-Altärchen mit Betpult eingerichtet; gewiß, die Hausfrau mußte sehr fromm sein und dann war sie auch gerecht und gütig.

Ich hatte reichlich Zeit, diesen Gedanken nachzuhängen, wohl eine Stunde; und währenddeß war ununterbrochen durch die Thüre die Stimme des Fräuleins zu hören, verständlich waren mir die Worte nicht, offenbar sprach sie heftig auf die Hausfrau ein, die wohl nichts erwiderte, denn dazwischen hörte ich nur das Gekläff eines Hundes. Endlich öffnete sich die Thür und das Fräulein winkte mir mit verächtlicher Miene, einzutreten. Auch diese Stube glich einer Hauskapelle, aber ein feister Mops fuhr mir bellend entgegen und auch die Frau am Fenster sah sehr von dieser Welt aus; unheimlich dick, mit einem breiten und beängstigend roten Gesicht, das sich nach unten seltsam verlängerte, weil das Kinn in mehreren Etagen auf den Busen herabfiel. „Gelobt sei Jesu Christ,“ stammelte ich und wollte auf sie sie zutreten. Aber da trat Mathilde dazwischen. „Na, schau Dir ihn selber an, wenn Du mir nicht glauben willst. So einen hinkenden Vagabunden nimmt man am Besten gar nicht auf!“ Der Schimpf gab mir meine Fassung wieder. „Ich bin kein Vagabund,“ erwiderte ich, „obwohl ich auf einer siebenwöchentlichen Fußreise meinen Wanderkittel nicht ganz sauber erhalten habe. Beschimpfen lasse ich mich von Niemand und ich will wieder gehen!“ — „Na, na,“ sagte die dicke Frau begütigend. „Komm' her!“ besah mich, meinte dann, so recht im breitesten Dialekt unserer Heimat: „Dreckig bist freilich!“ und fragte mich nach ihrem Bruder aus. „Wenn sie Dich in der Schul' aufnehmen,“ entschied sie, „so kannst dableiben! Natürlich, fromm und bescheiden mußt sein! Und dem Pater Marian mußt gefallen! Zeig ihm seine Kammer, Mathild'!“ — Das Fräulein regte sich nicht. „Na, wird's?“ rief die alte Frau und ihr Antlitz färbte sich hochrot. „Soll ich ihm sagen, was Du gegen ihn hast?“ — „Unsinn,“ murmelte das alte Mädchen grimmig, aber sie schritt mir voran.

Dicht neben der Küche war das armselige Kämmerchen, wo ich wohnen sollte. „Fort!“ dachte ich, als ich todtmüde auf den wackligen Stuhl am Tische sank, „noch heute fort!“ Aber die nächsten Eindrücke waren freundlich. Da kam ein altes, freundliches Weiblein und brachte mir ein riesiges Butterbrod und einige Äpfel.

Sie sei die Katherl, die Köchin, stellte sie sich vor, und wenn ich wollte, könnte ich auch Eier haben. „Nur damit's die Zaundürre ärgert!" sagte sie. „Sie hat Furcht, Sie könnten für die Verwandtschaft in Böhmen und für sich selbst erbschleichen und ist darum so schlecht zu Ihnen. Aber wenn sie glaubt, daß sie die Gnädige im Sack hat — noch lang nicht!" Dann kam die Katherl wieder, der Pater Marian, ein Jesuit, der „Herr im Haus" wünsche mich zu sprechen. Er empfing mich im Wohnzimmer, allein. Ein schlanker, freundlicher Mann von etwa fünfzig Jahren, mit ruhigem, klugen Antlitz. Er sei der Beichtvater und Berater der Hausfrau, begann er, und habe meiner Aufnahme zugestimmt, weil sie angesichts meiner Berufswahl ein gottgefälliges Werk sei. Auch habe ihm sein Ordensbruder, Pater Gregor, in Rom, der seine Ferien hier zugebracht, viel Gutes von mir erzählt. „Ach so!" fügte er lächelnd bei, als er meine fragende Miene sah. „Sie kennen ihn unter dem Namen Robert Ohsner. Er hat mich versichert, daß Sie, trotz der etwas weltlichen Luft in B., ganz in Christo leben. Das ist mir wichtig, denn der gleiche Hauch durchweht dies Haus." Er sagte dies ernst, aber nicht salbungsvoll und pathetisch, und als er fortfuhr klang fast ein leises Lächeln durch die frommen Worte. „Frau Sturzenegger ist herzensgut und dient dem Herrn, so gut sie kann. Verschieden sind die Wege, die zu ihm führen; der ihre geht durch die Phantasie; auch dies ist zu fördern." Das verstand ich nicht recht, aber sein Wesen war sonst so würdevoll und herzlich, daß ich ihm die erlittene Kränkung und den Entschluß, zu gehen, mitteilte. Er sann nach. „Natürlich bleiben Sie," entschied er dann. „Mit Fräulein Mathilde will ich sprechen." Und als ich einwendete, daß ich nun die qualvolle Empfindung, ein ungern gewährtes Gnadenbrot zu essen, nie verwinden könnte, meinte er: „Gut, so verdienen Sie es!" Er hoffe mir Privatstunden verschaffen zu können. Getröstet kehrte ich in mein Kämmerlein zurück und packte meinen Koffer aus. Als ich des Abends in's Speisezimmer gerufen wurde, schnitt sogar das Fräulein eine sauersüße Miene, die alte Frau aber täschelte mir die Wangen und häufte mir den Teller voll, weil ich „dem Hochwürdigen gar so viel gut gefallen." Nach Tisch aber sollte mir eine Ahnung aufgehen, was Pater Marian mit dem „Weg durch die Phantasie" gemeint. „Kannst auch fromme Geschichten?" fragte sie; sie wünschte Heiligen-Legenden zu hören. Aber ich habe schon erzählt: davon hatte uns Romuald nur das Notwendigste mitgeteilt und die dürren Thatsachen auszumalen war mir ungewohnte Arbeit. Meine Feindin lächelte boshaft, die alte Frau schüttelte den Kopf, was fast unheimlich anzusehen war, da alle Etagen des Unterkinns mitwackelten. Dann fragte sie ungeduldig: „Aber wie viel Grad Hitz' es in der Höll' giebt, wirst doch wissen!" Ich konnte selbst damit nicht dienen und so hätte das Examen schlimm für mich geendet, wenn die dicke Frau mir nicht ein Buch hingelegt hätte, aus dem ich vorlesen sollte. Es war die bekannte deutsche Bearbeitung des „Acta sanctorum", welche zu Beginn dieses Jahrhunderts in Einsiedeln gedruckt worden ist, und ich las daraus die Geschichte vom heiligen Sebaldus, dem dänischen Königssohn, der sein schönes Pariser Ehegemahl verlassen, um bei Nürnberg als Einsiedler zu leben, und der dann seinem letzten Willen gemäß an der Stelle begraben worden, wo das Öchslein mit dem Leichenwagen freiwillig angehalten. „Fein liest Du wenigstens!" sagte die dicke Frau. „Ich hab's ordentlich g'seh'n, wie er seiner schönen Französin fortgeht, weil ihm die himmlische Lieb' teurer ist als die irdische." Aber auch diese Freude wurde mir vergällt, denn Fräulein Mathilde meinte: „Und ich wieder habe den Ochsen gesehen, der nicht weiter kann."

Das waren die Eindrücke meines ersten Tags in Graz und die folgenden Wochen und Monate vertieften sie nur. Es war ein unerquickliches Leben mit den beiden Frauen; die Jüngere nicht ganz einfältig und ungebildet, aber dafür desto galliger; die Ältere gutmütig, aber überaus thöricht und eigensinnig, auf die Batzen, die ihr der selige Sturzenegger hinterlassen, ebenso dünkelvoll stolz, wie auf das himmlische Erbe, das sie sich selbst erworben. Auch die Schule brachte mir geringe Freuden. Die Lehrer des Gymnasiums waren Benediktiner, wie die zu B., gleichfalls Mönche eines altberühmten Stifts, des Admonter, und auch ihre Auffassung der himmlischen und irdischen Dinge wohl keine allzu verschiedene. Aber ein Romuald war unter den Grazern nicht zu finden, nicht einmal ein Cölestin; ihre Pflicht thaten sie, aber nicht mehr und da wir unser sechzig Jünglinge im großen gewölbten Schulsaal am Franzensplatz neben einander saßen, nur während der fünf Stunden täglich unter ihren Augen, so

gingen wir einander innerlich nichts an. Auch zu meinen Mitschülern fand ich lange keinen rechten Pfad. In den Zwischenstunden fielen täglich mehr Prügel, als zu B. in Monaten; der Umgangston der derben Steirer war viel gröber und roher, als der meiner nordböhmischen Landsleute, die ja fast so sacht und höflich sind, wie die benachbarten Sachsen; dazwischen regnete es unsaubere Redensarten und „Schnadahüpfel", die ich freilich nicht ganz verstand; denn ich war ja damals — unvernünftig genug, aber das folgerte eben aus meiner Erziehung — als Jüngling, dem bereits der Bart sproßte, noch in Allem, was das Weib betraf, unwissend, wie ein Kind. Natürlich blieb das nicht unbemerkt, ich war im Handumdrehen das Stichblatt des Spottes, die „fromme Jungfer"; wer sonst an Niemand sein Mütchen kühlen konnte, wagte es doch an mir, bis ich, zum Äußersten gebracht, den Frechsten und Dümmsten, den Fritz von Leitner, so wuchtig zu Boden schlug, daß sie ihn heimtragen mußten. Er zeigte mich an; ich erhielt einen Verweis und zehn Stunden Carcer, aber von da ab hatte ich Ruhe, keinen Angreifer mehr, freilich auch keinen Freund. Das war nicht minder traurig, und wie oft gingen mir weichem, an Liebe gewöhntem, nach Liebe sehnendem Jüngling die Augen über, wenn ich so allein in meinem düstern Kämmerlein saß und an die schöneren Tage im Kloster zurückdachte. In meinem Tagebuch aus jenem Winter von 1840 auf 41 stehen wohl ein Dutzend Elegien und nicht viel weniger Briefentwürfe an den Pfarrer, die alle dasselbe erflehen: „Fort, nur fort!"

Wenn keiner dieser Briefe abging und ich mich allmählig an mein Loos gewöhnte, so lag dies wohl nur an Pater Marian. Er blieb sich stets gleich in seiner würdevoll freundlichen Art, suchte meine Stellung im Hause zu bessern und hielt auch sein Versprechen, mir Erwerb zu schaffen: auf seine Empfehlung nahm mich ein angesehener Mann, der Bankier Pirkner, als Hauslehrer für seine Söhne an. „Hast Du ein Trottelsglück!" sagte mir die Tante Poldi in ihrer schlichten Art, „acht Gulden monatlich und beim frömmsten Mann in Graz, der den lieben Gott so fest bei den Füßen hat!" In der That glich auch Pirkners Wohnzimmer, wie das ihre, einer Kapelle und als ich ihn zuerst sprach, glaubte ich, daß er schiele, weil er die Augen so seltsam verdrehte, aber mehr als diese Gewohnheit stimmte mich das Vertrauen, das er überall genoß, zur Ehrfurcht; Arm und Reich trug ihm die Ersparnisse zu und war glücklich, wenn er sie annahm. Der vielen Geschäfte wegen hatte er für das eigene Haus wenig Zeit übrig; ich mußte zusehen, wie ich mit den beiden trägen und trotzigen Knaben selbst fertig wurde; auch an die Bezahlung mußte ich ihn regelmäßig erinnern. Gleichwohl war ich dem Pater für die Empfehlung von Herzen dankbar; dem bittern Augenblick, wo ich Herrn Pirkner um die acht Gulden mahnen mußte, folgte der schöne, wo ich fünf davon der Tant' Poldi übergab; das Übrige, wie die kleinen Geschenke aus Hannburg, teilte ich redlich, die Hälfte gab ich den Armen, die andere in ein Thonpferdchen, das mir die Mutter als Sparkasse mitgegeben. „Recht so!" sagte Pater Marian lächelnd, als er in meiner Kammer den Schatz entdeckte, „die Geschichte jenes Guldens war dir eine gute Lehre!" — Er meinte die Art, wie ich einst dem Hintzner-Xaver den Ministrantendienst abgetreten; Robert Ohsner hatte es ihm erzählt. Es freute mich, daß mein Landsmann und Wandergenosse meiner so treulich gedacht und ich trug dem Pater Grüße an ihn auf. „Das wird meinem Bruder Gregor lieb sein," erwiederte er, „so tot ihm jene Zeiten jetzt sind, ein so völlig Anderer er auch nun geworden ist, des Guten, das ihm damals begegnet, gedenkt er gerne! — „Ein völlig Anderer?" fragte ich. — „Gewiß! Früher kämpfte er mit sich, jetzt hat er den Frieden errungen! Reiner und heißer kann keines Priesters Eifer sein. Wohl ihm und unserem Orden, der ihn diesen Weg geführt hat; allein hätte er ihn vielleicht nicht gefunden." — „Sie glauben," fragte ich schüchtern, „daß die Gesellschaft Jesu . . ." — „Am sichersten zum Heile führt?" fiel er ein. „Wäre ich ihr ohne diesen Glauben beigetreten? Und wer, der sie kennt, kann daran zweifeln? Aber davon wollen wir später sprechen, lieber Winter, später, wenn Sie reifer und klarer sind!"

So oder ähnlich hatte er bereits manches tiefere Gespräch zwischen uns abgelenkt. Während er an allem Menschlichen, das mich betraf, herzlichsten Anteil nahm und sich von Woche zu Woche durch sein redliches Wohlwollen mehr Anspruch auf meinen Dank erwarb, kümmerte er sich um mein himmlisches Teil offenbar gar nicht. Nicht blos daß er, der so viel von meiner Seele, ihrem frühen Ringen und Sehnen wußte, selbst mit keinem Wort daran rührte, er entzog sich mir

sogar, wenn ich ihn suchte. Unser Beichtvater auf dem Gymnasium, Pater Sebastian, war ein greiser, schwerhöriger Mann, der im Beichtstuhl mit halb geschlossenen Augen dasaß und zuweilen ganz einnickte; lange, nachdem der junge Sünder mit seinem Register fertig geworden, fuhr er auf, murmelte eine allgemeine Vermahnung, die für Alles und darum auch für die eben vernommene Beichte paßte und gab dann die Absolution. Das hatte ich einmal mitgemacht, gegen eine Wiederholung sträubte sich mein Gemüt, und so fragte ich Marian, ob ich bei ihm beichten dürfe. Er blickte nach seiner Gewohnheit lange mit niedergeschlagenen Augen vor sich nieder, bis er erwiederte: „Ich darf Sie kaum abweisen, wenn Sie es nachdrücklich verlangen. Aber es wäre mir um Ihretwillen lieb, wenn Sie bei dem ehrwürdigen Sebastian blieben oder doch einen anderen Ihrer Lehrer darum ersuchten. Unsere Brüder vom Benediktiner-Orden halten es in Gebet und Beichte anders als wir — und Sie sind Ihr Schüler! Vielleicht würden Sie dadurch mit dem Geist der Anstalt und Ihrer bisherigen Erziehung in Widerstreit geraten; das will ich Ihnen ersparen, so lange es nicht nötig ist!" Also aus Schonung für mich handelte er so, und nur deshalb hielt er mich wohl auch den Stunden frommer Andacht und Betrachtung ferne, die er mit den Frauen des Hauses abhielt. Er, der sonst so eifervoll war, daß er selbst der alten Katherl kaum eine dieser Stunden schenkte! Durfte er gerade mich ausschließen und wenn seine Absicht edel war, trug mir sein Verhalten gute Früchte?!

Es begann allmählig im Hirn des Achtzehnjährigen viel wirrer auszusehen, als zuvor. Die Anschauungen, die ich in der Klosterschule wie im heimischen Pfarrhof eingesogen, bestimmten mich zur Abneigung gegen die Jesuiten; wie irgend ein anderes Dogma hatte man mich gelehrt, dies seien scheinheilige Frömmler, die den Seelenfang zu bedenklichen Zwecken so regelrecht betrieben, wie etwa die Benediktiner den Unterricht oder die Barmherzigen Brüder die Krankenpflege. Das also war, wie meine eigene Erfahrung lehrte, nicht richtig, und dieser eine Jesuit mindestens mir gegenüber völlig selbstlos in seiner hülfreichen Menschenliebe. Aber war er's auch gegen die Anderen?! Was bewog ihn, fast täglich stundenlang mit den beiden Frauen Gespräche zu führen, die vielleicht sehr fromm, jedenfalls aber für ihn, den gebildeten Mann, sehr langweilig waren?! Um ihr Seelenheil zu behüten? Sie beteten ja schon aus eigenem Antrieb so viel und schienen auch sonst weder gewillt, noch geeignet, sich den Lockungen der Welt hinzugeben. Meine Gönnerin, die alte Katherl, die den Pater heut verehrte, morgen beschimpfte, aber immer fürchtete, sagte mir einmal: „Was uns die Bisgurn, die Fräul'n Mathild' Böses thut, das wird ihr schon von dem Pfaffen vergolten werden. Die Gefoppte wird am End' sie sein. Er hat sich mit ihr verglichen und mit ihr zusammen die Frau ein Testament machen lassen, in dem die Hälfte der Mathild' zugeschrieben ist und die andre dem Orden. Das ist aber Beiden nicht genug; in's Gesicht hinein sind sie süß zu einand', und hinter'm Rücken springgiftig; sie glaubt, sie erschleicht sich's Ganze und er wird's kriegen!" Ich verwies ihr die Lästerung und am Tag darauf widerrief sie sie selbst, aber ein Teilchen des Verdachts blieb doch in mir haften. Wozu diese Exhorten, worüber sprach er da eigentlich und warum durfte ich's nicht hören?! Weil ich dazu noch nicht klar genug war — unklarer also, als die Tant' Poldi und ihre Köchin?! Ein Hauch dieser Andachtsstunden drang ja doch zu mir, durch die Abendlektüre der beiden Frauen, bei der ich den Vorleser machte, und sie mehrte mir nur die Wirrnis. Diese abenteuerlich ausgeputzten Legenden und Höllenbeschreibungen stießen mich ab und ließen mich stets an ein Sprüchlein des dicken Coelestinus denken, der in seinem barbarischen Latein zu sagen pflegte: „Superstitio credenti pessimus hostis." Anderes wieder, wie die in volkstümlicher Form wiedergegebene Mahnungen des Loyola, sein eigen Ich zu erforschen und es ganz dem Willen Gottes darzubringen, griffen mir mächtig an's Gemüt und ließen mich hoffen, daß hier vielleicht jene warme Liebe walte, nach der sich der schwärmerische Sinn des einsamen Jünglings um so mehr sehnte, je kälter es nun um ihn geworden. Aber auch diese Empfindung hielt nicht vor; das beglückende „Einssein mit Gott" war, nach diesen Führern, nur durch die Abkehr von der Welt zu erwarten — ich aber wollte ja leben und Anderen nützlich sein und mich an der Schönheit der Erde freuen. Und zwischendurch tauchten mir aus den Nebeln der Erinnerung zwei Angesichter empor und blickten mich an: das totbleiche, wehmutsvolle Antlitz der Sterbenden, die gewünscht, daß ich „zuerst das Leben kennen lerne," und dann die seltsam, spöttisch und schwärmerisch zugleich blicken-

den Augen des Brucker Bildschnitzers. So verschieden sie waren, sie sagten doch eigentlich dasselbe . . .

Diese Bängnis sollte sich mir noch mehren und gerade durch das, was ich am heißesten zu meiner Klärung ersehnt: den Verkehr mit einem Freunde. Zu Ostern 1841 wurde uns als Ferienarbeit die Abfassung eines lateinischen Gedichts aufgetragen: „Laus veris". Ich wandte alle Kräfte daran, schrieb eine deutsche Frühlingsode und übertrug sie dann in's Lateinische. Da ich meinen Mitschülern in den alten Sprachen weit voraus war, so erhoffte ich mit Bestimmtheit den Preis, eine schöne Amsterdamer Ausgabe des Homer. Aber das Buch fiel unserem „Primus" zu, einem stillen, kränklichen Jüngling, Fritz von Binnenthal, der nicht bloß als Sohn des höchstgestellten Richters im Lande, sondern auch wegen seines tüchtigen, gehaltenen Wesens bei Lehrern und Schülern sehr im Ansehen stand. So willig ich ihm sonst den Vorrang gönnte, diese Entscheidung schien mir ungerecht und darum ließ ich ihn, als er darum bat, mein Gedicht nicht gerne lesen. Am Abend — ich war eben totmüde von dem Unterricht der beiden bösen Bankiersrangen heimgekommen — trat er in meine Kammer; kein Besuch hätte mir unerwarteter kommen können; der aristokratische Kollege war bisher besonders kühl und abweisend gegen mich gewesen. Er legte das Preisbuch vor mich hin. „Ihr Gedicht," sagte er, „ist unzweifelhaft besser als das meine; Sie scheinen mir wirklich ein Dichter und handhaben auch die Sprache gewandter. Ich war darum eben bei unserem Ordinarius und habe ihn sehr gebeten, sein Urteil umzustoßen. Es war vergeblich, aber das Buch zum Mindesten müssen Sie haben." Dabei blieb er trotz meines Widerstrebens und bat schließlich darum, zur „Erleichterung seines Gewissens." Von da ab gingen wir zuweilen gemeinsam vom Gymnasium heim; aber viel wärmer wurde der Verkehr nicht. Das kränkte mich und eines Tages entschlüpfte mir ein Wort der Klage über meine Vereinsamung. Er blieb stehen und seine Augen — große, strahlende blaue Augen in einem mißfarbigen, häßlichen Gesichte — blickten mich voll an. „Das weiß ich längst und bedauere Sie," sagte er. „Aber helfen kann ich Ihnen nicht. Ich habe Sie anfangs für einen Heuchler gehalten, die „fromme Jungfer", der Schützling des Pater Marian darf sich darüber nicht beklagen. Aber es war ein Unrecht und da mir nichts als größere Sünde erscheint, so wollte ich es gern gutmachen. Ihr Freund jedoch kann ich nicht werden, obwohl ich nur um zwei Jahre älter bin, der Gegensatz der Naturen ist zu groß. Mir ist so viel Tugend und Frömmigkeit unheimlich." — „Oh!" rief ich, „ich bin vielleicht gar nicht so fromm . . . Wenn ich mich einmal mit Ihnen aussprechen dürfte!" — „Gern," sagte er und bestimmte mir die Stunde. „Aber nützen wird es Ihnen nicht."

In der That klang das, was er mir nach meiner Beichte zu sagen hatte, nicht tröstlich: „Ich verstehe Ihre Kämpfe nicht ganz, vielleicht weil ich selbst nicht dazu neige. Meine Kränklichkeit seit Kindesbeinen, meines Vaters Einfluß haben mich seit Jahren geprägt, wie ich bin, wahrscheinlich für Lebenszeit bleiben werde. Ich will Richter werden; die Theologie geht mich nichts an und meine Ansichten über Gott und Jenseits wären Ihnen unverständlich, die muß Jeder selbst erringen." Dennoch schien ihm die Unterredung mehr Teilnahme für mich eingeflößt zu haben, als er zunächst selbst erwartet. Er lud mich öfter zu sich ein und begleitete mich, so weit es seine Schwächlichkeit gestattete, auf Ausflügen in die herrliche Umgebung. „Von unsichtbaren Dingen wird nicht gesprochen," schrieb er mir dabei als Bedingung vor. In der That sprachen wir nur von unseren Lehrern und Kollegen, dann den Studien, die wir gemeinsam betrieben, namentlich der Geschichte. Er war sichtlich bemüht, mich vom Grübeln und Schwärmen ab zur Beobachtung und Wissenschaft hinzulenken; dank seiner Geschlossenheit, seines Einflusses auf mich gelang ihm dies auch bis zu einem gewissen Grade, aber eben darum übte dieser Verkehr auch tiefe Wirkung auf meine Anschauungen über die „unsichtbaren Dinge". Neue Fragen und Zweifel tauchten in mir auf, die alten regten sich heftiger. Oft in derselben Stunde ging mir die Sehnsucht nach einer Abkehr von der Welt und der Drang, all meine Kräfte freudig zu gebrauchen, durch's Gemüt. Allmählig, je länger diese Freundschaft währte, je inniger sie wurde, trat wohl der Hang zur Weltflucht mehr zurück, aber ganz entschlummerte er nicht. Binnenthal merkte dies Schwanken wohl und half mir redlich, freilich nur, soweit es sich um die „sichtbaren Dinge" handelte. Nur in einem wies ich die Hülfe zurück. „Lieber Winter," sagte er mir einmal plötzlich kurz und trocken, „ich halte es für

ebenso lächerlich, als gefährlich, daß Du noch an den Storch glaubst. Ich will Dir die Physiologie des Menschen leihen, die mir mein Vater an meinem fünfzehnten Geburtstag geschenkt hat." Ich stand fassungslos, von Purpurröte übergossen, nicht weil ich etwa viel mehr davon wußte, als er meinte, sondern weil mir vor dem Wissen bangte. Ich wolle mir's überlegen, stammelte ich und schrieb ihm dann, daß ich als künftiger Priester jenes Buches wohl noch nicht bedürfte. Wir sprachen nie wieder darüber, aber ihm mochte es die Verpflichtung erweckt haben, sich offener, als bisher, über meine Umgebung zu äußern. Sein Vater und er hätten die Überzeugung, daß Pirkner ein gewissenloser Betrüger sei und Marian ein heuchlerischer Erbschleicher; Frau Sturzenegger sei wohl viel reicher, als man glaube, weil er so viel Mühe auf sie wende; sein Streben, ihr Vermögen dem Orden zuzuwenden, sei um so verwerflicher, weil außer Mathilde noch eine andere, sehr arme Verwandte ihres verstorbenen Gatten lebe. Ich erwiderte, Pirkner kümmere mich nichts, für Marian spreche sein Betragen mir gegenüber. „Er wird seine Gründe haben," meinte Binnenthal, „ich hoffe, Du erkennst sie rechtzeitig." Ich hatte mich fester gezeigt, als ich war; die Warnung klang in mir nach und stärkte den Verdacht, der nie ganz geruht; freilich gab es zwischendurch Stunden, wo ich mir bittere Vorwürfe darüber machte, mich des schwärzesten Undanks anklagte. In einer solchen Stunde war's, wo mich Marian in Worten, wie sie nicht wärmer und liebervoller sein konnten, befragte, ob ich mich nun in Graz heimischer fühlte. Ich bejahte es, aber damit gab er sich nicht zufrieden. Ihm sage eine innere Stimme, daß ich oft unruhig, von widerstrebenden Empfindungen erfüllt sei; er selbst trage keine Schuld daran, da er auf jede Einflußnahme verzichtet, ein anderer scheine ihm nicht die gleiche Rücksicht geübt zu haben. „Herr von Binnenthal ist eines ungläubigen Vaters Sohn, selbst ungläubig, durch seine Kränklichkeit verbittert — lassen Sie sich von ihm jenes Gut nicht rauben, das Sie sich früher, schwerer, aber auch reicher erworben haben, als die meisten Menschen, ohne das Sie zu Grunde gingen!" — Ich beteuerte, daß ich noch heute nicht wüßte, wie Fritz über die höchsten Fragen denke. — „Schon dies ist schlimm genug," erwiderte er, „denn wie kann es ohne Aussprache über das Wichtigste eine Freundschaft unter höher gearteten Menschen geben?! Zudem schweigt er nur deshalb, weil er Sie zu verlieren fürchtet; inzwischen aber thut er alles, Sie mittelbar zu seiner Anschauung zu bekehren." — „Sie thun ihm Unrecht," sagte ich zögernd, denn daß eine gewisse Wahrheit in seinen Worten stecke, fühlte ich. — „Nun, dann fragen Sie ihn!" Ich versprach's.

Aber es währte lange, bis ich den Mut dazu fand. Endlich, an einem Septembermorgen — wir waren die Höhe des Rosenbergs hinangestiegen und blickten lange schweigend auf das schöne Gelände zu unseren Füßen — wagte ich es. In den hellen Augen schlug eine zornige Lohe auf. „Pater Marian wünscht es zu wissen?" fragte er scharf. — „Ich selbst," erwiderte ich, berichtete aber meine Unterredung mit dem Jesuiten. „Und so weit," schloß ich, „hat er Recht: derlei muß ein Freund vom anderen wissen." — „Wozu? Um ihn zu bekehren? Ich sagte Dir schon, diese Erkenntnis erringt sich jeder selbst. Aber ich vergesse, Du bist ein Anderer, als ich, Dir geht's gleich um die absolute Wahrheit für die ganze Menschheit; wie solltest Du nicht den Drang empfinden, zum mindesten das Innere Deines besten Freundes zu durchwühlen, wie Dein eigenes. Aber diesen Gefallen kann ich Dir nicht thun; ich antworte, weil Du gefragt hast, aber heut' zum ersten, heut' zum letzten Mal. Ich glaube an eine höhere Kraft im Weltall, aber welcher Art sie ist, kann mein Verstand nicht fassen. Möglich auch, daß der Tod nicht alles beendet, aber meine Seele, wie sie ist, mein Ich, kann ich mir ohne Körper nicht denken." — „Du zweifelst also auch am Dasein Gottes?" — „Eines persönlichen Gottes im Sinne Eurer Kirche — ja! Es geht über meinen Verstand, wie ein Wesen nach seinem wandelbaren, durch Gebet, Reue, Buße zu ändernden Willen die Schritte von Milliarden lenken sollte; auch sehe ich nirgendwo die Spur eines solchen Willens, vielmehr vollzieht sich Alles im Großen nach ehernen Gesetzen, im Kleinen oft genug nach dem plumpen, grausamen Zufall." — „Die Ausgleichung kommt eben drüben!" — „Halte daran fest, ich kann es nicht. Höre, Georg! Fünf Jahre war ich alt, als ich mit meiner Mutter und meinen beiden Schwestern von Marburg aus, wo mein Vater Rat am Landesgericht war, zu Bekannten auf Besuch fuhr, auf der schmalen Bergstraße, zur Linken die Weinberge, zur Rechten tief unten die Drau. Es war Lese-

zeit, aus einem der Weinberge stürzte ein Trunkener hervor und johlte uns entgegen; die Pferde scheuten und warfen den Wagen um. Wir rollten den steilen Abhang hinab; meine Mutter ertrank in der Drau, die ältere Schwester starb nach unsäglichen Qualen einige Tage später an den Folgen des Sturzes; die jüngere schleppt ihr Dasein als Krüppel dahin, ich bin für Lebenszeit siech geworden. Nun denn, ich kann nicht glauben, daß ein Allerbarmer fünf schuldlose Menschen — meinen Vater zumeist — mit seinem Willen so elend hat werden lassen und ohne den Willen eines Allmächtigen wäre es nicht geschehen! . . . Kein Wort mehr!“ schloß er tief aufatmend, als ich reden wollte. „Nur Eins noch: meine Menschenpflicht auf Erden werde ich immer thun, soweit es mein armseliger Körper gestattet. Wir sind ja fast Altersgenossen; an dies Gelöbnis sollst Du mich stets erinnern dürfen, wenn es nötig sein sollte.“

Stumm gingen wir zu Thal, ich wankenden Schrittes, als hätte mich ein Blitzstrahl getroffen. Als wir vor seinem Haus am „Lugeck“ standen, sagte er: „Ich bin morgen für Dich zu sprechen, wie täglich. Ob Du kommen willst, stelle ich Dir frei.“ — „Ich werde kommen“, murmelte ich.

Das war das Einzige, was in mir feststand: ich durfte ihn deshalb, weil er mir auf mein Drängen sein tiefstes Herz geöffnet, nicht preisgeben. Sonst war ich zunächst keines klaren Gedankens fähig, weder an jenem Tag, noch in den nächsten Wochen. Wie es in mir wogte und stürmte, vermöchte kein Wort zu schildern. Schon daß ein Mensch, den ich als selten tüchtig, gerecht und gut erkannt, so sein konnte, wie er war, ohne Lohn oder Strafe zu erhoffen, ohne aus dem Gebet täglich Kraft und Trost zu schöpfen, wie ich es versuchte, grub sich mir tief ein. Dann aber — seine Geschichte! Vergeblich mühte ich mich, sie dem Bau der Weltordnung, wie ich sie mir unter der Anleitung meines Wohlthäters aufgerichtet, einzufügen. Nein, und wenn ihrer drüben die höchsten Freuden warteten — für solches Leid und Schicksal gab es keine Ausgleichung. Und war es denkbar, daß Gott jenen Trunkenen aus dem Weinberg hatte hervortaumeln lassen? Wenn aber dies Eine ohne seinen Willen geschehen, warum nicht vieles Andere, ja Alles?! Und wenn es nur dies Eine gewesen wäre! Aber wie Schuppen fiel es mir nun von den Augen: welche unbegreiflich harten, unverdienten Schicksale hatten sich schon abgesponnen, soweit mein Auge reichte! Dann jedoch bäumte sich jene tiefinnige „Liebe zu Gott“, die ich in mir groß gezogen, wieder auf: wie, weil ich einige seiner Fügungen nicht begriff, sollte Alles eine Lüge sein und Er selbst eine Lüge? Hatte er nicht mich und die Meinen im Ganzen gütig geführt? War nicht Alles, soweit ich es fassen konnte, auf Erden planvoll eingerichtet, schon für dieses Leben, und vollends untadelig, wenn man an ein Jenseits glaubte?! Zwischendurch aber gellte mir der Schrei jenes Trunkenen in's Ohr und übertönte Alles, selbst die Stimme des alten Pfarrers. Tag für Tag rang ich von Neuem denselben Kampf.

Ich mußte ihn allein ringen. Fritz von Binnenthal hielt sein Versprechen, er war gegen mich noch liebreicher als bisher, aber über diese Fragen sprach er kein Wort mehr. Auch Pater Marian fragte nicht, was ich in jener Unterredung erfahren. Nur einmal legte er liebevoll den Arm um meinen Nacken und sagte: „Wenn Sie einmal fühlen sollten, daß Sie unmöglich allein mit sich fertig werden können, wenn Sie eines Freundes bedürfen, so denken Sie meiner!“

Ich that es nicht. So oft ich daran war, ihm alles zu offenbaren, eine dunkle Empfindung hielt mich selbst in jener Stunde davon ab, wo ich den Verdacht gegen ihn wie einen Frevel empfand. Vielleicht aber wäre es dennoch dazu gekommen, wenn sich nicht zur selben Zeit ein überaus peinliches Ereignis abgespielt hätte.

Als ich eines Nachmittags im Oktober vor Pirkners Haus kam, fand ich den Laden geschlossen und von einer erregten Menge umlagert; das weinte, schrie, schimpfte und höhnte wild durcheinander. Entsetzt erfuhr ich, daß der Mann eben wegen betrügerischen Bankrotts verhaftet worden; die Beschädigten jammerten laut, Andere jubelten über das Ende des „Pfaffenknechts“. — „Ja,“ schrie ein Mann, „der wird eingesperrt, aber den Pater Marian, der ihm die Kundschaft zugetrieben hat, lassen sie laufen!“ — „Recht hast!“ riefen Andere, „der Schuft muß auch dran glauben.“ Ich wollte in die Wohnung, nach den Knaben zu sehen, da aber erkannte mich einer der Hausbewohner. „Das ist der junge Jesuit,“ schrie er, „den sich der Hund für unser Geld als Lehrer für seine Buben gehalten hat, damit sie fromme Schufte werden, wie er!“ Flugs wandte sich die Wut der Menge gegen mich und es wäre mir

übel ergangen, wenn mich nicht die Polizisten, die bisher still zugesehen, geschützt hätten.

Verstört, im tiefsten Herzen empört, schlich ich heim. Ich hatte mir mein bischen Bezahlung redlich verdient und doch war mir solcher Schimpf widerfahren. Freilich, ich war mit erschwindeltem Geld bezahlt worden, an dem der Schweiß der Armen klebte . . . Und wenn Marian wirklich darum gewußt?!

Ich verbrachte eine schlaflose Nacht. Als ich am nächsten Morgen die Treppe hinabschritt, zur Schule zu gehen, kam mir Binnenthal entgegen. „Ich wäre schon gestern gekommen," sagte er und drückte mir die Hand, „aber ich war zu elend. Von meinem Vater erfuhr ich, was Du erlitten hast, es hat Dich unschuldig getroffen." — „Ist Pater Marian auch in Untersuchung?" fragte ich. — „Nein. Er hat wirklich Viele bewogen, ihr Geld zu Pirkner zu tragen und mag dafür Perzente von ihm bezogen haben, aber beweisen läßt sich dies nicht. Auch ist seine Beteuerung, daß er den Mann für unbedingt sicher gehalten hat, insofern glaubwürdig, als er selbst eine Kleinigkeit bei ihm verliert. Größere Summen, auch das Vermögen der Dicken oben, hat er ihm nicht anvertraut!" — „Du hältst ihn also doch für schuldig?" — „Ja, aber als Richter würde ich ihn freisprechen."

Am selben Tage trat Pater Marian in meine Stube. Er war in schmerzlicher Erregung, die Thränen standen ihm in den Augen. „Wir dulden gleiches Los," sagte er, „und haben den gleichen Trost, das Gefühl unserer Unschuld!" Die Worte, der Ton waren so schlicht und schmerzvoll, daß ich nicht zweifelte, man thue ihm wirklich Unrecht. Aber über mein Heiligstes mit diesem Manne zu sprechen, brachte ich nun doch nicht übers Herz, und als er mir bald darauf, ohne daß ich darum gebeten, eine gleich gut bezahlte Stunde schaffte, nahm ich sie doch erst an, als auch Binnenthal mir dazu riet: es seien, wie er sich ausdrückte, „sehr fromme, aber ganz unbescholtene Leute".

Wer vermag zu sagen, in welchem Sinne sich unter dem Drucke dieses Erlebnisses meine Glaubenszweifel entschieden hätten und mit ihnen mein Schicksal, wenn mein Leben auch ferner, wie bisher, ein äußerlich unbewegtes geblieben wäre. Aber da traten in rascher Folge einige Ereignisse ein, die mich jählings in abenteuerliche Bahnen lenken sollten, die vor mir wenigen Menschen zu beschreiten auferlegt war und wohl keinem in so seltsamer Art, wie mir . . .

(Fortsetzung folgt.)

Duschyanta.

Ging Sakuntala im Garten,
Ihrer Blumen Flor zu warten
Bei des Frührots erstem Schein.
König Duschyanta jagte
Und erspähte, da es tagte,
Statt des Wilds das Mägdelein.

Er vergaß des Thrones Ehren,
Lust und Liebe zu begehren,
Von der Jungfrau Reiz gebannt;
Sah in ihrer Augen Spiegel,
Zog das goldne Herscherſiegel
Von der speergewohnten Hand:

„Diesen Ring von reinem Golde
Trage ihn als Zeichen, Holde,
Die Duschyanta Du gewannst,
Daß Du seines Thrones Stufen,
Zu des Höchsten Braut berufen,
Ungestraft besteigen kannst."

Bald erschallt von Mund zu Munde
Durch ganz Indien die Kunde
Von des Königs Hochzeit laut.
Sieh! auf ungebahnten Pfaden
Naht, zum Schloß des Herrn geladen,
An der Mutter Arm die Braut.

Willenlos zur höchsten Feier
Wankt sie unter dichtem Schleier
An des heil'gen Stromes Rand.
Wie sie an das Wasser schreitet,
Fromm zu schöpfen, weh, entgleitet
Ihr der Ring von schlanker Hand.

„Mutter, da der Ring verloren,
Wagen zu Duschyantas Thoren
Als Geladne wir zu gehn?"
„„Ja. Er braucht, Dich zu erkennen,
Seine Gattin Dich zu nennen,
Nur Dein klares Aug' zu sehn.""

Wandelbar sind Herscherlaunen,
Denn der Unschuld Neider raunen
Böses Wort in's offne Ohr;
„Komm' es meinen Ring verlieren,
Laßt das falsche Weib den Ihren,
Fern von ihres Königs Thor."

„„Komm, mein Kind. Was er versprochen,
Königswort hat er gebrochen,
Der, verblendet, Dich verschmäht.
Kommen wird die bittre Stunde,
Da von diesem blassen Munde
Er der Gnade Wort erfleht.""

Im Geräusch des wilden Lebens
Sucht Duschyanta bald vergebens
Zu betäuben seinen Schmerz.
Ungestillte Wünsche nagen,
Des Gewissens Schlangen plagen
Des getäuschten Königs Herz.

Als er irrt auf wald'gen Wegen,
Tritt ein Fischer ihm entgegen:
„Siehe, Herr, was heut ich fing!
Reich're Last hat nie getragen
Unser Netz. Im Fischesmagen
Fand ich, König, Deinen Ring."

„„Ungeahntes Glück verkündet,
Duschyantas Heil begründet,
Fischer, Dein willkommner Fund.
Hielt dem Herrn die Braut die Treue,
Knüpft bereuend er auf's Neue
Den zerriß'nen Liebesbund.""

Als Sakuntala im Garten,
Ihrer Blumen treu zu warten,
An dem Arm der Mutter ging,
Kam er, kniete gnadeflehend,
Streifte ihr in's Auge sehend
An die weiße Hand den Ring.

Albert Benda.

Gebüßt.

Die Preußen lagen am Waldesrand.
Vor Thionville lagen sie festgebannt.

„Wir haben Gewehr und Säbel allein,
Wir kommen nicht ohne Kanonen hinein.

Wir müssen warten: das Warten ist schwer,
Ja, wenn es Tage, nicht Wochen, wär'."

„„Und ich wette, Kamraden, zehn Flaschen Wein,
Ich komme noch heut in die Stadt hinein!""

„Das ist kein Spiel um Rebenblut;
Das Leben wagst du im Übermut."

„„Was Übermut und was Gefahr!
Meint ihr, als Preuße stell' ich mich dar?

Schon spannt mein Wirt die Pferde vor;
Mit dem Bauern als Bauer komm' ich vor's Thor.

Noch sind die Straßen im Norden frei,
Auf einem Umweg kommen wir bei.""

„Es gilt die Wette!" — Er wechselt das Kleid.
„„Heut Abend haltet die Flaschen bereit!""

Und er fährt von dannen. Sie kommen heran,
Ein Posten ruft die Bauern an,

Und der Wirt giebt Bescheid, und sie dürfen hinein.
Kehr um! Noch kannst du gerettet sein. —

Der Wirt ist drinnen nur zu bekannt.
„Der Fremde, wie wär' er mit ihm verwandt?"

Sie lassen die beiden nicht fürder ziehn,
Als Spion ergreifen und führen sie ihn.

„„Herr Kommandant, — und es flammt sein Gesicht —
Ein Preuße, ja! ein Spion bin ich nicht.

Eine Wette galt es."" — „Und glaub' ich es schon,
Doch muß ich dich halten als einen Spion."

Der Kommandant beruft das Gericht,
Die Richter sprechen nach ihrer Pflicht

Und sprechen ihm zu den Tod durch's Blei.
Kein Schwur, kein Ehrenwort macht frei.

Sein Oberst sendet den Parlamentär,
Ob der kecke Jüngling zu retten wär'.

Umsonst! Das ist das Kriegsgebot:
Dem eingeschlichenen Feinde der Tod.

Der Tod! Und so ist's. — „„Und so will ich nichts mehr,
Papier und Feder nur bringt mir her!""

Und zum ersten schreibt er an seine Schwadron:
„„Ich habe gefehlt, nun erhalt' ich den Lohn.

Nicht mir gehörten Leben und Blut,
Leichtsinnig verthat ich fremdes Gut.""

Und zum zweiten: „„Kamraden, ich geb' euch mein Spiel
Gott führ' euch Alle zu rühmlicherm Ziel!""

Und zum dritten — da flossen die Thränen ihm schon —:
„„Lieb Vater, lieb Mutter, verzeiht eurem Sohn!

Leichtfertig war ich, nicht war ich schlecht.
Morgen geschieht mir nach Krieges Recht.

Ach, daß ich euch mache dies Herzeleid,
Ach, liebe Eltern, verzeiht, verzeiht!""

Er schließt. — Jetzt holte die Wache ihn ab.
Frühmorgens stand er vor seinem Grab.

Er stand an dem Wall von Thionville.
„„Nein, bindet mich nicht! Ich halt' euch still.

Ich will dem Tod in's Auge sehn."" —
„Feuer!" — Er stürzte — es war geschehn.

C. W. Th. Fischer.

Es ist kein Tod.

Es ist kein Tod! Die Sterne sinken,
Um aufzugehn auf schönern Höhn;
Im Diadem des Himmels blinken
Sie ewig hell und schön.

Es ist kein Tod! Des Sommers Regen
Weckt aus dem Schoß der Erdennacht
Der Ähren Gold, der Früchte Segen,
Der Blumen Farbenpracht.

Ihr hungrig Schlinggewächs zu nähren
Wird aus granitnen Felsen Staub;
Es saugt des Himmels Mannazähren
Das durstige Waldeslaub.

Es ist kein Tod! Mag auch verschwunden
Das Laub, verblüht die Blume sein:
Sie harren in des Winters Stunden
Aufs Kommen ihres Mai'n.

Es ist kein Tod! Still pflegt zu schreiten
Ein Engel auf des Herrn Gebot;
Wer lieb uns war, muß ihn begleiten;
Den heißen wir dann „tot".

Die schönsten Blumen muß er pflücken,
Voll Trauer läßt er uns zurück;
Des Paradieses Garten schmücken
Sie nun, in selgem Glück.

Die Silberstimme, deren Klänge
Dies öde Leben einst verschönt,
Singt nun der Ewigkeit Gesänge,
Vom Lebenskranz gekrönt.

Und sieht er lächeln voller Wonne
Ein Herz zu rein für Haß und Neid,
Das trägt er zu des Lichtes Sonne
In Himmels Herrlichkeit.

Und scheinen sie von uns zu weichen,
Sie nahn uns wieder voller Huld.
Wir grüßen sie beglückt — die gleichen,
Nur frei von Schmerz und Schuld.

Und diese teuren Geister schweben
Stets um uns, frei von Erdennot,
Denn ewges Leben ist das Weben
Der Welt — es ist kein Tod!

Aus dem Englischen des **J. L. M. Creery** von **Otto Mayer.**

Es taut.

Es taut! Nach langen, rauhen Wochen
Ist nun des Winters Kraft gebrochen.
Horch, von den Dächern fallen die Tropfen,
Der Südwind pfeift in den Straßen laut,
Schon hör ich das Leben pochen und klopfen —
Es taut, es taut!

So lange war der Himmelsbogen
Von grauen, schneestreuenden Wolken umzogen.
Doch nun — welch herzerquickendes Wunder! —
Der Himmel weit und herrlich blaut!
Wie weggeblasen der häßliche Plunder!
Es taut, es taut!

Nun stoß' ich auf das verklommene Fenster
Und jag aus dem Stübchen die Wintergespenster,
Die Nachtgespenster, die bösen Träume,
Und alles, wovor mir lange gegraut,
Hinaus in die sonnigen, lachenden Räume —
Es taut, es taut!

An allen Ecken die Spatzen lärmen!
Die Menschen eilen in bunten Schwärmen
Hinaus ins Freie, und in den Schenken
Erklingt Gesang und Geigenlaut,
Hei, wie sie die Gläser, die blinkenden, schwenken!
Es taut, es taut!

Da wandelt selig ein jugendlich Pärchen,
Ein stämmiger Bursch und ein zierliches Närrchen,
Noch blüht keine Blume, doch blüh'n schon die Wangen
Und glühen die Lippen und leuchtend schaut
Schon Auge in Auge mit zärtlichem Bangen —
Es taut, es taut!

Wie lind der Südwind die Wangen mir streichelt,
Mit weichen Flügeln mich zärtlich umschmeichelt! —
Da will die Seele ins Weite sich dehnen,
Und was im Herzen gestockt und gestaut,
Muß alles nun schmelzen in glühendem Sehnen —
Es taut, es taut!

O laßt in vollen Zügen mich trinken
Den stärkenden Hauch und das liebliche Blinken.
In klaren Lüften das Lachen und Klingen,
Der Hoffnungsstimmen tröstlichen Laut! —
Ins Auge die Thränen der Freude mir dringen —
Es taut, es taut.

H. Meurer.

Die Wolke.

Wolke mit dem Donnerrollen
Wer hat dich zur Welt gebracht?
Und die Antwort ist erschollen:
Eine sternenlose Nacht.

Einst in mitternächtger Stunde,
Auf dem sturmdurchwühlten Meer,
Ob des Abgrunds tiefstem Schlunde
Trieb ein brennend Schiff daher.

Angsterstarrte Angesichter,
Händeringen, Todespein. . . .
Und der Brand warf grelle Lichter
Auf die dunklen Wogenreihn.

Hilfruf dröhnten die Geschütze, —
Bis die Flut, der ich entsprang,
Pulverknall und Pulverblitze,
Brand und Schiff zugleich verschlang.

Und so hab ich eingesogen
Donnerhall und Flammenpracht —
Als ich aufstieg aus den Wogen,
Wie der Dämon jener Nacht.

Rudolf Knuffert.

Am Strand.

Fern hinter den Felsen, duftumflort,
Verblutet purpurne Helle;
Im dunklen Geklippe nagt und bohrt
Rastlos die wühlende Welle.

Es kommt über jeden Gartenwall
In duft'gen Wellen gezogen,
Dazwischen werfen gischtenden Schwall
Herb-kräft'gen Geruchs die Wogen.

Es quillt und es quirlt ihr bleicher Schaum,
Durch tausend Spalten und Risse,
Als wenn ein feurig Roß in den Zaum
Knirschend vor Übermut bisse.

Dort unten den urewigen Sang
Rauschen die Okeaniden,
An den blühenden Ufern entlang
Wandelt der segnende Frieden.

Es schläft die Luft, wie vom schwülen Hauch
Der Blumengehänge trunken,
Fern überwölbt eines Dampfers Rauch
Nur tanzende Silberfunken.

Der Möve schimmernde Schwinge kreist
Durch die veratmenden Gluten, —
So schwebt allmächtiger Schönheit Geist
Auf leis sich wiegenden Fluten.

Konrad Telmann.

Zum Frieden.

Ich tauche durch Birken und Föhren
In heilige Waldesflut,
Wo am verzauberten Quelle
Der scheue Frieden ruht.

Den habt ihr, den reinen Knaben,
Moderne Schreier, verjagt,
Nun liegt er wegmüd im Moose
Und stützt sein Haupt und klagt.

Vielleicht, daß ich tröstend sühne
Was ihn vertrieben hat,
Und daß er mit mir kehret
In eure genesende Stadt.

Fritz Lienhard.

Unaufhörlich.

In deiner Jugend Maienkranze
Erstrahlst du mir wie Sonn' und Tag,
Ich spüre erst an deinem Glanze
Die dunkle Nacht, darin ich lag.

Doch wieder blinkt's wie Sterngefunkel
Von dir und dringt in's Herz mir ein,
Als stünd' ob deinem Lockendunkel
Dianens Halbgestirn im Schein.

Und so zu deinem Dienst gegeben
Bin ich von hoher Dauermacht:
Du herrschest über meinem Leben
Des Tages Göttin und der Nacht.

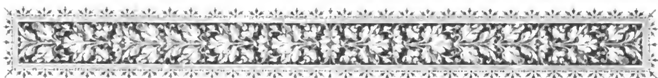
Otto Günther.

Eisblumen.

Weiße Sterne streut der Winter
Auf die Erde, tausendfach,
Und mit weißen Blumen schmückt er
Jedes Fenster am Gemach.

Aber Duft und Farben fehlen,
Schnee und Eis ist, was er beut;
Wie die Freuden eines Greises
Der sich einst'ger Jugend freut.

Hans M. Grüninger.



 Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Der Unterstaatssekretär.

Lustspiel in vier Aufzügen von Adolf Wilbrandt.

(Fortsetzung.)

Marianne (für sich).

Herr von Werben steht mir bei . . . Wie mich das stärkt! (laut) Dann erlauben Sie . . . Ich wollte nur noch sagen: (wieder gegen Wachsmuth gerichtet) es geschieht ja auch längst — aber nur so notgedrungen — was nach der Meinung dieses „Zeitungsschreibers“ aus Überzeugung, aus reiner Begeisterung für die Sache geschehen sollte. Wenn sich der regierende Adel mit der sogenannten „Plutokratie“ verbindet — wenn zum Beispiel der bürgerliche Herr Wachsmuth geadelt und in den aristokratischen Zirkel aufgenommen wird — ist das nicht ein Stück von dem, was das „Bübchen“ predigt? Ist nicht der Herr von Wachsmuth — gewiß gegen seinen Willen — ein Beispiel, ein Vorkämpfer für den Verfasser dieser „Bubenstreiche“, den Sie ins Zuchthaus verdammen?

Wachsmuth (seine zornige Erregung mühsam beherrschend).

Mein Fräulein, Sie sprechen immer so — sachlich, so merkwürdig — objektiv von dem „Herrn von Wachsmuth“. Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken —

Helmuth (rasch dazwischentretend).

Nein, nein, nein — wir erlauben nichts mehr! — Sie dürfen nicht vergessen, daß Sie mit einer Dame streiten —

Wachsmuth (leise).

Aber zum Teufel, weiß sie denn nicht, wer ich bin?

Helmuth (leise).

Doch, sie weiß es; aber — — (laut) Ich muß diesem Stoßdegengeplänkel jetzt ein Ende machen, Sie entschuldigen: ich hab' Ihnen noch etwas Wichtiges, Dringendes zu sagen — Ihnen allein. Meine Damen, verzeihen Sie! (Nimmt Wachsmuths Arm; zieht Lili die Zeitung aus der Hand.) Und leihen Sie mir das Blatt! (Mit Wachsmuth, den er halb zieht, hinten links ab.)

Marianne (während sie gehen, für sich, beklommen).

Herr von Werben sieht mich nicht mehr an. Hab' ich mich blamiert? — War ich ihm zu „männlich“?

Lili (den Abgegangenen nachsehend, beleidigt).

Was heißt das? Warum läuft er mir mit dem andern davon?

Baronin (zu Bormann, leise, mit gutmütigem Spott).

Er will wohl in den Phonographen hineinsprechen —

Lili.

Und mir das Blatt so aus der Hand zu nehmen . . ! (Stampft vor Verdruß mit dem Fuß auf. Für sich.) Er thut immer, was er will! — Ich wollt' aus dem Gespräch noch vorlesen —

Bormann (um etwas zu sagen).

Frau Baronin, ich freue mich auf eine gute Suppe.

Baronin.

Da werden Sie sich noch eine Weile freuen müssen: es ist noch zu früh.

Lili (für sich).

Mir so meinen Plan zu zerstören . . . Na warte, Dir thu ich was an!

Marianne (für sich, sehr gedrückt).

Niemand sagt mir was; weder schwarz noch weiß. Ich geh' lieber nach Haus! (laut) Frau Baronin, ich bin so frei, von Ihnen Abschied zu nehmen. (treuherzig) Wenn ich vielleicht zu viel gesprochen habe, so verzeihen Sie; — es kam so — es ging mit mir durch!

Baronin.

Da ist nichts zu verzeihen; (lächelnd) Sie haben uns nur Gelegenheit gegeben, Ihre herzhafte Schlagfertigkeit zu bewundern. Ich werde Ihren freundlichen Besuch erwidern, ehe ich wieder abreise. Adieu! (Bormann grüßt stumm, mit höflicher Verbeugung.)

Lili (leise).

Nun? Wie finden Sie sie, diese beiden Männer?

Marianne (leise).

Bitte, lassen Sie mich. Heiraten Sie, wen Sie wollen — ich mische mich nicht hinein — nur Herrn von Stargard nie! (Durch die Thür in der Mauer ab. Bormann hustet; die Baronin schweigt.)

Lili (für sich).

Das ist überraschend. Ich dachte, sie wird sagen: Herrn von Wachsmuth nie!

Marianne

(geht unterdessen zu ihrem Haus; bleibt stehen; für sich).

Ich hab' einen Katzenjammer. O wie „männlich“ war ich! — — Aber wie freu' ich mich, daß dieser Stargard ein so widerwärtiger Mensch ist — daß ich so Recht, so Recht habe, ihn von ganzem Herzen zu hassen! (In's Haus ab.)

Bormann (zu Lili, lächelnd).

Sie haben uns nicht getäuscht, gnädige Frau: die junge Dame ist ein Original; vielleicht etwas zu sehr! (Hustet, stärker und länger als vorher.)

Baronin.

Mein Gott, Sie husten ja wirklich, Doktor. Vorhin dacht' ich': er thut nur so — weil wir alle schwiegen. Da haben wir's! Es ist hier für Sie zu feucht!

Bormann.

Frau Baronin, ich muß Ihnen lebhaft widersprechen. Es war ein zufälliger, vorübergehender Husten (Neuer Hustenanfall.)

Baronin.

Nun, und was ist das? — Herr Doktor, ich muß Ihnen lebhaft widersprechen; und nun stehen Sie gefälligst auf. Geben Sie mir den Arm, wenn ich bitten darf; hier bleib' ich nicht länger. Lili, komm; gehn wir zum Zelt!

Bormann.

Sie sind eine entschiedene Despotin, Frau Baronin —

Baronin.

Ich! Ach mein Gott! — — Aber sagen Sie mir nichts gegen Fräulein Felsing; wie sie dem Phonographen diente, das hat mir gefallen. Es ist ja doch wahr: dieser Wachsmuth ist nichts als ein Phonograph! (Mit dem leise hustenden Bormann vorne links ab.)

Lili (für sich).

Und was ist dann der andere? der Helmuth? Ein „Jupiterkopf, von dem alles Licht ausgeht“ ... Ja, ja, ja, so ist er. Die kluge Marianne hat ihn hier acht Tage lang studiert; sie durchschaut ihn jetzt. „Herrn von Stargard nie!“ — Hm! Sie will mir damit sagen: der taugt nicht für dich, der tront oben als Wolkenschieber, der läßt das Scepter nicht los. (mit dem Kopfe nickend) Kluge Marianne! — — Einen Tyrannen oder einen Phonographen — — ich zieh' einen Phonographen vor! (Den Andern nach vorne links ab.)

Vierter Auftritt.

Helmuth; später Marianne.

Helmuth

(erscheint hinten rechts, aber von links, hinter der Parkmauer hervor; blickt zurück; behaglich).

Den hab' ich gut abgeschüttelt. Er weiß nun nicht, wohin mit sich; aber er thut, als hätte er einen tiefsinnigen Gedanken, und kokettiert durch die Erde hindurch mit den Antipoden. — Wie dieses Wachsmüthchen erhitzt war — durch ein kleines Mädchen! (nach vorn gehend) Aber was für ein Mädchen auch — alle Wetter! Wie sie ihre natürliche, reizende Evasfeigheit unterdrückte und gegen diese Batterie von Millionen ihre kleinen Feldgeschütze aufführte — und ihn in göttlicher Ahnungslosigkeit als Herrn von Stargard beschoß .... Ich bereue meine Komödie nicht. Das zu erleben, war eine Lüge wert! (Horcht.) Drüben im Park ist's still. Sie sind fortgegangen. Auch hier im Haus ist Alles still; Niemand da, wie es scheint. (Lächelnd.) Nun könnt' ich mich auf eine Bank setzen, als wäre ich hier zu Haus, und das Gespräch lesen, (zieht das Zeitungsblatt aus der Tasche) für das diese Marianne sich ereiferte .... Ein wunderbares Geschöpf! — Ja, wenn die zu ihrem Geist, ihrem Temperament auch ein richtiges Herz hätte — so ein Hausfrauenherz — — (Schlägt mit dem Blatt in die Luft, wie um einen Gedanken zu verjagen.) Laß das! — Jeder ist, wie er sein muß. Lesen wir das Gespräch! (Setzt sich auf die hintere Bank.) Da sitz' ich. Vor Mariannens Thür — aus „Lili's Park“ entronnen — (übermüthig heiter) eine Fülle von Glück!

Marianne

(kommt aus dem Hause, einen offenen Brief in der Hand, ihre Schreibmappe und einen Haufen Bücher unter dem Arm; starrt in den Brief; schüttelt den Kopf; legt Bücher und Mappe auf den vorderen Tisch. In ihre Gedanken versunken, ohne Helmuth zu sehen).

Ach nein, nein! Ich will nicht!

Helmuth (für sich, überrascht).

Da ist sie! Schon zu Hause? — — Was seufzt sie?

Marianne (für sich).

Ach, was für einen ungeschickten Brief dieser Kurt mir schreibt! (In den Brief hineinblickend.) „Die ganze Redaktion ist begeistert und verlangt nach mehr; sie erwartet noch heute das angefangene fünfte Gespräch, von dem Du mir sagtest“ ... (den Brief um den Zeigefinger wickelnd) Ach, das war dumm! Ich mag nicht mehr; ich will wieder heraus aus der Politik. Ich will ganz was Andres ... (Setzt sich auf die vordere Bank, stellt die hingelegten Bücher auf dem Tischchen neben einander aufrecht, wie in einem Büchergestell, schlägt von beiden Seiten mit den Händen dagegen.) Ich will mich mit euch befassen — nur mit euch, ganz und gar mit euch — damit mir Niemand mehr sagen kann: werd' ein richtiges Weib!

Helmuth

(ist leise aufgestanden und hat sich genähert).

Guten Tag, Fräulein Marianne.

Marianne (fährt zusammen).

Herr von Werben —! — — Wie bin ich erschrocken. Wo kommen Sie denn auf einmal her?

Helmuth (lächelnd).

Ich saß dort auf der Bank. Ich kam hier vorbei — es war so still, so traulich — da hab' ich mich

hingesetzt und angefangen, dieses Gespräch zu lesen — das zwischen Wachsmuth und Stargard.

Marianne
(ihre heimliche Erregung hinweglächelnd).

Ah! Sie bekommen also doch auch endlich Sinn für Politik?

Helmuth.

Es scheint so. — Durch wen? Durch Sie. Ihre mannhafte Verteidigung des Verfassers hat mir so imponiert, daß —

Marianne (hält sich die Ohren zu).

Nein, nein! Seien Sie still! Sagen Sie kein Wort mehr; ich kann's nicht ertragen. Ich beschwöre Sie, verhöhnen Sie mich nicht!

Helmuth.

Aber mein Fräulein! wer verhöhnt Sie denn —

Marianne.

Sie hatten wieder Ihr Jupiterlächeln. „Mannhaft", sagten Sie. Was für ein schreckliches Wort. Ich bin gar nicht mannhaft. Ich will's auch nicht sein. Und wär' ich's vorhin gewesen, so schonen Sie mich, sagen Sie mir's nicht!

Helmuth.

Nun, bei Gott, Fräulein Marianne, da müssen Sie mir schon gestatten, daß ich lächle. Ich komme, Ihnen in heiligem Ernst zu sagen, wie sehr Sie mir vorhin dort im Park gefielen, und Sie wehren sich, als beschimpft' ich Sie. Ich will Ihnen bekennen, daß ich Sie aufrichtig bewundert habe, und Sie verleugnen eine Ihrer besten Stunden, als hätten Sie eine Backfischdummheit gemacht!

Marianne (hilflos).

Ich weiß nicht mehr, was ich bin — was ich soll — was ich will. Ich hab' meinen Kompaß verloren. (auf den Park deutend) War ich nicht zu „mannhaft"? Hab' ich mich nicht blamiert? Hab' ich Sie nicht verletzt?

Helmuth.

Sie haben mit Geist, mit Freimut, mit unerschrockener Beredsamkeit für Ihre Sache gefochten; aber auch mit der Anmut und dem Takt einer jungen Dame. Sie haben mich entzückt, Fräulein Marianne. Mir ist seitdem besonders gut, froh und sonnig zu Mut. Sind Sie nun beruhigt?

Marianne
(tritt plötzlich auf ihn zu, drückt ihm beide Hände).

O, wie dank' ich Ihnen. Wie thun Sie mir wohl. Sie richten mich wieder auf. — Warum liefen Sie denn auf einmal mit Herrn von Stargard fort?

Helmuth.

Weil ich fürchtete, durch irgend einen — plumpen Angriff könnt' er Sie verletzen —

Marianne.

Darum? (Drückt wieder seine Hände.) Wie dank' ich Ihnen. — Ich dachte, Sie hätten genug von mir . . . (Lacht auf einmal, doch so leise, daß man nur den zitternden Atem hört.) Aber wie vornehm, wie frei Sie mit diesem großen Herrn, dem Stargard, umgegangen sind —

Helmuth.

Ich geh' immer frei mit ihm um . . . Aber lassen wir ihn; kommen wir zu uns zurück. Ich glaube, ich bin Ihnen noch eine Erklärung schuldig, warum ich vorgestern so plötzlich abreiste — an's Meer —

Marianne
(in gespielter, freundlicher Ruhe).

O nein. Wie sollten Sie. Sie hatten uns ja nicht versprochen, in dieser „Weltstadt" den ganzen Rest Ihres Lebens — — Als vom Bahnhof Ihre Abschiedskarte kam, sagte ich gleich: „er hat Recht, bei dem schönen Wetter!" — Auch dachte ich, Sie träfen vielleicht Frau von Helldorf am Meer —

Helmuth (kalt).

Nein. Die traf ich dort nicht.

Marianne (für sich).

Aber er und Stargard — das sind also ihre „Wahlmänner". — Er! Ich kann's nicht denken! Ich mag's nicht!

Helmuth
(für sich, mit etwas bitterem Lächeln).

Also meine Abreise hat ihr nicht den Schlaf gestört. — Sie hat wohl doch ein zu mannhaftes Herz!

Marianne (mühsam, unsicher).

Gehen wir nicht in's Haus, Herr von Werben? Oder — müssen Sie schon zu Frau von Helldorf zurück?

Helmuth (für sich, wie vorhin).

In „Lili's Park"? (laut) Es eilt nicht. Was für Bücher haben Sie da vor sich aufgestellt? gleich ein halbes Dutzend auf einmal?

Marianne.

Die da? Die will ich studieren. Das ist meine Martha-Bibliothek!

Helmuth.

Ihre Martha-Bibliothek? Wie verstehen Sie das?

Marianne.

Die bekam ich alle zur Konfirmation; (elegisch lächelnd) das ist lange her. Lauter nützliche Bücher; — Sie wissen ja: Martha, die Schwester der Maria — die häusliche, die praktische. (Zeigt ihm die Titel der Bücher, einen nach dem andern.) „Die Verwendung der Pflanzen in der Gartenkunst". „Die deutsche Hausfrau". „Das Jahr und die Küche". Und so weiter — Amen!

Helmuth (sehr überrascht).

Und Sie sagen, das alles wollen Sie studieren?

Marianne.

Ja; so weit bin ich. Während Sie am Meer waren, in diesen schönen, halbverwachten Nächten

hab' ich das beschlossen. Ich war viel zu lange Maria, will nun Martha werden. — Gefällt Ihnen das auch nicht? Warum starren Sie mich so an?

Helmuth.

Ob mir das nicht gefällt? — Ich weiß im Gegenteil — — Fräulein Marianne! Sie wollen „Martha" werden?

Marianne.

Nun ja; wie ich Ihnen sagte —

Helmuth (auf eines der Bücher tippend).

Eine „deutsche Hausfrau"?

Marianne (mit weichem Lächeln).

Wie sie im Buch steht — ja. Das heißt, so gut wie ich's kann. Irgend etwas muß der Mensch ja werden — und zur Seiltänzerin oder Herkulessin hab' ich kein Talent!

Helmuth.

Was geht in Ihnen vor, Fräulein Marianne? Sie scherzen noch — aber Ihr Lächeln ist anders — so weich und so süß. — Verzeihen Sie .... Hab' ich nicht das Recht, so zu sprechen? (Sie schüttelt, ihn starr anblickend, den Kopf.) Aber — mein Gott — wenn Ihnen im Ernst Martha-Gefühle kommen — ein „Hausfrauenherz" — so sind Sie ja Alles zugleich: Marianne und Röschen ... (sucht zu lächeln) So braucht man ja nicht mehr von Idealen zu träumen: Alles, Alles ist da ... Was ist Ihnen? Warum werden Sie so blaß?

Marianne.

Ich? — Ich wüßte nicht. — Da Sie es sagen, wird es wohl so sein ... (für sich) Könnt' ich nur einmal das Herz herausnehmen; es schlägt wie verrückt!

Helmuth.

Fräulein Marianne! wenden Sie sich nicht ab! — Was ich Ihnen sagte, kann Sie doch nicht kränken ... (Sie schüttelt den Kopf) Warum werden denn Ihre Augen feucht? (in wachsender Bewegung) Diese ehrlichen, klaren — (sie blickt ihn von der Seite an) schönen — wunderbar verklärten ... O blicken Sie mich noch einmal an!

(Fortsetzung folgt.)

Hoffnung.

Noch liegt der Schnee am Wegesrand,
Doch blühen schon die Weiden;
Die erste Blüte grüßt ins Land
Nach langem, langem Scheiden.

Ich ziehe still den alten Weg
In Sinnen tief versunken.
Frau Sonne streut auf Flur und Steg
Ein Spiel von goldnen Funken.

Dort drüben von dem Bergeshang,
Wo hoch die Pappeln stehen,
Da kommt es wie ein leiser Klang,
Wie duftdurchhauchtes Wehen.

Mir ist als kläng ein süßer Chor
Im Frühlingswind, dem losen,
Als blühte dort ein dunkler Flor
Von roten Liebesrosen.

Karl Bienenstein.

Schönheit.

Rosen trug sie stets im Rabenhaar,
Um die Marmorarme goldne Spangen;
Aus der Freunde schwärmerischen Schar
Floh ihr Blick mit sehnendem Verlangen.

Ihre Schönheit konnte froh entfachen
Jedes Herz, kein Wunsch ward ihr verneint;
Jeder wollte mit ihr scherzen, lachen,
Doch hat Keiner je mit ihr geweint.

Alfred Mombert.

„Vergeßt die alte Schenke nicht ..."

Vergeßt die alte Schenke nicht, wo goldner Wein in goldnem Becher
Das rauhe Leben zum Gedicht uns wandelte, geliebte Zecher,

Wallt nach der Stätte, wann die Nacht den tiefen Schlaf der Gassen hütet
Und über euch mit Sturmesmacht der wilde Jäger tobt und wütet.

Hinschreitet, dort am stillen Tisch die sonnigen Tage zu erneuen,
Die alte Zeit, da jugendfrisch ich zechend saß mit den Getreuen.

Anstimmt die Lieder, welche dort mein liederfroher Mund gesungen,
Die gläubig wie Prophetenwort keck aus dem Wein emporgesprungen.

Ein Opferrauch, der leicht in's Blau sich kräuselt, sei ihr Weh'n und Rauschen —
Ob meiner, dem auf fernem Gau nun braungestirnte Männer lauschen.

Und wie der Schaum zu lichtem Wein mälig zerfließt in eurem Becher,
So wandle jeder Klang in mein Gedächtnis sich, geliebte Zecher.

Bruno Salmer.

Ernst Schulze und Cäcilie Tychsen.

Nach den ungedruckten Tagebüchern, Gedichten und Briefen Schulzes.

V.

Zwei Briefstellen mögen das Bild noch ergänzen. Ludolf Dissen hatte im Frühling 1812 Göttingen verlassen, um als Privatdocent nach Marburg i. H. zu gehen; im Juli berichtete ihm Schulze über Cäcilien; in welchem Sinne dies geschehen und wie ihn der erprobte Freund beraten, mag folgende Stelle aus einem Schreiben Dissens an Schulze beweisen:

„Marburg, d. 25. August 1812 ... Ich sehe es als einen Beweis Ihrer Freundschaft an, daß Sie mir so schreiben. Bei Gott ich habe ein Herz für Gefühl und Freundschaft, und mich ekelt nicht selten der Staub der Gelehrsamkeit an. Ihre Urtheile über gewisse Personen find' ich ganz richtig, so gut als das was Sie von sich selber sagen. Daß Caecilie ganz Sie beurtheilt wie jeden andern, glaub' ich gleichwohl nicht; doch können Sie durch frühere Gewohnheiten, die, wie Sie selbst sagen, bisweilen ihr Spiel treiben, hie und da Veranlassung gegeben haben. Ich bin freylich in anderem Verhältniß mit ihr gewesen als Sie, aber ich habe nie eine Spur gehabt, daß sie mich mit den übrigen gewöhnlichen Menschen vermengt habe; und folglich kann ich das noch weniger glauben bei Ihnen. Nehmen Sie die Sache, wie Sie wollen; es ist ein schönes Spiel, was Sie spielen, zum mindesten, wenn es kein Ernst sein soll; ein Spiel, woran Sie noch oft zurückdenken werden, und da wollen wir nicht das Verhältniß trüben mit den Gedanken der Mangelhaftigkeit. Ist es mir doch nicht mahl vergönnt, auch nur das zu haben. Ueberhaupt kann ich nicht bergen, daß ich einen kleinen, wenn schon unschuldigen Neid, verspüre, wenn ich meine Lage mit der Ihrigen vergleiche. Was Sie mir von der Frau v. P. sagen, war mir sehr interessant, und ich bitte Sie, Ihrem Vorsatz treu zu bleiben, und ihr von Zeit zu Zeit freundlich zu schreiben*)."

Wie sehr sich inzwischen, hauptsächlich durch Cäciliens Krankheit, in kurzer Frist — binnen eines Monats — Schulzes Stimmung gewandelt, mag außer den Tagebuchblättern auch sein nachstehendes Schreiben an Dr. Bergmann in Celle beweisen:

Göttingen am 23. August 1812. Bist Du nicht hartherziger als ein Kieselstein, daß Du Dich nicht überwinden kannst, mir nur ein Wörtchen zu schreiben, während ich mir den Schlaf abbreche und meinen stumpfen Geist mit Gewalt auf den Schleifstein lege, um Dir zu sagen, daß ich Dir noch immer so gut bin, wie ehmals? Ich sterbe ganz meiner Heimath, meinen Verwandten und Freunden ab, und weiß nicht, ob sie leben oder todt sind. Von Celle habe ich beynahe in einem Vierteljahre keinen Brief erhalten, weiß ich doch wahrhaftig nicht, wo mein Bruder jetzt studirt, und ob er wirklich geheyrathet hat.*) Nach Celle kann ich wahrscheinlich diesen Michaelis nicht kommen, so sehr ich mich auch nach dem gelobten Lande sehne, wo Milch und Honig fleußt, und wo nach einem im süßen far niente hingebrachten Tage der Whisttisch bei Beisner der brillentragenden Compagnie bereitet steht. Wenn es mir hier vergönnt wäre, nur einen Tag in der Woche mir ganz selbst zu leben, und von Zeit zu Zeit mit Dir eine Pfeife beym Caffee zu rauchen, so würde ich mich schon in Mahomets Himmel versetzt glauben. Ich glaub', ich hätte mich besser zum Landstreicher und bettelnden Tagediebe, als zum Gelehrten gepaßt. Doch da es nun einmahl so ist, so muß ich mit dem alten Ofellus sagen:

vivite fortes,
Fortiaque adversis opponite pectora rebus,

oder, wenn dieses zu ernsthaft klinge, mit dem Chansonnier du Pont neuf:

„Eh, vogue la Galère
Tant qu'elle pourra voguer!"

Aber ich will auch nicht undankbar seyn. Ich habe glückliche Stunden in diesem Sommer gehabt. Wenn es auch nur Stunden waren, mir ist es immer vorgekommen, als ob ein Augenblick des Glücks ein Jahr voll Jammers aufwöge. Künftig wird es mir freylich nicht so gut werden, lieber Freund! Ich ahne eine Zeit, wo ich den Schmerz tiefer werde kennen lernen, als er bisher an meiner vielbeweglichen Seele hat haften können. Meine Cecilie wird sterben; vielleicht noch diesen Sommer! ich sehe sie schon lange dem Tode entgegenwelken. Es werden viele heilige und zarte Gefühle mit ihr begraben werden, viele herrliche Talente, wodurch sie sich so hoch über alle ihre hiesigen Schwestern erhob. Glaubst Du wohl, daß ich sie sterben sehen möchte? Solch ein Anblick müßte durch das ganze Leben hin jeden unreinen Gedanken aus der Seele bannen. Jeden Augenblick, den ich mir selbst stehlen kann, bringe ich bey ihr zu. Ich unterhalte sie, lese ihr etwas vor, und würde Alles aufopfern, um sie einen Augenblick lächeln zu sehen, wenn dieses Lächeln mir auch nicht gälte. So habe ich noch nie geliebt und werde auch nie so wieder

*) Jene Frau von P., von welcher wiederholt die Rede gewesen. Schulze hatte den Entschluß gefaßt, das Verhältnis mit ihr möglichst schonend zu lösen und suchte „die Liebe in Freundschaft hinüberzugleiten zu lassen".

*) Sein älterer Bruder August, der damals als Steuerinspektor in Hannover lebte.

lieben können; der ganze Schatz meines Gefühls verzehrt sich in diesem einz'gen Verhältnisse. Sie scheint schon mehr dem andern Leben anzugehören als diesem. Gewöhnlich ist über ihr ganzes Wesen jene unbeschreibliche wehmüthige Freundlichkeit ausgebreitet, die den Leidenden so eigen ist. Sie spricht viel von ihrem Tode, und ich würde dieses für ein gutes Zeichen halten, wenn ich sie nicht immer schwächer werden sähe. Sie scheint an einer allgemeinen Auszehrung zu leiden, die wahrscheinlich von einer heftigen Nervenkrankheit, welche sie vor einigen Jahren hatte, herrührt. Ihre Brust scheint nicht angegriffen zu seyn, denn sie hustet gar nicht. Es könnte vielleicht alles noch gut gehen, wenn sie nicht eine zu lebendige Fantasie hätte, und ein Gefühl, das wie die Aeolsharfe von dem leisesten Hauche erschüttert wird. Jedes interessante Gespräch spannt sie ab, und da sie alle ihre Lieblingsbeschäftigungen mit Begeisterung treibt, so versinkt sie immer, wenn sie sich damit erheitern will, in eine todesähnliche Ermattung. Man hat ihr deshalb den letzten Trost ihres armen Lebens längst entzogen: sie darf weder malen, noch spielen noch sticken: alle Gesellschaft wird von ihr entfernt gehalten. Ich bin der Einzige, dem der Zutritt erlaubt ist, weil ich sie durch ruhige oder scherzende Gespräche zu unterhalten suche und ihr leichte und heitere Schriften vorlese. Wenn sie auch für mich verlohren sein sollte, so will ich ihr wenigstens noch jeden Augenblick, den sie zu dulden übrig hat, versüßen."

Es würde dem Herausgeber schlimm anstehen, wollte er diesen überraschend reichen und verblüffend offenherzigen Mitteilungen nun auch gleichsam die Anweisung folgen lassen, was der Leser davon zu halten habe. Nur einiges Wenige sei beigefügt, in demselben Sinne, wie es denkende Leser, die gemeinsam einer anregenden Lektüre gepflogen, drängt, ihre Ansichten darüber auszutauschen.

Wenn es auch der Mann ist, der spricht und zwar vornehmlich über sich und sein eigenes Empfinden, zudem ein Mann von ungewöhnlicher Fähigkeit der Darstellung und seltenem Hang zur Selbstbeobachtung, so tritt uns gleichwohl aus seinen Aufzeichnungen sicherlich das Bild des Mädchens ungleich klarer entgegen als das seinige. Ein Lichtbild, dem durch die häufige Verstimmung und den Unwillen des Liebenden gleichwohl kein Makel anfliegt, nicht einmal der der Koketterie. Wahrlich als ein „herrliches Mädchen", wie sie Schulze selbst nennt, lernen wir hier Cäcilie Tychsen kennen. Lebhaft und zartfühlend, ernsten Sinnes und von echtester Weiblichkeit, mit seltenen Talenten begabt, in der Musik und Malerei mehr als eine Dilettantin, in der Litteratur erstaunlich belesen, und als kaum Siebzehnjährige in fünf Sprachen bewandert, gewinnt sie die Sympathie des Beobachters gleichwohl nicht so sehr durch den Umfang ihres Könnens und ihrer Kenntnisse, als durch den feinen Geschmack und die Neigung zum Edlen und Erhabenen. Es ist für sie bezeichnend, daß sie sich als Malerin an einem Bild des heiligen Johannes versucht, in der Musik Sebastian Bach vor Allem schätzt, unter den Poeten Klopstock bevorzugt, und erwägt man die Umgebung, in der sie aufgewachsen, und die Tonart ihres Kreises, so wird man ihre schlichte Güte, ihren Haß gegen Frivolität und Medisance, ihr flammendes deutsches Vaterlandsgefühl erst recht zu schätzen wissen. Auch wird uns, sofern wir zwischen den Zeilen zu lesen verstehen, kaum ein Vorwurf ungerechter erscheinen, als jener, welchen der junge Verehrer am häufigsten erhebt; der der Launenhaftigkeit — von seinem Standpunkt freilich nicht mit Unrecht: durch rasche Siege verwöhnt, und in jedem Wort der Achtung und Dankbarkeit für den begabten Dichter einen Erfolg des Werbers erblickend, wird er immer wieder enttäuscht, wenn Cäcilie die Beziehung stets von Neuem mit einer für ihre Jahre seltenen Taktfestigkeit sachte in die Bahnen eines ruhigen freundschaftlichen Verkehrs zu lenken weiß. Cäcilie Tychsen hat Schulzes Begabung voll erkannt, ihm seine Vorzüge hoch angerechnet, seine Mängel milde beurteilt; sie war stolz auf die Gedichte, in welchen er sie feierte, noch stolzer auf die Empfindungen, die sie ihm einflößte, vielleicht am stolzesten auf den Einfluß, den sie sachte über ihn gewann und nur zum Guten und Edlen nützte, aber geliebt hat sie ihn nicht; darüber lassen diese Aufzeichnungen keinen Zweifel übrig.

Minder klar, sagte ich schon, tritt uns das Bild des jungen Mannes entgegen. Einmal deshalb, weil er zu viel sagt, weil ihn der Hang zur Selbstbespiegelung und geradezu ungestümen Offenheit allzu weit führt. Schon diese Eigenheit, die sichtlich nicht aus frivoler Selbstüberschätzung, sondern aus einem fast qualvollen Drange, über sich selbst ins Klare zu kommen, entspringt, sichert den Tagebuchblättern Schulzes ihre eigentümliche, ja fast einzige Stellung in der deutschen Memoiren-Litteratur, und Hand in Hand damit geht das Bestreben nach gleichfalls fast beispielloser Offenheit und Selbstkritik, welche Behauptung allerdings einer sehr wesentlichen Einschränkung bedarf: Ernst Schulze will nicht besser, sondern schlechter erscheinen als er ist, nicht edler, reiner und ernster, sondern so frivol, gewissenlos und medisant, als ihm dies für den „spottenden Charakter", den er als „Maske" angenommen, entsprechend erscheint; es bedarf z. B. nicht sonderlich scharfer Augen, um zu erkennen, daß ihm das Bekenntnis, eine rührende Erzählung des Grafen Solms habe ihm Thränen in die Augen getrieben, weit weniger Behagen macht, als daß er sich dann über der unedlen Regung ertappt, mit seiner Rührung zu prunken. „Ich habe mich gegen mich selbst verstellt, als ich dieses Verhältnis auf eine leichte Weise zu behandeln vorgab. Oh, meine ganze Seele war darin!" — In diesen Worten steckt nicht blos der beste Kommentar für die Tagebücher, sondern für die ganze Art des Menschen, die freilich nicht leicht zu erkennen und darum nicht leicht gerecht zu beurteilen ist. Das wird nur jenen Lesern gelingen, die sich seines ganzen Wesens, seines Entwickelungsganges, seiner Zeit und der Erfahrungen erinnern, die er bis dahin gemacht, nur jenen, die sich immer wieder daran erinnern, was schon der Knabe von sich aussagt: daß er mit einer Art Eifer bemüht gewesen, grade seine besten Seiten seinen Nächsten zu verbergen. Liest man die Aufzeichnungen ohne an all dies zu denken, welch peinliches

Bild maßloser Eitelkeit, burschenhafter Renommisterei, kindischer Rachsucht für vermeintliche Zurücksetzung und maßloser Launenhaftigkeit wird man gewinnen! Aber freilich, selbst ein Beobachter, der nichts von alledem wüßte, was bei der Lektüre zu erwägen Pflicht ist, müßte doch durch eines entwaffnet werden: die Jugendlichkeit der Anschauungsweise — wieviel Knabenhaftes liegt in diesem Befeinden und Anschmeicheln des eigenen Ich. Gewiß! Ernst Schulze war damals kein Knabe mehr und kaum läßt sich feststellen, die wievielte in der Reihe jener Damen, mit denen er in Beziehung trat, um „Ehre damit einzulegen", Cäcilie Tychsen war, aber wie oft werden wir, während wir nach seiner eigenen Absicht an einen gewandten Herzenbrecher glauben sollen, immer wieder an einen naiven, ungelenken, gutmütigen, aber etwas ungezogenen Jungen erinnert! Man denke nur an sein Verhalten bei dem und jenem Gesellschaftsspiel, an seine Ungezogenheiten oder gar an die Art, wie er seine Brille bald als „Opfer" abthut, bald wieder als „Fehdezeichen" aufsetzt! Aber derselbe unreife Mensch schreibt Gedichte voll innigster Zartheit der Empfindung, voll süßesten Wohllauts der Sprache, schreibt sie gleichsam, weil er muß — wie stark auch zuweilen das Selbstgefühl des Poeten hervorbricht, an litterarischer Eitelkeit krankt er nicht, wie er denn auch thatsächlich weder an den Druck noch an eine Laufbahn als Dichter denkt; sein höchster Wunsch ist, daß die Verse der Geliebten gefallen, und daß sie sie für eine Improvisation halten möge, und unwillig wird er regelmäßig nur, wenn die erhoffte Wirkung ausbleibt, wobei freilich die Enttäuschung des Liebenden ebenso stark mitspielt, wie die gekränkte Eitelkeit des Dichters. An diese Verse nachdrücklich zu erinnern und auszusprechen, daß aus ihnen nicht blos eine seltene Begabung, sondern auch eine ungemeine Innigkeit des Empfindens spricht, ist aber um so mehr Pflicht, als es ja eben mit zu den Eigentümlichkeiten unseres seltsamen Helden gehört, von sich so wenig Gutes als möglich zu sagen. Nur nebenbei und zögernd gesteht er sich Gerechtigkeit gegen seine Rivalen, Dankbarkeit für empfangene Anregung zu, fast zögernd erkennt er den guten Einfluß an, den Cecilie auf ihn übe, indem sie ihn bewege, seine Malice zu verstecken; nur in kurzen Andeutungen erfahren wir, wie sie seine Vaterlandsliebe zu wecken, seinen religiösen Sinn zu beleben weiß, und erst als sie leidend ist, bricht das Bekenntnis, daß sie sein „guter Genius" sei, und daß er nun nichts beginnen könne, „als Dichten und Träumen", fast ungestüm aus seiner Brust. Aber auch da wirkt noch der übermächtige Trieb der Reflexion in ihm und in demselben Atemzuge, wo ihn die Ahnung ihres Verlustes überkommt, schreibt er den Satz hin: daß er sie gerne sterben sehen möchte, weil solch ein Anblick durch das ganze Leben hin jeden unreinen Gedanken aus der Seele bannen müßte. Ganz und gar gerecht aber werden wir Ernst Schulze nur dann werden, wenn uns klar ins Bewußtsein tritt, daß er zu jenen wenigen Menschen gehört, welche alles aussprechen, auch das Tiefste, Geheimste, Gedanken und Empfindungen, die vielleicht jeden anderen und namentlich jeden anderen Poeten erfassen, die aber der Klügere und Kältere nicht ausspricht, auch wenn sich sein Blick zuweilen, von einem dämonischen Zwang getrieben, in jene Abgründe des eigenen Gemütes senkt, „die tiefer als die Hölle sind".

Wem aber all' dies noch nicht genügt, um des Verfassers dieser Tagebuchblätter mit Gerechtigkeit und Milde zu gedenken, der sei schon jetzt versichert, daß wir den unglücklichen Dichter werden leiden und sich läutern sehen, wie wenige andere Menschen.

Die Katharsis aber beginnt in dem Augenblicke, da das Wohlgefallen des Liebenden zur Neigung wird; denn dieser Augenblick tritt ein, wo ihm die Geliebte auf ewig verloren ist.

Wie bisher lasse ich dem Tagebuche das Wort und füge andere Äußerungen des Dichters zur Ergänzung ein:

„Am 28. August 1812. Ich habe doch Cecilien wohl Unrecht gethan, als ich vorgestern so aufgebracht auf sie war, weil sie mich zurückstoßend und unfreundlich behandelt hatte. Wenn ich gegen Andere nicht ungerechter seyn will, als gegen mich selbst, so muß ich ihr Betragen sehr verzeihlich finden. Sie kränkelt schon so lange und ist keinen Tag ohne Schmerzen. Ist es unter solchen Umständen möglich, eine unveränderte Heiterkeit der Seele zu bewahren? Meine eigene heutige Lage hat mich meine Unbilligkeit einsehen lassen. Ich habe heftige Kopfschmerzen und bin ganz erbärmlich zu Mute. Ich würde es nicht über mich erhalten können, gegen Jemand recht freundlich und liebreich zu seyn, wenn er auch mein bester Freund wäre. Es würde mir nicht angenehm seyn, wenn mich ein Bekannter besuchte; da mein Geist so abgemattet ist, daß ich kein vernünftiges Wort mit ihm reden könnte. Alles dieses fand sich neulich auch bey Cecilien, und ich kann es nur meiner beleidigten Eitelkeit zuschreiben, daß ich meinen Unmut in einem trotzigen Gedichte ausbrausen ließ*). Ich werde es ihr indeß jetzt nicht geben. Doch hatte an ihrem Betragen vielleicht ebensowohl beleidigte Eitelkeit einigen Antheil. Als ich nach dem Garten kam, wollte ich aus einer gewissen Schüchternheit, die bey mir das Zeichen einer sehr zarten Liebe ist, nicht gleich obenhinaufgehen. Ich war fast jeden Tag dagewesen und ein häufiges Kommen konnte vielleicht ihr Gefühl beleidigen und sie in Verlegenheit setzen. Ich ging daher anfangs mit dem Hofrath eine halbe Stunde im Garten spazieren und wagte es erst, als sich dieser sehr liebreich gegen mich betrug, hinaufzugehen. Sie hatte aber dieses Zögern vielleicht als Kälte angesehen, denn als ich hinauf kam, war sie bereits fortgegangen und kehrte erst eine geraume Zeit nachher zurück.

Am 30. August. Cecilie ist mutwillig und ich bin es auch. Wir spielen mit einander ein interessantes Spiel, das wieder etwas Leben in unser schlaffes Verhältniß bringt. Ich freue mich, daß sie Lust hat, so zu spielen, denn das deutet auf Wohlseyn des

*) „Gekränkte Liebe". (Sämtliche poetische Werke, dritte Auflage, Band IV. S. 214.) Die Hauptstelle lautet:

„Sprich, ist's ein Frevel, daß ich unendlich dich
Und alles Schöne innig in dir geliebt,
Daß ich in ird'scher Nacht des Himmels
Freundlichem Strahle mich fromm vertraute?"

Geistes und dem Geist wird ja der Körper auch wohl folgen. Ich möchte darauf schwören, daß sie mich doch gerne sieht, und wenn es auch nicht so wäre, müßte ich nicht ein Thor seyn, wenn ich es ihr übel nehmen wollte, daß sie mich nicht liebte? Meine Eitelkeit macht freilich einige Gegenvorstellungen aber Vernunft und Gerechtigkeitsliebe halten die böse Schlange im Zaum; doch habe ich wahrscheinlich noch nicht nöthig das Schlimmste zu fürchten. Wenn ich nicht irre, will sie einen Roman probiren, den ich ihr in diesen Tagen geliehen habe. Ein Liebhaber und eine Geliebte bemühen sich darin, sich gegenseitig etwas zu quälen. Ich will ihr die Freude nicht verderben und ganz geduldig die Gegenrolle des Liebhabers übernehmen. Sie machte heute einige spöttische Bemerkungen über meine Menschenkenntniß; sie ahndet wahrscheinlich nicht, daß ich ihr in die Karte sehe. Wir haben heute sehr wenig miteinander gesprochen, uns aber gewiß desto mehr beobachtet. Anfangs saßen wir auf dem Altan. Sie brachte gleich das Gespräch auf die Laune und sagte, wenn ich keinen Gefallen an wankelmüthigen Launen fände, so müßte ich mir in meinem Umgang solche aussuchen, die beständiger wären. Dieses sollte wie ein Korb klingen, ich ließ mich aber wenig dadurch rühren und versicherte ihr, daß sie vollkommen recht habe. Sie ging darauf mit Auguste P., die bey ihr war, in's Zimmer; ich blieb bey der Superintendentin K. auf dem Altan und unterhielt mich sehr angelegentlich mit ihr. Als diese fort ging, kam die Hofräthin zu mir. Ich erzählte ihr mit vieler Lebhaftigkeit einige komische Geschichten. Je fröhliger es bey uns herging, desto fröhliger wurde es auch drinnen. Endlich mochte man mich indeß doch etwas unausstehlich finden, denn man ging ins Nebenzimmer, um mir sogar seinen Anblick durch die Glasthür zu entziehen. Ein schöneres Zeichen konnte man mir gar nicht geben; um halb acht Uhr wollte Auguste P. fort und ich war so galant, ihr sogleich meinen Arm anzubieten und mich höflich zu empfehlen, obgleich ich noch immer eine Weile bleiben konnte.

Am 4. Sept. Immer näher rückt Cecilie ihrem Tode. Ihr Geist wird ebenso abgespannt wie ihr Körper. Nur zuweilen scheint sie noch etwas lebhaft zu interessiren, aber das ist nur ein aufglimmender Funke, der schnell wieder erlöscht. Am Sonntag und am Dienstag war sie ziemlich heiter; aber als ich sie gestern sah, verlor ich wieder alle Hoffnung. Gestern Abend war ich tief betrübt. Die Bilder der Vergangenheit zogen in der Ferne wehmüthig an mir vorüber und riefen mir zu: wir kehren nie wieder. Ich kenne sie nun 9 Monate und diese Zeit war im Anfange besonders die glücklichste meines Lebens. Es ist Zeit, daß ich auch aus dem Becher des Unglücks trinke, bisher hat mein leichter Sinn keinen tiefen Schmerz gekannt. Ich suchte gestern Abend nach Trost und las deshalb Seneca's consolatio ad Marciam. Ach, der weiß den Kummer nicht anders zu lindern, als durch störrische Verhärtung des Herzens. Mit einem glühenden Eisen berührt er die Wunde und brennt, bis wir ein wüthendes Hohngelächter über den Schmerz erheben. „In regnum fortunae et quidem durum et invictum pervenimus, illius arbitrio digna atque indigna passuri. Quid opus est partes deflere? Tota vita flebilis est". — Das ist kein Trost, das ist Spott, der dem weichen Herzen nicht wohlthut. O könnte ich mich fest überzeugen, daß es eine Unsterblichkeit, ein Wiedersehen mit unveränderter Individualität gäbe! Das wäre die schönste Beruhigung, dann wollte ich das Leben tragen, wie ich im Anfange meiner Liebe die Tage in der Woche trug, bis der Sonnabend kam. Doch das sind nur schöne Träume, wofür nur kaltes Menschenwort mir bürgt. Kommen doch im Frühling auf der Wiese nicht an demselben Fleck die Blumen wieder, wo sie das vorige Jahr standen. Warum haben wir denn ein Herz erhalten, das sich innig an das Schöne schließt, wenn das Schöne wie ein Traum vergeht? Wahrhaftig, das Schicksal hat uns die Empfindung nur aus Spott gegeben.

Am 9. Sept. Gestern Abend ist mein Friede mit Auguste G. vollständig und feierlich abgeschlossen. Rhode gab ein Violinkonzert und ich führte die Hofräthin Tychsen hinein. Die ganze schöne und häßliche Welt war versammelt. Ich trat zu der G., die mich gleich anfangs sehr höflich grüßte, denn sie hat schon lange angefangen, mich zu fürchten und mich deshalb schon seit einiger Zeit zu gewinnen gesucht. Ich verbannte so viel als möglich meine maliziöse Miene, die ich leider, wie man mir versichert, immer im Gesichte tragen soll, und sagte ihr ganz unbefangen tausend Artigkeiten und Schmeicheleyen. Sie sah mich äußerst erstaunt an, und wußte nicht, ob sie mir trauen sollte. Endlich schien sie überzeugt, wollte nun aber die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, das Eisen zu schmieden, weil es warm schien. Soviel ich bemerkt habe, bin ich von jeher der einzige gewesen, der ihren Koketterien nicht allein wiederstanden, sondern sie auch sogar übermütig mit gleichen Waffen angegriffen hat. Nichts mußte ihr schmeichelhafter seyn, als die Hoffnung, mich jetzt endlich zu erobern. Sie fing daher ihr Spiel mit den Blicken an, worin sie es verhältnißmäßig zu eben einer solchen unnachahmlichen Virtuosität gebracht hat, als Rhode im Spiel auf der Violine. Ich blieb indeß bey meiner inneren Ruhe. Sie bedung sich dann im Friedenstraktat einen Brief aus meiner Korrespondenz mit O., den ich ihr nächstens zu überbringen versprach*). Ich traktirte nachher die ganze schöne Gesellschaft mit Bonbons und jeder war zufrieden. Cecilie scheint der Aufenthalt in der Stadt etwas besser zu bekommen, als der auf dem Garten. Wenn sie sich eine Zeit lang allen gesellschaftlichen Verbindungen entziehen wollte, so würde es vielleicht besser werden.

Am 13. Septr. Cecilie scheint meine treue Anhänglichkeit, meine uneigennützige Liebe tief zu empfinden. Wenn sie auch stirbt, ach, es ist nur zu wahrscheinlich, so soll sie doch mit dem Gedanken sterben, daß ich sie bis zum Tode liebte und daß

*) Einst ein vertrauter Freund Schulzes, mit dem er dann in Mißhelligkeiten geraten.

meine Liebe nicht an ihren körperlichen Reitzen hing. Könnte ich doch mehr für sie thun, alles würde ich aufopfern, um sie einen Augenblick lächeln zu sehn, wenn dieses Lächeln auch mir nicht gälte. Sie denkt fortdauernd an ihren Tod und dieses soll bey solchen Krankheiten ein gutes Symptom seyn. Ihre Genesung wage ich indeß nicht zu hoffen, denn für einen Stiefsohn des Glücks, wie ich bin, wäre eine solche Seeligkeit zu groß. Solms kann keine tiefe und innige Liebe in seinem Herzen bewahren. Er hat Cecilien verlassen und sich zu Auguste G. gewandt. Er wird in diesen neuen Ketten für seine Untreue genug büßen müssen. Ich las Cecilien heute Abend etwas vor und sie behandelte mich mit einer himmlischen Güte. Das ganze Haus ehrt mich als einen theueren und theilnehmenden Freund. Trotz meiner heiligen Liebe kann ich aber doch auf der andern Seite meine Eitelkeit und jene Koketterie, die mir durch lange Gewohnheit zur andern Natur geworden, nicht in Schranken halten. Ich spielte während dieser ganzen Zeit eine seltsame Rolle mit Dorette S., einem hübschen, klugen und spröden Mädchen. Wir zanken uns alle Tage, sagen uns mitunter Sottisen und doch bin ich ihr, wenn mich meine Kenntniß des weiblichen Herzens nicht trügt, nicht ganz gleichgültig. Sie reist indeß schon übermorgen wieder ab und so wird sich diese Episode bald endigen. Sie war mir nur ein Gegenstand, um meinen Geist zu üben und zu zeigen. Gestern habe ich auch an die P. geschrieben. Mit Dissen, der die Ferien hier zubringen will, hoffe ich viele interessante Sachen abzuhandeln."

Von demselben Tage datiert das nachstehende Schreiben an Dr. Bergmann in Celle:

„Am 13. September. Eben habe ich Deine lieben Zeilen erhalten und mich gefreut, daß Du wenigstens noch an mich denkst. Ich war in dieser Zeit zu niedergeschlagen, als daß ich diesen Brief*) früher hätte fortsetzen können. Freylich bin ich auch jetzt ebenso wenig heiter, aber die Gewohnheit der Betrübniß hat mir wenigstens eine geduldige Ruhe gegeben. Meine einzige Freude ist, daß ich meine Collegia geschlossen habe und mich also aus dem Sumpfe der Gelehrsamkeit etwas in schönere Gegenden emporheben kann. Du kannst kaum glauben, wie gefährlich eine ewige Beschäftigung mit trockenen, oft geistlosen Studien ist. Der Geist wird gefesselt, er mag sich so viel sträuben als er will. Ich bin so weit gekommen, daß ich mich herzlich schäme, ein Buch zu lesen, das nicht lateinisch oder griechisch ist. Neulich war ich sehr betrübt und verlangte herzlich nach einer recht trostvollen Unterhaltung. Mir standen viele sehr geistreiche und gemüthvolle neuere Bücher zu Gebote, aber ich konnte es nicht über mich gewinnen zu einem derselben zu greifen, und las also lieber Senekas „consolatio ad Marciam." Aber der weiß den Kummer nicht anders zu lindern, als durch störrische Verhärtung des Herzens. Mit einem glühenden Eisen berührt er die Wunde und brennt, bis wir ein wüthendes Hohngelächter über den Schmerz erheben*). Das ist kein Trost, das ist Spott, der dem weichen Herzen nicht wohlthut. Doch still davon; ich will Dir nichts mehr vorklagen. Du bist glücklich, und ich mag keinen Mißton in Deiner Brust erwecken. Schreib mir nur bald einige Worte, ich möchte mich gern an Deiner Sonne erwärmen. Vielleicht komme ich noch am Ende der Ferien auf acht Tage nach Celle. Von dorther will ich mir etwas Heiterkeit holen, um mich auf künftigen Winter zu versorgen. Vor diesem Winter fürchte ich mich sehr, denn ich werde dann wohl den bittern Kelch leeren müssen. Vor einigen Tagen kam der König**) hier durch. Ich mußte ehrenhalber ein Gedicht an die Königin machen. Man wollte auch anfangs eins von mir an den König haben; ich verweigerte es aber. Man reimte daher eine französische Ode, worin der König mit dem Amor verglichen wird. Mit der P. stehe ich noch immer in lauen Verhältnissen. Ich schreibe ihr, weil ich fühle, daß es meine Pflicht ist, sie nicht ganz zu vernachlässigen. Sie besucht mich bisweilen, da sie hier in der Nähe, in Hofgeismar ist. Neulich gestanden wir uns wechselseitig mit Thränen, daß es nicht mehr so sei, wie es war, und daß es nie so wieder werden könne. Wenn wir auch nicht mehr im Stande sind, das zu fühlen, was wir einst fühlten, so daß wir nicht mehr so fühlen können. (?) Ich lege einige Gedichte an Cecilien bey. Adieu, mein Lieber!

Dein

E. Schulze.

Die nächsten Tagebuchblätter lauten:

Am 14. September. Heute nahm ich von Dorette Abschied. Noch in der letzten Minute zankten wir uns bitter und küßten uns dann sehr zärtlich. Bey Tisch empfand ich wirklich eine kleine Beängstigung des Herzens, die ich indeß durch einen burlesken Witz dämpfte. Ich sagte, ich fühle mich recht eng in der Brust, ich wüßte aber nicht, ob diese Bangigkeit von meiner Rührung, oder von den Kartoffeln, die ich eben aß, entstände. Als sie aufgebracht wurde, reichte ich ihr die Hand über den Tisch und beschwor sie mit komischem Pathos, uns nicht als Feinde scheiden zu lassen. Sie möchte schnell einschlagen, denn solche feyerliche Momente wären sehr vergänglich und ich wüßte nicht, ob ich mich je wieder in dieser Stimmung befinden würde. Sie sagte mir eine Bitterkeit und eilte die Treppe hinauf, um auf ihr Zimmer zu gehen. Ich holte sie ein und sagte halb lachend halb wehmüthig: Werden Sie mir denn in diesem letzten Augenblicke nicht vergeben? Sie wandte sich sehr ernsthaft um und sagte: Wollen Sie denn wirklich jetzt schon fort? Als ich es bejahte, reichte sie mir die Hand und gab mir einen süßen und langen Kuß mit einem Blick, der mir sagte: Obgleich Du unerträglich bist, habe ich Dich doch herzlich lieb. So schieden wir von einander, nicht ohne Traurigkeit, während wir uns täglich gegenseitig versichert hatten,

*) Es ist eine Fortsetzung des früher mitgeteilten Schreibens vom 23. August 1812.

*) Folgt das im Tagebuchblatte vom 4. September enthaltene Citat.

**) Hieronymus von Westphalen.

wir wären dazu geschaffen, uns tüchtig zu hassen. Am Nachmittage ging ich mit dem Hofrath Tychsen und dem Professor Harding nach Ellershausen. Die Hofräthin, Cecilie und Adelheit kamen zu Wagen nach. Ich war in einer schlechten und unbehaglichen Stimmung und bloß zum oberflächlichen Scherz, nicht zum interessanten Gespräch aufgelegt. Weil mir jetzt jeder Scherz mit Cecilie Entweihung scheint, hielt ich mich besonders an Adelheit und wir trieben mancherley Possen. Ich habe dieses heitere, kindliche und doch sehr verständige Wesen früher falsch beurtheilt. Sie ist ohne heftige Leidenschaften und scheint deshalb kalt; aber sie hat viel Gemüth, viel Kraft des Willens und viel naive Grazie.

Am 15. September. Cecilie liebt mich; ich habe heute einige tiefe Blicke in ihr Herz gethan. Ich fand sie allein mit der Großmutter zu Hause. Ich sagte ihr, ich wäre gestern nicht gut aufgeräumt gewesen; aber sie bemerkte etwas pikirt, sie hätte mich nie so froh gesehen. Nachher fragte ich sie, ob ich ihr etwas vorlesen solle, und sie antwortete: Adelheit wird bald zu Hause kommen und Sie werden dann Unterhaltung genug finden. Sie ist heiterer als je und eine recht frisch und fröhlig blühende Rose. Ich fragte erstaunt, ob sie glaube, ich wolle mich selbst durchs Vorlesen desennuyiren, und sie bejahte es und fügte hinzu, dieses sey sehr verzeihlich, da sie selbst nicht mehr fähig wäre, mich interessant zu unterhalten. Natürlich bot ich alles auf, ihr diesen Gedanken zu nehmen. Wir geriethen in sehr anziehende Gespräche, worin ihr hoher und herrlicher Geist einige Mahle in seinem vollen alten Glanze hervorleuchtete. Noch nie haben wir früher in unserer Unterhaltung die Liebe ernsthaft berührt; heute kamen wir auf Petrarch und Laura und geriethen beyde über die Heiligkeit und Zartheit, worin Petrarch wenigstens dieses Verhältniß betrachtet, in Begeisterung. Solch eine Liebe ist vorher nie gewesen und wird nie wiederkommen, rief ich aus. Sie wollte dieses nicht zugeben und schien auf unser Verhältniß zu zielen. Nachher sprachen wir von Dante's Beatricen, von der Vergänglichkeit alles Schönen, von der inneren Freyheit des Menschen, die sich durch keine äußere Tyranney niederdrücken lasse und von dem erloschenen Ruhm der deutschen Nation. Ceciliens Geist war bey dieser Unterredung zu sehr gespannt, und weil alle Spannung jezt für sie schädlich ist, lenkte ich zu leichtern Gegenständen über und erzählte ihr endlich von Sophie G.*), die heute mit ihrem Manne hier angekommen ist. Ich bemerkte jetzt eine kleine Regung von Eifersucht bey ihr, die ich indeß bald zerstreute. Sophie G. ist mir jetzt das nicht mehr, was sie mir als Frau von W. war. Ich fand diesen Mittag ein Billet von ihr, worin sie mich schleunig zu sich einlud. Leider kam ich zu spät, sie war schon nach Mariaspring gefahren und als ich heute Abend wieder nach der Krone kam, war sie eben zum Thee nach G's. Es würde mir doch unangenehm seyn, wenn ich sie nicht sähe; einige schöne Erinnerungen würde sie mir immer gewähren, obgleich unser Verhältniß das seltsamste und leichtfertigste von der Welt war. Bey mir lag Eitelkeit und Sinnlichkeit, bey ihr vielleicht bloß Eitelkeit zu Grunde. Später, als ich den platonischen und schwärmerischen Liebhaber spielte und sie in meinen Sonetten vergötterte, schien indeß ihr Gefühl auch etwas mit ins Spiel gezogen zu werden. Vielleicht sehe ich sie noch heute.

Am 17. Septbr. Ich ging schon um vier Uhr nach der Großmutter, um mich nach Cecilien zu erkundigen und neue Lektüre zu bringen. Die Hofräthin und Adelheit machten eben ihre Toilette, um in einen Thee nach Lüders zu gehen. Ich konnte daher nicht bey Cecilien seyn. Ich hielt indeß bis halb sieben Uhr unten bey der Großmutter und einer andern alten Tante muthig aus und hörte mit besonderer Andacht ihren Küchen-, Garten- und Haushaltungsgesprächen zu. Als die Übrigen fort waren, ging ich mit der Großmutter hinauf, Cecilie schien erfreut zu seyn, mich zu sehen. Als wir uns eine kleine Weile unterhalten hatten, bat ich sie, sich aufs Sofa zu legen. Ja, das will ich thun, antwortete sie und dann nehmen Sie Ihren Platz ein und lesen Sie mir etwas vor. Die Ungezwungenheit, womit sie meinen Vorschlag annahm, erfreute mich sehr, denn sonst pflegt sie sich zu sträuben, und es ist ein Beweis von einem vertrauten Verhältnisse, daß sie sich meinethalben nicht genirte. Ich las einige geistreiche Erzählungen von Steigentesch. Ich hatte einen starken Schnupfen und daher eine sehr rauhe Stimme, aber sie forderte dennoch nicht, daß ich aufhören solle. Sie wußte, daß es mich kränken würde, wenn sie verlangte, ich solle meiner eigenen Bequemlichkeit zu Gefallen mir nicht fernere Mühe für sie geben. Solche Beweise von Zartgefühl sind desto rührender, je versteckter sie scheinen. Als ich eine Zeitlang gelesen hatte, sagte sie, ich bedürfe einer Erquickung und troß ihrer Mattigkeit stand sie selbst auf, um mir Wein und Wasser zu besorgen. Mein Herz war unter der Sorge für sie und dem Vergnügen, sie für mich etwas thun zu sehen, getheilt. Ich machte daher nur einen schwachen Versuch, sie zurückzuhalten und gab nach, als sie mir mit innigem Ausdruck sagte: Halten Sie mich denn für so ganz schwach? Sie schenkte mir nachher selbst ein und ich genoß Göttertrank. Die Großmutter konnte sich nicht genug verwundern, daß sie alles dieses durchaus selbst thun wollte, da sie es doch ebenso gut hätte besorgen lassen können. Die gute Frau hat eine gar zu prosaische Idee von der Liebe und kennt keine jener feineren Nüancen des Gefühls, die dem zarten Herzen theurer sind, als überströmender Genuß. Ich hatte Cecilien gesagt, daß der Freyherr von Steigentesch die verdorbenen Seiten des menschlichen Herzens mit glänzendem Geiste und der feinsten Menschenkenntniß zu schildern verstehe, aber auch oft das Gift des höheren Lebens in seine Werke mische. Als ich fortging, bat sie mich, die Bücher wieder mitzunehmen und ihr jedesmahl, wenn ich wiederkäme, nach eigener Wahl daraus vorzulesen. Das

*) Ehemals Frau von W., die sich seither mit einem Hamburger Kaufherrn G. verheirathet hatte

zartfühlende Geschöpf will sich nicht dem Verdacht aussetzen, als sauge sie, wenn ich nicht dabey sey, das Gift ein, wovon ich gesprochen hatte. Verflucht sey die Stimmung, in welcher ich die Berichte vom 27. Junius, vom 1. und 9. August niederschrieb. Wie konnte ich damals so ganz blind für die Schätze seyn, welche dieses herrliche Herz in sich verschließt, wie konnte ich den giftigen Verläumdungen meiner Selbstsucht trauen, da ich mich von dieser Seite doch immer sehr genau gekannt habe? Ich schreibe jetzt an einem Mährchen,*) welches eigentlich die Geschichte unseres Verhältnisses enthält und worin ich ihr auf eine feine Weise meine verschiedenen Verirrungen in meiner Verbindung mit ihr erzählen und ihr zugleich eine vollkommene Ehrenerklärung thun will."

*) Die Dichtung, die bisher als verloren galt, ist kürzlich im Nachlaß aufgefunden worden.

(Ein sechster Artikel folgt.)

Litterarische Notizen.

— Mit einigem Staunen verzeichne ich, daß mir diesmal nur vier Bücher von Dr. Adolf Kohut vorliegen. Da wären zunächst die „Mosaikbilder und Arabesken. Litterarische Spaziergänge, Plaudereien und Skizzen aus Vergangenheit und Gegenwart. (Dresden, Ferd. Pohlmanns Verlag.)" Es ist eine schöne Gepflogenheit deutscher Zeitschriften, zu hundertjährigen Gedenktagen deutscher Dichter und Denker biographische Aufsätze zu bringen und es ist ferner eine Gepflogenheit des Herrn Dr. Kohut, keinen dieser Gedenktage vorübergehen zu lassen, ohne mindestens in einem Blatte ein Lebensläufchen des jeweilig zu Feiernden erscheinen zu lassen: an Biographien und Litteratur-Geschichten, aus denen sich ein derartiger Aufsatz rasch, billig und schlecht zusammenstoppeln läßt, fehlt es ja nicht. Zuweilen vergißt er in der Raschheit der Arbeit betrüblicherweise die nötigen Anführungszeichen zu machen, z. B. S. 108, wo die Schilderung, die uns Bouterweck von Cäcilie Tychsen hinterlassen hat, wiedergegeben wird. Solcher Gelegenheits-Aufsätze werden ja in Deutschland tausende geschrieben, — die meisten freilich sind gottlob etwas besser und gründlicher, als die Kohutschen —, die seinigen aber in Buchform zu sammeln ist eine Eigentümlichkeit des Herrn Dr. Kohut. Diese gedeihliche Thätigkeit nennt er im Vorwort zu diesem Buche: „aus den litterarischen Schachten der Vergangenheit und Gegenwart das reine Gold des Ewig-Schönen, des Edlen und Unvergänglichen hervorzuholen und es zum Gemeingut des Volkes zu machen". Derselben Arbeitsweise verdankt auch Kohuts Buch „Leuchtende Fackeln", Essays und Skizzen (Minden, J. C. Bruns Verlag) seine Entstehung. „Es giebt," sagt er im Vorwort ebenso schön, als bescheiden, „zahlreiche, das Geistesleben der Menschheit bestimmende Faktoren, welche sich in ihrer ganzen weittragenden Bedeutung nur dem Auge des scharfen Beobachters, des mühsam nach Wahrheit ringenden Forschers offenbaren. Mehrere derartige Phänomene von besonders eigenartigem Gepräge und frischer Ursprünglichkeit habe ich nun versucht, in den nachfolgenden Blättern dem Verständnis der Gegenwart näher zu rücken, und ich hoffe, daß diese Lichtbilder das Interesse des Lesers in hohem Grade fesseln werden." Solche Faktoren und Phänomene, die sich dem Auge des mühsam nach Wahrheit ringenden Forschers Kohut geoffenbart, sind: Friedrich der Große, Josephine Gallmeyer, Moses Mendelssohn, Lucrezia Borgia, Wilhelm Camphausen, Savonarola, Marie Geistinger und noch viele andere. Wir scherzen nicht, das ist wirklich der Inhalt des Buches. Noch mehr! — Eine „leuchtende Fackel" ist auch: „Die Lieblingsspeisen und Getränke uncivilisierter Völker" und eine andere: „Der Tanz bei den romanischen Völkern", denn welches Buch immer Herr Kohut in die Hand bekommt, er macht einen Artikel daraus und den Artikel steckt er dann in ein Buch. Zuweilen genügt ihm aber auch ein einziger Artikel, der sich, wenn die „Quellen" genügend fließen, zu einem Buch ausweiten läßt. So hat er zum Beispiel „zum erstenmale versucht", „auf Grundlage der besten und authentischsten Quellen ein Lebens-, Charakter- und Litteraturbild" der Karschin „sine ira et studio zu entwerfen". „Sine studio", das stimmt, im wesentlichen ist die Biographie der Klencke benutzt; „sine ira" ist gleichfalls richtig, mit ungemeiner Liebe sogar hat Kohut Seite um Seite die bekanntesten Gedichte der Karschin kopiert. Und auf Grund dieser Quellenarbeit entstand dann das schöne Werk: „Die deutsche Sappho. Anna Luise Karschin." Ihr Leben und Dichten. Ein Litteratur- und Kulturbild aus dem Zeitalter Friedrich des Großen. (Dresden, Pierson.) — Schließlich haben wir den fleißigen Mann als kühnen Reformator kennen zu lernen: „Gegen den Strom", „Gesellschaftliche Kreuzzüge". (Dresden, Pierson.) „Alea jacta est!" ruft er todesmutig im Vorwort. „Ob freilich dadurch die Gesellschaft gesunden wird? Wer wollte diese Frage bestimmt beantworten?" Ich wag's: ja! sie wird gesunden, wenn sie nur erst aus Kohuts Buch erfährt, daß in Deutschland viel zu wenig Bücher gekauft werden, daß man hier allzugroße Vorliebe für das Fremde hat, daß auch Ordens- und Titelsucht keine berechtigten deutschen Eigentümlichkeiten sind u. s. w. Hören muß sie diese Vorwürfe, die noch nie vorher erhoben worden sind, dann wird sie sich bessern. Nur Eines erscheint mir nicht recht faßlich: wie Kohut gegen die Jubiläen zu Felde ziehen kann?! Worüber will er dann Artikel schreiben und woraus will er seine neuen „leuchtenden Fackeln" formen?! r. g.

— Die wackere „Lese- und Redehalle der deutschen Studenten" in Prag hat es sich nicht nehmen lassen, zur Körnerfeier ein Heft patriotischer Gedichte und Sprüche erscheinen zu lassen. Wir wissen, daß derlei in Prag seine besondere Bedeutung hat, möchten aber doch meinen, daß sich der Körnertag auch dort noch wirksamer hätte feiern lassen, als durch diese Veröffentlichung, die ungebührlich viel wertloses Zeug und ungebührlich wenig Poesie enthält. Singereien wie die eines Heinrich Swoboda oder M. Urban sind dabei schwer zu vermeiden, aber eben darum sollte man den Schwall patriotischer Phrasen nur entfesseln, wenn's unbedingt sein muß. Die bekannten Dichter haben sich spärlich eingefunden, das beste hat Paul Heyse beigesteuert, das schwächste der Poet, dessen Gedicht wie folgt beginnt:

Brüder, laßt im Blut der Reben
Alle unsres Volkes leben,
Die bewirken, daß sein Geist
Sieghaft sich und stark erweist u. s. w.

Das hat nicht etwa der selige Schartenmayer gedichtet, sondern Martin Greif.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck und Verlag von A. Haack in Berlin.

